


3 3433 06828802 0













Historisch-politische Bältter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1846

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben
von
G. Phillips und G. Görres.

Achtzehnter Band.

München, 1846.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Achtzehnter Band.

München, 1846.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Seite

öffentl. Professor an der Universität Freiburg in Breisgau. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. Erster Band 1844. S. VIII. 330. Zweiter Band 1844. S. 639. Dritter Band. Erste Abtheilung. 1845. S. 320. gr. 8.

IX. Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld 120

X. Zeitläufte: 129

Tod Gregors XVI. — Der Radikalismus in Italien und Oesterreichs Stellung. — Die Wahl Pius IX. — Hochherzigkeit der Cardinäle. — Charakter Gregors XVI. Die Generalsynode in Berlin. — Verschwimmende Halbheit im Kampfe mit folgerichtiger Entschiedenheit. — Die acht Commissionen für den Berathungsstoff. — Betrachtungen über ihre Aufgaben. — Die Eröffnungsrede des Ministers Eichhorn. — Hoffnungen des Ministers. — Protestationen gegen die Synode. — Innere Widersprüche. — Zusammensetzung der Synode. — Kirchenregiment und Schirmherrschaft. — Rede des Königs.

XI. Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld. (Schluß.) 147

XII. Literatur: 153

Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph von Görres. Erster Band. XXVIII und 464 S. Zweiter Band. 537 S. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1846. 8.

XIII. Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Zweiter Artikel. 164

XIV. Katholische Betrachtungen über die Rede des Grafen Montalembert vom 2. Juli. (Nachtrag zu den Zeitläuften.) 184

XV. Glossen über Zeitereignisse. (Rom und Frankreich.) . 189

Seite

XVI. Zeitläufte: 193

Schilderhebung des Herrn Ronge gegen die großherzoglich badische Regierung. — Wichtige Erklärung desselben über die politische Stellung der von ihm gestifteten Religionspartei. — Lehrreiche Seitenblicke auf Oesterreich. — Allgemeine Betrachtungen über die politische Zukunft dieser Secte. — Kurzsichtigkeit jener macchiavellistischen Politik, welche ihr Entstehen veranlaßte und beförderte.

XVII. Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika 207

XVIII. Landgraf Philipp von Hessen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. . . 224

XIX. Literatur: 251

Kirchenrecht von Georg Phillips. Zweiten Bandes erste Abtheilung.

XX. Zeitläufte: 257

Bewegung in der Tagespresse wegen der Weissagung des Frater Hermann von Lehnin. — Herr von Bouverot und seine Auslegung derselben. — Unvorgreiflicher Vorschlag: das vielbesprochene Orakel auf zeitgemäße, neue Weise, im Geiste und Geschmack der jungen Critik zu interpretiren. — Ernstliche Meinung der historisch-politischen Blätter über den Werth jener Verse. — Herr V. A. Huber und sein Druckfehler.

XXI. Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika. (Schluß.) 271

XXII. Biographische Studien. I. Johann Trithemius. . . 278

XXIII. Literatur: 287

Ueber die alten und neuen Schulen von J. W. Karl. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846. (Der Erlös zur Erziehung armer Waisen.)

Seite

XXIV. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Diöcese Rottenburg. Erster Artikel. Vom Jahre 1803 bis 1812 . 293

XXV. Bursen und Convicte 309

XXVI. Biographische Studien. II. Johann Maier von Eck . 321

XXVII. Literatur: 527

Der Pauperism in England rc. rc. von L. Th. Kleinschrod. 1845. Regensburg bei Manz.

XXVIII. Nassauische Kammerverhandlungen über katholische Angelegenheiten 330

XXIX. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Diöcese Rottenburg. Zweiter Artikel. Das Provicariat in Ellwangen und der weltliche Generalvicariatsrath 353

XXX. Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der beiden neuen Zeitungen 367

XXXI. Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen. (Schluß.) 385

XXXII. Das Herzogthum Westphalen. Kaspar, Dietrich, Wilhelm und Ferdinand von Fürstenberg. Veranlaßt durch die Westphälischen Schilderungen 396

XXXIII. Briefliche Mittheilungen aus der Diöcese Münster, die Bischofswahl betreffend 406

XXXIV. Zeitläufte: 411

Der Kirchenstaat und die Kirche. — Die Verdummung des deutschen Philisteriums durch die Presse. — Der Kirchenstaat allen Gebrechen weltlicher Staaten ausgesetzt. — Die große radikale Partei in Europa, in den protestantischen und in den katholischen Ländern. — Die Emigrationen. — Die Carbonarie in Italien. — Ihre Angriffe von England und Frankreich aus. — Ihr Streben nach absoluter Herrschaft, blutiger Terrorism. — Die Be-

schwerden des Kirchenstaates. — Erwiederung einer semiofficiellen römischen Schrift in Betreff: der Anstellungen, der Kleinkinderbewahranstalten, der Gesetzgebung, der Gefängnisse, des Armenwesens, der Eisenbahnfrage. — Rückblick auf Gregor XVI. und den Charakter der päpstlichen Regierung im Laufe der Jahrhunderte.

IV. Literatur:

I. Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenracen und des mosaischen Schöpfungsberichtes von Dr. Andreas Wagner, Professor rc. rc. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1845. 435

II. Geographie des Menschen, ethnographisch, statistisch und historisch von Rougemont; übersetzt von Hugendubel; 2 Bände, Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1839. . 438

VI. Biographische Studien. III. Wolfgang Müller 440

VII. I. Briefliche Mittheilungen eines Deutschen aus Amerika 443

II. Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutscher Hand 447

VIII. Landgraf Philipp von Hessen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. (Fortsetzung.) 449

IX. Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem. I. Namen der heiligen Stadt und ihrer Hügel . . . 469

XI. Musikalisches: 478

2) **Vesperae Chorales cum tribus figuralium vocum symphoniis autore Carolo Agricola.**

2) Deutsche Choral-Vesper für zwei gemischte Stimmen, nach den von dem heil. Papst Gregor dem Großen, zu Ende des sechsten Jahrhunderts im ganzen Occidente eingeführten, bisher unübertroffenen acht Kirchentönen in der alten Weise des **falso bordone**, componirt von Karl

Seite

Agricola, Dom-Musikdirector und Domcaplan zu Rottenburg. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

XLI. Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutscher Hand. (Schluß.) 480

XLII. In trau vast! 485

XLIII. Zu den Schilderungen einer westphälischen Feder. (Eingesandt.) 493

XLIV. Wolfgang Menzel's Literaturblatt über die heutigen Kämpfe im Innern des Protestantismus 503

XLV. Landgraf Philipp von Hessen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. (Schluß.) 513

XLVI. Biographische Studien. IV. Johann Georg von Herwart. 542

XLVII. Der Brief des Grafen von Montalembert an die Redaction 548

XLVIII. Zeitläufte: 577

Trübe Aussichten für die französische Schweiz. — Befestigung des radikalen Regimentes im Waadtlande. — Sieg der Revolution in Genf. — Muthmaßliche Folgen desselben für die verbündeten katholischen, für die conservativ-protestantischen Kantone und für die angränzenden Länder. — Rückblick auf die Berufung der Jesuiten nach Luzern, als scheinbar nächste Veranlassung des Zwistes. — Wichtigkeit aller religiösen und confessionellen Fragen für die Politik und Diplomatie unserer Zeit. — Vergleichung mit ähnlichen Zuständen des siebenzehnten Jahrhunderts. — Heutiger Zustand der Auflösung des Protestantismus. — Die „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus“ von Thiersch, als erfreuliches und gleichzeitig betrübendes System desselben. — Charakteristik dieses Systems der Apologetik.

XLIX. Die ewige Stadt und die Malaria 597

Seite

L. Welche Rechte stehen in Kurhessen den sogenannten Deutsch-Katholiken in Ansehung ihrer Religionsübung verfassungsmäßig zu, und soll etwa die Gesetzgebung diese Rechte erweitern? 624

LI. Parallelen 634

LII. Kabinetsstück 635

LIII. Gustav Adolph und Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt 641

LIV. Aus dem Elsaß nach Baden hinüber 648

LV. Literatur:

I. Der heil. Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Von Dr. Fr. X. Dieringer. Köln 1846 654

II. Katholische Blätter aus Tirol. Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung. Vier Jahrgänge 663

LVI. Zeitläufte 668

Bedeutung des communistischen Aufstandes in Bern. — Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Schweiz. — Die Berliner literarische Zeitung und ihre Vermittlung der Extreme. — Nothwendigkeit einer Wahl zwischen dem Guten und Bösen. — Der Reformjude Benfey als Katechumen der Freikirche. — Rupp und der Gustav Adolphs-Verein. — Neueste Geschichte des Letztern. — Aussichten in dessen Zukunft.

LVII. Die Reformation in Straßburg 697

LVIII. Zur Geschichte der protestantischen Missionen 705

LIX. Tirol und seine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche 718

Das katholische Tirol. — Die Inclinanten des Zillerthals. — Bürgermeister Maurer zu Innsbruck. — Separatisten in Ahrn. — Die Familie Spieler bei Schlan-

ders. — Die Allgemeine Zeitung und der conservative Herodes. — Marienfest in Botzen. — Jubelfeier des Concils zu Trient. — Die protestantische Kapelle in Kropfsberg. — Steub's „drei Sommer in Tirol." — Hartwigs Briefe „aus und über Tirol." — Praktische Folgen.

LX. Zeitläufte 74

Das Ende der Republik Krakaus, als nothwendige Folge des jüngsten Revolutionsversuches. — Allgemeine Betrachtungen über den, mit der Nationalität getriebenen Mißbrauch. — Unterschied zwischen Staat und Volksthum. — Ueber die Versuche, das letztere mit dem Staate zu verwechseln. — Anwendung dieser Grundsätze auf die Lage Polens. — Schonung der polnischen Nationalität aber Unmöglichkeit der Wiederherstellung eines polnischen Staates. — Gänzliche Zweckwidrigkeit der dazu gewählten Mittel. — Zweifel an der naturwüchsigen Aechtheit des polnischen Nationalfanatismus. — Widersprüche, in die derselbe mit sich selbst gerathen. — Große Selbsttäuschung, in der die polnischen Auswanderer leben. — Rückblicke auf die Geschichte Polens seit 1830. — Aristokratisch-russische, französisch-demokratische Partei in Polen. — Sieg der letztern. — Gründung der Revolution auf das Princip der Nationalität. — Reaction hiergegen in Rußland. — Russenthum gegen Polenthum und weitere Folgen dieses Kampfes und seines unvermeidlichen Ausganges.

LXI. Die Reformation in Straßburg. (Fortsetzung.) 75

I.

Bedrängnisse der Väter am heiligen Grabe.

Jerusalem um Mitte Januar.

Ich habe Ihnen jüngst über den Bestand und die Hoffnungen der neuen anglikanischen Kirche auf dem Berge Zion geschrieben, und Sie begreifen die Anstrengungen, welche der Protestantismus macht, sich im Morgenlande festzusetzen, wenn er gleich hier bisher eine traurige Rolle spielte. Haben sie doch erst jüngst auch ein neues Episcopat im alten Byzanz gegründet. Welche Thätigkeit entfaltet nun diesem gegenüber die katholische Kirche? Wir leben in Europa so gerne dem Glauben, daß Alles um uns her vorgehe, und von da aus erst weiter sich zu entwickeln beginne. Wer möchte zum Beispiele ahnen, daß, schon ein paar Jahre vor der Gefangennehmung des seligen Erzbischofs Droste, auf einer südlichen Halbinsel in derselben Angelegenheit der gemischten Ehen ein königlicher Hohpriester auf unwürdige Weise wegen der verweigerten Einsegnung in den Kerker geworfen, und noch nach seiner Befreiung zu einer Art Exil im Vaterlande verurtheilt wurde? Ich selber war überrascht, als mir gleich nach meiner Ankunft in Constantinopel die Nachricht zu Ohren kam, es sei ganz kürzlich ein Protestant von einem gewissen deutschen Consulate

mit der Ausschließung aus dem königlichen Schutz- und Unterthanenverband bedräut worden, wenn er seine zu hoffenden Kinder in der Religion seiner katholischen Braut erziehen lassen wolle. Zum Glücke fand sich ein Fragesteller ein, welcher Aufschluß darüber begehrte, ob und seit wann denn dieses preußische Landrecht bestehe? Die Androhung ging nun freilich in Entschuldigung über, und sofort fand die katholische Trauung unbehindert, ja noch unter Abhaltung einer feierlichen Predigt vor einer sehr gespannten Versammlung statt. Wie Manches erlauben sich Beamte wider einen königlichen Willen oft in der Nähe, geschweige erst in der Ferne! Es kömmt aber alles auf den rechten Mann und die schnelle Beachtung der Zeitumstände an; dann wird die katholische Kirche keine Einbuße erfahren.

Was nun ihre Lage in Palästina betrifft, so ist dieselbe zwar keineswegs mehr von der Art, wie in den Tagen Peters des Einsiedlers, wo Europa auch noch ein ungetheiltes Ohr für die Stimme vom heiligen Grabe her hatte; doch immerhin noch so, daß dessen Wächter unglaublichen Drangsalen, namentlich von Seite ihrer weltlichen Unterdrücker, ausgesetzt sind. Die Gefahr wegen des neuen englisch-preußischen Episcopates auf Zion ist allerdings die geringste, und man denkt an Ort und Stelle kaum daran. Jede Religionsgenossenschaft hat das unbestrittene Recht, sich so viel wie möglich, und so weit es mit rechtlichen Mitteln angeht, selbst auf Kosten der andern Confessionen, auszubreiten, um das Princip der Wahrheit nach ihrer Ueberzeugung so allgemein und so siegreich wie möglich geltend zu machen. Diesen Grundsatz der Katholicität trägt jede Glaubenspartei, wenn auch nicht immer gleich klar ausgesprochen, dieß soll ihr auch hier nicht angefochten werden, und sie kann nicht freiwillig sich davon lossagen, sie müßte denn sich selbst aufgeben und auf ihre weitere Existenz verzichten. Jede hat eben damit die Pflicht auf sich, auf ihrer Hut zu seyn, und über die Ihren durch religiösen Unterricht und wissenschaftliche Belehrung und Vertheidigung zu wachen, damit sie bei diesem geistigen Territorialkampfe nicht verliere. In

diesem gegenseitigen Wettringen entfaltet sich das kirchliche Leben, und die Eine und ungetheilte Wahrheit muß sich endlich nothwendig ans Licht stellen. Nur die gegebenen Blößen und Fehlgriffe können hiebei zur Rüge kommen, und hier fanden wir es unbegreiflich thöricht, daß man, anstatt wie bisher, die Juden emancipirend, in ihrem Glauben sich selber zu überlassen, hieher ging, und sie einlud, anstatt wie seit der Zerstörung Jerusalems an ihrem alten Klageorte unter den Ruinen des Tempels zu beten und zu weinen, vielmehr zur neuen anglikanischen Kirche zu kommen, und daß man nun mit goldenen Netzen faule Fische fängt.

Wenn aber eine religiöse Gemeinde durch widerrechtliche Mittel, durch Treulosigkeit und Verrath aus ihrem Besitzthume verdrängt wird, dann muß eine andere Wehr nachgesucht werden. Dieß ist nun mit der Stellung des lateinischen Conventes oder der seit einem Jahrtausend in europäischem Besitze bestandenen Grabkirche zu Jerusalem, und ihrer jetzigen Bemächtigung durch die schismatischen Griechen der Fall, deren Treue ja von Alters her berühmt war. Das katholische Volk unserer Zunge hat nach Jahrhunderten müßiger Ruhe endlich wieder seine Kräfte gesammelt, und will durch die Stiftung einer ewigen Messe am heiligen Grabe Christi für Deutschlands Segen und bleibende Wohlfahrt seinen neuerwachten religiösen und historischen Sinn bethätigen. Wenn die wohlthätigen Stifter darunter die Abhaltung des heiligen Opfers in der Grabkapelle selbst verstehen, so darf ihnen nicht verheimlicht werden, daß dieß bei der gegenwärtigen politischen Lage des Orients und den maßlosen Uebergriffen der von Rußland beschützten Kirche von Tag zu Tag unmöglicher wird. Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß vielleicht auf einige Zeit, und bis zum Eintreten günstigerer Umstände, welche den bedrängten Besitzern ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder gibt, ihre Stiftung in Jerusalem in der Nähe der heiligen Stätte ihre Verwirklichung erhält: da die Wächter der *Terra sancta* aus dem Besitze der heiligen Grabskapelle fast ganz

verdrängt, und mehr und mehr zunehmens mit Gewalt hinausgeschoben werden.

Wie der Titel: König von Jerusalem unter den Nomenclaturen des Imperators zum leeren Schalle geworden ist, so dürfte, ging es so fort, bald auch der Orden der Ritter vom heiligen Grabe, welcher so viele katholische Könige, Fürsten und Edle aus allen Ländern Europas unter seine Mitglieder zählt, nur mehr eine Art historisch-antiquarischer Erinnerung, wie jener der Malthefer, diesen Ehrennamen ohne alle Bedeutung fortführen, und der geheiligte Ort selber, „während sie schliefen," ganz und gar in die Hände der Griechen, oder Armenier und Türken, oder wer sonst immer wollte, übergegangen seyn. Der ganzen Christenheit ist es bekannt, wie, namentlich seit dem letzten Jahrhundert, die heilige Grabkirche auf Golgatha zum Tummelplatze des ärgerlichsten Parteikampfes geworden, und wie gerade da, wo der Menschheit für so theuern Preis der Gottesfriede erkauft wurde, bis zur Stunde der leidenschaftlichste religiöse Krieg herrscht. Lateiner, Griechen und Armenier stehen auf diesem heiligen Boden, die Einen zur Vertheidigung, die Andern zum Angriff in unausgesetzter Fehde sich gegenüber. Aber es hieße doch dem verjährten Besitze und dem Rechte der europäischen Civilisation zu viel vergeben, wollte man sagen, es werde hier von beiden Seiten gefrevelt, und bei gleicher Vertheilung von Recht und Unrecht mit gleichheitlichen Waffen der skandalöse Kampf fortgeführt. Es ist vielmehr ein Krieg der uncivilisirten Roheit und asiatischen Versunkenheit gegen alle Humanität und Erziehung, ein Krieg der Barbarei gegen fränkische Bildung, kurz ein Angriff der unwissenden Morgenländer gegen die überlegenen Europäer, mit allen Waffen geführt, welche die krasseste Ignoranz und der gehässigste Fanatismus an die Hand geben. Man wendet vielleicht ein: die Morgenländer sind ja auch christlich, und sogar nennen sie sich christkatholisch, nur daß sie es nicht mit dem Papste halten. Dieß ist eine der Illusionen, von der man sich nur durch den Augenschein des Gegentheils überzeugen läßt. Aber das

furchtbarste Gottesgericht, zur Strafe für ihre Trennung von der kirchlichen Einheit, ist ihr gegenwärtiger Zustand. Sie sind freilich Christen, in sofern sie sich noch so nennen, aber ihr Christenthum ist von einem christlichen Heidenthume nicht verschieden, ihre Gottesverehrung hat kaum einen Vorzug vor der der Muhammedaner, und es gibt keine Superstition, die nicht bei Hoch und Nieder unter ihnen gehegt und gepflegt würde; ihr ganzes Glaubenswesen besteht darin. Mit der metallenen Stimme von den Thürmen und dem Klange der Orgeln scheint im Orient die Religion überhaupt verstummt zu seyn; der Orient erstreckt sich aber nach der Sprache der Griechen bis zu den Gränzen des alten byzantinischen Reiches, und wo Italien anfängt, erst da beginnt Europa. In der Ferne glaubt man oft Manches, was an Ort und Stelle sich als übertrieben erweist: hier aber ist es gerade umgekehrt, man muß an Ort und Stelle gehen, um eine solche Verkommenheit bei dem eigenen Augenscheine noch glaubhaft und begreiflich zu finden. Freilich, wenn sie sich hundertmal während einer Viertelstunde bekreuzen, und eben so unausgesetzt nach Art der Moslimen den Kirchenboden küßen, wenn dieß das Christenthum und nicht vielmehr den neutestamentlichen Pharisäismus ausmacht, dann sind die griechischen Christen die besten von der Welt. Im übrigen wissen sie gar nichts, die sogenannten Gebildeten unter ihnen nähern sich an der von Europa ausgespieenen Aufklärung, im übrigen kann man gar kein religiöses oder wissenschaftliches Wort mit ihnen führen, und was die Handlungen der meisten betrifft, so scheut sich vor den Kirchenpforten Jedermann vor ihnen. Mit dieser ihrer gänzlichen religiösen Unwissenheit geht natürlich der blindeste Fanatismus Hand an Hand, und wird von ihren gleich erleuchteten Papas eher noch aufgestachelt, als unterdrückt. So z. B. wenn ein Franke den hellenischen Boden betritt, ist der Ruf: „Hebräer! Hebräer! Judas Iskariothi!" der erste Gruß, der ihm von der nachsetzenden Jugend entgegen kömmt. Der Fremde weiß nicht, wie ihm geschieht, er sieht sich vergeblich nach ei-

nem Sohne Israels in seiner Nähe um, bis ihm endlich ein Befreundeter die Aufklärung ertheilt, daß die Griechen alle abendländischen Christen den Juden gleich stellen und wieder taufen, weil sie in der ersten Taufe nur mit Wasser begossen und nicht untergetaucht wurden. Ich rede hier von der Religion, und nicht von der Nation der Griechen, die ja bekanntlich zum großen Theile ausgestorben ist. Ein Geistlicher vom lateinischen Ritus darf sich kaum auf der Straße blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, gesteinigt zu werden, wie mich dessen unsere Glaubensboten aus eigenem Erdulden versicherten. Was will man von einem Volk ohne alle Erziehung?



Wer Rußland gesehen hat, kann von den dortigen kirchlichen Zuständen reden; doch, soll ich aus eigener Erfahrung sprechen, so traf ich in Napoli die Romania die Kirchenfenster eingeworfen, daß die Steine während der Messe am Altare in Stücke brachen, und Niemand darf sich seit einem Jahre an die Reparatur wagen, um nicht augenblicklich dasselbe Schauspiel sich erneuern zu sehen. Ich erinnere mich unter andern, während meiner Reise nach dem Peloponnes im alten Megara, jetzt einer Stadt von noch vier Tausend Bewohnern, Priester getroffen zu haben, die nicht einmal ihre kirchlichen Gesangbücher lesen konnten, sondern sich alles erst von einem, während der jetzigen Regierung besser geschulten Jungen mußte vorsprechen lassen. Das Ganze glich einer bulgarischen Bauernstube, und die Popen selbst sind ohne weitere Vorbereitung aus dem gewöhnlichen Volke genommen und geweiht; und doch brennen sie alle vor Verlangen, ein geweihtes Haupt sich zu ihrem Glauben erheben zu sehen. Ja es gibt Despoten oder Erzbischöfe, die nur ihre Muttersprache verstehen, während der gemeinste lateinische Missionär im Oriente wenigstens zwei, häufig aber auch vier und fünf Sprachen redet. Endlich bei der neulichen Einweihung einer neuen katholischen Kirche in Heraklea wagte kaum einer der Botschafter zu erscheinen, um nicht durch seine Gegenwart den Zorn und Haß der Einheimischen gegen sich und seine Glaubensverwandten heraus-

zufordern. Wenn es so noch in Europa steht, dann stelle man sich erst die Dinge in Asien vor. Hat die Religion die Bestimmung, die Völker zu erziehen und die Menschen vernünftig, tugendhaft und glücklich zu machen, dann mache das morgenländische Christenthum eben so, wie der Islam, dem dieser Charakter ganz und gar abgeht, keinen weiteren Anspruch auf die Ehre, eine Religion zu heißen. Man muß Zeuge dieser Verwilderung, namentlich auf dem Boden Palästinas seyn, um sich eine genügende Vorstellung davon zu machen. Mir stehen die Haare zu Berg, und ich weiß nicht, wie ich ein Wort finde, um ohne Erröthen für den Leser die furchtbare Entweihung der heiligen Stätten zu Jerusalem und Bethlehem durch neue, mehr als heidnische Gräuel in etwas zu schildern. Ich habe das Buch einer der letzten Guardiane vom heiligen Lande vor mir liegen, das vor dreißig Jahren als ein Hülferuf an die Mächte Europas veröffentlicht wurde, und worin er unter andern mit Entrüstung, namentlich auf den heillosen Aberglauben der schismatischen Pilger, zu sprechen kömmt, daß ein Mensch, welcher in der heiligen Grotte der Geburt sein Lebenslicht empfange, zum wahren Glückskinde vom Himmel bestimmt sei, und wie dieser Aberglaube sie veranlasse, diesen Ort zu einem neuen Adonistempel umzuschaffen.

Die Augen Europas waren seit langeher auf andere Dinge gerichtet, so daß man von diesen irreligiösen Zuständen im Oriente keine Kunde nahm, und es wird die andeutungsweise Umschreibung dieser Heillosigkeiten unglaublich erscheinen; aber nachdem ich selber, von anderen aufmerksam gemacht, die Kirche der heil. Helena zu Bethlehem zu einem Orte aller Unflätereien machen sah, und nun noch das Zeugniß eines solchen Mannes vor mir habe, kann ich natürlich an der Möglichkeit dessen hier zu Lande nicht mehr zweifeln. Nicht weniger arg geht es an dem anderen Hauptfeste der Christenheit, zu Ostern, wegen des Spektakels mit dem heiligen Feuer in der Grabkirche zu, und es wäre Noth, wie man mir allgemein sagt, seine

Anwesenheit bis auf diesen Zeitpunkt zu verlängern, weil der Thatbestand über alle Beschreibung geht. Abgesehen davon, daß die griechischen Papas nichts thun, um der Volksmeinung entgegen zu treten, als ob das jährliche Osterfeuer regelmäßig vom Himmel komme, indem sie diesen Wahn zur Befestigung ihres Ansehens wenigstens stillschweigend begünstigen: so sind sie auch weit entfernt, den damit zusammenhängenden Unfug abzuwehren. Alsdann pflegen nämlich die Pilger unter höllischem Lärmen und Toben kopfunter, kopfüber Feuerräder um die Grabkapelle zu schlagen, sich auf die Schultern zu springen, um der Scene näher zu seyn, und mit bacchantischem Gebrüll nach dem heiligen Feuer zu schreien. Ist dieses endlich erschienen, so stürzt nicht nur einer über den andern, um zuerst seine Fackel anzuzünden, und rennt damit wie besessen durch die Grabeskirche, sondern sterile Frauen machen davon, Angesichts des Volkes, einen Gebrauch, den ich nicht andeuten kann. Ueber diese Sacrilegien ist unter allen hiesigen Franken nur Eine Stimme, und über die Orgien, welche dabei die Nacht hindurch nicht nur auf den Gallerien, sondern an dem heiligsten Orte, noch bis auf das allerletzte Jahr herab vorgingen und vorgehen, können Sie lebende Zeugen in Menge vernehmen. Der Pascha selbst, welcher herkömmlich von den Gallerien herab Zeuge dieser Unsitten ist, äußerte bei dem Anblicke des ganzen Scandals zu seiner Umgebung: Cela me fait l'effect du Robert le diable, representé de la grande Opéra de Paris.

Ich meinerseits glaube gewiß alle einzelnen Begebenheiten der Evangelien-Geschichte; doch keine Thatsache kömmt mir jetzt, da ich selber im gelobten Lande mich befinde, eindringlicher zur Ueberzeugung, als daß der Heiland beim Antritt seines Lehramtes im Tempel eine Geißel aus Stricken flocht, und dieß ganze schamlose und verworfene Gesindel aus dem Heiligthume trieb, welches sie so furchtbar entweihten. Nichts wäre auch zur Stunde nothwendiger, als ein solches Verfahren; doch hier hat man den Spiegel vor Augen, wohin

ein seit Jahrhunderten im „Naturzustande" befindliches, verwahrlostes Volk kömmt, das bei seinen sonstigen Anlagen mit einiger Education vielleicht Großes leisten, und bedeutende Männer aus seiner Mitte hervorbringen würde. So sind die religiösen Gegner beschaffen, welche pochend auf den Schutz eines übermächtigen Protectors, und auf eine, den Römisch-Katholischen wenigstens um die Hälfte überlegene einheimische Bevölkerung vom morgenländischen Ritus, bei der Gleichgiltigkeit der europäischen Christenheit gegen den Nothruf vom heiligen Grabe her, die lateinischen Väter mit zunehmender Ausschließlichkeit aus dem Besitze des größten Theiles ihrer Heiligthümer verdrängen. Es liegt außer den Gränzen dieser Abhandlung, die unausgesetzten Feindseligkeiten und Verfolgungen der abendländischen Hüter der heiligen Grabkirche durch die orientalischen Papas im Laufe der Jahrhunderte in's Einzelne auseinander zu setzen; um dieß zu thun, müßten wir ein Buch von vielen Bänden schreiben.

Bekannt ist, daß die Kreuzzüge großentheils durch den Verrath der schismatischen Morgenländer so unglücklich ausfielen. Seitdem haben nun schon sechshundert Jahre lang die Jünger des seraphischen Franziskus im Namen Europas die Vertheidigung der christlichen Sanctuarien übernommen. Ja wäre es ein gegenseitiger Wetteifer um die größere Verehrung des Erlösers an den geweihten Stätten, dann würde der Streit sich friedlich beilegen lassen, und die Geschichte würde den Mantel der Liebe darüber breiten: so aber ist es ein unversöhnlicher Rachekrieg seit jenen Zeiten her, wie dieß die Griechen noch vor einem Menschenalter durch die Zerstörung der Grabmäler der Könige von Jerusalem unverholen genug bewiesen, und dieß geht so weit, daß die lateinischen Väter sich noch glücklich preisen müssen, daß die Türken, ihre Unterdrücker, sich in den Besitz der Schlüssel des heiligen Grabes gesetzt haben, um ihrerseits nicht gänzlich davon ausgeschlossen zu werden. Die Franken hatten das heilige Land den Händen der Ungläubigen entrissen, sie hatten namentlich die Grabkirche

erbaut. Noch mehr, im Jahre 1342, fünfzig Jahre nach dem Falle von Ptolemais, der letzten abendländischen Besitzung aus den Eroberungen der Kreuzritter, kaufte König Robert von Sizilien und seine heilig geachtete Gemahlin Sanchia von den Sultanen Aegyptens für die ungeheure Summe von vierzehn Millionen sämmtliche Sanctuarien, so daß demnach die Europäer nicht bloß als Eroberer, sondern gemäß Abtretung und förmlichem Vertrage deren Besitze anzusprechen haben, und neunhundert noch jetzt vorhandene, und bis auf die Gegenwart herabreichende Fermane garantiren denselben den frommen Vätern für immer. Aber es ist mit einem Ferman, wie ich Ihnen neulich schrieb: so bald er bezahlt ist, hat er seine Bedeutung im Wesentlichen verloren, und einzig die Bestimmung, durch einen anderen verdrängt zu werden.

Es finden sich Tausende von Urkunden im Archive des Convents zu San Salvatore, welche seit undenklicher Zeit all die Intriguen und Gewaltthätigkeiten der Schismatiker, im Einverständnisse mit den erkauften Paschas, documentiren, um die rechtmäßigen Besitzer aus ihrem Eigenthume zu werfen: aber es gehören Jahre dazu, um die Actenstöße zu einer historischen Darstellung all der Chikanen und Insulte durchzuarbeiten. Ich hebe beispielsweise nur ein Blatt ab, welches zufällig vom Jahre 1757 handelt, und folgende Details enthält.

In der Nacht vom zweiten auf den dritten April vor Palmsonntag machten fünfhundert Griechen einen tumultuarischen Ueberfall auf die heilige Grabkirche, ein Pilger verlor dabei sein Leben, zwanzig andere wurden schwer verwundet, und nachdem man allen Widerstand überwunden, sofort zur Plünderung geschritten. Was von Weihgeschenken in Gold und Silber von der Hand der europäischen Monarchen vorhanden war, wurde zertrümmert und zerschlagen: darunter befanden sich drei goldene Lampen; die eine von dem Könige von Sizilien, die andere von Spanien, die dritte von Kaiser Karl VI.

aus Deutschland nach Jerusalem gesendet; alle drei zugleich mit kostbaren Edelsteinen verziert. Sodann vier Seraphim, wieder Geschenke vom Könige beider Sizilien, und von einer Arbeit, die allein fünfzig Tausende kostete. Ferner ein großer silberner Candelaber von wunderbarer künstlerischer Vollendung: darin befanden sich, über Fuß groß, die silbernen Statuen der zwölf Apostel. Das Ganze war ein Geschenk vom Großherzog von Toskana, und wurde jetzt zertrümmert; ein ähnlicher Leuchter von Philipp III. von Spanien aber bloß gestohlen. Ebenso verschwanden sechs silberne Candelaber, die aus dem fernen Indien gekommen waren; fünf weitere aus Portugal hingen zum Glück zu hoch, und konnten nicht erreicht werden. Dafür wurden die golddurchwirkten Damastzeuge mit schweren Gallonen aus demselben Lande, nebst allem, was zu Handen stand, zerstückt und zerrissen, und der Gold- und Silberwerth auf dem Markte vertändelt.

Das alles war das Attentat einer Nacht; der Pöbel von damals fand sich bei dieser Verwüstung befriedigt. Nun halten wir aber hiezu noch eine Begebenheit aus unsern Tagen. Am Morgen des 12. Octobers 1808 fand bekanntlich der Brand der heiligen Grabkirche statt, und die abendländische Christenheit erlitt dadurch einen nicht viel minderen Verlust, als durch den Brand der Paulskirche in Rom. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen, wie das Feuer ausgekommen, und noch herrscht in Europa der entschiedene Zweifel, ob nicht die Böswilligkeit derer dabei im Spiele gewesen, die daraus den endlichen Vortheil gezogen; indeß aus der unparteiischen Darstellung des obigen Guardians und Präsidenten der Terra santa ergibt sich folgendes Resultat: Frühe nach drei Uhr fing der hölzerne Altar der Armenier auf den Gallerien mit den flockigen Gardinen am Lichte der Altarlampe Feuer, die Flamme verbreitete sich schnell nach dem Calvarienberge hin, und schlug gleichzeitig in die Kuppel über dem heiligen Grabe, die, von kostbarem Cedernholze nach Weise der Helenakirche in Bethlehem erbaut, bald wie ein glühender Ofen in

der ganzen Runde brannte, so daß das geschmolzene Blei vom Dache niedertropfte, bis zwischen fünf und sechs Uhr die von kostbarem Cedernholz gewölbte Kuppel einstürzte, und ein paar Balken selbst die Todtengruft des Erlösers beschädigten. Was von der früheren Plünderung noch übrig war, vorzüglich Bilder von großem Werthe, wie die Dolorosa, Zacharias, das Opfer Abrahams, und besonders eine Kreuzigung; sodann kostbare Tapeten aus Frankreich mit der Auferstehung, der Erscheinung Christi vor Thomas und Magdalena, so wie andere ähnliche aus Portugal, die alle um die Grabkapelle hingen, und von deren ausgezeichnetem Werthe man sich noch durch ein kleines Fragment über der Krippe zu Bethlehem, die Anbetung der drei Könige vorstellend, überzeugen kann, gingen bei diesem Brande verloren.

Es war damals eine unglückselige Zeit für Europa. Die Mächte alle kämpften um ihre Selbstständigkeit mit dem französischen Soldatenkaiser. Spanien, das im Verein mit dem jetzt ganz und gar erschöpften Portugal ursprünglich mehr als die Hälfte der Subsistenz der Ordensväter am Grabe des Herrn bestritten hatte, lag in dem Augenblicke mit Frankreich im verzweifelten Kriege um seine eigene Subsistenz, und hatte schon vorher seine Beiträge zum heiligen Grabe auf ein Viertheil des Früheren reducirt, nachdem schließlich noch Philipp IV. 70,000 Skudi für die Restauration der heiligen Orte angewiesen hatte. Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte aufgehört zu existiren. Oesterreich war, seit Kaiser Joseph, zu dem heiligen Lande in ein ganz eigenes, geradezu feindseliges Verhältniß getreten, dessen Nachwirkungen sich auch noch später fühlbar machten, hielt jetzt seine Finanzen kaum noch für den Kriegsbedarf in Ordnung. Die rheinischen Churfürsten waren verschwunden, alle andern katholischen Herrscher im eigenen Lande beschäftigt, und hatten keine Zeit, ihre Blicke nach auswärts zu werfen, oder den Hülferuf vom Oriente her zu vernehmen. Dieß galt namentlich von Bayern, dessen Herzoge übrigens schon seit der ältesten Zeit unter den Wohlthätern

des heiligen Landes einregistrirt stehen. Polen, das früher nicht Unbedeutendes für das heilige Grab gethan hatte, sah seine Selbstständigkeit schon geraume Zeit dahin. Von England war natürlich seit Heinrich VIII., der noch wenige Jahre vor seinem Uebertritte zur Reformation jährlich tausend Skudi Unterstützung zugesichert hatte, nichts mehr zu hoffen. Der Papst selbst lag in Gefangenschaft, und die übrigen Fürsten Italiens hatten großentheils ihre Throne eingebüßt, so Savoyen, Toskana und Neapel, und von einer Republik Venedig, die früher so großen Antheil an dem Oriente nahm, war fürder nicht mehr die Rede. Die Väter der Terra santa, auf diese Weise fast gänzlich verlassen, hatten kaum noch zu essen, und nicht weniger mit Noth und Elend in ihren Zellen, wie außerhalb gegen ihre erbitterten Glaubensfeinde zu kämpfen.

Diesen Augenblick benützten die Griechen, um durch ihr Geld und ihren Einfluß bei der Pforte auch die heilige Domäne der Grabeskirche in Jerusalem, die bisher fast einzig noch das Eigenthum der Franken geblieben war, indem nur den Georgianern die Benützung ein oder des anderen Altares zu ihrem eigenen Dienste zustand, in ihre Gewalt zu bekommen.

Schon im Jahre 1632, während jener anderen traurigen Kriegsperiode im Abendlande, hatten die Griechen einen von den drei Schlüsseln zu dem Sanctuarium, so wie einen zur Helenakirche in Bethlehem an sich gebracht; vier Lampen konnten sie über dem Salbsteine in der Grabkirche anzünden, drei Bögen auf den Gallerien hatten, wie oben erwähnt, dir Armenier sich angeeignet. Sultan Murad sprach jedoch nach altem Rechte das Eigenthum ausschließlich den Franken zu. Wie ganz anders steht es nun! Vor achtzig Jahren hatten die Frankenpapas, nämlich die Franciskaner, noch ganz allein die heilige Grotte zu Bethlehem inne; jetzt dürfen sie am Altare der Geburt Christi nicht Eine Messe im Jahre mehr feiern. Nur der silberne und vergoldete Stern daselbst bewahrt mit der lateinischen Inschrift: Hic pro hominum salute Jesus Christus natus est, noch das Andenken

an die vormaligen und noch jüngsten Besitzer, nicht zum geringen Aergernisse der jetzigen Eindringlinge; ja die lateinischen Väter sehen sich gezwungen, zur Pilgerzeit fortwährend einen Wächter an der heiligen Stätte zu halten, damit dieß bereits stark gelockerte und beschädigte Eigenthum nicht gänzlich vom Boden gerissen, und hiemit auch die letzte Erinnerung an die Herrschaft der Abendländer daselbst verschwinde. Ja eben mit dem heurigen Jahre haben die schismatischen Popen bereits Schwierigkeiten erhoben, den Franciskanern auf dem zweiten Altar an der Krippe öfter als zweimal die tägliche Darbringung des heiligen Opfers fernerhin zu gestatten. Die Kirche und das Kloster im sogenannten Hause des Kaiphas, so wie die Jakobskirche, nach dem Grabtempel die schönste in der Stadt, beide auf dem Berge Zion gelegen, und letztere ein uraltes Eigenthum der Spanier, waren in der Hoffnung auf eine beständige Union von Rom aus den Armeniern abgetreten worden, und sind jetzt im Besitze der Schismatiker. Das Grab Davids mit dem Cönakulum auf demselben Berge Zion, einst unter der Hut der P. Augustiner, wo der heilige Franciskus, der ja selber im Jahre 1264, wie später auch Ignatius, nach dem gelobten Erdreiche gepilgert, und damals dem Sultane Aegyptens die bekannte Glaubensprobe freigestellt hatte, darnach im Stillen seine ersten Jünger mitten unter den Ungläubigen ansiedelte, ist jetzt im Besitze fanatischer Türken, und der Europäer, welcher dahin kömmt, gewärtigt auf infame Weise mit dem Stocke hinausgetrieben zu werden, wie dieß erst vor acht Tagen vierunddreißig Franzosen, trotz des entrichteten Bakschisch, erfuhren, als sie an dem Orte, wo der Herr das allerheiligste Abendmahl eingesetzt, einen Hymnus anzustimmen wagten. Aus der Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge, so wie aus der großen und schönen Sanct Annakirche in der Nähe des Stephansthores, vordem im Besitze österreichischer grauer Nonnen, sind nun Moscheen geworden; weil sie aber von den Moslimen nicht mehr benützt wird, ist es in der ersteren am jährlichen Festtage selbst den

Christen noch erlaubt, darin zu celebriren. Dagegen ist die Kapelle der Madonna an der Via dolorosa von den Türken vermauert. Aus der alten Ordenskirche der Johanniter haben die Türken, zur Schmach für das ganze fränkische Ritterthum, nun — einen Schindanger gemacht, wo vielleicht an vierzig Cadaver liegen, und das Blut einen halben Fuß tief steht und stockt, so daß man nicht ohne Ekel und Grausen an dem Orte vorüberpassirt, wie es namentlich auch in allen Gassen von Nazaret der Fall ist. Der unterirdischen Grabkirche der heiligen Jungfrau am Fuße des Oelberges, einst den Benedictinern zugehörig, und wahrhaftig ein Dom zum Beten, eine ergreifende Stätte, ja eine königliche Gruft, wie man sie nicht herrlicher denken könnte, haben erst im Jahre 1775 die Griechen sich bemächtigt, indem sie, weil Wasser eingedrungen und durch den erweichten Felsen ein Theil verschüttet war, die Reparatur und damit das ganze Heiligthum an sich rissen, so daß jetzt die von allen Seiten im Stiche gelassenen Franciskaner nicht einen Fuß mehr darin haben. Im Angesichte alles dessen kann ich es einem wackeren, jüngst angekommenen amerikanischen Reisenden nicht verargen, wenn er mit Entrüstung seines Ehrgefühles zu mir sprach: „Ich würde mich schämen, ein Europäer zu seyn, und diesen Raub und die gräuelvolle Verwüstung der heiligen Stätten geduldig mit anzusehen.“ Aber — meine Schuld ist es nicht, daß dieß der Stand der Dinge ist; als meine und eines jeden Pilgers Pflicht erachte ich es nur, von der jetzigen schmählichen Lage Palästinas Europa nach Möglichkeit zu unterrichten, und ohne Furcht und Haß alles zu schreiben, wie ich es gefunden, und wie es Jeder finden wird. Doch hören Sie nun, was in unsern Tagen mit der zur Hälfte niedergebrannten Grabkirche des Erlösers weiter zugegangen.

Im Laufe des Jahres 1809 erwirkten die Griechen, wiewohl sie sich des ungestörten und alleinigen Besitzes der Magdalenen-, so wie der Johanneskirche neben dem heiligen Grabe erfreuen, ja im Ganzen nicht weniger als fünfzehn Monasterien

und Klosterkirchen hier besitzen, durch Bestechungen der Pforte einen Ferman, welcher dahin lautete: „daß denjenigen, welche dem Brande Einhalt gethan, auch das Recht der Wiedererbauung auf ihre Kosten ausschließlich zustehen sollte." Dieß war ein falscher Vorwand von Seite der Schismatiker; in Wahrheit aber waren nur die in Jerusalem wohnhaften, oder eben anwesenden Franken hülfreich zugesprungen, alle anderen ließen, wie es hier zu Lande zu geschehen pflegt, es eben brennen, so lange es brannte, und nach sechs Stunden, als alles Holzwerk verzehrt war, erlosch das Feuer von selbst. Während des Brandes selbst war im Grabgebäude nur der Guardian des lateinischen Convents nebst seinem Sacristan zurückgeblieben, welch letzterer noch eine silberne Büste der Madonna addolerata mitten aus den Flammen vom Calvarienberge rettete, während Griechen wie Armenier, welche zum Dienst der Incension u. s. w. sich im Innern befanden, sich durch das Fenster eines Türken geflüchtet hatten. Nur der Guardian der letzteren büßte, als er eine hier deponirte Summe Geldes aus dem Heiligthume in Sicherheit bringen wollte, unter dem Sturze der Decke und dem geschmolzenen Blei das Leben ein; daher anfänglich die Sage sich verbreitete, er habe das Feuer angelegt und sich dann aus dem Staube gemacht, bis der letztgenannte Frater seine Gebeine unter den Trümmern fand. Umsonst protestirte der Padre Reverendissimo gegen den erwähnten Ferman; der kaiserliche Internuntius, B. v. St., dessen Wirksamkeit im Orient schon fast dem vorigen Jahrhundert angehört, richtete nichts aus, indem der Großvezir erklärte, weil die Griechen unter Kaiser Constantin und seiner Mutter die Kirche ursprünglich erbaut zu haben behaupteten, müßte diese auch den Griechen gehören; zudem könne man ohne den französischen Botschafter hierin nichts thun. Umsonst wendete der Präsident der Terra santa dagegen ein: „Constantin sei ja nicht der Kaiser der Griechen, sondern des ganzen römischen Reichs gewesen, und habe vielmehr vom Abendlande aus das Morgenland unterworfen, und darauf

seinen Sitz nach Constantinopel verlegt; auch müßten nach der obigen Consequenz die Osmanli eben so die Sophienkirche an die Nachkommen ihrer ersten Erbauer herausgeben. Sodann sei Oesterreich so gut Protector des heiligen Landes, wie Frankreich.“ Gleichviel! ein Türke macht sich nie auf eine Einwendung gefaßt, nur die Willkühr macht die Richtschnur.

Am 31. Juli 1809 begannen die Griechen vor der heiligen Grabkirche eine Pforte zu setzen und einen Verschlag aufzurichten; am 7. August wurde bereits mit dem Neubau begonnen, und damit in Eile ohne Weile, aus Furcht vor einem Gegenferman, fortgefahren, und das Ganze in Jahresfrist vollendet. Im Grunde war der Grabdom freilich nur einer Restauration im vorderen Chore bedürftig; hier waren die in drei Gallerien übereinder gestellten Säulen; alle aus einem Stücke, mit ihren Bögen zum Theile noch stehen geblieben, wobei die Wandstreifen zwischeninne mit kunstreicher Mosaik ausgelegt waren; nur das Deckengewölbe mußte neu gemacht, und die Altäre mit allen Kirchenmobilien wieder hergestellt werden. Dafür errichteten nun die Schismatiker Pfeiler statt der Colonnen, angeblich zur größeren Festigkeit, in der That aber, um jede Spur des früheren Baues zu vernichten; und so ruinirten sie ungleich mehr, als selbst der Brand geschadet hatte. Die alten Säulen sind nun eingemäuert, und darüber ohne Kunst und Stil eine Kuppel gelegt, welche großentheils mit dem geschmolzenen Material des vorigen Bleidaches auf's neue mit dünnen Platten von außen bedeckt wurde. Die Grabkapelle selbst, welche eigentlich den Hochaltar der ganzen Kirche bildete, und zur allgemeinen Verwunderung, mit Ausnahme der halbverbrannten hölzernen Kapelle der Kopten, hinterhalb nur wenig Schaden genommen, wurde unnöthiger Weise umgebaut, bloß um alle Inschriften und Denkmäler der Franken im Innern und von außen zu entfernen. Selbst das Bild der Auferstehung über dem Grabe, das, obwohl in Seide gewebt, von den züngelnden Flammen unter dem Schutte wundervoll erhalten und unversehrt geblieben war, mußte den Platz

räumen. Aber unfähig, etwas Besseres, oder nur einigermaßen Aehnliches in der Skulptur und Malerei hervorzubringen, setzten sie z. B. ein Relief, die Frauen am Grabe vorstellend, alle ohne Antlitz, an die Stelle. Das jetzige Gemälde des Auferstandenen aber ist, milde gesagt, bäurisch und unausstehlich anzusehen. So hieben sie auch zwei Drittheile von dem Naturfelsen in der Engelskapelle, wo nämlich der heiligen Sage nach der Engel gesessen, und überkleideten alles neu. Inzwischen umgaben sie den Raum mit einer hölzernen Planke, verweigerten den römischen Religiosen den Zutritt zur Räucherung; sie selber gingen nach Belieben ein und aus, und öffneten einzig ihren Pilgern die Thüre. Eben so barbarisch verfuhren sie mit ihrer Restauration des Calvarienberges, schlugen die Mosaiken und lateinischen Inschriften von der Decke und den Wänden, worunter sich selbst die Bilder Constantins und der Helena, und gegenüber die Madonna mit den zwölf Aposteln befanden, und brachten dafür Malereien aus der Leidensgeschichte an, von deren Zeichnung und Schönheit man sich einen Begriff machen kann, wenn ich Ihnen bemerke, daß darauf die Köpfe durchschnittlich wie eins zu fünf im Verhältniß zum übrigen Körper stehen. Die Mosaikbilder in dem Felde der Spitzbogen über den beiden Eingangspforten scheinen schon früher durch Vernachlässigung dem Ruine preisgegeben worden zu seyn. An dem Orte aber, wo das Kreuz gestanden, und wo man noch zwanzig Fuß tief hinab den gespaltenen Felsen sieht, wurde der vorige römische Titel hinweggenommen, und durch eine Platte mit dem russischen Doppeladler ersetzt, so daß nun der fromme Pilger ohne Ahnung neben dem Bilde des Gekreuzigten die Insignien der nordischen Despotie und des Cäsaropapismus küßt. Aber um den begonnenen Raub und das Werk der Zerstörung zu vollenden, unternahmen sie, das ganz innere Quadrat der Kirche zwischen den vier Pfeilern, welche die mittlere Kuppel tragen, zu einer großen Kapelle für sich abzumauern, wo nun die

schweren eisernen Kronleuchter von demselben Rußland hängen, und worin der Priester dem vorigen Altar den Rücken zukehrt — so daß der Grabdom hiedurch den Charakter einer Kirche verloren hat, und ohne eine freie Stätte zum Anblick in lauter Kapellen zerstückelt ist. Doch hier standen die Grabmäler der alten Könige Jerusalems, die ehrwürdigen Sarkophage eines Gottfried von Bouillon und Balduin, die den Schismatikern längst ein Stein des Anstoßes waren. Darauf waren nach dem Berichte, den ich noch von Augenzeugen habe, ringsum kleine Säulentempel mit Figuren ausgehauen, aus welcher Schilderung man leicht die mittelalterliche Arbeit erkennt, wie sie an vielen andern Monumenten in unsern gothischen Domen sich findet. Jetzt nahmen die Griechen diese Denkmäler des Sieges und der Ehre Europas, und schlugen sie, um dem Vandalismus die Krone aufzusetzen, in Staub und Stücke, so daß von da an bis jetzt seit fünfunddreißig Jahren nicht eine Spur davon übrig ist. Man sagt, sie seien mit vermauert worden, oder, wo nicht, im Convent der Griechen verborgen; andere, und auch unser gedruckter urkundlicher Bericht geben an, sie seien mit dem Schiffe, welches diese und andere Kostbarkeiten, unter andern auch ein Stück vom Felsen von dem heiligen Grabe, nach Constantinopel bringen sollte, verunglückt, und lägen nun in der Tiefe des Meeres begraben. Genug, daß jede Hoffnung verschwindet, die Asche der ruhmvollen lateinischen Könige wieder aufzufinden und würdig beizusetzen; denn was man jetzt wie zum Spotte als die Grabmäler Balduins und des Königes zeigt, der es verschmähte, da, wo Christus Haupt mit Dornen umwunden ward, eine goldene Krone zu tragen — das sind nur die alten Steinbänke der Seitenkapelle, und nichts weiter. Gleichzeitig verschwanden natürlich auch die Panzer der Könige Philipp von Spanien und Philipp von Burgund, die über derselben Stelle gehangen; wer konnte die Demolirung hindern? Ein Frater des lateinischen Convents, der Sacristan Manuel Sabatel aus Va-

lenzia, welcher herzusprang, und sich mit den Schismatikern in ein Handgemenge einließ, um die Zerstörung auf dem Golgathafelsen zu hindern, wurde so geschlagen, daß er, obwohl ein Mann von großer Rüstigkeit und erst vierzig Jahre alt, schon drei Tage darauf seinen Geist aufgab. Gleich schlimm erging es einem Bruder, welcher sich den Schismatikern widersetzte, als diese im October 1811 den Brunnenstein mit der römischen Inschrift von der Cisterne im Hofe zerschlugen; und erst vor acht Jahren wurde einem anderen, welcher in der Magdalenakapelle eine Ausbesserung mit dem Pinsel vornehmen wollte, die Leiter unter den Füßen weggezogen, daß er sich beinahe todtgestürzt hätte.

Europa hatte damals in Mitte seiner Kriege keine Zeit, diese schmählichste Unbill, die ihm je widerfahren, zu rächen, und später, als Friede ward, vergaß es völlig der Mahnung. Zwar hatte General Sebastiani, Frankreichs damaliger Geschäftsträger in Constantinopel, bald darauf bei Hattischerif ausgewirkt, und unter dem Siegel der hohen Pforte das Versprechen erhalten, daß die Grabkirche mit den Heiligthümern wieder den vorigen Besitzern eingeräumt werden sollte. Aber wie ein entgegengesetztes Urtheil in erster Instanz immer auch eine zweite Appellation nach sich zieht, so zögerte sich auch hier der Vollzug hinaus. Napoleon übersah bei seinen folgenden Feldzügen, seiner Forderung weiter Nachdruck zu geben. Hätte er das nordische Reich überwunden, sein nächster Schritt wäre gewesen, mit der Pforte anzubinden, und die Türken aus Europa zu verjagen. Ueber Palästina vordringend, hätte er seinen Zug gegen die Britten in Indien vollendet, und den Franken ihr altes Ansehen im Oriente wieder erobert, was ihm im Beginne seiner Laufbahn auf dem Zug nach Aegypten mißlungen war. So aber wurde der Hattischerif bei Seite gelegt, und der Vollzug blieb bis auf diese Stunde aufgeschoben. Darum veröffentlichte der Präsident der Terra santa, Don Manuel Garzia im Jahre 1814 in einem Buche in spanischer

Sprache unter dem Titel: Direchos legales y estado de tierra santa, einen Hülferuf an die Mächte Europas, der jedoch unbeachtet blieb, bis auf diese Stunde.

(Schluß folgt).

II.

Verfolgung wider die katholische Geistlichkeit im niederländischen Indien.

Niederland hat im indischen Archipelagus große und reiche Colonieen, aus deren Ertrage dem Staatsärar und den Börsen der in Indien befindlichen Beamten gar beträchtliche Summen zufließen. Selbige befinden sich besonders auf den Inseln Borneo. Sumatra, Macassar, den Molukkos und Java. Letztere Insel hat Niederland ganz in seinem Besitze. Obwohl die Inländer ihre eigenen Fürsten haben und nach eigenen Gesetzen zu leben scheinen, ist doch die Obergewalt in Händen von Niederland, welches dort auf despotische Art den Scepter schwingt. Die niederländischen Staatsmänner haben zum Grundsatz angenommen: unsere Gründung im indischen Archipelagus hat zum einzigen Zwecke, Geld einzutreiben; für Religion und Civilisirung haben wir keinerlei Sorge. Darum sind auch die niederländischen Colonieen, was die Religion und Bildung der Einheimischen betrifft, noch fast im nämlichen Zustande, als vor zweihundert Jahren; das Christenthum hat keine nennenswerthen Fortschritte gemacht, denn die niederländische Regierung, die aus der Einführung des Christenthumes Tumult und Empörung unter den Eingebornen befürchtet, erlaubt den Missionären nicht, sich unter ihnen niederzulassen. Man erkennt hier den eigennützigen Kaufmannsgeist, der seine reichen Einkünfte zum Behufe der Menschlichkeit selbst keinem Scheine von Gefahr aussetzen will. Benachbart den niederländischen sind die unermeßlichen englischen Besitzun-

gen; in diesen haben Christenmissionäre Freiheit zu arbeiten, und ist das Christenthum auch in der That gegründet; keinerlei Schaden ist daraus der Compagnie erwachsen, sondern die englische Regierung hat im Gegentheil die Dankbarkeit unzähliger Menschen verdient und eingeärndtet. Unerachtet dieses Beispiels verhindert Niederland, aus thörichter Furcht, einige elende Goldstücke zu verlieren, jegliche Wirkung des Christenthums auf die Eingeborenen. Dieß geht so weit, daß die katholischen Chinesen, die auf Java gar häufig eintreffen, am Orte ihres Aufenthalts ihren Gottesdienst nicht wahrnehmen können, sondern jährlich nach Singapora hinübersegeln, ihrer Osterpflicht Genüge zu leisten. Singapora war ehemals eine holländische Colonie; jetzt ist sie im Besitze der Engländer, welche sich wohl einmal den holländischen Despotismus werden zu Nutzen machen, um auch Java einzuschlucken. Dann wird Niederland für seinen Golddurst und seine Verwahrlosung der Interessen der Menschen gestraft seyn.

Die Regierungsweise durch Niederland in seinen Colonien befolgt, ist ein unerträglicher Despotismus. Der Grundsatz der Staatsmänner in dieser Hinsicht ist: Alles was wir wollen, ist recht. Und sie wollen — alles, was sie sich einbilden dasjenige zu seyn, was sie das Staatsinteresse der Colonie nennen. Der höchste Rechtssatz im niederländischen Indien ist demzufolge: das Interesse, repräsentirt durch den allmächtigen Willen des Gouverneur-Generals. Der abscheulische Grundsatz wird auf Alles und auf Alle angewendet, auf das Religiöse und auf das Nichtreligiöse, das Moralische und Materielle, auf Einheimische, Fremde und auf Niederländer. Ein paar Beispiele davon. Vor wenigen Jahren ist ein Niederländer, Namens P. Cleban, aus Java in die Heimath zurückgekehrt, die indische Regierung öffentlich beschuldigend, daß sie die mit ihm eingegangenen, bilateralen Contracte willkührlich gebrochen, ihn ohne einige Rechtsform aus seinem Eigenthume entsetzt, und ohne weiteres zum Bettelstab verurtheilt habe. Er verlangt von der Oberverwaltung der Colonieen im Mutterlande Beschirmung und Recht, allein dort verweiset man ihn nach den indischen Rechtsbänken. Will man nun wissen, was die indischen Rechtsbänke seien, so merke man auf folgendes noch frische Ereigniß. Die javasche Bank kann ihren Verpflich-

tungen nicht mehr genugthun; man fürchtet, die Gläubiger möchten erscheinen, und ein Faillissement der Bank die Folge davon seyn. Was geschieht? Statt den Gläubigern die Rechte, die ihnen durch die Contracte und die Gesetze zugesichert, zu verbürgen, verbietet der Gouverneur-General der richterlichen Macht irgend ein Urtheil zu fällen, wobei die Bank würde zur Bezahlung in klingender Münze verurtheilt werden. Die Gläubiger mußten also widerrechtlich sich mit Papier begnügen, welches bei weitem den Werth nicht hatte, für den es ausgegeben wurde. Ein gewisser Herr L. van Vliet, der in einem Falle besonderer Art die Bank vor Gericht lud, ward, ich weiß nicht unter welchem Vorwand, auf ein Schiff geworfen, und aus der Colonie hinausgesetzt. Auch dieser schweift jetzt in Niederland herum, Recht suchend. Wie weit der Despotismus gehen kann, wird aus folgendem Artikel des Regierungsreglementes einleuchten: „Der Gouverneur-General hat die Macht, die Eingesessenen, deren Aufenthalt in Niederländisch-Indien von ihm gefährlich gehalten wird, von dorten zu entfernen." Der Repräsentant des Königs kann also einen Jeden entfernen, den er zu entfernen für gut findet, und gibt statt allen Grundes: ich halte ihn gefährlich. Welche Art, welcher Grad von Gefahr die Entfernung veranlassen kann, ist nicht bestimmt, sondern der Grille, der Laune, der Leidenschaft, dem Irrthume des Gouverneur-Generals sowohl, als seiner gesunden Vernunft überlassen. Wenn man innerhalb des Kreises von Rechten handelt, gesichert und verbürgt von der höchsten Gewalt in Niederlanden, so kann der Gouverneur-General in deiner Handlung eine Gefahr sehen, und seine gnädige Excellenz jagt dich fort.

Nach diesem Gesagten wird man sich erklären können, was folgt: Kraft einer Uebereinkunft zwischen dem Könige der Niederlande und dem heiligen Stuhle ernannte der Papst im Jahre 1842 einen apostolischen Vicar mit der Würde eines Bischofes *in part. infid.* für Niederländisch-Indien; bald folgte die königliche Erkennung bei Entschluß vom 16. December 1842. Der Ernannte war kein unbekannter Priester, über dessen Gesinnung und Geschicklichkeit man im Ungewissen verkehrte; auch kein ehrsüchtiger oder weltlich Gesinnter, der dem Glanze einer Mitra und der Auctorität eines kirchlichen Oberhauptes nachstrebte, nein, sondern es war der

in Niederlanden rings herum bekannte und hoch geschätzte J. Grooff, der seit achtzehn Jahren in Niederlands amerikanischer Colonie, Surinam, zuerst als gewöhnlicher Missionär, und bald darauf als praefectus Apostolicus am Heile der Seelen arbeitete. Sein uneigennütziger Eifer, seine menschenfreundliche Selbstaufopferung, so glänzend in seiner Sorge für das Aussätzigen-Etablissement auf dem sogenannten Brassingrund, sein heilreiches Wirken unter den Sclaven weckten die Bewunderung von Allen, Protestanten wie Katholiken. Seine geistlichen Mitarbeiter ließ er unter den Europäern, für sich selbst aber wählte er zum gewöhnlichen Wohnort und unmittelbaren Wirkungskreis genanntes Aussätzigen-Etablissement, wo er jeden Tag der Gefahr, von der schrecklichen Seuche angesteckt zu werden, ausgesetzt war. Der König ernannte ihn dann auch zum Ritter, Se. Heiligkeit der Papst zum Kammerherr-Honorär, der Gouverneur-General der Colonie rühmte in einem officiellen Schreiben „die gewichtigen Dienste, die der Colonie durch den Mann erwiesen, und bot ihm Glückwünsche bei Gelegenheit der hohen Auszeichnung, die ihm von Sr. Heiligkeit Gregor XVI. zuerkannt.“ Niederländische Protestanten erklärten öffentlich in einer Zeitschrift über die Colonieen: „Man müßte dem Manne eine Bildsäule errichten, aber seine Demuth würde sich dem widersetzen.“

Zu Ende von 1844 begab der apostolische Vicar sich auf die Reise, indem er vier junge Priester mit sich nahm. Im April 1845 kam er zu Batavia ans Land. Er fand dort die Sachen in keinem erfreulichen Zustande. Das Gouvernement besoldet in dem niederländischen Indien sieben katholische Priester, und hat sich auf deren Ernennung das höchste Wort vorbehalten. Sieben Priester sind aber viel zu wenig für die Ausdehnung der Colonieen, und die Zahl der Katholiken, welche man auf sechszehn bis siebenzehn Tausend schätzt. Indessen ist es nicht verboten, daß außer den Besoldeten noch andere Priester in der Colonie seien: das niederländische Gouvernement hat sogar den vier gedachten Priestern auf ihre Erklärung, daß sie nach Indien gingen, um dort als Priester zu wirken, ohne Bedenken die nöthigen Pässe gegeben, und von der indischen Regierung empfingen sie auf die nämliche Erklärung eine sogenannte Acte festen Aufenthalts. Zwei der sieben Stellen waren vacant, als der apostolische Vicar zu Ba-

tavia ankam: aber das Gouvernement machte Beschwerden wegen des Abganges gewisser Formalitäten gegen die Ernennung von zwei mit dem Hochw. Vicar gekommenen Priester. Der General-Gouverneur erklärte dessen ohngeachtet an Se. Hochwürden, daß die Herren an gedachten Orten ohne bürgerliche Qualität als apostolische Missionäre arbeiten könnten. Auch protestantische Missionäre, über der Zahl der erkannten Prediger, befanden sich in der Colonie. Demzufolge sandte der Bischof zwei Herren zur provisorischen Dienstverwaltung, bis die Besetzung der offenstehenden Caplaneien würde Statt haben können, zu Surabaja und zu Samarang. Die zwei andern Priester behielt er bei sich, in Batavia den Dienst zu verrichten. Die Zahl der Arbeiter war nur bloß um zwei vermehrt.

Der Zustand der Religion und der Geistlichkeit ließ seit längerer Zeit schon viel zu wünschen übrig. Der Bischof meinte mit Verbesserung des Clerus anfangen zu müssen. War doch dieser gewohnt geworden, wenig zu arbeiten; öffentlich als weltliche Leute, ganz in weltlicher Kleidung zu erscheinen, und Einige sogar ganz weltlichen Vergnügungen beizuwohnen, mit den protestantischen Predigern nicht nur tolerant, wie es Pflicht ist, sondern oft so freundschaftlich, wie sich's nicht schickt, umzugehen, was größtentheils daraus entstand, daß sie einander ohne Unterscheidungszeichen in Assamblées u. s. f. begegneten. Der Bischof schrieb dann mehr geistliche Arbeit und eine clericale Kleidertracht vor. Drei der früher in Indien anwesenden Priester widersetzten sich; sie wollten ihre Lebensart beibehalten, was, wenn sie das clericale Kleid trugen, nicht füglich geschehen konnte; mehr Religionsübung zu halten, kam dem Einen als vergebliche Mühe vor, indem die Gläubigen zur Beiwohnung zu indifferent seyn würden; dem Andern schien es wohl noch etwas Anderes, jedenfalls wußten die Achtundzwanzig, welche, wie wir sogleich sagen werden, seine Vertheidigung übernahmen, bereits nach moderner, neumodischer Art tapfer von Kern und Schaale, und mehr solchen verdächtigen Distinctionen zu reden: gewiß ist, daß der Pfarrer beim Confiteor unter der heiligen Messe die Namen der heil. jungfräulichen Mutter, der Engel und der andern Heiligen ausließ. Die gehorsamen Priester, welche das clericale Kleid trugen, wurden von den

andern und ihren Freunden verspottet, indem der Hohn an dem Vicarius selbst nicht gespart wurde. Einer von den Widersachern, weniger verkehrt als die andern, ließ sich den unverzeihlichen Schritt zu Schulden kommen, ohne Wissen des apostolischen Vicars beim Gouvernement um eine Anstellung einzukommen, von der er wußte, daß sie vom apostolischen Vicar mißbilligt wurde; so lieferte er *quantum in se* die Bestellung der Priester in die Hände einer protestantischen Regierung. Alles dieß und mehr andere Sachen, die wir nicht einzeln aufzählen können, bewogen den Vicarius, wie groß auch der Mangel an Geistlichen seyn möchte, die drei Widerspenstigen zu suspendiren. Einer von diesen wußte achtundzwanzig Laien zu überreden. Laien, von denen vielleicht kein Einziger als Katholik lebte, eine infame Protestation gegen den Vicarius Apostolicus zu unterschreiben; die Kirchenverwaltung sperrte dazu am Orte (Samarang) die Kirche, so daß der gehorsame Priester, der sich dort befand, keinen Gottesdienst abhalten konnte. Jetzt trat das Gouvernement in's Mittel; aber auch nicht, um die Auctorität des apostolischen Vicars zu handhaben, im Gegentheil, um selbige in den Grund zu bohren. Dasselbe ließ den gehorsamen Geistlichen nach Batavia auswandern, weil er sich einen fungirenden Pfarrer genannt hätte, ohne von der Regierung als solcher anerkannt zu seyn; später machte er einen zweiten gehorsamen Priester, der die heilige Bedienung zu Surabaja verwaltete, und sich den nämlichen Titel beigelegt hatte, ebenfalls nach Batavia auswandern, da er sich erkühnt hätte, öffentlichen Dienst in der Kirche zu verrichten, ohne daß er eine Anstellung oder Ernen- von der Regierung erhalten hätte. Letzterer Grund galt auch den zwei Priestern, welche der apostolische Vicar zu Batavia bei sich gehalten hatte, und jetzt allen Schwierigkeiten und Verwickelungen mit der indischen Behörde vorzubeugen, befahl er seinen vier Missionären, sich alles öffentlichen Dienstes zu enthalten. Da er nach dem Mutterlande geschrieben hatte, gewärtigte er von dort eine glückliche Auskunft. Dieß zu beschleunigen, sandte er am 8. December vorigen Jahres einen der Seinigen mit der überländischen Post nach Niederlanden. Die indische Behörde drang inzwischen zu wiederholten Malen bei dem apostolischen Vicar auf Aufhebung oder Modification der Suspensionen, als Grund vorwendend, sie

sei verpflichtet für die Ausübung des Gottesdienstes Sorge zu tragen, die jetzt zu Samarang und Surabaja nicht Statt finde; indem der Bischof selbst all die Arbeit zu Batavia verrichtete, ohne daß er von seinen vier Assistenten irgend eine Assistenz haben könnte. Die Antwort des Bischofs war jedesmal abweisend. Es sei hier bemerkt, daß, während die Verwickelungen schon begonnen waren, ein neuer General-Gouverneur ankam, Namens Rochussen, der früher als Finanzminister in Niederland dem Willen der zweiten Kammer unterlegen war, und seine Dimission hatte nehmen müssen. Dieser Mann hatte, als er Minister war, und dem Könige der Gedanken kam, einen Katholiken zum Justizminister zu ernennen, Seine Majestät bedroht, er werde sein Portfeuille niederlegen, wenn der König den Gedanken verwirkliche. Man begreift wohl, daß nach dessen Ankunft die Sachen nicht besser wurden. Trunken, wie es scheint, von der despotischen Gewalt, welche dieser parvenu in der Colonie in Händen hatte, schwur er, der starrköpfige Pfaffe werde den Kopf beugen, oder .... vom Kampfplatz weichen. Er ließ den Vicarius apostolicus am 19. Januar dieses Jahres im Versammlungssaale des indischen Rathes vor sich erscheinen, und forderte, derselbe möchte wegen seiner schwächlichen Gesundheit nach Europa zurückkehren. Die Antwort läßt sich leicht errathen; sie war und mußte eine abschlägige seyn. Darauf heischte der Despot, daß der Vicar die Suspension einzöge oder modificire. Verweigernde Antwort, wie sie das Gewissen gebot. — Da that er den Ausspruch: der Vicar werde von der Stunde suspendirt in seiner Bedienung, und erhalte den Befehl, binnen vierzehn Tagen, mit den drei noch bei ihm seienden Priestern, die Colonie zu verlassen. Am folgenden Tag erschien ein Befehl, daß Seine Hochwürden mit Schiffsgelegenheit nach Niederland würde abgeführt werden, zugleich mit den drei Geistlichen. Zu gleicher Zeit beauftragte der Zwingher, der sich nun als Papst betrug, einen der suspendirten Priester vorläufig mit den Functionen eines Pfarrers zu Batavia, einen andern mit der eines Pfarrers in Surabaja, und den dritten in Samarang. Der für Surabaja Ernannte hat ihm zu erklären gewagt, er dürfe oder könne, indem er suspendirt sei, keine pastorellen Functionen verwalten; die Antwort des inconsequenten Despoten war: thun Sie, so viel Ihr Gewissen Ihnen erlaubt.

Die niederländischen Katholiken sind wegen des Geschehenen im höchsten Grad aufgebracht; eine ernste und kräftige Demonstration bereitet sich vor, das Recht durch alle gesetzliche Mittel zu handhaben, im Falle die Oberbehörde in Niederland die Gewaltthätigkeiten vom Repräsentanten des Königs geübt, nicht mißbilligen und zu Nichte thun möchte. Sie hoffen noch auf die Gerechtigkeit des Königs, der die Beschirmung der Religion aufrichtig will, aber der in den Stricken der neuprotestantischen Oligarchie verwirrt sitzt. Ich nenne neuprotestantisch das Mittelding, welches von der dordrechtischen Orthodoxie und von Einigkeitsformeln nichts wissen will, aber dennoch den Weg der consequenten Rationalisterei einzuschlagen abgeneigt sich fühlt; den farbelosen Protestantismus, der weder kalt noch warm ist, und bloß dann Leben zeigt, wenn er, vom Hasse gegen Katholicismus oder Orthodoxie gestachelt, sich bewegt wie eine galvanisirte Leiche. Die Leute von diesem Gepräge, bei weitem die zahlreichsten in Niederlanden, sind Conservatoren, weil sie es sind, welche Alles besitzen und genießen. Sie fürchten etwas zu verlieren, wenn die Freiheit fortschreitet. So lange die Katholiken sich hier nicht zu vereinigen wissen, wird jene Partei die Ungleichheit handhaben. Allein sie begehe noch einen Schritt, wie dieser von Rochussen, und sie wird erfahren, daß die Katholiken in Niederland etwas sind. Hierüber doch wohl einmal näher.

III.

Rückblick auf die Schicksale der Lutheraner in Preußen.

(Schluß.)

„Noch denselben Tag kam er (Kellner) in Breslau an. Den folgenden Morgen trug der Regierungsrath den Bericht auf die Regierung, aus welchem er dem Pastor vorgelesen hatte: daß sich derselbe bei der Gefangennehmung auf's löblichste benommen habe; er stehe für dessen Redlichkeit und Rechtlichkeit ein, und schlage vor, demselben unter vier Bedingungen den Aufenthalt in einer Privatwohnung in der Stadt zu erlauben."

„Nach diesen sollte sich Pastor Kellner jeder geistlichen Function enthalten. Da er aber nach vierzehn Tagen bereits erklärte, dieser Anordnung nicht nachkommen zu können, wurde er in das Polizeigefängniß gebracht. Kein Mensch, außer dem Wärter mit dem Essen, durfte ihn sehen. Keine Feder, kein Bleistift wurde ihm gereicht, selbst viele Drucksachen, die doch Jedermann aus dem Buchladen lesen darf, wurden nicht hineingelassen. Der Pastor solle jetzt zur Vernunft kommen, — hieß es. Wollte er seiner Frau schreiben, so brachte der Beamte auf eine kurze Zeit Papier und Feder, mußte aber dabei stehen bleiben. Ein solcher mußte auch, als Frau und Kinder ihn zu besuchen nach Breslau gekommen waren, und von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatten, ihn eine Stunde im Gefängniß zu sprechen, zugegen seyn, damit ja nicht das Geringste von dem traurigen Schicksal der Ge-

meine und der lutherischen Kirche überhaupt besprochen würde. Nur dreimal in einer Woche wurde der Zutritt seiner Frau, und einmal seinem Bruder, Lieutenant in Luxemburg, der auf Urlaub gekommen, gestattet. Jeder Freund wurde abgewiesen. In der zehnten Woche erkrankte er im Gefängnisse an einem Fieber, Entzündung und Geschwür am Halse. Der Oberstadtphysikus trug auf ein eigenes Lokal zur Verpflegung an, wozu dem Pastor auch baldigst die Behausung seiner Schwiegermutter bewilligt wurde; nach kurzer Zeit mußte er Hausarrest unterschreiben, und sich von einem Polizeibeamten täglich revidiren lassen.''''

Auf die Nachricht von der Verhaftung des Pfarrers beschlossen die Einwohner von Hönigern durch freiwillige Tag- und Nachtwachen ihr Gotteshaus, anfänglich mit vierundzwanzig Mann, zu besetzen.

„Donnerstag den 18. September war der Landrath zum Kirchenpatron gefahren, und hatte im Vorbeifahren geäußert: „„Noch heute Abend müssen in Hönigern die Glocken klingen und die Kirche die meine seyn."" In Folge dessen waren bald Hunderte vor der Kirche beisammen. Erst Abends kehrt der Landrath zurück, stellt den Deputirten vor, sie möchten auseinander gehen; sie hätten nichts zu besorgen; erst Sonntag früh würde er wiederkehren."

„Doch die Wächter blieben, und schon Sonnabend zur Nacht finden sich Hunderte bei der Kirche ein, welche bei der schönen, mondhellen Nacht fort und fort singen."

„Mit Tagesanbruch werden der Versammelten immer mehr, vielleicht an drei Tausend; die Weiber je eines Dorfes stellten sich an je eine Thür, damit sich kein Fremder oder Verräther heranschleiche. Die vierzig Kirchenvorsteher wählen für den Fall ihrer Verhaftung vierzig Stellvertreter. Um acht Uhr kam dieselbe Commission, wie am 11. September an, und stieg wieder im Schulhause ab. Zuerst werden die Schullehrer gerufen und gefragt: ob sie den Pastor Bauch anerkennen wollen? — Einer von ihnen: Aber doch nur als Schulrevisor? Der Superint.: das versteht sich."

Landr. „Nicht auch als ihren Seelsorger? Die Schullehrer antworteten nicht, geben aber den Pastor Bauch als Schulrevisor die Hand."

Um zehn Uhr werden die Deputirten in's Schulhaus gefordert. Der Steinersdorfer und Raßadler Scholz werden ihres Scholzamtes entsetzt, weil sie Deputirte seien, dann werden die Schlüssel verlangt, aber wie am 11. verweigert.

Die Verhandlung wird protokollirt und unterschrieben.

„Pastor Bauch tritt vor die Deputirten hin, hebt seine Rechte in die Höhe und spricht: Ich schwöre bei dem dreieinigen Gott, daß ich auch ein lutherischer Prediger bin, und nichts Unlutherisches predigen werde!"

Die Deputirten: „Werden Sie, Herr Pastor, die neue unirende Agende gebrauchen?"

Der Pastor: „Ja."

Die Deputirten: „Dann sind Sie kein Diener der lutherischen, sondern der unirten Kirche."

Der Pastor: „Ihr seyd und bleibt eine streng lutherische Gemeine, ich werde das Abendmahl nach der alten Agende reichen."

Die Deputirten: „Es halten sich aber auch Einige zu unserer Kirche, welche das Abendmahl nach der neuen Agende wünschen: werden Sie diesen darnach reichen? Hierauf antwortet der Pastor nicht."

Um 11 Uhr schreitet man vor die Kirche. Der Landrath voran (der Superintendent war zurückgeblieben), der Hofrath als Patronatsrepräsentant, der Pastor Bauch das neue Kirchenbuch unter dem Arme und — ein Schlosser. Die Gensd'armes waren schon vor der Kirche. — Weder Landrath noch Schlosser kann durch die mehr als zehnfache Menschenmauer durch. Man muß davor stehen bleiben, und der Landrath fragt: Wollt Ihr die Schlüssel geben? — Nein, spricht Aller Mund. — Pastor Bauch: Wenn Ihr mich nur ein einziges Mal wolltet eine Rede halten lassen; ich will sie hier vor der Kirche halten. Es begehrt es Niemand. Die Commission geht daher ab, und die Gemeine stimmt an: Nun danket alle Gott.

„Nächsten Sonnabend, den 27. September, trifft wieder eine Commission ein, es war die fünfte, bestehend aus dem Breslauer Regierungsrathe, dem Landrathe, dem Patron, dem Patronatsrepräsentanten und dem Pastor Bauch. Alsbald strömten viele hundert Menschen zur Kirche; die Deputirten wurden in das Oberförsterhaus gefordert; die Commission verlangt die Schlüssel und droht

mit Militair, das 3te Bataillon des 23sten Regiments werde Mittwoch oder Donnerstag eintreffen; solle aber gleich wieder abbestellt werden, wenn man heute die Schlüssel gutwillig ausliefere. Verstünde man sich aber nicht dazu, so würde ihnen das Militair Getreide und Kartoffeln aufzehren, selbst die Kühe im Stalle schlachten. Wollt ihr, fragt man, euch denn mit Weib und Kind unglücklich machen und zuletzt todtschlagen lassen? — Des Gewissens und Glaubens halber, gebietet es Gott in seinem Worte, war die Antwort."

„Wer die Schlüssel nicht geben will, der strecke die Hand in die Höhe! — Sogleich sind aller Hände in der Höhe. Es werden doch wohl einige Gescheidte darunter seyn; die Gescheidten, welche die Schlüssel geben wollen, treten auf diese Seite her! — Alle treten auf die Seite der Ungescheidten. — Ihr seyd alle verrückt, wie euer Pastor; der ist der Verführer, verdient den Galgen, hat euch alle Teufel eingetrieben."

Die Gemeine: „Ehe unser Herr Pastor nach Hönigern kam, kannten wir die heilige Schrift nicht, lebten in Saufen und Spielen. Und hat man seinen Meister, Jesum Christum, einen Verführer, selbst im Grabe noch, genannt, warum nicht auch ihn?"

„Die drei Deputirten des Dorfes Hönigern, Titze, Menzel und Heiduck werden, weil besonders sie für ihre Kirche gesprochen hatten, in das Kreisgefängniß nach Breslau abgeführt. Leider wurden sie dort nach acht Tagen schwach im Bekenntniß und unterschrieben, um aus dem Gefängniß zu kommen, daß sie das Deputirten-Amt niederlegen, nicht mehr vor die Kirche zur Bewachung gehen, und sich die Neuerungen in der Kirche gefallen lassen wollten."

„Sobald sie sich zur neuen Kirche unterschrieben hatten, wurden sie frei."

Als sie aber nach Hause zurückgekehrt waren, so überfiel zwei derselben eine solche Reue und Gewissensangst, daß sie sich keinen andern Rath wußten, als in's landräthliche Amt zu gehen und dort ihren Abfall einzugestehen. Die augenblickliche Folge davon war: Sie wurden wieder eingesperrt, und blieben es von einer Woche zur andern."

„Donnerstag den 2. October kam der Landrath wieder heraus; es war der sechste Commissionstag. Er verlangt die Män-

ner aus Hönigern zuerst. — Unterschreibt euch hier auf diesen Bogen, die ihr die neue Agende haben wollt! — Niemand unterschreibt."

„Unterschreibt hier, die ihr die alte Agende und Militair haben wollt! — Die alte Agende wollen wir Alle, Militair mögen wir Keiner. Die Weiber hatten unterdeß die Kirche wie mit einer Mauer umgeben; erfüllten, die Augen voll Thränen, die Luft mit inbrünstigem Gesange und Seufzen zu dem, der das Schreien der Elenden hört. Die Leute nahmen gewöhnlich Kirchenmantel und Gesangbuch mit zur Feldarbeit, um geraden Weges zur Kirche eilen zu können, wenn das Geschrei sich hören ließ: Commission ist da! Gebet zu Gott, Bitten und Vorstellungen an die Behörden waren die Mittel, die sie zur Abhülfe ihrer Noth anwandten. Anfang October reichten sie wieder eine Bittschrift an den König ein, sandten sie an die damals in Berlin anwesende russische Kaiserin, baten dieselbe um Allergnädigste Einhändigung der Bittschrift an den König. Sie schickte aber die Bittschrift zurück."

„An dem letzten Commissionstag beorderte der Landrath sechs Männer nach Namslau, die er für die einflußreichsten Lutheraner hielt. Die Gemeine entschuldigte sich anfänglich, daß sie die sechs Männer nicht schicke, damit, daß sie nicht wisse, warum gerade diese blos, da Alle gleiche Gesinnung und gleiche Schuld hätten. Doch den folgenden Tag forderte sie der Landrath noch bestimmter. Die Gemeine schwankte noch, ob sie dieselben sollte gehen lassen; doch Jesu Wort und Gnade überzeugte sie bald, daß wahre Christen bereit seyn müssen, um des Herrn willen zu leiden. Einige von den zum Gefängniß Auserwählten stärkten sich noch bei den Brüdern, wurden zum Beharren im Glauben und in der Wahrheit ermuntert, baten ihrerseits um die Fürbitte der Brüder, und schieden unter gegenseitigen Thränen."

„Der Kerker wurde ihr Loos an demselben Tage, wo dasselbe auch ihrem Pastor in Breslau widerfuhr, am 4. October."

„Die Gemeine, wie auswärtige Glaubensbrüder, schickten ihnen Lebensmittel, Holz und Geld, unterstützten auch ihre Familien zu Hause, besorgten ihnen ihre Wirthschaften, besonders Ackerarbeit." Dieser Zustand der Unentschiedenheit dauerte nahe an drei Monate.

„Was für Opfer", sagt unsere Quelle, „hat diese Vertretung der Gemeine gekostet, wie viel Wachen in der mehr als dreimonatlichen Dauer, wie viel Versäumnisse in ihrem Berufe, wenn sie an wirklichen, oder so häufig nur vermutheten Commissionstagen aus dem zum Theil eine Meile abliegenden Kirchdörfern so zahlreich zur Kirche kam, und halbe und ganze Tage dabei wartete! Doch jeder solcher Versammlungstag war ein Erbauungstag. Fortwährend beinahe sang man aus den Gesangbüchern; viele tausend brünstige Gebete auf den Knieen und unter heißen Thränen drangen da aus den Herzen zu Gott empor! Sonntags Vormittag kam die Gemeine, auch wenn keine Commission gefürchtet wurde, regelmäßig zusammen, auf der Morgenseite der Kirche die Polen, auf der Abendseite die Deutschen, und erbauten sich, jene durch polnischen, diese durch deutschen gemeinschaftlichen Gesang. Nach und nach fing man auch an, das Sonntags-Evangelium und die Epistel, so wie das allgemeine Kirchengebet eben so gemeinschaftlich laut zu lesen, wie man gemeinschaftlich sang. Man suchte auch das seit zwanzig Jahren dort außer kirchlichen Gebrauch gesetzte, alte Breslauer Gesangbuch (bekanntlich eines der vorzüglichsten, und unvergleichlich besser, als das verwässerte neue Breslauer Gesangbuch) wieder hervor, und Viele kauften sich wieder Exemplare desselben. Von den freiwilligen Beiträgen, welche nach geendigtem sonntäglichen Nothgottesdienste eingesammelt wurden, wurde eine Gemeinekasse gebildet, um daraus die Gefangenen und ihre Familien zu unterstützen, und gottesdienstliche Bedürfnisse zu bestreiten. Als die herbstliche Witterung immer unfreundlicher wurde, so baute man zum Obdach für die sonntäglichen Versammlungen und für die Kirchwachen auf der Morgenseite der Kirche für die Polen, und auf der Abendseite für die Deutschen einen Schuppen von Brettern, ersteren von zwanzig Ellen, letzteren von fünfzehn Ellen Länge, beide von zehn Ellen Breite. Von den gebornen Kindern wurden zehen in die lutherische Kirche zu Wischütz bei Winzig von ihren Müttern zur Taufe gebracht; doch, da Wischütz fünfzehn Meilen entfernt ist, so wurden auch einige in Mengschütz durch des Höniger Pastors Bruder, und nur eins in dieser Zwischenzeit vom Pastor Bauch getauft. Dieser hielt sich von Donnerstag bis Sonntag Mittag, auf Geschäfte wartend, in Hönigern auf, später nur bis Sonnabend, um Sonntags seiner

eigenen Gemeine zu predigen. Die Leichen wurden unter Gesang und übrigens ganz still beerdigt, die Trauungen aufgeschoben; nur eine fand in Namslau statt."

„Dieser ganze traurige und drückende Zustand dauerte nun schon ein volles Vierteljahr fort; alle Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos; das Breslauer Consistorium und die Regierung sagten endlich, es liege Alles dem Könige zur Entscheidung vor. Von dem geliebten theuern Landesvater hoffte man Erbarmen; man harrte sehnlich von Woche zu Woche. Anfang November wurde der Landrath von O. und der Pastor Bauch, der Vicarius für Hönigern, nach Berlin gerufen. Warum wurden nicht beide Theile gehört, warum nicht auch ein paar Mitglieder der lutherischen Gemeine, warum nicht auch der Pastor Kellner? Das war kein günstiges Vorzeichen. Nach langem Warten kam endlich den 18. December der Landrath nebst Pastor Bauch von Berlin zurück. Sofort verbreitete sich das Gerücht: es sei Militair-Execution angeordnet worden. Von den Zurückkommenden selbst vernahm man, daß die Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Krieges zusammen die Instructionen gegeben hätten."

„Zuerst wird nun den acht Gefangenen augenblickliche Rückkehr zu Weib, Kind und Wirthschaft versprochen, wenn sie sich für das Neue unterschreiben; doch sie wanken nicht. Den 19. December werden die Scholzen, Gerichte und Deputirten nach Namslau bestellt; es wird ihnen angesagt: Im Namen Sr. Majestät des Königs sei schon Militair beordert, das gewiß käme, wenn sie nicht noch denselben Tag die Schlüssel brächten. — Die Deputirten äußerten Zweifel, daß der geliebte Landesvater gegen ihre dreihundertjährige Agende Bajonette schicken werde; sie müßten es in stiller Ergebung abwarten, dürften als Christen bloßen Drohungen nicht weichen, würden übrigens gegen die Gewalt keinen Finger erheben. — Noch denselben Abend mußte jeder Scholz in seiner Gemeinde ein Gebot halten, bei dem sich alle Wirthe entweder für das Neue oder für das Alte aufschreiben sollten. Fast alle unterschrieben sich für das Alte; denn höchstens dreißig Familienväter in den zehn Kirchdörfern hatten sich schon vorher für das Neue erklärt. — Montag den 22. December kommt als königliche Commission der Polizeipräsident Heinke, der Consistorialrath Hahn aus Breslau und der Landrath, — begleitet vom Hofrath

N..., Secretären und fünf Gensd'armes nach Hönigern. Consistorialrath Hahn bemüht sich, die Parochialschullehrer über ihre Gewissensbedenken wegen der neuen Agende zu belehren und zu beruhigen, was ihm aber bei Dreien weder Montags, noch Dienstags gelingt, weshalb er denselben am Ende das Buch: „„Luther in Beziehung auf die evangelische Kirchenagende““, schenkt, damit sie sich daraus eines Bessern überzeugen sollten. Wir erwähnen aus dieser zweimaligen, mehrstündigen Unterredung nur Eins. Auf die Frage des Schullehrers Leib: „„Herr Consistorialrath, getrauen Sie sich einst vor Christi Richterstuhle zu behaupten, daß nach Einführung der neuen Agende unsere Kirche noch eine rein lutherische Kirche ist?““ erfolgte nach einigem Besinnen die ausweichende Antwort: „„Sie behalten das lutherische Abendmahls formular; auch gelten die lutherischen symbolischen Bücher.““

„Diesem Schullehrer (der nicht etwa zugleich Organist ist) drohte der Landrath, er würde sein Amt verlieren, wenn er nicht in die Kirche ginge.“

„Bekannt gemacht wurde durch die Commission deutsch und polnisch folgendes

„„Publicandum.

Unmittelbar von Sr. Majestät, unserm Allergnädigsten König und Herrn sind wir befehligt:

der hiesigen Kirchengemeine eine an dieselbe gerichtete Allerhöchste Kabinets-Resolution versiegelt zuzustellen,

und

demnächst die Gemeine zur Herausgabe der Kirchenschlüssel, Kirchenbücher und des sonstigen Kirchenguts aufzufordern.““

„Nachdem wir uns des erstern Auftrages entlediget haben, fordern wir die Gemeine hierdurch auf:

„„den Eingang zur Kirche frei zu machen, uns die Kirchenschlüssel, Kirchenbücher und das sonstige Kirchengut der hiesigen Kirche binnen vier und zwanzig Stunden auszuhändigen,““

und erwarten, daß die Gemeindeglieder als christliche und getreue Unterthanen sich dem Willen unseres Königs und Herrn gehorsam fügen werden.“

„Nachdem die Gemeine vielfältig und unwiderlegbar belehrt

worden ist, daß ihr lutherischer Glaube durch die Einführung der erneueten Agende auf keine Weise beeinträchtigt wird, indem diese Agende keine neuen Satzungen, auch keine neuen Gebräuche enthält, sondern, dem Glauben unserer Väter getreu, nur die alten, gottesdienstlichen Formen wieder herstellt, wie sie unsere Vorfahren meist schon zu Luthers Zeiten hatten, so hoffe Keiner einen frevelhaften Widerstand ferner mit dem ganz grundlosen Vorgeben einer angeblichen Beeinträchtigung seines Glaubens entschuldigen, und die aufrührerische Umlagerung des Kirchengebäudes, welches nicht Eigenthum der Gemeine ist *), beschönigen zu können."

„Sollte die Gemeine ferner daher im Widerstand beharren, so wird unverzüglich die Macht einschreiten, welche den Königen zu Gebote steht, um Gehorsam und Ordnung aufrecht zu erhalten."

„Möge hiernach ein Jeder bei Zeiten bedenken, welch schweres Unheil er durch sündhaften Widerstand gegen seine Obrigkeit auf sich herabruft; und möge sich Keiner durch Andere verleiten lassen, im Ungehorsam zu verharren, denn die Folgen desselben wird mit zu später Reue Jeder für sich selbst zu tragen haben."

„Hönigern, den 22. December 1834.

Im Allerhöchsten Auftrage:

Heinke,	Hahn,	v. Ohlen,
kgl. Polizeipräsident.	kgl. Consistorialrath.	kgl. Landrath."

Die im Publicandum angezeigte versiegelte Cabinetsresolution wurde, indem Montags nach Tische die Commission vor der Kirche erschien, von dem Präsidenten vor den Augen der zahlreich versammelten Gemeine erbrochen und ihr vorgelesen: es war diese:

„Wiewohl euer fortgesetztes Widerstreben gegen die Anordnungen der Behörden mein höchstes Mißfallen erregt hat, will ich

*) „Den armen Bauern konnte man mit dieser so kühn hingestellten Behauptung wohl imponiren, die nicht gleich mit Landrecht Th. II. Tit. XI. §. 170 zu antworten wußten. Dort heißt es: „„Kirchen und andere dahin gehörige Gebäude sind ausschließend das Eigenthum der Kirchengesellschaft, zu derem Gebrauche sie bestimmt sind.""

„Unbegreiflich ist es aber, daß man auch später noch jene Behauptung benutzte, um die Kirchenwegnahme zu rechtfertigen."

doch aus landesväterlicher Milde gegen Verführte euch hierdurch noch selbst wohlmeinend auffordern, zum Gehorsam zurückzukehren. Ihr habt euch beigehen lassen, euren Vorgesetzten den Eingang zur Kirche zu verwehren; diese strafbare Störung der öffentlichen Ruhe darf aber unter keinem Vorwande geduldet werden. Der christliche Glaube, wie ihn eure Väter stets bekannt haben, lehrt, der Obrigkeit unterthan zu seyn. Um so frevelhafter ist das Unternehmen, euch unter der erdichteten Vorspiegelung, als werde euer Glaube angegriffen, zur Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Befehle zu verführen. Nach dem Beispiel meiner Vorfahren in den Zeiten der Reformation habe ich, um den willkührlichen Neuerungen bei dem öffentlichen Gottesdienste zu steuern, durch die allgemeine Einführung der erneuerten Agende den Gebrauch der alten, meist zu Luthers Zeit angewendeten gottesdienstlichen Formen wieder hergestellt. Es ist daher ein falsches Vorgeben, wenn man euch lehrt, daß durch die Agende der lutherische Glaube in Gefahr komme, und eine neue unbiblische Lehre eingeführt werde. Die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche bleiben, wie ich schon mehrfach öffentlich ausgesprochen habe, in ihrer vollen Autorität, und jeder Prediger, der euch gegeben wird, soll nach meinen allgemeinen Bestimmungen, sobald die Gemeine es wünscht, ausdrücklich auf die Augsburgische Confession verpflichtet werden. Sonach kann auch kein Zweifel wider euer Unrecht beim Widerstreben gegen die Anordnungen eurer Obrigkeit, wozu ihr auf höchst strafbare Weise verleitet worden, verbleiben. Ich erwarte deßhalb, daß ihr unverzüglich zum Gehorsam und zur Ordnung zurückkehren werdet, welche außerdem durch die gesetzlichen Zwangsmittel, wozu bereits alles Erforderliche vorbereitet ist, wieder hergestellt werden soll."

Berlin, den 12. December 1834.

Friedrich Wilhelm."

An
die Kirchengemeine zu Hönigern.

„Nach geschehener Vorlesung forderte der Präsident die Versammlung in einer Anrede nochmals zur Kirchenübergabe auf, und hielt ihnen die schweren Folgen vor, wenn sie sich länger weigerten. Die gesammte Gemeine hörte still und ehrerbietig zu. Dann will der Consistorialrath im geistlichen Ornate eine Rede halten,

wird aber, weil ihn die Gemeine für den unirten Pastor hält, der ihr, einem Gerüchte zufolge, statt des Pastors Bauch aufgedrungen werden solle, durch Gesang unterbrochen."

Dienstag Mittag um zwölf Uhr rücken vierhundert Mann Infanterie, dreißig Cuirassiere, fünfzig Husaren ein, die bis dahin eine Meile von Hönigern, in Miekorski, geblieben waren. Sie wurden gut aufgenommen, und wundern sich über die stillen, gottesfürchtigen Leute; denn sie hatten von polnischen Rebellen gehört. Auf dem Marsche kurz vor der Parochie hatte der Major den Weber Scholz aus Saabe gefragt: „„Ist es wahr, wie man aus Berlin geschrieben hat, daß die Leute in Hönigern mit Heugabeln und Stangen vor der Kirche stehen? — O nein, gnädigster Herr, antwortete der Gefragte, nur mit Gesangbüchern."" — Die Soldaten waren den ersten Tag in Hönigern freundlich und, damit sich die Leute den folgenden Tag nicht vor der Kirche versammeln sollten, verbreitete sich das Gerücht, die Soldaten marschirten bloß durch an die polnische Gränze; auch Bagagewagen wurden bestellt und Mittwochs früh beladen. Um halb fünf Uhr früh Morgens ist das gesammte Militär auf dem Hofe zu Hönigern aufmarschirt, dann umschließt die Infanterie die Kirche von allen Seiten; die Husaren stehen auf der Morgen-, die Cuirassiere auf der Abendseite; auf diese Weise werden die etwa zweihundert Gemeindeglieder, welche die ganze schneereiche Winternacht ihre liebe Kirche bewacht hatten, eingeschlossen; die Cavallerie hält die Wege und Stege besetzt, jagt die Nachkommenden zurück. Der Präsident und dann der kommandirte Major von Stößer fordern auf, die Kirche zu verlassen, ermahnen zum Gehorsam gegen den König, warnen vor den Folgen. — Antwort: „„Es geht um unsern Glauben und kirchliche Freiheit."" „„Wir lassen euch euren Glauben."" — Eine Stimme: „„Aber nicht das ungestörte freie Bekenntniß desselben."" — Der Major gibt fünf Minuten Bedenkzeit. Man singt. Zum zweiten Mal fordert er auf, und gibt die vorige Bedenkzeit. Man singt. Zum dritten Mal fordert er auf und läßt laden. Hierbei geht einem Soldaten das Gewehr los, und die Kugel fliegt durch das zweite Fenster vom Altar ab auf die Mitternachtsseite in die Kirche! Der Kirchenzaun wird abgebrochen; dicht geschlossen rücken die Soldaten an, stoßen

mit den Kolben die Leute weg, schlagen eine Thür ein und dringen ein."

„Vollbracht war die Gewaltthat in der Finsterniß früh; die Leute fliehen, ohne einen Finger zu erheben, und zerstreuen sich nach allen Seiten. Wie erschrecken sie aber, als man sie nicht unverfolgt nach Hause gehen läßt, als die Cavallerie sich wendet, und mit den flachen Klingen auf sie losschlägt. Mehrere Klingen zersprangen von der Gewalt der Hiebe, man zeigt noch jetzt die aufgehobenen Stücke. Vorzüglich geschlagen wurden mehrere Weiber, namentlich die Schulzin, die Müllerin, die Lerchin, die Weihrauchin, die Mistereckin, die Kilian, die siebenzigjährige Theuerin; auch der zwölfjährige Pietruski, der dreizehnjährige Hillmann und sein Vater, der Fröhlich, der Zedler und der Klunz. Die beiden erstgenannten Weiber verloren viel Blut, der Schulzin ging der Hieb in den Kopf, so daß das Blut durch die Strohhaube drang; das geschah weit ab von der Kirche. Aus Angst flüchteten Viele in Häuser; doch auch von da trieben und schleppten sie die Soldaten heraus, z. B. den Nagelschmied Zedler bei den Haaren aus Scibas Kammer, wobei der aus Breslau mitgekommene Gensd'armes, in der Stube auf und abgehend, mehrmals in die Worte ausbrach: „„der Name des Königs muß geheiligt werden."" Die Weihrauchin schleppte man aus einem Stalle heraus und zerschlug sie so, daß sie mehrere Tage bettlägerig war. Die Mistereck und die Zedler wurden niedergeritten, Klunz mit den Kolben in den Unterleib gestoßen, daß er bewußtlos niedersank."

„In's Gefängniß nach Namslau wurden acht Personen abgeführt, meist nur, weil sie von der Kirche ein gutes Bekenntniß abgelegt hatten, z. B. Charlotte Schemmel dieses: „„Wenn unser lieber König, für den wir so viel gebetet haben, sähe, wie man mit uns verfährt, das Herz würde ihm bluten."" Einigen waren auch unüberlegte Worte entfallen, besonders dem ausgedienten Cuirassier Müller, dem sein Weib blutig geschlagen worden war: „„er werde die tapfern Cuirassierhelden schon bei Seite bringen."" Er wurde gebunden in's Gefängniß transportirt. — Wohl zwei Stunden dauerte das Verfolgen. Auf die leere Pfarrei (die Pastorin war vor vierundzwanzig Tagen zur Krankenpflege ihres Mannes nach Breslau gefahren) hatte sich der Major und sein Adjutant einlogirt; dessenungeachtet aber hatten die Soldaten da-

selbst Schüttboden, Speisekammer und Wäschschrank erbrochen, und langten nach Belieben zu, was jedoch untersucht und ersetzt worden ist."

„Den ersten Tag war die Einquartirung mehr allgemein und gleichmäßig vertheilt (die acht Bekenner der unirten Kirche zu Hönigern hatten gar keine erhalten); Mittwochs aber bekamen die treuesten Lutheraner die meiste Einquartirung. Der Deputirte Hillmann, den man zerschlagen, in's Gefängniß geführt, eines Ochsen beraubt, bekam fünfzehn Mann; eben so viele die gefangenen Deputirten Titze und Berger, der gleichfalls gefangene Deputirte Kabiz zwölf Husaren, der Einlieger Klunz zwanzig Mann Infanterie."

„Den ersten Weihnachtsfeiertag war Kirchenparade; nebst den scharfen Patronen hatten die Soldaten von Breslau ihr Militair-Gesangbuch mitnehmen müssen. Am Altar standen Consistorialrath Hahn, Superintendent Kelsch, Pastor Bauch. Der Superintendent überreichte letzterem die neue Agende. Der Consistorialrath hielt am Altar eine Rede, nicht über Christi Geburt, sondern, um der Gemeine zu beweisen, daß seine christliche Gesinnung mit der ihres verstoßenen Pastors übereinstimme, über die an die Chöre angebliebenen Bibelsprüche. Pastor Bauch beschwerte sich in seiner Predigt, daß ihm die Gemeine so wenig Liebe erweise, ja Uebles nachrede, da er doch an ihren Unfällen unschuldig sei, und nur den königlichen Befehlen nachkomme. Die wenigen anwesenden Gemeineglieder weinten, aber wohl schwerlich aus Rührung von der Predigt, sondern aus Betrübniß, daß sie die Stimme eines Fremden, und nicht die ihres geliebten Seelsorgers hörten. Was hatte sie zum Kirchenbesuche bewogen? Sicher die Allerwenigsten der freie Wille; denn die Soldaten sollten aus jedem Hause Jemanden zum Kirchenbesuche veranlassen. Zum Bauer Wenzel in Eckersdorf hatte der mit zwölf Mann einquartierte Unteroffizier früh gesagt: „„Lieber Wirth, geht oder schickt Jemanden zur Kirche, sonst kommt es euch theuer zu stehen; wir marschiren nicht eher ab, als bis Ordnung im Kirchenbesuche ist."" Da die Gegend eine arme ist, und besonders in diesem Jahre großen Mangel hat, so war die Einquartirung eine höchst drückende Last für die Leute."

„Der Präsident fuhr mit dem Landrath und Consistorialrath

auf den Kirchdörfern herum und erklärte: Des Königs Wille und Befehl ist, die Einführung der neuen Agende, und ihr seid ungehorsam und widerspenstig, wenn ihr nicht in die Kirche geht. Den rechten Nachdruck aber gab immer das Bewußtseyn: wir werden der Einquartirung nicht los, wenn wir nicht zur Kirche gehen. Der Consistorialrath versicherte überall: Wenn auch die neue Agende in der Kirche ist, so bleibt ihr doch die alten Lutheraner, die ihr gewesen seid; denn Alle, die ihr wollt, könnet Taufe und Abendmahl nach den alten lutherischen Formularen erhalten; die lutherisch-symbolischen Bücher bleiben gelten, wenn ihr wollt, und es muß lutherisch gepredigt werden. Doch das Alles waren nur mündliche Versicherungen. Bei solchen Beredungen und unter solcher Einquartirungslast, was war's da Wunder, wenn die Meisten, theils den zweiten Feiertag, theils den Sonntag nach den Feiertagen zur Kirche gingen; die Eingeschreckten, denen das Unglaubliche zur drückendsten Wirklichkeit geworden war, sahen im Kirchengehen das einzige Mittel, das ihre dürftige Habe aufzehrende Militair los zu werden. Zu dem Gutsbesitzer Vogdt sagte dann die Commission: „„Sie sind ein Meineidiger, denn Sie haben als Vasall dem Könige Gehorsam geschworen, und Sie sind für die alte Agende, obgleich Sie wissen, daß die neue Agende entschiedener Wille Sr. Majestät ist.““ Nachdem den Sonntag nach den Feiertagen fast alle Hauswirthe zur Kirche gewesen waren, marschirte Montags darauf, nach sechstägigem Aufenthalte, das Militair ab. Hätte man nicht durch die Einquartirungslast die Leute zum Kirchenbesuch zwingen wollen, so hätte man doch das Militair schon am Tage der Kirchenwegnahme oder den folgenden wieder abmarschiren lassen. Jetzt ist der Kirchenbesuch schwach, und zum Abendmahle gehen im Verhältniß noch Wenigere. Und noch weniger Kirchenbesucher würden seyn, wenn nicht das Gerücht verbreitet wäre: die, welche nicht zur Kirche gehen, würden die 1500 Reichsthaler Executionskosten bezahlen müssen. Außerdem sind Gensd'armes in Hönigern stationirt, die selbst jeden Besuch, durch den Einer des Andern Glauben zu stärken versuchen möchte, verhindern. Unter solchen Umständen stehen *) nur noch Wenige fest, die als durch Gottes Geist erleuchtete Bi-

*) Geschrieben im Jahre 1835.

belchriften dem Geist der Staatsagende und Staatsunion durchschaut haben, und bereit sind, lieber den Verlust all ihres Eigenthums zu leiden, als solcher Kirche Glieder zu werden. Die acht Gefangenen konnten, ohngeachtet zweimaliger Vorhaltung der bekannten Versprechungen durch den Consistorialrath, nicht zur Unterschrift für das Neue bewogen werden. Mitte Januar wurden sie jedoch, so wie früher die am heiligen Abend Verhafteten, entlassen. Doch aus Furcht vor den Executionskosten sind auch von ihnen schon Einige in der Kirche gewesen; selbst der Müller Kobitz hat sein Kind in der neu unirten Höniger Kirche taufen lassen, weil ihm der Landrath gedroht hatte: „„Lassen Sie als einer der ersten lutherischen Rädelsführer Ihr Kind nicht in Hönigern taufen, so bleibt von Ihrer ganzen schönen Mühle nicht eine Schindel auf dem Dache die Ihrige."" Dazu kam das klägliche Zureden seiner unerweckten Frau und Verwandten derselben. Auch hatte ihm der Pastor Bauch geschrieben, er wolle ihm sein Kind wörtlich nach der alten lutherischen Agende taufen. Das und sein Herz, da dem Reichen die Verläugnung der irdischen Güter am schwersten fällt, beschwichtigten sein Gewissen. Er hätte aber bedenken sollen, daß er sich durch den Gebrauch eines Sacraments in der unirten Kirche als ein Glied dieser Kirche bekennt, deren Grundsätze und Handlungsweise seine bessere Erkenntniß für nicht biblisch anerkannt hat."

Nach diesen Vorgängen, welche um so weniger eines Commentars bedürfen, als die Behauptung: die Lutheraner blieben trotz der Annahme der unirten Agende ihrer Confession getreu, heute durch die ertheilte Generalconcession für die alten Lutheraner förmlich zurückgenommen ist, finde hier nur noch die historische Notiz eine Stätte, daß der Minister von Rochow seine bekannte, bei einer andern Gelegenheit aufgestellte Theorie: den Unterthanen stehe in ihrem Gewissen kein sittliches Urtheil über die Handlungen der Obrigkeit zu, ausdrücklich und wörtlich auch auf die Lutheraner anwendete. Eine der uns vorliegenden lutherischen Quellen erzählt folgendes: „Im März (1837?) machten die Lutheraner (in Berlin) eine Eingabe an den Herrn Polizeiminister Rochow, worin sie um freie Wirksamkeit des Herrn Pastor Lasius bei der Berliner lutherischen Gemeine ba-

ten. Kleinert und Hoffmann wurden von derselben beauftragt, dieß Gesuch dem Herrn Minister selbst einzuhändigen; sie wurden aber von dem Minister sehr hart angefahren. Der Minister sagte: „Was habt ihr hier für Noth? werdet ihr hier verfolgt?" Hoffmann antwortete: Ew. Excellenz, ist das keine Verfolgung, wenn man unsern Pastor Ehrenström von uns nimmt, und in Meseritz gefangen setzt? den jetzigen, bei uns sich befindenden Lasius sucht man in unsern Häusern auf, als wenn er ein Verbrecher wäre; und so werden alle lutherischen Pastoren vom Staate unrechtmäßiger Weise verfolgt, während doch sie und alle Lutheraner die besten und treuesten Unterthanen sind. Hierüber wurde der Minister entrüstet und zürnte sehr auf Hoffmann; es schien diesem, als wollte er ihn verschlingen. Er gebot ihm zu schweigen, aber Kleinert und Hoffmann fürchteten sich nicht, denn die Furcht Gottes machte sie stark. Der Minister sagte: ich stehe hier im Namen des Königs, und des Königs Befehl und Willen müßt ihr gehorchen, und ob die Prediger rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Weise verfolgt werden, darüber habt ihr kein Urtheil; genug, ihr seid Rebellen gegen des Königs Gebot, und darum werdet ihr bestraft. Die beiden lieben Brüder beriefen sich auf's Wort Gottes und die lutherischen Bekenntnißschriften und sagten: Davon können wir nicht abgehen. Dann wurde er wieder recht gut."

Wahrhaft beklagenswerth sind bei so traurigen Anläßen jene Beamten, deren persönlichen Neigungen und Ansichten nichts ferner steht, als eine Religionsverfolgung irgend einer Art, die sich aber durch einen höhern Willen, in diese ihnen fremde Bahn geworfen, und plötzlich auf einem Felde sehen, wo sie bei jedem Schritte fürchten müssen, sich die gewaltigsten Blößen zu geben. In diesen Fall gerieth auch der in den Zeitungen so oft genannte Polizeirath Dunker, ein um die Sicherheitspolizei von Berlin hochverdienter Beamter, der aber zur Lutheranerjagd gewiß eben so wenig Lust als Fähigkeit hatte. Wir wollen unsern Lesern zur Erheiterung das nachste-

[...]ende Gespräch desselben mit einem Altlutheraner nicht vorenthalten, wie es dieselbe eben benützte Quelle mittheilt. „Am 11. März wurde Hoffmann vor den Polizeirath Dunker gefordert, mußte aber bis zum 15., — wo er erst protokollarisch vernommen wurde, dreimal wieder kommen. Die Verhandlung dauerte zwei Stunden, wo zwei Bogen voll geschrieben und viel gesprochen wurde; der Herr Jesus stand ihm aber mit seiner reichen Gnade mächtig zur Seite, so daß er freudiger war, als der Herr Polizeirath; dieser ärgerte sich sehr, er aber war fröhlich und ruhig im Herrn. Erstens sagte Dunker zu ihm: Sie sind ein Bürger des Staats, ein guter Christ und ein königlicher Diener. Diese Gründe werden Sie veranlassen, mir die Wahrheit zu sagen. O ja, erwiderte Hoffmann, so weit es Gottes Wort und mein Gewissen erlauben, werde ich es thun. Hier hatte der Rath ihm selbst ein Schwert in die Hand gegeben, womit er sich gegen ihn wehren konnte. Der Herr Polizeirath fragte ihn: Wer ist der Pastor Kaul, der acht Kinder hier getauft hat? wo logirt er? und wo ist der Pastor Lasius, das sagen Sie mir. Hoffmann antwortete: Der Herr Polizeirath beliebten mir vorhin zu sagen, ich wäre ein guter Christ, was Sie bei uns Lutheranern wohl voraussetzen, weil wir Gott und dem König getreu sind; wäre ich aber dann auch ein guter Christ, wenn ich unsere Pastoren, die mit Banden und Gefängniß unschuldig verfolgt werden, verrathen wollte? auch die Brüder, wo sie logiren, angeben sollte, würde ich nicht damit eine Judas-Sünde begehen? Eine Judas-Sünde? das weiß ich nicht, sagte Dunker. Christus ging ja seinen Feinden freiwillig entgegen, und versteckte sich nicht so, wie Ihre Pastoren vor der Obrigkeit. Ja, erwiderte Hoffmann, Christus der Herr ging seinen Feinden entgegen, als die Stunde seines Leidens für unsere Sünden, die von Ewigkeit her bestimmt, gekommen war, und so werden sich seine Diener und Kinder der Leiden um seines Namens und Bekenntnisses willen, wenn die Stunde des Leidens wird da seyn, auch nicht entziehen; aber jetzt leben wir in einem

christlichen Staate, wo noch Gesetze sind; kraft dieser Gesetze hat die lutherische Kirche bereits dreihundert Jahre existirt, und namentlich dem preußischen Staate zum leiblichen und geistigen Segen gedient, und so hat auch Se. Majestät die Auctorität der lutherischen Bekenntnißschriften auf's neue bestätigt. Als Hoffmann ihm den 16. Artikel der Augsburgischen Confession wegen eines Einwurfs vorhalten mußte, und er nichts darauf zu erwidern wußte, so fing er etwas anderes an und sagte: Die Apostel haben sich nicht so versteckt, wie Ihre Prediger, sondern bekannten frei vor dem Rath. Hoffmann sagte: Entschuldigen Sie, Herr Polizeirath, als der Apostel Paulus zum Glauben an den Sohn Gottes gekommen war, und in Damaskus, wo er Christum predigte, verfolgt wurde, ward er von den Brüdern an der Stadtmauer durch's Fenster, vermittelst eines Korbes, hinuntergelassen, und also in die Freiheit gesetzt; und das nennt das Wort Gottes Schlangenklugheit. Unser Verfahren mit Pastor Ehrenström hat uns belehrt, wie wir jetzt, wollen wir nach Gottes Wort handeln, in Bezug des Geheimhaltens unserer Pastoren handeln müssen. — Hier kam der Herr Rath auf Luthern und sagte: Luther wäre nicht so eigensinnig gewesen, wie wir und unsere Prediger, auch wäre er nicht in den Winkel gekrochen, sondern getrost nach Worms gegangen. Hoffmann erwiderte: Was Luther und seine Lehre betrifft, sagt er selber, da will ich, ob Gott will, eine harte Stirn haben, ja härter denn ein Amboß und Diamant, und was den Glauben und das Wort Gottes betrifft, nicht weichen und nachgeben, und sollten alle Weltreiche darüber zu Scheitern gehen. Da aber Luther in die Acht erklärt war, folglich sein Leben in Gefahr stand, hat ihn ja der Churfürst gleichfalls auf der Wartburg ein ganzes Jahr verborgen. Hätten unsere Pastoren den Schutz von weltlichen Fürsten, wie Luther, sie würden sich gewiß nicht verkriechen. — Dann wollte er wissen, wo die Lutheraner ihre Kirchenbücher hätten, und die acht Familienväter, deren Kinder erst kürzlich getauft worden sind. Als er auch hier seinen Zweck nicht erreichte, sagte

er: Wie sollte denn mit eigensinnigen Leuten der Staat länger bestehen können? Hoffmann antwortete: Herr Polizeirath, er hat dreihundert Jahre bestanden, und die lutherische Lehre hat ihm nicht nur nicht geschadet, sondern viel, viel genützt. Dann sagt er: Sie haben auch einen Brief an den ehemaligen Prediger Lasius nach Gumbinnen geschrieben, und ihn dringend aufgefordert, hieher zu kommen; in Folge Ihres Schreibens ist er nun hieher gekommen, wo ist er denn nun? Hoffmann erwiderte: Lasius ist nicht in Folge meines Schreibens hieher gekommen; als mein Brief in Gumbinnen ankam, war er ja schon von dort fort, sonst wäre der Brief nicht in Ihre Hände gekommen."

„Da das Protokoll fertig war, sprachen sie noch eine halbe Stunde mit einander. Der Polizeirath sagte: Das sage ich Ihnen, wenn Sie nicht anders werden, können Sie nicht länger einen königlichen Posten behalten, sondern werden abgesetzt. Hoffmann erwiderte: Wenn das ein christlicher Staat thun kann, dem ich bereits vierundzwanzig Jahre treu und redlich diene, und diese meine Dienstzeit mit den besten Zeugnissen belegen kann, so wird der allmächtige Gott, an den ich glaube, gewiß für mich sorgen. Zum Schluße sagte er: „Mit dem Glauben ist es doch eine ungewisse Sache, man weiß nicht, welches der rechte Glaube sei." Hoffmann antwortete: Herr Polizeirath, dann wären wir Christen betrogene Menschen, wenn wir nicht ganz gewiß, ja himmelfest wüßten, welches der rechte Glaube ist! — Wie, wenn wir diesen Augenblick sterben sollten, wo dann hin? Hier wurde er ganz stille und in seinem Gemüth sehr bewegt. Dann sagte er: Ich glaube wohl, daß Ihr Recht habt, aber Ihr seid doch alle zu bedauern; zum Beispiel: die acht Kinder, die kürzlich getauft worden sind, die können im Staate nie etwas anfangen, wenn sie größer sind, weil sie in kein Kirchenbuch, das anerkannt ist, eingetragen sind. Hoffmann erwiderte: Wir sorgen für das Geistliche zuerst, und ehe die Kinder zum bürgerlichen Leben werden herangewachsen seyn, wird die lutheri-

sche Kirche doch wohl lange wieder Duldung und Anerkennung im preußischen Staate haben. Dann hielt ihm Hoffmann noch die Ungerechtigkeit bei der Absetzung des Dr. Scheibel, des Pastors Kellner und der andern Pastoren vor, welches er ganz ruhig anhörte, und fügte noch die Worte bei: Wir sind nicht von unsern Pastoren verführt, wie Sie vorhin sagten, sondern Sie sehen, daß unser Glaube an das Wort Gottes und unsere herrlichen, mit denselben übereinstimmenden Bekenntnißschriften lebendig ist. Hier schieden sie von einander."

Noch im Jahre 1843 verfolgte den hier genannten Pastor Ehrenström, selbst nachdem er sich zur Auswanderung aus Preußen bequemt hat, die Rache der Staatskirche bis über die Gränze jener Monarchie hinaus. Er wurde in Hamburg verhaftet, nach Preußen zurückgebracht, und hier zur Festung verurtheilt, weil er „preußische Unterthanen zur Auswanderung verleitet habe!"

Es sei uns gestattet, an die im Obigen erzählte Verfolgungsgeschichte noch einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen.

Es ist nicht nöthig, unsere Ansicht über das Bekenntniß der Lutheraner hier nochmals darzulegen, und die sich von selbst verstehende Erklärung näher zu begründen: daß wir vom katholischen Standpunkte aus jene Lehre, in allen den Punkten, wo sie von dem Glauben der katholischen Kirche abweicht, für irrig und dem ewigen Heile des Menschen gefährlich halten. Allein hier ist nicht vom theologischen Werthe des Lutherthums, sondern von dessen staatsrechtlicher Freiheit und Berechtigung in Preußen die Rede. Und in dieser (politischen und juristischen) Hinsicht war das entschiedenste Recht auf Seiten der Lutheraner, und ihre Verfolger standen klar und offenkundig im Unrecht. Das lutherische Bekenntniß war keine neue Secte, sondern durch den westphälischen Frieden in seinem Bestande verbürgt. Es hatte im Staate den klaren Buchstaben des urkundlichen Rechts für sich. Daß die Lutheraner, trotz der Annahme der unirten, indifferentistischen und synkretistischen Agende

nicht aufhörten, Lutheraner zu seyn und keine Unirten wurden, war ein unwürdiges Sophisma. Heute ist dieser Satz durch Wiederanerkennung der letzten Reste des Lutherthums zurückgenommen, aber es ist betrübend und beschämend für unsere so oft gepriesene, deutsche Biederkeit, daß es jemals aufgestellt werden konnte.

Eine weitere unerfreuliche Wahrnehmung drängt sich bei dem nahe liegenden Vergleiche zwischen der damaligen Verfolgung der Lutheraner, und der Ermunterung und Schonung auf, welche heute in eben jenem Lande der rongeschen Freikirche widerfährt. — Für die letztere beruft man sich auf die Gesetze, welche keine Schmälerung oder Entziehung der Gewissensfreiheit gestatteten. — Allein dieselben, heute wie damals lautenden Gesetze gestatteten, wie früher schon erwähnt, die im Obigen erzählte Procedur gegen die Lutheraner. Heute ist die Presse zu Gunsten des Rongethums und gegen die katholische Kirche entfesselt. — Allein im Jahre 1827 ergingen Requisitionsschreiben an alle deutsche Regierungen mit der Aufforderung: nicht zu dulden, daß etwas gegen die Union oder die Agende gedruckt werde; der Verkauf lutherischer Schriften, welche Kunde von den erzählten Ereignissen gaben, wurde damals bei hundert Reichsthaler Strafe verboten, und in einigen Gegenden wurden jedem Postbeamten fünfzig Reichsthaler Belohnung versprochen, der die Versendung eines solchen Buches entdecken würde. In allen Ländern wurden Privatverbindungen angeknüpft, um die Veröffentlichung solcher Schriften zu verhüten, welche vielleicht die Bedrückungen der Lutheraner erzählen könnten. Als die verfolgte Presse derselben sich in's Elsaß flüchtete, folgte ihr die Staatsprovidenz auf dem Fuße, und einem dortigen Pastor wurden ansehnliche Geldanerbietungen gemacht, wenn er die von ihm verfaßte „Verfolgungsgeschichte der lutherischen Kirche in Preußen“ nicht verkaufen lassen wollte.

Alle diese Maßregeln wurden, — es ist wahr! — nicht aus Haß gegen den Protestantismus ergriffen, sondern aus

überfließendem Wohlwollen für sein Bestes. Er sollte zu einer compacten Einheit verschmolzen, und dadurch vor dem Untergange gerettet, gegen die katholische Kirche aber auf diesem Wege ein entscheidender Schlag geführt werden.

Wunderbare Fügung der Vorsehung, welche dem Menschen, ohne daß er weiß und ahnet, was er thut, für ihre Zwecke arbeiten läßt. — Was die Verfolgung der Lutheraner bezweckte, wissen wir. Aber was hat sie bewirkt? Hat sie die gesuchte Vereinigung der Parteien im Protestantismus zu Stande gebracht? Nein! vielmehr hat, nach fünfzehnjährigem fruchtlosem Kampfe das lutherische Bekenntniß in seinen letzten Ruinen neu anerkannt werden müssen; ein Schritt, der schon längst gethan wäre, hätte man ihn nicht als eine formelle Verzichtleistung auf die Union von 1817 gescheut, was er in Wahrheit, auch ohne den geringsten Zweifel, ist. — Hat jene Verfolgung den Protestantismus innerlich gekräftiget? Wiederum nein! sie hat die alten Formen zerstört, Millionen Menschen aus der Grabesruhe der Gewohnheit aufgescheucht, sie in dem falschen Vertrauen auf ihren ererbten, außerkirchlichen Standpunkt irre gemacht, und dem Nachdenken jedes Redlichen die Frage nahegerückt: wo denn jetzt die wahre Kirche sei?

Im Ganzen und Großen hat der Kampf gegen das Lutherthum zunächst dem Indifferentismus in die Hand gearbeitet. Fünf bis sechs Millionen Lutheraner, — denn so viel gab es deren in Preußen vor der Union wenigstens den Namen nach, — sind einer „evangelischen" Kirche anheimgefallen, die sich in den ersten achtundzwanzig Jahren ihres Bestehens noch nicht über ihr Dogma, ja nicht einmal darüber hat vereinigen können, ob sie überhaupt ein Dogma haben will. Ihre Mitglieder haben aufgehört, Lutheraner zu seyn, dieß beweist ihnen die nunmehr anerkannte Genossenschaft der lutherischen Separatisten, die heute etwa 50 bis 60,000 Seelen stark seyn mag. — Sollte die ewige Liebe nicht gerade diesen Zustand als nothwendigen Durchgangspunkt haben eintreten

lassen, um beide Theile, die Indifferentisten wie die Altlutheraner, der einen, ewig unveränderlichen Wahrheit näher zu führen?

IV.

Kabinetsstücke aus der Rottenburger Diöcese.

Der Radikalismus aller Schattirungen, sei es, daß er von einem absolutistischen Ministerium, oder der Culturpolitik Aaraus und Waadts gehandhabt, oder von den Volksvertretern in den konstitutionellen Kammern, von subventionirten Journalen, oder von unserm täglich wie das üppigste Unkraut sich mehrenden, schriftstellernden Proletariat verfochten wird, stehet zur katholischen Kirche in durchaus gleichem Verhältnisse, denn alle diese Parteiungen, so sehr sie, äußerlich betrachtet, aus einander zu laufen scheinen, beurkunden doch darin ihre innerliche Wesenseinheit, daß sie der katholischen Kirche keine größere Freiheit gestatten wollen, als sie etwa unter Nero, Diocletian oder Julian dem Apostaten sich zu erfreuen hatte. Im Herzen mag ein Katholik glauben, was er will, so lautet der gemeinsame Wahlspruch, allein die Kirche, ihr Eigenthum, ihre Einrichtungen, ihre Aeußerungen und Handlungen sind unbedingt „dem Gesetze" unterworfen; nur darin mag sich vielleicht eine Partei von der andern unterscheiden, daß sie statt ihres Abstractums „Gesetz", die gleiche Abstraction, wie „Staatswohl, Volkswohl, Fortschritt oder Bedürfnisse der neuen, so weit über die mittelalterliche Finsterniß vorangeschrittenen Zeit" substituirt, alle aber finden die schreiendste Rechtsverletzung darin, wenn irgend ein Katholik mit Wort und That für das göttliche Recht seiner Kirche in die Schranken tritt. Es ist in diesen Blättern bei mancherlei Veranlassungen schon besprochen worden, was katholische Priester in Würtemberg zu gewarten hatten, welche die in der Verfassungsurkunde feierlich garantirte Autonomie der Kirche für ihren priesterlichen Beruf in Anspruch nahmen, und wir könnten noch

manche Belege beibringen, wie schnell man von gewisser Seite her mit den Anschuldigungen von „Friedensstörung, Widerspenstigkeit und Unruhestiftung, revolutionärer Gesinnung“ bereit ist, wenn man irgend dem beliebten Bevormundungssystem gegen die Kirche widerstrebt. Wir wollen uns deß enthalten, wie auch weitläuftiger Erörterungen über Recht und Gewalt, — Thatsachen vielmehr mögen sprechen, auf welcher Seite sich eine wahrhaft positive, das göttliche ewige Recht wahrende Gesinnung kund gebe, auf Seite der verlästerten und verfolgten Ultramontanen, oder auf Seite der Vertheidiger der absoluten Staatsomnipotenz.

Der eidliche Dienstrevers, den bei uns ein Decan bei seiner Amtseinsetzung auszustellen hat, enthält auch diese Verpflichtung: „daß er nicht nur keine päpstliche, bischöfliche, oder was immer für eine kirchliche Verordnung, welche nicht zuvor die königliche Genehmigung erhalten hat, verkünden oder verkünden lassen wolle, sondern auch jede ohne diese Genehmigung ihm zukommende derartige Verordnung sogleich an den königlichen Kirchenrath einzuschicken.“ In gleicher Weise spricht sich auch der Revers der Pfarrer aus. Schon in den Instructionen für die Landesorganisation von 1803 hatte die Regierung für sich folgende Befugnisse in Anspruch genommen: Das Recht, die Erlaubniß zu Kirchenversammlungen in dem Staate zu ertheilen, oder abzuschlagen, das Recht, kirchlichen Gesetzen vor der landesherrlichen Bestätigung die Gültigkeit zu verweigern — das Recht, die Visitationen des Bischofs, wenn sie ohne Vorwissen des Landesherrn geschehen wollen, zu hintertreiben, und den Bischöfen, wenn die Visitationen angezeigt werden, landesherrliche Commissarien beizugeben; — das Recht, der Bekanntmachung scholastischer Lehrsätze die Einwilligung zu ertheilen oder abzuschlagen; — das Recht der Einwilligung in eine bestimmte Liturgie.

Die Verordnung vom 30. Januar 1830, durch welche die verrufenen Frankfurter Grundzüge sanctionirt wurden, setzt fest: „alle römischen Bullen, Breven oder sonstigen Erlasse können nur mit Bewilligung des Staats publicirt und in Anwendung gebracht werden, und haben ohne diese keine rechtliche Wirkung. Die Genehmigung des Staates ist nicht nur für alle neueren päpstlichen Bullen und Constitutionen, sondern auch für alle früheren päpst-

lichen Anordnungen nothwendig, sobald Gebrauch davon gemacht werden will. Selbst die mit Genehmigung der Regierung publicirten päpstlichen Erlasse haben nur so lange Kraft, als der Staat seine frühere Billigung nicht zurücknimmt *)."

Auch die Kirche nimmt ihrerseits den Gehorsam des von ihr und nur von ihr gesandten Priesters in Anspruch, weßhalb sie von ihm mit allem Recht und Fug die Ablegung der professio fidei fordert, soll er ein geistliches Amt verwalten wollen. In dieser Professio aber schwört derselbe auch, daß er die heilige katholische und apostolisch-römische Kirche als die Mutter und Lehrmeisterin aller Kirchen erkenne, und dem römischen Bischofe als dem Nachfolger des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel und Stellvertreter Jesu Christi, Gehorsam gelobe; ferner, daß er ohne allen Zweifel annehme und sich bekenne zu Allem, was durch die heiligen Kanonen durch die ökumenischen Concilien, und vorzüglich durch die heilige Versammlung zu Trient überliefert, festgesetzt und erklärt worden ist. Wir fragen nun, läßt sich eine schmachvollere Entwürdigung einem Priester ansinnen, als in Einem Augenblicke zwei Eide zu schwören, von denen der eine den andern aufhebt? Läßt sich ein grausamerer Hohn mit der heiligsten Ueberzeugung, mit dem höchsten Kleinod des Lebens, der priesterlichen Glaubenstreue treiben, als da geschieht, wo ihm ein Eid aufgezwungen werden soll, dessen Inhalt kein anderer ist, als die kirchliche Auctorität abzuschwören, den kanonisch-beschworenen Gehorsam zu verläugnen, und statt dessen die Willkühr der Staatsgewalt als höchste unfehlbare Auctorität anzuerkennen? Doch seien wir gerecht, solche Bedenken haben nicht bloß wir; schon vor mehr als zwanzig Jahren hat die Staatskirchenbehörde diesen Mißstand gefühlt, und eines ihrer Mitglieder, dem diese Behörde ihre ganze Organisation, ihre Grundsätze, ihre ganze Verfahrungsweise verdankt, der geistliche Rath, Werkmeister, hat einen Ausweg zu eröffnen gesucht, der würdig ist dieses Schöpfers des würtembergischen Staatskirchensystems. In der von ihm redigirten Ulmer Jah-

*) Die vom geheimen Rathe hierüber zwei Jahre später gegebenen Erklärungen mildern wohl den Ausdruck, enthalten aber eine wesentliche Modification nicht. Nur Kurzsichtigkeit kann sich hierüber eine Illusion machen.

resschrift bringt er nämlich im vierten Bande einen Aufsatz über die Glaubensprofession, welche die katholischen Geistlichen beim Antritte ihres Amtes abzulegen haben," für dessen maßlose Perfidie alle Inzichten noch zu schwach sind, mit denen falscher Weise die sogenannte Jesuitenmoral angegriffen wird. Zur näheren Bezeichnung der Taktik dieses von den Adepten seines Unglaubens immer noch so hoch gepriesenen Staatskirchlers heben wir einige Stellen aus: Er ist in Fragen und Antworten abgetheilt, die einem fingirten Examinator und neu angehenden Pfarrer in Mund gelegt werden. „Da die professio fidei Manches enthält, was nicht zum katholischen Glauben gehört, sondern bloß römische Prätensionen betrifft, so nahm der Examinator diesen Anlaß, die Meinung des neu angehenden Pfarrers hierüber zu vernehmen. Er legte ihm folgende Fragen vor, auf deren jede wir sogleich die Antwort folgen lassen."

Erste Frage: „Ist der Glaube ein Gegenstand des Eides?" Antwort: „Der Glaube ist Sache des Gewissens und der innern Ueberzeugung. Er kann nicht auf einmal begründet werden. Fortgesetztes, gewissenhaftes Forschen, tieferes Studium sichten, erläutern, bestärken ihn erst stufenweise. Aus dieser Voraussetzung ergibt sich klar, daß der Glaube nie ein Gegenstand des Eides, der auch für die Zukunft Verbindlichkeit haben soll, seyn könne, man müßte sich nur mit einer momentanen Verbindlichkeit des Eides begnügen wollen."

Zweite Frage: „Begeht derjenige, der geschworen hat, einen Meineid, wenn er in der Folge eine andere Ueberzeugung bekommt?" Antw.: „Wenn das Object des Eides fehlerhaft ist, kann wohl ein solcher Eid für ihn eine verbindende Kraft haben? Der Gegenstand des Eides selbst war dazu nicht qualificirt, wie soll für ihn unter dieser Voraussetzung eine Imputation statt haben? Er kann also durch seine veränderte Ueberzeugung keines Meineides beschuldigt werden, denn die Freiheit des Gewissens ist ein unveräußerliches Recht."

Dritte Frage: „Muß er sein Amt niederlegen?" Antw.: „Nein! Der Fehler liegt mehr am Gesetze, als am Uebertreter desselben; er ist gleichsam genöthigt, oder doch veranlaßt, dagegen zu handeln."

Vierte Frage: „Ist ein so weitläufiges Bekenntniß gut?

Ist es nicht in unsern Zeiten ein Fallstrick?" Antw.: „Schon die innere Natur und Beschaffenheit des Eides fordert eine möglichst bestimmte, klare und kurze Fassung des zu beschwörenden Gegenstandes, die alles Fremdartige, nicht zur Sache Gehörige ausschließt. Gegen alle diese Forderungen stoßt die professio fidei an . . . Die Folge davon ist: Erstickung aller Ueberreste der Religiosität bei religiösen Männern."

Fünfte Frage: „Sind Sie und tausend Andere von allen und jeden Punkten, die Sie beschwören müssen, überzeugt, z. B. septem esse vere et proprie sacramenta?" Antw.: „Ich gestehe offen, daß es mir unmöglich ist, mich von allen und jeden Punkten dieser professio fidei zu überzeugen, vielmehr bin ich in einigen Stücken vom Gegentheil überzeugt." In diesem, den ganzen Lehrbegriff der Kirche vernichtenden Tone geht es fort, und es kann darum nicht überraschen, wenn der würtembergische Oberkirchenrath zum Schluße seinem Examinanden noch die Antwort in den Mund legt, auf die Frage: „Was hat ein Mann zu thun, der mit solchen Zweifeln geschworen hat, und doch schwören mußte? Er hätte den Eid verweigern sollen, kann aber einen Grund seiner Beruhigung darin finden, daß man über seine Ueberzeugung keinen Eid hätte fordern sollen, und daß also hiebei das Meiste nicht auf seine Rechnung käme."

Bedenkt man noch, daß die vom Oberkirchenrath redigirte und größtentheils von ihm auch verfaßte Ulmer Jahresschrift, deren Tendenz Vernichtung des katholischen Glaubens war, von seinem Collegium durch eigenen Erlaß den Lesegesellschaften der Geistlichen zur Anschaffung geboten war, so kann ein Katholik der Diöcese Rottenburg doch nicht wohl im Zweifel seyn, auf was es von den Vertretern des Staatskirchensystems denn abgesehen war. Wer, fragen wir, steht auf dem Boden des göttlichen Rechts, ein Katholik, der rückhaltslos seiner Kirche und ihrem Oberhaupte gehorsamet, oder jene Zeloten, die, um die Kirche der Bureaukratie des Gänzlichen zu unterstellen, kein besseres Mittel erfinnen konnten, als Ausrottung des katholischen Glaubens? Wenn nun die katholische Priesterschaft aus der schmachvollen Lage sich herausgewunden, und jene von Werkmeister ihr eingeimpfte fluchwürdige Verlästerung der römisch-katholischen Kirche im Tiefsten verabscheut, wer ist dann

ein Revolutionär, der Vertheidiger der Automie der Kirche, oder der Verfechter des von Werkmeister etablirten Staatskirchensystems? Bezeichnen wir aber das Verhältniß noch schärfer an einem Beispiel! Wie bekannt, erließ im Jahre 1792 die französische Nationalversammlung ein Decret, vermöge dessen das französische Volk einen Nationalconvent bilden, das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt aber, als des Vertrauens verlustig, vorläufig von seinem Amte entbunden, jeder Beschluß auch ohne dessen Bestätigung gültig seyn, und durch einen Vollziehungsrath ausgeführt werden sollte. Wir vermögen nun auf unserm Standpunkt in diesem Vorgang nichts anderes zu erkennen, als das frechste Attentat der Revolution auf das unverletzbare heilige Recht des legitimen Souverains. Da aber ein Katholik das Erbe Petri, des Apostelfürsten, nicht minder legitim und unverletzlich achtet, als das Erbe und den Thron Ludwig des Heiligen, so vermag er in den Beschlüssen jenes Convents, der sich im Jahre 1818 unter Wangenheims Vorsitz in Frankfurt versammelte, nichts anders zu erkennen, als eine widerrechtliche Verletzung heiliger Rechte des legitimen Nachfolgers Petri, oder des Oberhauptes der Kirche; und es wird eine immer vergebliche Bemühung bleiben, einem denkenden Katholiken beweisen zu wollen, eine Sanction der dort gefaßten Beschlüsse sei etwas Anderes, als eine Sanction der kirchlichen Revolution; wenn auch Wangenheim in seiner Eröffnungsrede die Taktik des Radikalismus anwendete, als trete er und sein Concil für das Recht in die Schranken, indem er den heiligen Stuhl als Usurpator schilderte, gegen welchen man mit consequenter Festigkeit sich zu vereinen habe. In der berührten französischen Nationalversammlung ließ sich der wüthende Exkapuciner Chabot gegen den unglücklichen Ludwig also vernehmen: „Alles Elend des Landes verdanken wir der Treulosigkeit dieses Verräthers;“ es ist höchst merkwürdig, wie sich später die kirchliche Revolution in dem intellectuellen Haupturheber der Frankfurter Versammlung und ihrer Beschlüsse in dem ehemaligen Mönch von Neresheim, Werkmeister, gegen das Oberhaupt der Kirche in ganz gleicher Weise also vernehmen ließ: „Es liegt der ganzen Menschheit daran, dieses System (das Papstthum) von Grund aus zu vernichten; die moralische und wissenschaftliche Bildung der Menschen kann unmöglich gedeihen, die ächte Religiosität unmöglich Wurzel fassen, Aufklärung und Sittlichkeit unmöglich sich ausbrei-

ten, die Ruhe und Sicherheit der Staaten unmöglich gefördert werden, so lange dieses System nicht ganz vernichtet ist, und ich hoffe durch meine Grundsätze gezeigt zu haben, wie es am sichersten gestürzt, und wie es mit allen seinen Wurzeln, die auch noch in andere, fast ganz antipäpstische Systeme eingreifen, ausgereutet werden kann."

Wenn nun die Katholiken Würtembergs treu dem Worte Gottes: Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was dem Kaiser gebührt, der unerschütterlichen Ueberzeugung sind, daß Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche nicht nur mit dem dem Staatsoberhaupte schuldigen Gehorsam sich wohl vertrage, sondern für den letztern sogar die sicherste Garantie gewähre, ist ihre Forderung nicht eine wohl begründete, daß ein System nicht länger mehr gegen ihre Kirche möge beobachtet werden, das seine Wurzeln im Unglauben und der kirchlichen Revolution hat, und durch die bisherige schneidende Handhabung geeignet ist, das Mißtrauen auf eine Höhe zu treiben, die wir bei den anderweitigen Erscheinungen der Zeit als eine höchst bedauerliche beklagen müssen? Obwohl nach den berührten Vorgängen den Katholiken Würtembergs das schmähliche Treiben der rongeschen Rotten im vorigen Herbst in der Residenzstadt des Landes nicht unerwartet, wohl aber sehr schmerzlich fallen mußte, da sie in dem Geschrei dieser Sanskulotten, „Rom muß fallen," nur die Variationen eines längst hier zu Lande beliebten Themas vernehmen konnten, so werden sie doch nicht abstehen, mit derselben Entschiedenheit ihr gutes Recht für sich in Anspruch zu nehmen, als sie auch dem Afterliberalismus und Radikalismus entgegen die wahrhaft conservativen Principien auch in politischer Beziehung zu vertreten entschlossen sind. Freilich ist wenig Aussicht auf eine glückliche Lösung der tiefen Zerwürfnisse vorhanden, denn ein politisch-conservativer Instinct scheint nun und nimmer den Staatskünstlern unserer Zeit beschieden zu seyn. — Doch es wacht ein Höherer über der Kirche, qui irridebit eos et subsannabis eos.

V.

Literatur.

Die Südseevölker und das Christenthum. Eine ethnographische Untersuchung von K. Meinike. Prenzlau bei Kalberg 1845.

Meinike hat sich als einen der bessern Schüler Ritters erwiesen in seinem „Festland von Australien,“ zu welchem das obengenannte Werkchen eine Ergänzung bilden dürfte. Er handelt in diesem von der Religion, der Staatsverfassung, der Sprache und der Geschichte der Südseevölker, zunächst jedoch nur der hellerfarbigen, und stellt darüber die interessantesten Angaben in klarer und belebter Sprache, und mit größtentheils treffender Beurtheilung zusammen. Wohl hätten wir gewünscht, daß auf die Sitten und Gebräuche jener Völker mehr Rücksicht genommen worden wäre, sowie auf ihr Verhältniß zur Natur ihres Landes, wofür die Missionsannalen manches hübsche Material enthalten. Daß der Verfasser in Bezug auf die Schilderungen der Europäer, welche die Südseevölker früher als Kinder der Unschuld, und jetzt als die verdorbensten Menschen darstellen, sowie sie auch von außerordentlicher Abnahme der Bevölkerung sprechen, den Mittelweg geht gemäß der Erfahrung, ist sehr zu billigen. Die Geschichte der Südseeinseln behandelt er nach fünf Gruppen, die der Sanitätsinseln, der Australinseln, der Haigruppe, der Tongaawinseln und Neuseelands, und man wird beim Lesen dieselbe gewiß aller Aufmerksamkeit würdig finden. Diese Geschichte führt ihn aber auch auf die Bekehrung der Südseevölker, und damit auf gefährli-

che Klippen und Untiefen, über die ihm sein protestantischer Wind nicht hinwegzuhelfen vermag; vielmehr tritt, so kurz er auch die katholischen Missionen in Oceanien abfertigt, hier die ganze versteckte Tücke und Beschränktheit seines Standpunktes entschieden hervor, und dagegen erlaube man uns ein Wort der Vertheidigung, das dem Verfasser keineswegs seine übrigen Verdienste benehmen will, auch die guten Seiten der protestantischen Missionen nicht herabsetzen soll, und in pflichtmäßiger, von Meinike's Vorrede prätendirter Unabhängigkeit das Iliacos inter muros pecatur et extra einräumen wird. Leider wird man wahrscheinlich auf der Gegenseite wenig Notiz davon nehmen; das kann uns aber nicht hindern, der Zukunft zu einem billigen Urtheile zu verhelfen.

Vorerst ist die Behauptung unwahr, daß die Missionen der Maristenmissionäre auf den Markesas, auf Walis und Futuna keine bessern Erfolge gehabt hätten, als jene der Londoner anglikanischen Missionäre nach achtmaligen Versuchen. Allerdings sind jene Mißhandlungen ausgesetzt gewesen; ja einer der Ihrigen, P. Chanel, ist als Märtyrer erschlagen worden; sein Blut hat aber jenen Boden also gedüngt, daß er jetzt reichliche Früchte bringt, und selbst die Mörder des frommen Priesters sich bekehrt haben. Bringt nun weiters Meinike die zahlreichen Uebertritte zum Katholicismus in Neuseeland auf Rechnung der bereits vorhandenen religiösen Anregung und der Abneigung der Colonisten gegen die protestantischen Missionäre, so mag zugegeben werden, daß die letztern den katholischen Missionären schon in etwas vorgearbeitet haben; wie kömmt es aber, daß diese im Vergleich zu jenen in kürzester Zeit die auffallendsten Fortschritte machten? Wohl, abgesehen vom inneren Werthe der katholischen Missionen, daher, daß die protestantischen Missionäre es nicht besser machten, als die Colonisten, und wie in Nordamerika die armen Wilden um ihre Ländereien betrogen, wie das Meinike, wenn auch nicht unumwunden, selbst zugesteht, und wie das aus vielen Berichten und aus dem Mißtrauen der wesleyanischen Gesellschaft

gegen ihre Abgeordneten, die meist aus Schneidern, Schustern u. s. w. ohne Weihe und Beruf bestehen, erhellt. In welcher Weise aber die katholischen Missionäre gegen die Engländer intriguiren sollen, mag man aus dem Briefe des Bischofs Pompallier ersehen, der im December vorigen Jahres in vielen Zeitungen zu lesen war, an dessen Inhalt sich ihre Verläumder wohl spiegeln dürften, und der ein voller Gegensatz zu dem ist, was wir selbst eines Abends in der Surrey chapel in London aus dem Munde der Herren Pritchard, Smith und Genossen zu vernehmen Gelegenheit hatten. Letztere Herren sind bekanntlich mit der französischen Escadre, welche die tahitischen Häfen besuchte, in Zwist gerathen. Ist nun auch gewiß, daß angesehene Insulaner, welche ehedem die besten Stützen der protestantischen Missionäre waren, schon länger ihre Gegner sind, und daß sich auch, wo keine Fremden und katholischen Missionäre Zutritt fanden, sich gegen die protestantischen Maßregeln, die selbst Häuptlinge zu Zwangsarbeiten verdammten u. dgl. mehr, ein heftiger Widerstand erhob, so vermögen wir dennoch die Verbindung der katholischen Mission in jenen Gegenden mit den klugen und ehrsüchtigen politischen Bestrebungen der Franzosen nicht zu billigen; denn, wenn auch die Missionäre an letztern sicherlich keinen direkten Antheil haben, so lehrt doch die Erfahrung, daß sich die Regierungen die Dienste und den Schutz, welche sie der Religion gewährten, immer theuer zahlen ließen; und wie wenig ernsthaft solche Dienste dort gemeint sind, erhellt auch aus den Ausschweifungen, welche die Matrosen sich erlauben durften, und aus dem wieder freigegebenen Branntweinhandel. Höchst perfid ist es aber, die Laster der französischen Seeleute, und die Aussprüche schlechtgläubiger, aber die Religion für ehrgeizige Zwecke ausbeutender Schriftsteller den katholischen Missionen anzurechnen, und wie die Erlanger Zeitschrift es gethan, den Satz auszusprechen: die Einführung des katholischen Glaubens stehe stets mit Mord und Unzucht im Bunde. Leute, die solches im Ernste behaupten, erinnert man freilich vergebens an die Missionen

der ältesten Zeit, an die Missionen der Jesuiten in Nordamerika, aus denen sie von den protestantischen Missionären, ungeachtet des Widerwillens der Wilden gegen diese, verdrängt wurden, sowie an die Bekehrungen in Ostindien, wo die Protestanten so wenig ausrichten, weil ihnen der Segen fehlt, und an die vielen Marterkronen in China, nach denen diese keine Begierde tragen, endlich an die Kämpfe, welche die Missionäre selbst gegen die Roheit der spanischen Eroberer rc. bestanden.

Was aber kann die Gewaltthaten rechtfertigen, durch welche zum Beispiel auf den Tongainseln die Methodistenmissionäre die Heiden zum Anhören ihres Unterrichtes zwangen; was auch die empörenden Verfolgungen, welche die katholisch gewordenen Bewohner der Sandwichsinseln, wo ein katholischer Geistlicher von Freycinet's Expedition schon vor Ankunft der Methodisten einen König getauft hatte, laut Zeugniß vieler Protestanten erlitten? Meinike ist doch so gerecht, zuzugestehen, daß die Katholiken von ihrem Standpunkte aus das Recht ansprechen können, auch dort sich Bekehrungen zu sammeln, wo bereits die protestantischen Missionäre gearbeitet haben. Bewundernswerth ist in dieser Beziehung der herrliche Brief des hochw. Herrn Bachelot an die protestantischen Agenten auf Hawai (Annalen XXIII.), in dem er ihnen das Anrecht der Kirche auf die ganze Welt auseinandersetzt. Wir wollen die protestantischen Agenten auf den Sandwichsinseln nicht so schwer bezüchtigen, als Kotzebue und andere Reisende gethan haben, oder als es die Artikel dortiger Europäer in der Sandwichsisland Gazette kundgeben, von Gewaltthat und materiellem Eigennutz werden sie sich aber nimmer weiß waschen können. Seltsam mag es klingen im Munde eines Protestanten, wie Meinike, von Ketzereien, die auf den Societätsinseln sich gebildet haben sollen, sprechen zu hören. Derselbe erzählt auch nach des berüchtigten Lutteroth Geschichte der Insel Tahiti ein paar Anekdoten, welche nebst der Behauptung, daß die Insulaner in katholischen Missionen lateinische Gebete lernen müssen, die Oberflächlichkeit des katholischen Unterrichtes

beweisen sollen, die aber in Wahrheit beweisen, daß die Missionäre in kurzer Zeit Wesentliches und Erstaunliches geleistet haben, aber nicht mit einemmal alle bisherigen Vorstellungen ersticken konnten, beweisen, daß Herr Meinike sich nicht die Sache in den Missionsannalen genauer angesehen hat, wo er hätte gefunden, daß auf den Gambierinseln eine Gemeinde blüht, welche dem ersten christlichen Jahrhunderte würdig wäre, in denen allerdings auch noch keine Bibeln gedruckt waren. Ob nicht manche Taufen hätten verschoben werden können, lassen wir dahingestellt seyn; jedenfalls ist den Katholiken die Taufe nicht bloß ein Symbol des Glaubens. Stünden übrigens den wenigen katholischen Missionären so große Hülfsquellen schon zu Gebote, wie den protestantischen, sie würden diese wohl besser anwenden, und die vielen über sie ergangenen Verläumdungen schneller und entscheidend durch die That widerlegen, auch vollständigere Berichte veröffentlichen können, als die leider im Raum zu beschränkten Lyoner Annalen enthalten.

VI.

Glossen über Zeitereignisse.

Die Leipziger Allgemeine berichtete jüngst (Nr. 164) bei dem Tode Gregors XVI.: für Berlin habe der Tod des Papstes aufgehört eine Existenz zu seyn; der Hintritt eines Kaisers von China mache an den seichten Wassern der stillen Spree größeren Eindruck. Die deutsche Sprache ist wirklich zu arm, um die ganze Nichtigkeit, die leere Gespreiztheit, die schwachsinnige Affectirtheit und armselige Suffisance eines solchen Ausspruches zu bezeichnen; die Franzosen würden allenfalls davon sagen: **c'est pretentieusement bête**; er erinnert stark an die Ra-

domontaden, welche blasirte Musterreiter im Munde zu führen pflegen; wir hoffen daher zum Besten Deutschlands und zur Ehre Berlins, daß er dort seines Gleichen suche und nicht finde.

Allein, was geschieht während der affectirten Gleichmüthigkeit, die mit mehr Interesse Nachrichten von Peking als von Rom erwartet. In Breslau begibt sich die Polizei gewappnet und gepanzert von Kopf bis zu Fuß, rasselnd und klirrend, in alle Buchhandlungen, um aller Exemplare der Historisch-politischen Blätter habhaft zu werden. Die armen Buchhändler, die im ersten Schrecken ganz vergessen, sich auf die liberalen Zusicherungen zu berufen, welche der Minister Eichhorn in ihren Mauern sogar allen Meinungen des extremsten Unglaubens, geschweige denn des katholischen Glaubens vor einigen Jahren gegeben, zeigten, mit Ausnahme eines Einzigen, wie wir hören, die corpora delicti an, und nun sieht Jeder einer Strafe von etwa hundert Thalern entgegen, wenn dieselbe nicht etwa gar schon verhängt ist.

Dieß Verfahren gegen eine katholische Zeitschrift, die jederzeit, neben Bekämpfung bureaukratischer Willkür, Achtung vor jedem begründeten Recht als heilige Pflicht verkündet, und mit Verachtung einer leicht zu gewinnenden Popularität frank und frei und schonungslos den Revolutionären jeder Farbe entgegengetreten ist, und nach oben wie nach unten von allen Gewaltthaten nach besten Kräften stets abgemahnt hat, ein solches Polizeiverfahren gegen die katholische Presse scheint uns im grellsten Gegensatze zu stehen zu jener Freiheit, welche der protestantischen Synode gerade in diesem Augenblicke in Berlin gestattet wird, wozu es wirklich ein schlechtes Vorspiel bildet. Der Magistrat von Breslau, obwohl eine gemischte Bevölkerung vertretend, hat sich nichts desto weniger in den jüngsten Jahren wiederholt für die extremste Glaubens- oder Unglaubensfreiheit ausgesprochen; es steht nun dahin, wie er diese Weise, die Glaubensfreiheit seiner katholischen Mitbürger zu verstehen, aufnehmen wird; ob sein Wahlspruch lautet: Freiheit für alle

und jeden, oder: Freiheit für uns, die Lichtfreunde, allein, und Knechtschaft, Inquisition, Polizei, Confiscation, Ketten und Kerker für die Katholiken und alle, die den wechselnden Götzenbildern des Zeitgeistes nicht dienen, sondern an einen Gott und an eine ewige, umwandelbare Offenbarung glauben.

Woher aber dieß Ungewitter in Breslau? — Wahrscheinlich irgend ein neuer Beamter, der seinen servilen Diensteifer durch diese Denunciation in Berlin empfehlen wollte, und daher mit großem Geräusch dieß Treibjagen auf die Historisch-politischen Blätter angestellt hat. Wir werden seiner Zeit unseren Lesern melden, welchen Maßstab der Gerechtigkeit ein Ministerium, das am Rheine die polemische Sprache des rheinischen Beobachters nicht nur duldete, sondern dieß Blatt aus öffentlichen Geldern subventionirte, an die Buchhändler in Breslau legen wird, die in derselben Stadt, wo Ronge den Abfall von der katholischen Kirche in den verletzendsten Ausdrücken predigte, eine katholische Zeitschrift ihren Kunden zukommen ließen.

Die Gerechtigkeit verlangt von uns übrigens das Zeugniß, daß die Regierung die Klagen der Katholiken gegen den Rheinischen Beobachter einer ernsten Untersuchung zur Verhütung künftigen Mißbrauches ihrer Autorität unterworfen hat; nicht minder verdient es Anerkennung, daß sie der Oberzeitung die Concession ertheilte, und der Rhein- und Moselzeitung in der Behandlung religiöser und politischer Fragen eine Freiheit gestattet, welche den Dank aller billigen Katholiken verdient; auch der Augsburger Postzeitung ist der Eintritt in die preußischen Staaten unverwehrt; hoffen wir daher: daß auch für die Historisch-politischen Blätter einmal der Tag der Gerechtigkeit erscheinen wird, und endlich ein Verbot aufhört, welches ein ungerechtes Vorurtheil eingegeben, das Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen verräth, und nur Mißmuth und Erbitterung erzeugt, wie die Verhandlungen des jüngsten rheinischen Landtages sattsam bewiesen haben.

VII.

Bedrängnisse der Väter am heiligen Grabe.

(Schluß.)

Dieß ist nun bloß ein Theil der Bedrückungen von Seite derjenigen, welche selber unter der Zuchtruthe der Türken stehen. Nun rechnen Sie noch dazu die Verfolgungen der letzteren, um beiläufig ein Bild von den Bedrängnissen der Väter am heiligen Grabe zu bekommen Seit sechshundert Jahren haben sie allein die Beschützung der Heiligthümer für das Abendland übernommen; neunhundert Fermane, von den verschiedenen Sultanen und ihren Procuratoren, den Paschas, auf's feierlichste ausgestellt, garantiren ihnen den ungestörten Besitz; berechnen Sie die Summen, welche diese Fermane gekostet! Aber schon aus der Nothwendigkeit, sich von jedem neuen Unterdrücker Jahr für Jahr, und noch öfter, die Erlaubniß der Existenz zu erkaufen, erhellt, daß diese Bescheinigungen nur für eine momentane Gnadenfrist anzusehen sind, und den weiteren Bestand fortwährend in Frage gestellt seyn lassen. So wurden sie schon im Jahre 1470 auf Anstiften eines Juden, der sich dafür rächen wollte, daß man ihm nicht ohne weiters das Grab Davids öffnete, durch die türkischen Santos von der großen Moschee el Haram aus ihrem ersten Convente auf dem Berge Sion vertrieben, und dieser in ein muhammedanisches Weiv

umgewandelt. Noch sieht man darin Fragmente vom alten Klosterchore, noch trägt der Präsident der Terra santa erblich den Titel Guardian vom Berge Sion; aber ohne Mißhandlungen sich auszusetzen, kann selten mehr ein Christ zu den Schwellen des Cönakulums gelangen. Mittlerweile haben die Franciskaner die Kirche und das Kloster zu San Salvator von den Georgianern an sich gekauft, dort ihre Zellen aufgeschlagen, und die Casa nova zur Beherbergung der Pilger erbaut, welche Jahr aus Jahr ein aus allen Ländern Europas, von Asien aber besonders aus Caldäa, dann vom Libanon, aus Armenien, Persien, Aegypten, Nubien, Abyssinien und dem fernen Indien her zum Grabe des Erlösers wallen. Ich habe nicht nöthig, Sie in die Zeit vor zwei Jahrhunderten zurückzuführen, wo noch jeder Pilger beim Eintritt in die heilige Stadt sechs, und beim Besuche der Grabkirche neun Zechinen an die Ungläubigen zu entrichten hatte. Noch stehen vor dem Eingange der letzteren, so zu sagen wie in den kaudinischen Pässen, die Mauern des Galgens aufgerichtet, wo die hölzernen Pfortenriegel verrammelt waren, und jeder Christ durchpassiren mußte; jetzt ist der Divan in's Innere verlegt. Das ist vorüber, höre ich sagen, und wird nicht wieder vorkommen. Aber ich lege nun dem Leser die Frage vor, wie viel wohl die lateinischen Väter in unseren Tagen, und zwar vom Jahre 1812, wo sie doch nahehin aus ihrem letzten Besitzthume, der heiligen Grabkirche, verdrängt wurden, bis 1835 an ihre türkischen Dränger an erzwungenem Tribute zu entrichten hatten? Sie rathen vielleicht auf Hunderttausende? Gewiß, und noch mehr! auf eine Million? Doch sie errathen es nicht, auch wenn ich die Frage Ihnen noch öfter vorlege. Aber die Rechnungen weisen aus, daß der Convent während der dreiundzwanzig Jahre nahe dreizehn Millionen Piaster den türkischen Obern bezahlte, gewiß einen nicht geringen Tribut, den Europa so auf indirekte Weise, mittels Almosens, an die Väter, an die hohe Pforte leistet. Wahrhaftig, unter Allem, was mich je in Verwunderung gesetzt, erweckt es

mein größtes Erstaunen, wie ein Volk von so geringer Zahl und noch dazu ohne alle geistige und physische Ueberlegenheit, wie die Osmanen, noch länger an den Schwellen dreier Welttheile das Scepter führen, und durch seine Insulte die Geduld aller gebildeten Nationen auf die äußerste Probe setzen kann. Wo ist nun die Kraft dieses Volkes, das zu allen Zeiten seinen Uebermuth an der Christenheit ausgelassen hat? Von Neugriechenland bis zu den Gränzen Rußlands, in ganz Thessalien, Albanien, Servien, Bulgarien, der Moldau und Walachei finden sich so viel wie keine Türken; in Bosnien etwas mehr; ihr Hauptsitz ist Thrazien und Macedonien, wo sich ihre Stärke vielleicht auf fünf Millionen beläuft, und in Asien in den Strichen bis Thorsus, Orpha und Diarbekir, und bis Armenien hin — wir mögen im Ganzen zehn Millionen nehmen. Und diese drangsaliren in Asien und insultiren in Europa über hundert und fünfzig Millionen Christen ohne Aufhören, und beherrschen und ruiniren die schönsten Länder der drei Welttheile; denn „wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Grashalm mehr" sagt ganz treffend ein neugriechisches Sprichwort. Ja, wenn es noch ein Volk von Männern wäre! Nun aber sind die Osmanli eine schon durch ihr fortwährendes, selbst bei Arbeit und Geschäft unausgesetztes Sitzen auf eingeschlagenen Beinen für alle körperliche Rüstigkeit verlorenes, durch Vielweiberei, und was noch schrecklicher ist, durch die furchtbar grassirende Pädarastie entnervte, von dem vielen Gebrauche heißer Bäder verweichlichte, bei ewigem Kaffee- und Opiumgenuß ganz herabgeschwächte, vor der Zeit gealterte und gegen jede höhere Regung abgestumpfte Nation; zudem unter einem Haupte, das durch die Sünden des Harems schon im achtzehnten Jahre die Epilepsie ausgebildet hat, und das, wenn es noch einige Einsicht hätte, es einzig der fatalistischen Bestimmung zuschreiben müßte, daß es ihm noch länger gegönnt ist, auf den Schultern der Monarchen zu ruhen. Es ist in der That ein Wunder, daß Europa nicht endlich müde geworden ist, diesen garstigen, schon

in Fäulniß übergegangenen und mit dem Pestgeruche der Verwesung behafteten Schweif noch länger nach sich zu schleppen, statt ihn sich endlich vom Leibe zu schneiden. Der Glaube an die alte Prophezeiung ist vorüber, daß die Türken noch einmal aufstehen, und ihre Roße im Rheine tränken werden; kaum hält man es für möglich, daß dieses, wie man sie ansieht, vom Fuß bis zum Kopfe ganz von dem Zuschnitte der Franken abhängige Volk einst die Welt so in Schrecken gesetzt, und zum Schauplatze seiner mörderischen Verwüstungen machen konnte. Wohl aber möchte es geschehen, daß, wie Israel dafür büßen mußte, weil es die gottverfluchten Kanaanäerstämme noch länger in seiner Mitte wohnen ließ, diese Geduld auch einst an Europa heimgesucht wird.

Dreißig tausend Thaler also beträgt die jährliche Steuer, welche die Christenheit bis auf unsere jüngste Zeit herab zum Danke für alle Unbill, Brutalität und Verfolgung in alter und neuer Zeit an ihre alten Tyrannen als Abgabe durch die Hüter des heiligen Grabes bezahlt, die selber kein Eigenthum besitzen, und nur als Missionäre in partibus infidelium, als verlorne Schildposten der Diplomatie im Dienste der Kirche und aller christlichen Mächte ihre Stelle behaupten. Dieß ist mehr, als alle dreiundzwanzig Convente der Terra santa jährlich verausgaben; denn der Kostenaufwand für alle dreihundert Mitglieder, welche in den Conventen und Hospitien zu San Salvator und am heiligen Grabe in Jerusalem, zu Bethlehem und San Giovanni, Ramla, Jaffa und Nazareth in Palästina; zu Akra, Seida, Bairuth und Tripolis in Phönizien; so wie in l'Arissa am Berge Libanon; zu Damaskus, Aleppo, Attakia und Alexandretta (Skanderona) in Syrien; ferner zu Constantinopel, in Kairo, Fayum, Rosette und Alexandria in Aegypten, und endlich zu Nikosia und Larnaka auf der Insel Cypern leben, beträgt durchschnittlich nur dreißig tausend Gulden (300,250 Piaster), kaum so viel, als mancher Gesandtschaftsposten einer Großmacht kostet, so

daß auf die Person im Durchschnitte, vom obersten Präsidenten bis zum untersten Laienbruder, bloß eifhundert Piaster (110 fl.) gerechnet werden; denn die Verfassung des Ordens ist republikanisch; der Reverendissimo selbst gilt nur als primus inter pares; und alles wird gleichheitlich vertheilt.

So verfährt das Gubernium der hohen Pforte mit europäischen Instituten, den Pflanzstätten einer besseren Cultur und Civilisation im Oriente. Und doch sind die Väter als die größten Wohlthäter des Landes angesehen, und stehen unter den Muhammedanern im Vergleiche zu den andern Religionsgenossen in ungemeiner Achtung; ja die Araber würden sich ihrer möglichen Entfernung sicher widersetzen. Was die Wächter des heiligen Grabes selbst vom Almosen der Christenheit für sich in Anspruch nehmen, ist etwa nur der vierte Theil, — denn alles, Einnahme wie Ausgabe, die jedesmalige Summe und die Länder, woher alles gekommen, alle Geschenke an kirchlichen Geräthen und Gefäßen von Seite der Monarchen, und alle Religiosen, welche aus den verschiedenen Provinzen in's heilige Land gekommen, sammt deren Lebensbeschreibung, wenn sie darin gestorben, finden sich im Archive des Central-Convents in Jerusalem, bis auf einige Jahrhunderte zurück, auf's genaueste aufgezeichnet. Abgesehen von dem, was zum Unterhalte der Pilger erforderlich ist, welche nach einer Verfügung des heiligen Vaters in Jerusalem einen Monat, in den meisten übrigen Orten aber von einem bis drei Tagen unentgeldlich Gastfreundschaft finden, und deren Anzahl sich zu hohen Festzeiten in ein paar Monaten leicht auf zwei bis drei Tausende beläuft (früher waren deren, mit jenen der Griechen, das Jahr hindurch an dreißig Tausend, jetzt kommen zwei Drittheile weniger), lebt die ganze, mehrere hundert Familien starke katholische Bevölkerung von den Einheimischen, darunter allein fünfundsiebenzig Wittwen, auf Kosten des Klosters Tag und Nacht; Jahr aus und ein ist der Backofen in Thätigkeit: sechszehn hundert Brode, jedes von anderthalb bis zwei Piaster (oder drei bis vier Groschen) im Wer-

the, werden allwöchentlich an die Armen vertheilt. Hundert Knaben und eben so viele Mädchen werden nicht nur unentgeldlich (letztere durch eine arabische Matrone) unterrichtet, sondern durch den Convent auch gespeist, von Fuß auf gekleidet, und mit Büchern und allem Nöthigen versehen. Und dieß geschieht nicht nur hier, sondern nach Verhältniß auch in allen übrigen Häusern des Ordens, ja dabei sind noch außerordentliche Fälle gar nicht gerechnet, wie der neuliche, wo die Bevölkerung ganzer Dörfer, an drei Tausend Maroniten, vor den grausamen Mißhandlungen der Türken, ihrer Friedensstifter, vom Libanon auf Monate lang nach Seida flüchtete, und bei wem anders, als im lateinischen Convente die Lebensmittel zu ihrem Unterhalte fand, so daß man erstaunt, wie die Väter all das zu leisten vermögen, und Gottes Segen sichtbar mit ihnen ist. Die Muhammedaner und selbst die entfernteren Beduinen kommen, und nehmen, wie nach altem Rechte, nicht nur die freie ärztliche Behandlung von Seite des erfahrnen Klosterbruders, sondern auch die Medizin in Masse unentgeldlich in Anspruch. Dafür stehen sie natürlich als eigentliche Menschenfreunde unter der türkischen und arabischen Bevölkerung in unglaublicher Verehrung; viele davon kommen regelmäßig in die Kirche, und füllen nicht nur die Lampen mit Oel, sondern verrichten auch ihr Gebet vor den Altären, wo eine solche Selbstaufopferung gelehrt wird. Andere vermachen den Vätern gleichsam testamentarisch einige Olivenbäume an den Straßen, um davon Oel zu pressen, und dieß ist das einzige Grundeigenthum, was die Letzteren besitzen. Ja ein solches Vertrauen genießen diese würdigen Jünger des Franciskus, daß, als vor zwölf Jahren die arabischen Fellahs aus Empörung über die ihnen zugemuthete Conscription Jerusalem erstürmten, die Türken ihr Geld und Gut, ja selbst ihre Frauen zur Sicherheit in den Klosterhof flüchteten, und die Fellahs selbst hielten Wache vor den Pforten, damit ihren Vätern keine Unbill widerfahre, während das übrige Jerusalem geplündert wurde. Mehr Anerkennung konnte den Vertretern der christli-

chen Religion im Oriente gewiß nicht widerfahren. So kommen auch noch immer Reisende, Engländer und Amerikaner, obwohl sie der vorige Bischof alle fürderhin zu sich eingeladen, noch immer zum lateinischen Convent als der allein anerkannten Autorität, und lassen sich hier wenigstens durch ein Certifikat ihre Anwesenheit in Jerusalem bescheinigen. Es sind jetzt ungefähr fünfzig Jahre, daß die Beduinen einen Pater, welcher ihnen so viele Liebe und heitere Zuneigung erzeigt hatte, förmlich stahlen und mit sich in die Wüste brachten, wo er sieben oder acht Jahre unter ihnen die Schafe hütete. Sie wollten ihm auch ein Weib geben, nur damit er gerne in ihrer Gesellschaft bliebe; und erst als er ihnen einen Stein zeigte, worin er den Ort seines Aufenthalts eingeritzt hatte, und ihnen bemerklich machte, wie theuer die Franken in Jerusalem, seine Brüder, diese Antike bezahlen würden, kam er auf diese Weise wieder zu den Seinen zurück, denen sein Verschwinden ein Räthsel geblieben war. Es sind erst drei bis vier Monate, da kam ein Beduine ein- um das anderemal nach Bethlehem, und verlangte mit den rührendsten Zeichen des Glaubens und der aufrichtigsten Ueberzeugung ein Anhänger Isa's zu werden, ja er war so bewegt und begeistert für unseren göttlichen Stifter, daß er dem Küchenmeister des Convents eine Art Hymnen auf den Himmelssohn niederzuschreiben zwang, die er selber verfaßt hatte, und die noch dort vorhanden sind. Er ist seitdem verschwunden, und man hat Spuren, die auf die Vermuthung führen, daß ihn seine eigenen Glaubensgenossen aus dem Wege geräumt haben. Ja, wäre nicht die Todesstrafe auf den Abfall vom Islam, und namentlich auf den Uebertritt zum Christenthum gesetzt, so würde das letztere gewiß nicht unbedeutende Fortschritte unter den Arabern machen.

Wir haben das Jahr 1835 oben zum Normalpunkte der türkischen Erpressungen und Bedrückungen gegen die lateinischen Väter genommen: Dieß ist nämlich die Zeit, wo Ibrahim Pascha Syrien unter seine unbeschränkte Verwaltung brachte, der, sonst eben kein milder Herrscher, nach der Regentenweis-

heit seines großen Lehrers, Mehemet Ali, es sich zum Grundsatze machte, die Türken als die Mächtigeren mit furchtbarem Despotismus niederzuhalten, und den Christen emporzuhelfen, überall aber die Franken zu begünstigen. Damals ging auch den Vätern am heiligen Grabe ein besserer Stern auf, denn nicht nur nahmen die willkührlichen Erpressungen von Seite der Paschas ein Ende, sondern auch der Tribut, den die Pilger auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem an Abugosch, sowie die Abgabe von 25 bis 35 Piastern, welche sie etwa noch am Eingange der heiligen Grabkirche zu entrichten hatten, wurde durch ihn abgeschafft, und die Lateiner, wo er nur konnte, auffallend gegen die Griechen begünstigt, die er als schmeichelnde Verräther in Verdacht hatte, so wie sie überhaupt bei der muhamedanischen Bevölkerung nicht sonderlich wohl gelitten sind. So erlaubte er den römischen Religiosen nicht nur unbehindert die Flagellationskirche, eine großmüthige Gründung des Herzogs Maximilian von Bayern zu erbauen (worin wir unlängst die erste deutsche Predigt hörten), sondern räumte ihnen selbst die ehemalige Kirche zum Hause der Anna und nachmalige Moschee zu Litaneien oder Abendgottesdienste ein, weil keine Altäre darin vorhanden waren, ja es hätte damals wohl nur einer geringen Verwendung von einer katholischen Macht bedurft, um eine Extradition dieses schönen byzantinischen Tempels zu erwirken, sowie auch den abendländischen Vätern zu ihrem alten Rechte am heiligen Grabe zu verhelfen.

Aber eine andere Wendung nahmen die Ereignisse nach diesem kurzen Sonnenblicke, als die Cabinette der europäischen Großmächte, mit Ausschließung Frankreichs, die berühmte Allianz gegen Mehemet Ali, den einzigen intelligenten Regenten des Orients schlossen. Gewiß hat die Diplomatie, meiner Ansicht nach, nie einen falscheren Calcül gemacht, und ihre Schützlinge aus dem Regen in die Traufe gebracht, als da sie mit aller Kraftaufwendung Ibrahim Pascha aus Syrien vertrieb, und hiemit die Europäer sich selbst entthronten, die unter ihm

im Geiste und in der Wirklichkeit die Zügel der Regierung in Syrien in Händen hatten. Unter ihm waren die Franken angesehen, wie kaum einmal zuvor. Jeder reiste sicher, auch ohne Bedeckung, und fühlte sich Herr im Lande. Wie ganz anders ist dieß seit dem Fall von Jean d'Akre geworden, wo die Engländer noch dazu den katholischen Convent der armen Franciskaner plünderten, und alles zerschlugen, was man von Soldaten einer so gebildeten Nation gar nicht erwarten sollte. Glaube man nicht, daß diese blitzschnelle Expedition die Europäer im Morgenlande in Respekt gesetzt habe; im Gegentheile. So wenig begreifen die Türken, wie es mit dieser, von Seite der christlichen ihnen zu Theil gewordenen Hülfe eigentlich zugegangen, daß sich unter dem gemeinen Volke der stolze Glaube verbreitet hat, und man kann dieß auf der Straße zur Antwort erhalten: „Der Sultan habe es nicht der Mühe werth gefunden, persönlich mit seinem aufrührerischen Pascha anzubinden, darum habe er nur den ihm untergebenen Machthabern der Giauren befohlen, und diese hätten denn auch ohne viele Mühe Mehemet Ali aus Syrien verjagt." Bei diesem Hochgefühle hat natürlich auch die Anmaßung und Brutalität der Türken gegen die Franken in einem unglaublichen Grade zugenommen; bei jedem Schritte setzt man sich Mißhandlungen aus, und erst vor zwei Tagen kam wieder ein Reisefreund, der obige Amerikaner, zu mir, und beklagte sich, daß er, obwohl ruhig seines Weges gehend, in den offenen Straßen Jerusalems bei hellem Tage mit Steinwürfen verfolgt werde. Dasselbe, und wohl noch Schlimmeres, ist auch mir, sowie allen meiner jüngsten Vorgänger, wie ich höre, nicht bloß hier, sondern auch an andern Orten, namentlich in Damaskus widerfahren. Wer nicht eben Consul ist, kann bei allem Ausweichen und der größten Behutsamkeit diesen Angriffen des wiedererwachten Fanatismus nicht entgehen; ja, vor nicht lange wurde der französische Ambassadeur selbst mit seiner ganzen Begleitung auf dem Frankenberge aufgehoben, und

heit seines großen Lehrers, Mehemet Ali, es sich zum Grundsatze machte, die Türken als die Mächtigeren mit furchtbarem Despotismus niederzuhalten, und den Christen emporzuhelfen, überall aber die Franken zu begünstigen. Damals ging auch den Vätern am heiligen Grabe ein besserer Stern auf, denn nicht nur nahmen die willkührlichen Erpressungen von Seite der Paschas ein Ende, sondern auch der Tribut, den die Pilger auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem an Abugosch, sowie die Abgabe von 25 bis 35 Piastern, welche sie etwa noch am Eingange der heiligen Grabkirche zu entrichten hatten, wurde durch ihn abgeschafft, und die Lateiner, wo er nur konnte, auffallend gegen die Griechen begünstigt, die er als schmeichelnde Verräther in Verdacht hatte, so wie sie überhaupt bei der muhamedanischen Bevölkerung nicht sonderlich wohl gelitten sind. So erlaubte er den römischen Religiosen nicht nur unbehindert die Flagellationskirche, eine großmüthige Gründung des Herzogs Maximilian von Bayern zu erbauen (worin wir unlängst die erste deutsche Predigt hörten), sondern räumte ihnen selbst die ehemalige Kirche zum Hause der Anna und nachmalige Moschee zu Litaneien oder Abendgottesdienste ein, weil keine Altäre darin vorhanden waren, ja es hätte damals wohl nur einer geringen Verwendung von einer katholischen Macht bedurft, um eine Extradition dieses schönen byzantinischen Tempels zu erwirken, sowie auch den abendländischen Vätern zu ihrem alten Rechte am heiligen Grabe zu verhelfen.

Aber eine andere Wendung nahmen die Ereignisse nach diesem kurzen Sonnenblicke, als die Cabinette der europäischen Großmächte, mit Ausschließung Frankreichs, die berühmte Allianz gegen Mehemet Ali, den einzigen intelligenten Regenten des Orients schlossen. Gewiß hat die Diplomatie, meiner Ansicht nach, nie einen falscheren Calcül gemacht, und ihre Schützlinge aus dem Regen in die Traufe gebracht, als da sie mit aller Kraftaufwendung Ibrahim Pascha aus Syrien vertrieb, und hiemit die Europäer sich selbst entthronten, die unter ihm

im Geiste und in der Wirklichkeit die Zügel der Regierung in Syrien in Händen hatten. Unter ihm waren die Franken angesehen, wie kaum einmal zuvor. Jeder reiste sicher, auch ohne Bedeckung, und fühlte sich Herr im Lande. Wie ganz anders ist dieß seit dem Fall von Jean d'Akre geworden, wo die Engländer noch dazu den katholischen Convent der armen Franciskaner plünderten, und alles zerschlugen, was man von Soldaten einer so gebildeten Nation gar nicht erwarten sollte. Glaube man nicht, daß diese blitzschnelle Expedition die Europäer im Morgenlande in Respekt gesetzt habe; im Gegentheile. So wenig begreifen die Türken, wie es mit dieser, von Seite der christlichen ihnen zu Theil gewordenen Hülfe eigentlich zugegangen, daß sich unter dem gemeinen Volke der stolze Glaube verbreitet hat, und man kann dieß auf der Straße zur Antwort erhalten: „Der Sultan habe es nicht der Mühe werth gefunden, persönlich mit seinem aufrührerischen Pascha anzubinden, darum habe er nur den ihm untergebenen Machthabern der Giauren befohlen, und diese hätten denn auch ohne viele Mühe Mehemet Ali aus Syrien verjagt.“ Bei diesem Hochgefühle hat natürlich auch die Anmaßung und Brutalität der Türken gegen die Franken in einem unglaublichen Grade zugenommen; bei jedem Schritte setzt man sich Mißhandlungen aus, und erst vor zwei Tagen kam wieder ein Reisefreund, der obige Amerikaner, zu mir, und beklagte sich, daß er, obwohl ruhig seines Weges gehend, in den offenen Straßen Jerusalems bei hellem Tage mit Steinwürfen verfolgt werde. Dasselbe, und wohl noch Schlimmeres, ist auch mir, sowie allen meiner jüngsten Vorgänger, wie ich höre, nicht bloß hier, sondern auch an andern Orten, namentlich in Damaskus widerfahren. Wer nicht eben Consul ist, kann bei allem Ausweichen und der größten Behutsamkeit diesen Angriffen des wiedererwachten Fanatismus nicht entgehen; ja, vor nicht lange wurde der französische Ambassadeur selbst mit seiner ganzen Begleitung auf dem Frankenberge aufgehoben, und

mußte sich die Freiheit erkaufen. Seit Jahresfrist haben sie ihm auch den Dragoman und dessen Frau ermordet, und noch einen Diener bastonnadirt. Wer noch unter der vorigen Regierung hier war, kann den jetzigen Zustand des Landes gar nicht begreifen. Ganz Palästina ist jetzt ein Räuberstaat geworden, ein Jeder geht bewaffnet, mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung. Keine Ordnung, keine Art von Obrigkeit herrscht jetzt im Lande: Jeder raubt und stiehlt, oder hilft sich, wie er kann und will. Genug, wir selbst, obwohl wir zu Zehn reisten, hatten nicht weniger als viermal mit blanker Wehr im Hinterhalte, so wie auf freiem Felde sich haltende Wegelagerer zu verscheuchen, und als wir, unser vierzig Europäer, kürzlich an den Jordan zogen, hatten wir nicht weniger als dreißig Mann Bedeckung nöthig. Man denke sich! vor wenigen Tagen begegnete uns bei einem Spaziergange am Jaffathor ein Mensch, der noch dazu eine Heiligenmedaille an die Brust geheftet hatte. Er verlangte nach der hier landesüblichen Unverschämtheit von meinem Nachbar Bezahlung dafür, daß er ihm seine Dienste angeboten hatte, die Jener nicht in Anspruch nahm, wohl aber später vorübergehend einen anderen Diener wählte: und schwur, als ihm diese nicht zu Theil ward, bei der allerheiligsten Madonna, er wolle der Sohn einer unreinen Mutter heißen, wenn er ihm nicht das Messer, dessen Griff er zugleich in die Hand nahm, durch den Leib renne und ihn in Stücke schneide, so bald er ihm allein vor dem Thore begegne. Und diese Betheurung wiederholte er dreimal mit lärmender Stimme in Gegenwart vielen Volkes, ohne daß irgend Jemand ein Aergerniß nahm; wohl aber sagte einer nebenan: das wird er dir auch thun, so wie er kann, nimm dich in Acht! Jener Mensch war ein Grieche von Geburt, und wir verlangten nicht mehr zu hören. — So erging es damals einem meiner Begleiter; gestern wurde im Hause des andern, des deutschen hiesigen Arztes, von vier Türken ein nächtlicher Einbruch versucht, ja vor einem Jahre waren hier Mordanfälle bei solcher Gelegenheit an der Tages-

ordnung. **Auch** auf das Brieferbrechen versteht sich das neue Gubernium **bereits** trefflich.

Möge es Anderen besser ergangen haben, aber so kann es nicht länger mehr bleiben. Ich habe keine Ursache, den wahren Verhalt der Dinge zu verschweigen, und bin auch jetzt nicht Diplomat, um nach allen Seiten hin die obligate Versicherung zu geben, daß alles auf's Beßte stehe. Gewiß ist die aus dem Zustande der Unsicherheit entsprungene Theurung der Lebensmittel eine Hauptursache dieser Uebelstände; denn Noth kennt kein Gebot. Man sagte mir aber auch, eines bringe die türkische Bevölkerung besonders gegen die Europäer auf, eine Art Weissagung nämlich, daß die Franken im Jahre 1850 kommen, und ihnen ihr ganzes Reich nehmen würden; und ich sagte dazu im Stillen: Amen! Genug, so kann es nicht lange mehr dauern. Man konnte nach Erforderniß der Politik Ibrahim stürzen, ohne damit die Europäer aus ihrer ansehnlichen Stellung in Syrien zu werfen. Ohne Zweifel hatten auch Lord Palmerston und Ponsonby den besten Willen, den Christen hier zu Lande eine bessere Lage zu sichern; da schickte Lord Aberdeen einen Mann nach Constantinopel, welcher der Verhältnisse ganz und gar unkundig war, und es kam Alles in's Stocken und blieb bis zur Stunde beim Alten. Die Türken ihrerseits befinden sich wohl dabei, und wissen kaum, wie ihnen geschieht. Sie finden die Wege geebnet und das alte Regiment kehrt, nur noch vermehrt, mit den Mißbräuchen der ägyptischen Herrschaft, wie dem Steuerpachte und dem furchtbaren Monopolisirungs-Systeme, weßhalb alle Fellahs noch heute dem ägyptischen Joseph so gram sind, wieder. Und so hat ganz Syrien bei diesem Zustande nach den amtlichen Notizen eine Bevölkerung von nur Zwölfmalhunderttausenden, da es doch leicht sieben oder acht Millionen nähren würde. Dafür findet man in der weiten Ebene Esdrelon und in der unabsehbaren Jordanpläne einzig ein paar Beduinenzelte; ja Reschid Pascha, der freilich von jeher ein großer Lügner

war, ist und wohl auch bleiben wird, versicherte neulich einen Diplomaten, daß dieß Land seinem Herrn einen jährlichen Schaden von sieben Millionen Piastern verursache, in welchem Falle also der Pforte durch die Abnahme desselben nur eine wohlthätige Erleichterung geschähe.

Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe seyn, Ihnen eine ausführliche Schilderung von dem Hohn und den Gewaltthätigkeiten zu geben, denen die Christen nun wieder ausgesetzt sind, nachdem man die Zügel der Herrschaft neuerdings ihren früheren Unterdrückern in die Hände gelegt hat, denen sie zuvor entfallen waren, und die sie nie recht zu handhaben wußten. Ich verspare mir dieß vielleicht auf eine spätere Correspondenz, hier genüge ein Beispiel, weil es vorzüglich hieher gehört, und zur Beleuchtung der bedenklichen Lage der katholischen Väter am heiligen Grabe dient. Seit der besagten Vertreibung, das heißt, seit drei Jahren sind hier in Jerusalem fünf neue Pascha aufeinander gefolgt, sie mußten wegen ihrer großen Schlechtigkeit von der Pforte alle bald wieder entfernt werden, nur der Vorletzte wurde von einem zu drei Roßschweifen befördert, und ich sah ihn selber in Damaskus einziehen. Daß sie Alle Blutsauger sind, ist eine alte und bekannte Sache, und ein Türke mag noch so reich seyn, so ist er immer Geschenken und der Bestechung zugängig, und darnach wird das Recht abgewogen; aber es ist gefährlich, hierüber nur das Geringste verlauten zu lassen. Genug, es herrscht hier im Oriente noch in unsern Tagen der Zustand, wie zur Zeit der römischen Prokuratoren, und wie damals die Juden behandelt wurden, so ergeht es jetzt Moslimen, Juden und Christen. Bisher wurde dieses Bestechungs- und Erpressungs-System noch immer mit einer Art Bescheidenheit betrieben, und man erfuhr gewöhnlich erst nach dem Abzuge eines Jeden all die Niedertracht, die er begangen. Der jetzige Pascha aber, Mohammed mit Namen, der erst vor wenigen Wochen angelangt ist, überbietet an Frechheit und Unverschämtheit alle seines Gleichen, und findet es auch nicht

einmal mehr der Mühe werth, daraus ein Geheimniß zu machen. Ich will Ihnen nur berichten, was so zu sagen unter meinen Augen vorgefallen ist. Als er neulich in Jaffa landete, nahm er ohne Umstände dem französischen und amerikanischen Consul einige Gebäulichkeiten zum Behufe von Magazinen weg, und gab sie erst auf starke Reclamationen wieder zurück. Einen Franken wollte er zu den öffentlichen Arbeiten zwingen, und bedrohte ihn auf sein Widerstreben sogar mit der Bastonnade, wovor ihn mit Mühe der preußische Consul errettete. Auch nahm er dort ein erzwungenes Anlehen auf; natürlich an eine Zurückbezahlung wird in diesem Falle gar nie gedacht. Auf seinem Herwege in Ramla ließ er einen Mann die Erlaubniß zu einem Wohnungbau schnell mit dreihundert Gasen oder türkischen Thalern bezahlen. Kaum in Jerusalem angelangt, legte er den Franciskanern unverzüglich zehntausend Piaster als erstes Handgeld zu entrichten auf. Die Erlaubniß, ihre Schule zum Besten der Einwohnerschaft zu vergrößern, hatten Sie vorher mit sechstausend Piastern bezahlt, mehr als der ganze Umbau kostet. Seitdem ist die Schule eingeweiht und unter einer feierlichen Anrede eröffnet worden, und wird von Jungen und Erwachsenen, ja selbst von Söhnen armenischer und griechischer Primaten besucht, wie denn überhaupt die ganze hiesige lateinische Bevölkerung, und alles, was italienisch oder französisch spricht, vom Convente herangezogen wurde. Ein ähnliches bedeutendes Geschenk bezog die Frau des neuen Pascha von den Griechen.

Aber vernehmen Sie nur, mit welcher Perfidie nach der Analogie von tausend ähnlichen Vorgängen der früheren und jüngsten Zeit, wie sie im Archiv des Klosters aufgezeichnet stehen, noch jetzt unter den Augen der europäischen Consuln, auf ächt türkische Weise, Maßregeln zu weiteren Gelderpressungen genommen werden, Maßregeln, gegen unsere kirchlichen Asyle, die noch dazu unter dem Protectorate eines so mächtigen christlichen Königs stehen. Eine stuprirte Person, eine Türkin, kam neulich von selbst oder durch Ein-

flüsterung Anderer auf den treulosen und heillosen Gedanken, einen Christen, und zwar einen Mann vom katholischen Convent, der als Dragoman oder was sonst dabei bedienstet ist, als den Schänder ihrer Ehre anzuklagen. Sie wird von der Frau des Pascha mit einer türkischen Inspektion in das bezeichnete Haus geschickt, der Eigenthümer, der sie vielleicht früher gar nie gesehen hat, vorgerufen, und von ihr ohne weiters für den erklärt, der ihr Gewalt angethan habe. Der Arme wußte anfangs nicht, um was es sich handle; die Strafe selbst, die auf ein solches Verbrechen gesetzt ist, ist der Tod, und kann nur gegen eine schwere Geldbuße vermieden werden. Diese fällt natürlich dem lateinischen Kloster zur Last, dessen Angehöriger er ist, und das für alle seine Glaubensgenossen, auch was den Charadsch oder Klostersteuer betrifft, einzustehen pflegt. Der Präsident, ein geistreicher Mann, war eben beim Weihnachtsfeste in Bethlehem abwesend. Aber dießmal war die Schamlosigkeit doch zu weit getrieben; Jedermann, selbst die Muhammedaner, mußten darüber den Kopf schütteln; noch handgreiflicher wurde die Lüge in Folge einer Confrontation. Die Väter faßten den Muth, dieser ehrrührigen Forderung sich standhaft zu widersetzen, und so unterblieb diese für jetzt. Früher, so oft man den Vätern eine Contribution auflegen wollte, nahm man auch gerne böswillig zum Vorwand, es habe ein oder der andere Christ den Propheten gelästert. Sie können glauben, mit welcher Rücksicht man mit den christlichen Einwohnern zu verfahren gedenkt, da es selbst der muhammedanisch-arabischen Bevölkerung nicht viel besser ergeht. So wurde kürzlich, um die theuren Fleisch- und Brodpreise herunterzubringen, ein alter Fleischer, der die fünfzig oder hundert Stockstreiche auf die Fußsohlen nicht wohl mehr aushalten konnte, halbnackt, und statt einer Schuldtafel ein Rinderstück am Halse hangen habend, zum abschreckenden Exempel durch alle Straßen Jerusalems geführt. Die Bäcker kamen zum Glück einem gleichen Schicksale noch schnell durch Bestechung zuvor, und darauf war am Ende der ganze Spaß einzig abgesehen; denn

Sie begreifen wohl, daß in Folge einer solchen Execution nicht mehr Schlachtvieh und Getreide wurde, und dieselbe Theurung nach wie vor herrschte. Zugleich hatte der Pascha mit diesem Aufzuge das Volk zum Besten, indem er zur vorläufigen Gewinnung der Gunst des Pöbels ihm anschaulich machen wollte, als ob er wirklich etwas ihm zum Besten und zur Erleichterung zu thun gesonnen sei. Also zwei Fliegen auf Einen Schlag! Vielleicht gewöhnt sich so Etwas bei längerem Hierseyn, vorläufig kömmt mir aber eine solche Behandlung der Unterthanen noch fremd vor. Zwar spricht man davon, er werde nächstens wieder abgerufen werden, aber was wird der Gewinn seyn, da der nächste Pascha wieder mit derselben Brutalität auftreten, und die kaum erst erlegten Gebühren seinerseits wieder auf's neue eintreiben wird. Man sollte auf Dergleichen diejenigen, welche helfen können, wiederholt aufmerksam machen, damit die von Jedermann ersehnte, bleibende Aenderung der Dinge nicht zu lange mehr ausbleibe.

Was möchte aber ich nun den lateinischen Conventen zu Danke thun? Soll ich mit einem Aufrufe in's deutsche Vaterland zurückkehren, daß die christlichen Völker mehr Geldhülfe leisten möchten? Das haben Andere vor mir gethan. Eine bloße Geldhülfe ist ungenügend; werden bei ihrer Spendung nicht die dortigen Verhältnisse berücksichtigt, so kann es damit gehen, wie mit dem Orden zur Loskaufung der Christengefangenen. Die Genossen derselben gaben sich unglaubliche Mühe, große Geldsummen von der Christenheit zusammen zu bringen, und dafür unter unendlichen Gefahren ihre lieben Brüder aus den Kerkern von Algier, Tunis, Tripolis und aus dem Innern der Barbarei zu befreien; aber was war die Folge? Je mehr sie loskauften, desto mehr wurden Christen gefangen, weil die Seeräuber jetzt Abnehmer dafür gefunden hatten. Die Väter vom heiligen Grabe bedürfen vor allem des Schutzes wider ihre türkischen Gewalthaber, die, wenn sie ahnen, daß diese reichliches Almosen empfangen, ihnen unter allen möglichen Chikanen mehr abzupressen wissen. Mit allen Ordenskanonen hat man nichts gegen die Raubstaaten aus-

ausgerichtet, mit Kanonen aber haben die Franzosen im Nu dem langen Unwesen ein Ende gemacht. So würde es auch hier der Fall seyn. Das Almosen reichte vollständig hin, wenn es nicht dem christlichen Zwecke auf so gewaltthätige Weise entfremdet würde — obwohl Europa mit seiner Beisteuer eben nicht groß thun darf, denn, nur nebenbei gesagt, ist es jetzt Amerika, und zwar, ein Land, von dem Sie es am allerwenigsten vermuthen sollten, nämlich Brasilien, das in Verbindung mit den Nachbarstaaten: Mexico, Chili, Quitto und selbst den fernen Philippinen die bedeutendsten Beiträge (kürzlich fünfzigtausend Colonnaten) für den Schutz und Unterhalt der Sanctuarien im heiligen Lande beigetragen hat; ja, Brasiliens junger Kaiser hat es sich zur würdigen Aufgabe gesetzt, dieß Almosen perennirend zu machen, wofür ihm und seinem Lande Gottes Segen gewiß nicht entgehen wird. Die Vorsteher des heiligen Grabes haben inzwischen diese Summen auch nicht verschleudert, sondern damit in schlimmer Zeit gut hausgehalten, und namentlich eine neue, für dreitausend Gläubige hinreichende und wirklich herrliche Kirche, beiläufig im Style der Sancta Anna zu Jerusalem, in Larnaka auf Cypern zu ihrem alten Convente erbaut, an welchem Gebäude während meiner Anwesenheit daselbst eben die Kuppel aufgesetzt wurde, so daß es nunmehr für vollendet gelten, und sicher für den schönsten Dom der Insel betrachtet werden darf. Der Baumeister selbst ist ein Klosterbruder, Fra Seraphino mit Namen, aus den Abruzzen gebürtig, welcher schon früher die Kirche in Sidon, so wie die der Geißlung Christi dahier, gegenüber der alten Burg Antonia erbaut, und nicht bloß Architekt, sondern auch Maler und Bildhauer zugleich die Gemälde und Skulpturen dazu verfertigt hat. Es gehört zu den angenehmsten Erinnerungen auf meiner Reise, die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Laienbruders gemacht zu haben.

So ist also das spanische Tochterland für die unglückliche

Mutterheimath, und Amerika für das zu Allem gleichgiltige Europa eingetreten. Was das unglückliche Spanien noch leistet, ist nicht mehr der vierte Theil von dem Früheren; Espartero selbst hat in gleißnerischer Frömmigkeit noch vierzig Tausend Realen (4000 fl.) jährlich vom Staate zugesichert; noch drei- oder viermal so viel steuern die dortigen Missionsvereine, und ungefähr im selben Verhältnisse auch einige andere katholische Staaten. Aber nicht sowohl das Gold ist es, wodurch die Schismatiker bei der Pforte ihren Einfluß zum Nachtheile unserer Glaubensbrüder im heiligen Lande geltend zu machen wissen, sondern vielmehr die politische Macht ihres hohen Protectors, während die lateinischen Väter sich ganz allein selbst überlassen sind. Zwar höre ich einwenden: ist nicht der allerchristlichste König, der Nachfolger des heiligen Ludwig, der erklärte Schirmherr und Helfer in der Noth für alle dortigen Katholiken? Aber das ist eine baare Illusion, wie sich neulich wieder am Libanon gezeigt hat, wo die dortigen maronitischen Priester und Nonnen von den wilden Arnauten ungestraft bis zum Sterben mißhandelt, in's Wasser getaucht, oder bei den Füßen aufgehangen und schaukelnd mit dem Kopf an den Boden geschlagen wurden, während von den armen entwaffneten Bergbewohnern viele unter den barbarischen Stockstreichen und Peitschenhieben jener Blutmenschen das Leben aushauchten, denen sie wohl ihr Blut, aber kein Geld zu geben im Stande waren. Und all das geschah ungeahndet, gleich als hätte das katholische Abendland alle Macht und Ehre eingebüßt, um solchen Gräuelscenen Einhalt zu thun. Genug, wenn man mit nachträglichen papiernen Beschwerden die Pforte unterrichtete, man habe davon Kunde erhalten, und so das Ganze als fait accomplit gleichsam noch bestätigte, während man durch seine Freunde in den heimischen Blättern verbreiten läßt, welch ernsthaften Notenwechsel man mit den großherrlichen Ministern geführt, an Ort und Stelle aber sich entschuldigt: man sei hier im fremden Lande, und könne nichts thun! Im verwichenen Sommer hielten die hiesigen türkischen Behörden förmlich Be-

rathung, wie sie, da es doch in einem hinging, und die Mächte der Christenheit sich so nachgiebig zeigten, den katholischen Fürsten auf dem Libanon fallen zu lassen, der, wäre er ein Grieche gewesen, gewiß noch auf seinem Throne säße, gleichheitlich dem katholischen Convent mit einer eigentlichen Plünderung beikommen könnten; und nur die Vorstellungen und Bitten der angesehensten Hierosolymitanen hielten sie davon ab.

In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, kömmt eine Deputation von Ain Karim (San Giovanni) hier an, und legt zu den bereits handbreit hoch auf dem Tische des Präsidenten deponirten Suppliken, alle allein von dieser Woche, eine neue Bittschrift mit der Beschwerde, daß man die dortigen Christen alle eingesperrt habe, weil sie sich weigerten, nachdem sie selbst mit Hilfe des Klosters bereits das Kopfgeld (60 Piaster per Familie) für heuer abgezahlt haben, nun auch noch für die türkischen Bewohner ihres Fleckens den Charadsch zu entrichten. Sie haben ihre Arbeiten in Perlmutter und die Rosarien an die Pilger verkauft, aber der wenige Erlös reicht nicht hin, und ihr Guardian soll ihnen nun wieder die Freiheit verschaffen, daß sie nur wieder nach Jerusalem dürfen. So kommen hier stets Civil- und Criminalfälle, wie geistliche Sachen vor das Forum der Franciskaner. Ein Türke, der über dem Chor der Väter an der Grabkirche wohnt, hat das Regenwasser auf ihre Mauern geleitet, daß es ihnen in die Zellen rinnt, einzig um dadurch ihnen Geld abzuzwingen. Das ist die Geschichte von heute, und so geht es von einem Tage zum andern. Sie glauben nach den Ereignissen des letzten Jahres, es gebe nur Einen Sultan in der Welt, und der alte Muthwille und rohe Uebermuth gegen die Christen ist mit verstärkter Macht wieder gekehrt. Indeß haben zwei Türken in Bethlehem einen andern von Jerusalem in der Nacht ganz in der Nähe erschossen; andere, Gewerbsgenossen, sind auf halbem Wege von hier ausgeplündert worden. Wer nicht hier lebt, möchte glauben, es seyen in diesem meinem Berichte wie in einer Comödie die

Ereignisse eines Jahres zur Geschichte eines Tages zusammengedrängt, und doch geschieht dieß Alles hier Schlag auf Schlag nach einander.

Wo finden nun die Väter für sich und ihre Schutzbefohlenen Hülfe? Bei dem, in dessen Lande ihnen selber aller Zutritt versagt ist? Abgesehen davon, daß das Cabinet der Tuillerien seit den letzten Jahren im Orient ungemein an Ansehen und Einfluß verloren hat, zweifelt man auch mit gerechtem Mißtrauen an der Aufrichtigkeit der Gesinnung desselben, da, wenn gleich politische Gründe mahnen, die Katholiken des Orients kurzweg als französische Unterthanen unter seinen Schutz zu stellen, doch der herrschende Indifferentism und der Mangel an eigentlichem Interesse für das Wohl der wahren Religion den orientalischen Christen kein Geheimniß ist. Was wollen Sie sagen, wenn selbst die französischen Jesuiten zur Zeit, da sie in Frankreich doch noch geduldet waren, bei der Errichtung ihrer neuen Pflanzschulen in Bairuth und zu Gazir, Backfeia und Zachle am Libanon instinctartig das Protectorat ihres Königs ausschlugen, und sich allein unter ihren General in Rom zu stellen begehrten? Bei dieser Gelegenheit zeigte sichs, wie warm die katholische Sache den Diplomaten von einer gewissen Farbe am Herzen liege; denn als der Pascha dem französischen Consul bemerkte, es sei zwar altes Herkommen, daß Priester seiner Nation, ohne weiter um einen Ferman nachzusuchen, für die Einwohner der Hafenstadt eine Schule nebst ihrem Collegium errichteten; aus Discretion für ihn wolle er dazu schweigen — erklärte der Letztere: seinetwegen möge er in diesem Falle mit einer solchen Gunst und Nachsicht nicht verschwenderisch seyn; denn er könne sie nicht für französische Priester betrachten.



Begreiflich also, daß unsere katholischen Väter im Morgenlande sich als eigentlich schutzlos betrachten, und bei jedem großen oder kleinen Angriffe gegen ihre insularische Existenz auch sind. Es schiene zwar natürlich, daß diese uralten christ-

lichen Convente, die wie Oasen in der Wüste stehen, so gut wie die weltlichen Legationen, eine Immunität genießen sollten; die Väter verlangen aber nicht einmal von einer regulirten und gesetzlichen Besteurung exemt zu seyn, um nicht den Ungläubigen als ein unerträglicher Dorn in's Aug zu fallen; ja selbst Ehrengeschenke beim Antritt eines jeden neuen Würdeträgers zur Sicherung eines freundschaftlichen Einvernehmens würden sie billig finden: nur gegen regellose Willkür und dieß unausgesetzte Hudeln und tyrannische Torquiren, wie es jetzt wieder begonnen, hoffen sie, da sie doch in Europas Namen hier sind, durch die christlichen Mächte sicher gestellt zu werden.

Wer soll aber nun die Protection des gelobten Landes übernehmen? Ich kann es nicht sagen, ich weiß nur, daß seit Spanien und Deutschland zurückgegangen sind, auch die katholische Sache im Orient, ja die Ehre Europas an die Griechen verrathen ward. Ich weiß nur, daß eine uns verwandte Macht neulich neben Britanniens Dreizack den Kampf gegen Jean d'Akre entschied, und daß man auf diese Macht, die erste katholische in Deutschland, hier noch immer große Hoffnung setzt, ja von daher im äußersten Nothfall noch Hülfe erwartet. Ich kann nur sagen, was der obige Don Manuel Garcia dem Pfortenminister erwiderte: daß Oesterreich so gut, wie Frankreich, das Protectorat über Palästina habe, und ersteres um so mehr, als der Kaiser ja seit alter Zeit auch noch den Titel König von Jerusalem führt. Ich glaube bloß, daß eine bleibende Verbindung der syrischen Küste mittels Dampfbooten von Triest über Griechenland, Cypern, Bairuth und bis Jaffa, so lange es noch an der Zeit ist, das heilige Land fester und enger an's deutsche Mutterherz knüpfen könnte. Ich weiß nur, daß Ibrahim Pascha, ohne einen Schuß zu verlieren, seine Fahne von Aegypten bis vor Ptolomais trug, und daß das ganze Land sich ihm ohne Weigerung ergab; ja daß, verstünde man, wie die benachbarten Nationen sich geltend zu machen und den rechten Augenblick zu benützen, um der langen orientalischen Christensklaverei ein Ende zu machen, an Abu Gosch

keinen zweiten Abdel Kader haben würde. Abu Gosch, dieser lange so gefürchtete Name, ist es noch immer, welcher hier wie sprichwörtlich für den König Jerusalems, so wie Abder Rachman ibn Amru, der jetzt mit seinen Brüdern im Kriege liegt, für den Fürsten von Hebron, und Scheck Said für den Herrn von Gaza gilt: aber Ibrahim wußte sie durch Geld auf seine Seite zu bringen, und sofort unschädlich zu machen. Seit diesem hat auch die räuberische Pilgerschatzung aufgehört, und Abugosch, den man ganz friedlich mit seinem Gefolge durch die Straßen Jerusalems ziehen sieht, kömmt jetzt oft, und zwar in größter Freundschaft, in den Convent. Ich selbst habe ihn gesprochen; er erzählte uns, daß sein Stamm bereits seit einem Jahre mit einem benachbarten Christendorfe im Kampfe liege, und sie so eingeschlossen habe, daß sie von allem Verkehr mit der Umgegend abgeschnitten seien, weil sie Einen von den Seinen ermordet, und ihm keine Genugthuung dafür gegeben hätten. Er fragte uns auch (mich und zwei venetianische Nobili, meine bisherigen Begleiter), was wir für Landsleute seien? und da wir nach der mißbräuchlichen Sitte uns scherzweise für Engländer ausgaben, erwiderte er uns gleich, das sei nicht wahr, dazu seien wir nicht bleich genug. Wir lobten sofort seine schöne Gestalt, und er gab uns mit der feinsten Artigkeit das Compliment zurück, woran er uns aber sehr unrecht that, denn wir nahmen uns neben dem Farbenreichthum seiner Kleidung und seinem prächtig geschmückten Gefolge wie verkohlte Baumstrünke aus. Nun gab er uns aber im Laufe des Gespräches eine interessante Charakteristik unter den verschiedenen Nationalitäten. Die Türken, meinte er, zeigten sich nach ihrer stolzen Haltung und ihrem ganzen Wesen mehr für den Adel und die Nobilität, die Aegypter seien für die Cultur, die Araber für die Schrift, die Perser für die Höflichkeit geschaffen, und darin den geschmeidigen Franzosen ähnlich. Die Armenier eigneten sich für die Regierung; und wirklich sieht man kaum einen Pascha oder höheren Beamten, so ein listigblickender

Armenier mit seiner Adlernase als Rathgeber dahinter, ja sie sind jetzt die eigentlichen Regenten der Pforte. Die Europäer aber, schloß unser Scheich, seien ausgezeichnet durch alle Bravour. Da ich ihn aber nun noch fragte, was er denn von den Niemze halte? antwortete er: die kenne er zu wenig.

Weil man also die Deutschen im Oriente kaum kennt, dürfen wir auch die Erwartung von unseren künftigen Leistungen daselbst nicht zu hoch fliegen lassen; wir wollen nur das unbeanstandet Mögliche uns zum Ziele setzen. Sind wir doch bereits dahin gekommen, die Zeit der Kreuzzüge, wo die Nation die Kraft nach außen trug, verkehrt, die des dreißigjährigen Krieges dagegen, wo Deutschland sich in sich selber aufrieb, großartig zu finden. Auch jetzt findet eine solche innere Aufreibung, ein geistiger Selbstmord unter uns statt; wir sind im Glauben nicht mehr einig, und so ist nicht daran zu denken, der Zeit eine bessere Richtung zu geben, und das Volk gemeinsam auf andere Gedanken zu bringen, indem man ihm zur Aufgabe stellt, einen geistigen, wenn nicht politischen Eroberungskrieg nach außen zu führen. Was aber gemeinschaftlich nicht mehr angeht, soll wenigstens denen angelegen seyn, welche in der Einheit des Glaubens mit der Kirche verharrt sind, die auf den Felsen gebaut ist. Was unsere getrennten Brüder verfehlt aufgegriffen haben, das sollen wir im rechten Geiste vollführen, und bei Zeiten der Spaltung entgegenwirken, womit jene auch noch den Orient unselig machen würden. So weit man im Morgenlande sich umsieht, findet man alle Nationen, Franzosen, Spanier und Italiener, so wie Engländer und Amerikaner durch ihre geistlichen Vorposten repräsentirt, nur die deutsche nicht. Schon als ich auf Malta landete, war die erste Frage, womit mir die Bewohner entgegen kamen: ob nicht auch französische Väter von der Gesellschaft Jesu mit am Borde wären, welche kürzlich erst ein Collegium eröffnet hatten, das bereits von achtzig Zöglingen besucht ist, und deren man noch mehrere, so wie auch soeures de la charité für den Unterricht

und die Krankenpflege von dort her erwartete. Als ich nach Griechenland mich einschiffte, traf ich italienische Missionäre, welche nach Konstantinopel und der Moldau ihre Bestimmung hatten, mit auf dem Dampfboote, und ich begriff erst in der Levante, wo auch ihre schöne Sprache noch durchgängig herrscht, was Italien mit seinen vielen Priestern thue? Sie sind seine Colonnen zur geistigen Wiedereroberung der Welt, und gerade im Oriente habe ich sie zahlreich und am würdigsten gefunden.

In allen drei Welttheilen berühmt ist der Convent der französischen Lazaristen in Constantinopel, woran sich unter ihrer Obhut, wie überall in Frankreich, ein Institut der barmherzigen Schwestern knüpft, welche ohne Unterschied auch Türken, Schismatiker und Juden alle unentgeltlich pflegen, ihnen die Arzneien verabreichen, und hier zu Lande wie Heilige verehrt werden. Auch eine Deutsche, aus Hannover, traf ich unter ihnen, vielleicht die Zierde von Allen, die außer ihrer Muttersprache noch fünf andere mit derselben Fertigkeit redet, während alle andern wenigstens in dreien oder vieren sich bewandert zeigten, wie dieß hier fast allgemein vorkömmt, da schon der große Verkehr und die allgemeine Mischung der Nationen es nöthig machen. Ebenso fand ich es in Smyrna. Auch einem deutschen Bruder aus demselben hannöver'schen Vaterlande begegnete ich im französischen Hospiz zu Zachle in Cölesyrien, der bei seiner völligen Isolirung seit vierzehn Jahren seine Muttersprache fast gänzlich verlernt hatte. Ja, bis Damaskus und Aleppo hat die Propaganda von Lyon ihre Missionäre, und mit ihnen französischen Einfluß und Erziehung bereits verbreitet. Aber so sehr bleibt der Franzose überall Franzose, daß auch die Institute ihren rein nationalen Charakter nicht verläugnen, wie denn die französische Missionsgesellschaft fast ohne Ausnahme nur Anstalten von ihrer Gründung unterstützt. Ich weiß und habe es mehrmals hören müssen, daß man es sehr übel nahm, wie der bayerische Ludwigsverein sich von der Congre-

gation in Lyon trennte; aber diese königliche Verordnung zeugt von hoher Weisheit, indem es gewiß nicht mit dem Interesse der katholischen Kirche zusammenhängt, den politischen Einfluß eines Nachbarlandes durch deutsche Unterstützung zu verstärken, ja gewissermaßen einem nationalen Verrathe gliche, wie die unpatriotische Subvention der neuen englischen Kirche auf Zion. Unter allen Vätern der *Custodia terrae sanctae* in Aegypten, Palästina, Phönizien und Syrien, so wie auf Cypern befindet sich ein Franzose, aber — auch nicht Ein Deutscher. Nur ein polnischer Priester, der zugleich deutsch spricht, leistet in Jerusalem den Pilgern aus dem deutschen Vaterlande seine geistlichen Dienste.

Ich sage, Deutschland hat im Orient keinen Namen, und man gibt sich nicht gerne für einen Deutschen aus, weil man sonst leicht für einen Mitgenossen der seit dem Jahre 1817, wo die Methodisten in Jerusalem ihren Sitz aufschlugen, im höchsten Grade verdächtigen amerikanischen Missionen gilt, und fremd und mißtrauisch behandelt wird. Wohl aber hat der Name Bavarese kirchlich einen guten Klang, und schließt Jedem nicht nur Thür und Thor, sondern auch die Herzen der morgenländischen Katholiken auf; ja, es that mir im Innersten meiner Seele wohl, selbst in dem von Europa fast ganz abgeschnittenen Damaskus noch das Lob unsers religiös gesinnten Königes zu hören. Alle Convente des heiligen Landes sind nun nur mehr von Italienern und Spaniolen besetzt, welche jetzt sehnlichst eine Anschließung und neue Verbindung mit dem katholischen Deutschland begehren. Die Zahl der Ordensmitglieder hat vielfach abgenommen, die alten Spanier sterben dahin, und das unglückliche Land kann keine neuen Streiter zum Grabe des Erlösers senden. In Damaskus, wo früher zehn sich befanden, sind jetzt nur mehr zwei Pater und ein Bruder; ähnlich steht es mit Bairuth, mit Sidon u. s. w., ja das Haus in Skanderona ist vorläufig gänzlich aufgegeben. Um die Lücken mit Jalienern zu ergänzen, sieht sich Rom

theilweise genöthigt, Ordinationen pro sola Missa vorzunehmen, was in unsern Tagen andererseits wieder nicht ohne Nachtheil bleibt. Während meiner hiesigen Anwesenheit, am ersten Tage des neuen Jahres, ist auch der letzte Portugiese, Fra Giuseppe, gestorben; er war 67 Jahre alt, hatte deren vierzig im Orden gelebt, und inzwischen Reisen fast nach allen Welttheilen unternommen. Beim Brande des heiligen Grabes kam er eben von Bethlehem herein, sah halb verzweifelnd die unerhörte Verwüstung und den Einsturz über dem Grabe Christi an, und ging, ohne sich weiter umzublicken, zum Ordenssuperior, ihn unter Thränen bittend, daß er ihn wieder nach seinem Vaterlande entlassen möchte. Der Reverendissimo ertheilte ihm den Segen und er kehrte heim; aber nach Jahresfrist kam er wieder zurück — mit einer Summe von 20,000 Skudi, die er in Portugal und Amerika indeß für die Wiedererbauung der heiligen Grabkirche von Thür zu Thür erbettelt hatte. Doch es war umsonst; denn die Griechen hatten den Ferman ausgewirkt, der sie allein zum Bau berechtigte, und bald fast ganz in Besitz des Domes der Kreuzfahrer brachte. Vor acht Tagen ist noch ein Bruder, Francesko, im 76sten Jahre zu seinen Ordensgenossen, die in kühler Erde auf dem Berge Sion, ihrer ursprünglichen Ansiedlung gegenüber, ruhen, entschlafen. Sein Begräbniß ist dadurch merkwürdig, weil dießmal die Väter seit Jahrhunderten zum erstenmal sich das Herz faßten, ihn mit der Stola und einem vorangetragenen Crucifixe zur Erde zu bestatten. Die Türken schienen es nicht zu beachten, und ließen sie ungestört ziehen, ja die Araber traten sogar mit vieler Ehrerbietung in den Straßen zurück. Ueberhaupt ist es rührend, nicht selten Muhammedaner am Oelberge auf einem vor ihnen ausgebreiteten Teppiche knieen, und mit größter Reverenz ihre Andacht zu dem verrichten zu sehen, der hier in den Himmel aufgefahren ist. Wäre, wie gesagt, nicht die Todesstrafe auf den Uebertritt eines Moslem zum Christenthum gesetzt, die katholische Kirche würde in diesen Ländern, die für das Fortkommen des Protestantismus

durchaus kein Boden sind, ohne Zweifel unter den Arabern die größten Fortschritte machen, und ihr bleibt für jeden Fall auch die endliche Erziehung und Sittigung dieser Stämme vorbehalten. So aber stirbt nun Einer nach dem Andern von den heiligen Grabwächtern ohne vorauszusehenden Ersatz dahin, ja man war ganz überrascht, in diesen letzten Tagen auf's neue zwei Portugiesen, einen Pater und einen Laienbruder ankommen zu sehen. Dafür gehen aber wieder drei andere Väter nach Brasilien und dem übrigen Amerika ab, welcher Welttheil selber nur durch Ein Mitglied, einen Irländer aus Terranova hier vertreten ist. Die Pest vor zwölf Jahren, die zuerst den 18. Juni 1834 sich in San Salvatore angemeldet, hat allein dreiundzwanzig Mitglieder des Conventes hingerafft; die Namen Aller nebst ihrer Biographie stehen in den Todtenbüchern verzeichnet. Ebenso war es in den Jahren 1670 und 1693, dann 1710 bis 1712, wo zwanzig Religiosen an der Pest starben; ferner 1718 und 1719, 1735 und 1736, um wie viel mehr noch früher. Sie sehen hieraus, daß es nicht so fast eine große Gnade von Seite der christlichen Mächte ist, wenn sie den armen Franciskanern in Jerusalem ein Almosen zufließen lassen, sondern daß es als die größte Aufopferung von den letzteren erscheint, daß sie ganz allein unter allen Verfolgungen der Ungläubigen — Jean d'Akre allein zählt vierzig Martyrer! — und trotz der noch fortwährenden Torturen über ein halbes Jahrtausend die Sanctuarien des gelobten Landes im Namen der europäischen Christenheit bewachten. Lebte nur noch ein Funke von dem Geiste unserer Vorväter in uns, und könnte man sich entschließen, nicht mit Strömen von Blut, nein, nur mit einem Tropfen Tinte dem gelobten Lande zu Hülfe zu kommen, so wäre freilich vor drei Jahren nach dem Abzuge Ibrahims, um wie vielmehr bei den jüngsten Ereignissen am Libanon, ich will wenig sagen, Palästina mit einem Federstriche eben so unter das Protectorat der abendländischen Mächte gestellt worden, wie Rußland die Moldau und Wal-

lachei halb unter seine Souverainität genommen hat, und den Drangsalen der dortigen Christen wäre für immer ein Ende gemacht — statt daß man jetzt den katholischen Fürsten vom Libanon in den Kerker nach Constantinopel abführen ließe. So aber ist nach einem solchen Anlaß weniger als nichts geschehen. Wäre einmal europäische Cultur und Reinlichkeit nach dem Osten verpflanzt, so wird bald die Geißel der Pest in den Hintergrund treten. Wie selten wird die Diplomatie durch einen höheren, christlichen und wahrhaft philanthropischen Gedanken geleitet; kann man sich wundern, wenn Gott die Mächtigen mit dem irreligiösen Geiste und der Revolutionssucht ihrer Unterthanen straft.

Ich gehe durch den Capitelsaal des Conventes, und finde hier die Bildnisse der alten Könige und Fürsten hangen, die als wahre Schirmherrn des heiligen Landes sich einst schützend angenommen, wie Spanien und Frankreich, Neapel und Sizilien, Sardinien und Toskana. Neben jenen des obigen Königs Robert und seiner Gemahlin Sancha, die auch in Bethlehem sich vorfinden, schaut nun von den Wänden der Gallerie der Grabkirche noch das Bild Louis Philipps, fast in Lebensgröße, und mit dem heurigen Jahre ist ebenso das Portrait der Königin Isabelle von Spanien angelangt. Ich wüßte wohl auch noch einen andern Fürsten, dessen Bild würdig die Reihe dieser katholischen Häupter ergänzte.

Wir rechnen es uns in Bayern nicht zur geringen Ehre, daß unser hochsinniger König jährlich sechszig Tausend Piaster nach hiesigem Gelde, etwa den zwanzigsten Theil dessen, was die Väter des heiligen Grabes überhaupt für sich und die dortigen Gläubigen, und zur Befriedigung ihrer Unterdrücker erforderlich haben, von dem nach ihm genannten Missionsvereine nach Jerusalem bestimmt hat. Warum geht man aber nicht noch einen Schritt weiter, und setzt dem Werke dadurch die Krone auf, daß nicht nur pecuniäre Hülfe, sondern auch lebendige Helfer, priesterliche Glaubensboten nach Palästina wandern? Die Zeit ist hier noch

nicht vergessen, wo auch die Deutschen ihr Contingent zu den Wächtern des heiligen Grabes abgegeben haben, namentlich Oesterreich und Bayern. Während des dreißigjährigen Bruderkampfes trat zwar auch hierin ein Stillstand ein, und ich finde einzig einen Priester aus Cöln angelangt, so wie überhaupt verhältnißmäßig am meisten Religiosen aus Cöln und Tirol hier ihr anderes Vaterland erwählten. Darnach aber lese ich unter dem 10. August 1690, gestorben, Pater Octavian von Straubingen aus Bayern, Präsident der Terra santa in Cairo, von dem das Sterbebuch weiter sagt: er sei unter dem tiefsten Leidwesen aller seiner Mitarbeiter im Weinberge Christi, namentlich aber deren, die an seinen Predigten sich erbauten, zur ewigen Ruhe bestattet worden. Drei Jahre später folgt unter dem 21. August ein weiterer Landsmann, P. Bonaventura Brandmaier, gestorben in Japha; unter dem 2. December 1739 P. Elzearius Zeller aus Bayern, todt in Nazaret; unter dem 8. Juni 1773 P. Deicola von Bamberg, der in Jerusalem seine Tage beschloß und hieselbst begraben liegt *). Im Jahre 1789 lebten noch vier Religiosen aus Oesterreich auf dem Berge Carmel, so wie noch andere in den übrigen Ordensgenossenschaften, bis Kaiser Joseph mit dem Verbote einer weiteren Spende nach dem heiligen Lande, und mit der verdoppelten Mauth auf Alles, was von daher kömmt, wie diese gewiß aus absichtsloser Vergessenheit noch bis auf den heutigen Tag in Triest besteht, auch den priesterlichen

---

*) Es ist im Plane und wird namentlich von Athen aus betrieben, allen im heiligen Lande verstorbenen Bayern gelegentlich mit Dr. Bair, dem in Nazaret vor neun Jahren an der Pest verschiedenen Leibarzte Sr. K. H. des Herzogs Max von Bayern ein Denkmal zu errichten. Herr Sigl, der den Löwen von Nauplia zum Andenken der auf hellenischem Boden verstorbenen Bayern gebildet, wird auch dieses nach einem sehr gelungenen Entwurfe, wenn der Gedanke Anklang und Unterstützung findet, vollenden, daß hier ebenso, wie dort, die Inschrift durch eine fanatische Hand zerstört werde.

Geist, zum religiösen Dienste nach Palästina zu wallfahren, erstickt zu haben scheint. Doch warum sollten jetzt, da nach so vielen und großen Stürmen, welche die katholischen Staaten im Grunde erschütterten, hoffentlich ein neuer Völkerfrühling anbrechen wird, nicht auch von Deutschland großartige Stiftungen ausgehen können, wie deren Frankreich lange schon zu gründen versteht? Ist es für den Kaiserstaat nicht Zeit, das ehemalige Besitzthum österreichischer Nonnen nunmehr auf ersprießliche Weise in ein Institut barmherziger Schwestern umzuwandeln, die das größte Bedürfniß für Jerusalem sind, und zu welchem, für alle hiesigen Bewohner gemeinnützigen Zwecke die Abtretung leicht zu gewinnen wäre — so fürchte ich, daß die nun leer stehende Kirche zu Sanct Anna in Bälde auch das Eigenthum der Griechen seyn wird. Vielleicht ist es nicht einmal nöthig, wenn gleich wegen gewisser hiesiger Vorurtheile wünschenswerth, daß alsdann auch ein eigenes deutsch-katholisches Consulat hier errichtet werde. Sonst ist auch wohl der Consul von Sardinien, wie z. B. im afrikanischen Tripolis, der Träger der österreichischen Creditive, und hier zumal ein trefflicher Mann. Jetzt sind kaum mehr vier geistliche Eremiten auf dem Carmel, in Deutschlands Gauen ist jüngst einer von ihnen erschienen, und hat zur Herstellung eines großen und geräumigen Neubaues auf dem heiligen Berge um ein Almosen eingesprochen; er ist vor keiner Thüre leer ausgegangen, und hat aus dem katholischen Süden, wie von dem protestantischen Norden nicht geringe Summen zu seinem frommen Zwecke in Empfang genommen: aber wird er auch ein lebendiges Almosen erwerben? Der Carmel ist kühl, seine Luft paradiesisch gesund, die Lage hoch über dem Meere und den umliegenden Ländern wundervoll zu nennen; die meisten sterben dort erst als Greise von achtzig Jahren: wie lange wird es währen, bis daselbst wieder vier Deutsche, sei es Väter, sei es Brüder, sich finden? In Jerusalem, Bethlehem und Nazaret, in Bairuth und Smyrna, in Alexandria und Kairo, überall ist das Bedürfniß nach deutschen Religiosen

Judäa ist gebirgig, und leicht mag sich hier selbst ein Nordländer acclimatisiren; ich sollte meinen, die Aussicht, als Missionär nach dem heiligen Lande zu kommen, und von dort mit Kenntnissen aller Art bereichert, wie üblich, nach sechs Jahren wieder ins Vaterland zurückzukehren, müßte viele talentvolle Cleriker bewegen, ihre Kräfte dem Orden des heiligen Franciskus so am nutzbarsten zuzuwenden. Die Vorbedingung ist, außer dem Gewöhnlichen noch, ein wenig der italienischen Sprache mächtig zu seyn, das übrige Arabische findet sich leicht von selbst; die Profeß muß aber im Vaterlande abgelegt und dort der titulus mensae erworben werden, weil die Hüter des heiligen Grabes auf dem unruhigen Boden Palläſtinas ihre sichere Heimath nicht haben.

Solche neue Sendboten des Evangeliums können aber vorläufig nur aus Bayern ohne Schwierigkeit zu diesem Ziele nach dem gelobten Lande ziehen, weil die Ordensprovinzen Oesterreichs seit der unseligen Josephinischen Periode von ihrem Generale in Rom abgeschnitten sind, ja nicht einmal der Ritterschlag des heiligen Grabes vom Kaiser sanctionirt wird. Indeß soll der wackere Salzbacher, und auch ein Canonicus aus Görz, M., welcher jüngst hier gewesen, wie es scheint in höherem Auftrage, dahin zu wirken beabsichtigen, eine Vereigung, wie früher, wieder zu Stande zu bringen. Für Bayern dagegen hat es keinen Anstand, in die Terra santa zu kommen, wenn sie sich deßhalb an den General der Minoriten wenden, der an der Spitze von hundert und fünfzig Ordensbrüdern seit vielen Säculen seinen Sitz in Ara Cöli auf dem Capitol hat, in jener Kirche, die aus den Säulen und Trümmern des alten kapitolinischen Jupitertempels erbaut ist, und auch an dessen Stelle steht. Daß auch er ein Imperator in seinem über die ganze Welt verbreiteten Reiche sei, kann man leicht aus dem Umstande entnehmen, daß nach einer vor nicht gar langer Zeit getroffenen Statistik im Verlaufe von sechs Jahren allein 40000 Laienbrüder starben, und 250,000 sich noch im Orden befanden. Wie leicht kann ferner ein Jeder, der einen Drang zu

wissenschaftlichen Leistungen in sich fühlt, diesen in Palästina befriedigen? Wie ganz anders liest sich hier die heilige Schrift, als an irgend einem Punkte der Welt? Welch ein großes Zeitbedürfniß ist es zum Beispiel, eine neue Ausgabe des jüdischen Geschichtschreibers, Josephus Flavius, namentlich in deutscher Sprache, sammt begleitenden Anmerkungen zu veranstalten; eine richtige Orientirung und ein gediegenes Werk der Art ist aber nur an Ort und Stelle möglich. Die hiesige Bibliothek, welche jüngst auch Professor Lepsius während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Rückwege von Aegypten untersuchte, ist bei seinen, etwa zwei Tausend Bänden zwar reich an Büchern, vielen Sprachen, reich an manchen schätzenswerthen Ausgaben und alten Handschriften; arm aber namentlich an neueren Werken aus einem Grunde, welcher sonst wohl nirgend vorkömmt, weil nämlich in Zeiten der Pest die Bücher der daran verstorbenen Religiosen alle verbrannt werden müssen. Neuere Schriften, insbesondere wissenschaftliche Werke aus der deutschen Theologie mit einzuschiffen, ist darum eine wesentliche Erforderniß, und es ist wohl kaum zu zweifeln, daß zu einem solchen gottbegeisterten Zwecke den Missionären auch ein freier Transport über das Meer bis Joppe eingeräumt werden würde. Wie sehr wäre es ferner an der Zeit, und von den Vätern des heiligen Grabes selber erwünscht, daß auch das reiche Archiv des Conventes bearbeitet, und ein gewiß kirchlich wie politisch bedeutendes Buch in Rücksicht auf die orientalischen Verhältnisse seit vielen Jahrhunderten ans Tageslicht gefördert würde. Um solches zu leisten, muß der einzelne vom Chor entbunden seyn, und darum ad verbum als Missionär, und nicht unter den Visitantes oder bloßer Chorpriester seine Stellung hier einnehmen; denn die Väter sind im Uebrigen zum Gebete für die ganze Christenheit in der Stadt Gottes versammelt, und der liturgische Dienst ist streng, ja währt am heiligen Grabe von Mitternacht an fast ununterbrochen bis zu den späten Abendstunden, so daß die Mitübung schon einen Tag hindurch dem Pilger etwas ungewohnt vor-



kömmt. Doch welch eine Befriedigung gewährt sonst überhaupt schon der Aufenthalt dahier? Alles voll der heiligsten Erinnerungen, bei jedem Schritte spricht die Geschichte von Jahrtausenden zu dem jetzt lebenden Geschlechte: Man kann sich kaum von diesen Orten trennen, die der Heiland selbst durch seine Gegenwart geweiht hat. Mein Andenken erlösche vor der Zeit, und mein Name werde ausgetilgt im Buche des Lebens, wenn ich je deiner vergesse, Jerusalem!

Was aber nun ferner? Die heilige Grabkirche bedarf des Wiederbaues! Das ganze Werk der Restauration, welche die Griechen nach dem Brande im Innern und Aeußern, großentheils noch mittelst des alten Materials, vorzunehmen sich anmaßten, und in diebischer Hast in kurzer Jahresfrist vollenden wollten, ist nicht bloß im Style, sondern auch nach seiner Festigkeit mißlungen. Die Kuppel über dem eigentlichen Sanctuarium ist jetzt, nach kaum fünfunddreißig Jahren, schon baufällig geworden, die Bleiplatten, die das Dach bilden, sind zum großen Theile gerissen und abgefallen, so daß das ganze Heiligthum von ferne schon einen armseligen Anblick darbietet, und der Regen gießt durch die Ritzen ins Innere hinein. Der feste gothische Thurm, in seinem untersetzten Bau auf die Höhe von dreihundert Fuß berechnet, und im Uebrigen ganz dem Münsterthurme zu den vierzig Martyrern, einem andern Tempel der Johanniter bei Ramla ähnlich, schaut kaum über das Dach hinaus, und ist mit der Ehre des Kreuzes von den Türken erniedrigt worden, die vorne und im Rücken der Grabkirche eine Moschee erbauten, und nicht wollten, daß jener über ihre Minarete emporragen sollte. Jornandes me fecit, soll noch auf einem Steine, wo einst der Glockenstuhl gestanden, zu lesen seyn; aber auch der Klang der Glocken ist längst verstummt, so wie der Glaube der morgen- und abendländischen Völker keinen Ton mehr hat, und nur das hölzerne Geläute der Griechen und Armenier, die mit einem Bret auf einen halbrunden Reif schlagen, und so

allerdings Jahr aus Jahr ein eine Charfreitags-Mette erzielen, schallt widerlich und unausstehlich in die Ohren. Die Säulen, die am Eingange des Atriums standen, und mit ihren wunderschön ausgearbeiteten Kapitälern, wie man noch aus ihren Fragmenten sieht, stattliche Bögen trugen, sind bis auf den untersten Rumpf gebrochen, dadurch haben die jetzigen Monasterien der Griechen zu beiden Seiten ihren Widerhalt verloren; ein Einbau hat statt gefunden, wodurch, verbunden mit dem breiten steinernen Diwan, wo die Türken früher ihre Schatzung von den christlichen Pilgern erhoben, der Vorhof selber um den vierten Theil verkleinert worden ist. Die Eingangspforten von vortrefflicher Arbeit sind nicht nur durch die vorstehenden Trümmer des gerügten moslemitischen Galgenbaues beschändelt, sondern das rechte Thor ist gänzlich vermauert, wie die Pforte der großen Helenakirche in Bethlehem, wo nur ein Thürlein, vier Fuß hoch, zum Hineinschlüpfen zeitweise offen gelassen ist; und das linke, wo die Türken einen zweiten Diwan ins Innere der Kirche hineingebaut haben, und den Fremden für einen leichten Bakschisch zum erstenmal Einlaß ertheilen, ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, fast den ganzen Tag über verschlossen; und kömmt man einmal hinein, so steht man nach wenig Schritten an der Wand, wodurch die Griechen die ganze innere Mitte, wo, nach einer sinnlichen Auffassung des großen geistigen Gedankens, gerade unter der zweiten, höheren Kuppel das Centrum der Erde angegeben ist, zum Gebrauche für sich abgebaut haben, so daß der ehrwürdige Münster seitdem sein Imponirendes und seinen eigentlichen Charakter ganz und gar eingebüßt hat.

So sieht es in unsern Tagen jetzt mit dem heiligsten Dome der Christenheit aus. In derselben Weise ist der Chor der großen Helenakirche in Bethlehem von den Schismatikern eingenommen und abgemauert; der Altar über der Grotte der Geburt des Gottessohnes dadurch den Blicken entzogen, und das ganze Schiff mit seinen vierundzwanzig

antiken Säulen (die Mosaik an den Wänden ist ebenfalls zerstört) einzig mehr zum Durchgange benützt. Man weiß nicht, worüber man mehr entrüstet seyn muß, über diesen Vandalismus der fanatischen morgenländischen Christen, oder über das Abendland, das einen solchen Raub und den ganzen Gräuel im Heiligthume noch länger mit gleichgültigen Augen ansehen kann. Lebt denn kein Rächer mehr in Israel, und sind die Heiligthümer von den obersten Würdenträgern ganz vergessen, daß sie die Schmach, welche die christliche Welt dadurch im Angesichte der Ungläubigen erleidet, nicht mehr empfinden? Vielleicht sind die Väter der Terra santa jetzt darum zurückhaltender mit der Ertheilung des Ritterthums mit dem Schwerte Gottfrieds von Bouillon, dessen Asche erst in unsern Tagen durch schismatische Frevler in den Wind gestreut werden konnte — um Niemand mehr wegen der unterlassenen Vertheidigung des heiligen Grabes mittelst Wort und That einen Meineid in's Gewissen zu schieben.

Die Entdeckung Amerikas hat die Aufmerksamkeit Europas von dem Oriente abgelenkt, und je mehr das adeliche Spanien seine Blicke dem neuen Welttheile zuwandte, desto mehr hat Rußland im Norden unter ihrem Selbstherrscher zum Nachtheile der occidentalischen Christen im Morgenlande Fortschritte gemacht; ja die Schismatiker, die uns Abendländer schmählich wie Heiden betrachten und darum wieder taufen, haben unter dem Einflusse ihres Protectors, des gewaltigen Czar, schon fast ganz und gar den heiligen Boden erobert. Vor dreißig und vierzig Jahren wüthete in unseren Ländern der Krieg; wird aber der jetzige Ruin des heiligen Grabes die Blicke der christlichen Herrscher nicht doch wieder dem heiligen Osten zuwenden, wo das Licht der Welt ausgegangen, da wir so lange schon im Frieden leben? Wieder sind die Griechen jetzt daran, und sie haben schon die Steine bereitet, um von neuem einen Kuppelbau, vielleicht besser, vielleicht noch schlechter als diesen aufzuführen. Auch die heilige Grabkapelle im Innern wollen sie nach ihrem Vorgeben erweitern,

natürlich, um sie bald ganz allein in Besitz zu nehmen. Mag vielleicht Rom, mag vielleicht das Cabinet des sogenannten Protectors, dessen jetziger Bevollmächtigter dahier seine hohe Achtung für das Christenthum unter andern dadurch zu erkennen gibt, daß er einen Apostaten in seinem Dienste hält, von dieser Lage der Dinge unterrichtet seyn, der übrigen katholischen Welt ist es bis jetzt sicher unbekannt geblieben. Gegenwärtig ist der Padre Reverendissimo selbst in Rom, um eine endliche Aenderung der Zustände herbeizuführen. Die lateinischen Väter haben bis zur Stunde kräftig wider diese erneute Usurpation protestirt, und eigentlich nie aufgehört, ihr altes und unverjährtes Besitzrecht auf das Sanctuarium kraft des 1811 erneuten Hattischerifs zu reclamiren: wird ihnen jetzt ihr Eigenthum endlich zurückerstattet werden? Werden nicht die abendländischen Mächte sich nunmehr des Werkes kräftigst annehmen? Die Väter des heiligen Grabes haben nie aufgehört, ihrer alten Wohlthäter sich dankbar zu erinnern; noch findet jeden Montag für Sardinien, jeden Dienstag für das Königreich Neapel und Sicilien, Mittwochs für Portugall, jeden Donnerstag auf den Namen des deutschen Kaisers, jeden Freitag für Frankreich, Samstags für Spanien, Sonntags endlich für das gemeinsame Kirchenoberhaupt der Christenheit die gottesdienstliche Feier am heiligen Grabe statt; aber fast ist es dahin gekommen, daß auch diese aufhören muß, da die uralten Wächter des heiligen Grabes gegen die Anmaßungen der eingedrungenen Schismatiker ohne Hülfe gelassen werden. Außerdem wird noch jeden Mittwoch insbesondere auf den Namen des obigen Robert und seiner königlichen Gemahlin Sanchia, welche die Sanctuarien alle nach Recht und Vertrag von den Sultanen zum ewigen Besitz für die katholische Kirche erkauften, so wie achtzigmal im Jahre für Sophia, wie ich glaube von Ungarn,

eine andere große Wohlthäterin des gelobten Landes, wozu in jüngster Zeit auch noch Bayern gekommen ist, das heilige Opfer, doch nicht immer an demselben Altare, dargebracht; wohl aber findet täglich zum Schluße eine Missa cantata für alle Wohlthäter in der gesammten Christenheit, für die Lebenden sowohl, als für die Abgestorbenen, an dem Orte statt, wo Christus begraben lag, und triumphirend zum ewigen Leben auferstanden ist.

Jetzt soll auch für das deutsche Vaterland die Stiftung einer ewigen Messe über dem Grabe des Erlösers statt finden. Das wird aber ohne wirksamere Vertretung von Seite der katholischen Mächte schwer zu verwirklichen seyn; die Griechen, welche früher nur zeitweise in einem oder dem andern Jahrhundert sich ein Recht an die heilige Kapelle mißbräuchlich angemaßt hatten, seit einem Jahre aber sogar einen Patriarchen bestellten, gestatten den Lateinern jetzt nicht mehr, als daß zwei oder höchstens drei Priester, und diese mit knapper Noth schnell gedrängt auf einander das sacramentale Opfer vollbringen. Sie selbst celebriren zuerst, und zwar schon um Mitternacht bis gegen zwei Uhr hin, dann folgen die Armenier, und bis gegen vier Uhr die Römisch-Katholischen, so daß, wer nicht im heiligen Grabe sich einschließen läßt, kaum einmal einem Sacrificium beiwohnen kann. Nach diesem erst werden von den Schlüsselinhabern, die aber nichts mit Petrus gemein haben, die Pforten geöffnet, auch die Pilger wollen nun dem heiligen Grabe fußfällig nahen, und auf den Knieen bis zum Altare nach einander vorrückend, den Staub vom Grabsteine küßen. Ist nicht zufällig auf der Höhe der Gallerie bei den Armeniern oder in der Mitte der Kirche bei den Griechen eine weitere Feierlichkeit, so sieht man sich kaum um, und die Thore sind von den türkischen Schlüsselmeistern wieder verriegelt, und bleiben so verriegelt bis zum Abend, wo nicht bis zum folgenden Morgen. Die Kopten, welche einen hölzernen Verschlag hinter der heiligen Kapelle zu ihrem Dienste eingerichtet haben, und in der Stadt selbst ein

paar übrigens recht arme Klöster, meist nur zum Behufe der Pilger eingerichtet haben, celebriren nicht täglich, sondern incensiren nur an den verschiedenen Altären durch einen Diacon nach dem Vorgange derselben Griechen und Armenier. Auch an der Krippe zu Bethlehem, wie gesagt, wollen die griechischen Papas der lateinischen Christenheit heuer nur mehr zweimal den Dienst gestatten, da sie jetzt sich schon im ausschließlichen Besitze des Hauptaltares der heiligen Grotte am Orte der Geburt, so wie der großen Kirche oberhalb befinden, von der nur die linke Seite im Querschiff den Armeniern zusteht. Nur am Oster- und Weihnachtsfeste steht die heilige Kapelle zu Jerusalem wie Bethlehem den abendländischen Vätern zum unbeschränkten Gebrauche zu. Zum Glücke ist in Jerusalem täglich Feiertag und auch täglich Werktag; denn Moslimen und Juden, Lateiner und Griechen, alle fangen das Jahr zu einem andern Zeitpunkte an, und so ist natürlich auch die Reihenfolge ihrer Feste eine ganz verschiedene; die Moslimen haben sodann den Freitag, die Juden den Sabbath, die Christen den Sonntag zu ihrem Feiertage. Fällt aber das griechische Osterfest mit dem der Lateiner zuweilen zusammen, dann erkennen die Schismatiker jene Berechtigung der Römisch-Katholischen nicht mehr an, und des gewaltthätigen Gedränges und der Unordnung ist kein Ende mehr *).

*) Wie weit der fanatische Haß der Griechen gegen die Abendländer gehe, erhellt wohl aus dem Umstande, daß die lateinischen Christen an den höchsten Festtagen kaum mehr im Stande sind, trotz dem Schutze des eigens dazu kommandirten türkischen Militärs ihren Gottesdienst in der heiligen Grabkirche abzuhalten; denn wo die Schismatiker mit Händen und Ellenbogen nicht durchdringen, ist es der teuflische Hohn und die lauten Spottgesänge, wodurch sie die lateinischen Priester in ihrem Gesange nachäffen, und so die ganze Feier unablässig stören, so daß jeder Fremde darüber in Zorn gerathen möchte. Wo ist nun da von gleichheitlicher Anfeindung und Unduldsamkeit die Rede?

Wie viele aber von den Franciskanern das Grab des Heilands bewachen, so hat jeder Pater, hier wie in allen andern Conventen der *Terra santa* überhaupt die Verpflichtung, alle Meßofficien für ihre Wohlthäter darzubringen, und nur drei im Monate bleiben ihm zur freien Application überlassen, ein Bruder aber hat monatlich nur einmal die Aufopferung nach seinem Belieben frei. Eine ewige Messe für Deutschland könnte also vorläufig nur ein von dieser allgemeinen Obliegenheit eximirter, und zwar ein mit dieser Mission beauftragter, eigens noch hieher zu sendender deutscher Religiose darbringen. Wie aber die Dinge jetzt stehen, könnte das heilige Opfer auf dem Altar des Grabes selbst nur einmal im Jahre, und zwar am Osterfeste, so wie einmal zu Weihnachten an der Krippe zu Bethlehem statt finden, denn eine bleibende Versicherung ist bei so prekären Verhältnissen nicht wohl zu ertheilen. Auch auf den Kalvarienberg, wo das Kreuz gestanden und die Erlösung vollbracht ward, ist keine Rechnung deßhalb zu machen, denn diesen Altar haben die griechischen Popen durch Verdrängung der Georgianer nach dem großen Brande wieder zu alleinigem Gebrauche an sich gebracht; nur der Altar der Kreuzannaglung und die kleine Kapelle der Madonna dolorosa nebenan, so wie unten die Altarstellen, wo Christus nach der Auferstehung der Magdalena und seiner Mutter erschien, und endlich der Ort der Kreuzerfindung in der weiteren Entfernung stehen den dortigen Ordensvätern bis jetzt noch zu Gebote, und auf ihnen müßte wechselweise, wie es sich trifft, die beantragte Darbringung statt finden. Der Kerker, sowie die Kapellen in der Runde der Kirche (mit der Darstellung der Kleidervertheilung, dem Hauptmanne am Kreuze rc.) und der Hauptaltar in der Mitte, wo die großen eisernen Lustern aus Rußland hängen, gehören, außer dem schon Besagten, wieder ausschließlich den gläubigen Genossen der Czarkirche. Erst noch im Jahre 1836 hat der Prinz von Joinville nach seiner Anwesenheit in Palästina,

wo er selber den Zustand der Heligthümer sah, im Namen Frankreichs auf's neue einen Ferman in Constantinopel ausgewirkt, daß die uns kürzlich erst entrissenen Sanctuarien ihren rechtlichen Besitzern wieder eingeräumt werden sollen, und nur ein Geschenk von 250,000 Piastern, womit die Griechen den Pascha von Syrien bestachen, hinderte auf's neue den Vollzug. Will Deutschland eine ewige Messe am heiligen Grabe, dann möge es durch seine Machthaber dafür sorgen, daß die widerholten Hattischeriffe endlich in Wirklichkeit treten, und in der heiligen Grabkirche der Zustand wie vor dem Jahre 1808 wieder hergestellt werde, was Gerechtigkeit im Namen Gottes erfordert.

So viel oder so wenig ist vorläufig den lateinischen Conventualen von ihren alten Heiligthümern im gelobten Lande übrig geblieben, bis auch noch das Wenige verloren gehen wird, wenn der Geist des Indifferentismus im Abendlande noch länger regiert. Hunderte von Reisebüchern beschreiben ausführlich die Alterthümer Palästinas — ich möchte keines verfassen, wenn doch keine religiöse und politische Lehre daraus gezogen, kein Antrieb zu einer besseren Zukunft gegeben werden darf. Jeder Mensch lebt nur, in sofern er lebendig wirkt; Staaten werden geachtet, so weit sie ihre Macht, Ehre und Ansehen auch nach außen zu behaupten wissen. Möchten die katholischen Großmächte dieß wohl erwägen. Wie auch die Wagschaale über das gelobte Land zu Gunsten des katholischen Europas oder des schismatischen Nordreichs steigen oder fallen wird: das aber mögen unsere diplomatischen Häupter bedenken, daß damit der Zustand des heiligen Grabes vielleicht für immer entschieden bleibt, und daß keine Kreuzzüge mehr folgen werden, um Palästina, diese alte, blutige Eroberung wieder in die schützende Hand der occidentalischen Mächte zu spielen. Zwar möchte ich nicht gerne Christen mit Moslimen in Parallele stellen, aber das ist gewiß, daß die Letzteren, wenn es

die Entweihung von Mekka gälte, alle wie Ein Mann stehen würden.

Ich weiß, daß Bayern kein Land erster Größe ist, um einen bedeutenden Einfluß auf die bevorstehende Lösung der orientalischen Frage zu üben: aber möge es für seinen Theil dieß erstreben, daß durch Mitglieder aus seinen Gauen, welche entschlossen in die Reihe der Wächter der palästinischen Sanctuarien treten, der alte Name, ***Bavaria sancta***, im Morgenlande wieder auflebe. Da lese ich eben im Pilgerbuche unter dem 21. März 1841: E. Chapelier, du même pays que Godefroy de Bouillon. Hat der auf den Ruhm seines Vaterlandes stolze Mann dabei auch wohl gedacht, was diese hochgefühlige Aeußerung ihm zur Pflicht auferlege: Belgien, die alte Heimath der Karolingen, aufzufordern, nicht länger gleichgültig zu seyn zu der Schmach, die der Gruft seines Gottfrieds und der übrigen Könige Jerusalems aus der Mitte der Kreuzritter erst in unsern Tagen widerfahren, sondern sich aufzumachen, um ihre Sarkophage in Mitte der heiligen Grabkirche zum ewigen Gedächtniß der Großthaten der Ahnen wieder zu errichten! Dann finde ich einen andern Pilger noch, der also sich zum Abschied eingeschrieben, und dessen Gesinnung so ganz die meine ist, daß seine Worte hier zum Schluße stehen mögen:

Jerusalem, auf Deinen heil'gen Bergen
Steh ich versunken in Gebet und Thränen.
Du bist ein offnes Grab, umringt von Särgen,
Wie kann ich Dich, o Friedensstadt, noch kennen?
Entheiligt sind die gottgeweihten Stätten:
Wer wird aus Deiner Feinde Hand dich retten?

Wie bist du um die Majestät gekommen,
Du Stadt der Juden, Moslimen und Christen!
All deine Schöne ist von Dir genommen,
Ich schaut' entrüstet, wie sie Dich verwüsten.
Dein Königsmantel ist befleckt, zerrissen,
O möchten dieß Europas Herrscher wissen!

Gefallen ist Dein Pallast und Dein Tempel,
Die Thore Deines Heiligthums verrammelt;
Das Volk in Dir trägt der Verwerfung Stempel,
Das sich von allen Ländern her gesammelt.
Dein Vorhof ist zertreten von den Heiden,
Und alle wollen Dein Geschick entscheiden.

So hat der Herr gefeget seine Tenne,
Seit Er gestanden auf des Oelbergs Hügeln,
Als Er Dich zu sich rief, wie eine Henne
Die Glucken sammelt unter ihren Flügeln.
Du wolltest nicht! der Fluch hat Dich getroffen,
Was kann ich noch von Deinem Heile hoffen?

Das Korn ist reif, dann wird der Halm gemähet,
Die Hülsen hat der Wind mit sich geführet.
Weil Du das geist'ge Zepter hast verschmähet,
Wirst Du vom Pöbel aller Welt regieret.
Das Licht der Welt ist von Dir ausgegangen.
Mit seinem Tod hast Du die Nacht empfangen.

Und doch muß ich Dich, Tochter Sion, lieben!
Ich nehme von dem Schutte Deiner Mauern,
Und will die Asche auf das Haupt mir sieben,
Um stets ob Deines tiefen Falls zu trauern.
Ich seh' Dein altes Volk die Stein' umklammern,
Und händeringend bei den Trümmern jammern.

Ich scheide, ganz verloren in mein Sinnen.
Du hast den Pilger liebreich aufgenommen:
O mög ich einst, wie hier, mein Ziel gewinnen,
Ins himmlische Jerusalem zu kommen.
Wer möchte nicht auch Dir das Heil erwerben?
Ach daß ich nicht hier leben kann und sterben!

---

die Entweihung von Mekka gälte, alle wie Ein Mann stehen würden.

Ich weiß, daß Bayern kein Land erster Größe ist, um einen bedeutenden Einfluß auf die bevorstehende Lösung der orientalischen Frage zu üben: aber möge es für seinen Theil dieß erstreben, daß durch Mitglieder aus seinen Gauen, welche entschlossen in die Reihe der Wächter der palästinischen Sanctuarien treten, der alte Name, *Bavaria sancta*, im Morgenlande wieder auflebe. Da lese ich eben im Pilgerbuche unter dem 21. März 1841: E. Chapelier, du même pays que Godefroy de Bouillon. Hat der auf den Ruhm seines Vaterlandes stolze Mann dabei auch wohl gedacht, was diese hochgefühlige Aeußerung ihm zur Pflicht auferlege: Belgien, die alte Heimath der Karolingen, aufzufordern, nicht länger gleichgültig zu seyn zu der Schmach, die der Gruft seines Gottfrieds und der übrigen Könige Jerusalems aus der Mitte der Kreuzritter erst in unsern Tagen widerfahren, sondern sich aufzumachen, um ihre Sarkophage in Mitte der heiligen Grabkirche zum ewigen Gedächtniß der Großthaten der Ahnen wieder zu errichten! Dann finde ich einen andern Pilger noch, der also sich zum Abschied eingeschrieben, und dessen Gesinnung so ganz die meine ist, daß seine Worte hier zum Schluße stehen mögen:

Jerusalem, auf Deinen heil'gen Bergen
Steh ich versunken in Gebet und Thränen.
Du bist ein offnes Grab, umringt von Särgen,
Wie kann ich Dich, o Friedensstadt, noch kennen?
Entheiligt sind die gottgeweihten Stätten:
Wer wird aus Deiner Feinde Hand dich retten?

Wie bist du um die Majestät gekommen,
Du Stadt der Juden, Moslimen und Christen!
All deine Schöne ist von Dir genommen,
Ich schaut' entrüstet, wie sie Dich verwüsten.
Dein Königsmantel ist befleckt, zerrissen,
O möchten dieß Europas Herrscher wissen!

die fortschreitende Entwicklung eines ächt wissenschaftlichen Geistes an, so müßte eine Zeitbildung auf ihr Gedeihen um so nachtheiliger einwirken, je auflösender die negative Critik und je unwissenschaftlicher die kahle und seichte Aufklärung derselben erschien. Mit der Zersprengung der klösterlichen Corporationen, die bisher die fast ausschließlichen Träger der theologischen Schultradition waren, wurde eine Lücke aufgethan, deren auch nur nothdürftige Ausfüllung von den vereinzelten Kräften des mit pastorellen Geschäften überhäuften Weltclerus nicht so bald zu erwarten stand. Dazu kam auch noch der eintretende Umschwung des wissenschaftlichen Bewußtseyns, das in rascher Aufeinanderfolge eine neue Form und Methode um die andere aus seinem Schooße erzeugte, und mit Verschmähung der bisherigen Schulwissenschaft sich neue Bahnen zu eröffnen trachtete.

Es konnte nicht fehlen, daß diese neuen Systeme, je mehr sie sich selbst überstürzten und durchkreuzten, desto verwirrender in die theologischen Kreise eingriffen, in deren Schranken man jetzt Altes und Neues mit einander ringen sah, ohne daß das Eine seine erschütterte Herrschaft sich wieder zu sichern, das Andere festen Fuß zu fassen im Stande war. Das Gefühl, daß mit dem modernen Element etwas Fremdartiges in die theologische Welt eingedrungen, sprach sich in solchen Geistern, die einer selbstständigen Bewegung fähig waren, immer bestimmter und dringender aus; sie versuchten, des neuen Princips Meister zu werden, und seine Formen und Anschauungen den katholischen Wissenschaftsinteressen dienstbar zu machen. Mußten auch diese vereinzelten Bestrebungen für den Augenblick erfolglos verklingen, so waren sie nichts desto weniger die Keime, aus denen nach dem Erwachen einer allgemeineren Theilnahme eine erneute Blüthe der theologischen Wissenschaft hervorging. Dieser neue Aufschwung erschien theils durch erneutes Studium der theologischen Vergangenheit mit ihren reichen geistigen Schätzen, theils durch Erzeugung einer den gesteigerten Zeitbedürfnissen angemessenen wissenschaftlichen Form bedingt. Als Resultat einer nach diesen beiden Richtungen sich entwickelnden frischen Thätigkeit ließen sich tüchtige Einzelerzeugnisse erwarten; aber ein die ganze Welt durchdringender Lebensproceß ist an ein Moment geknüpft, das leider durch die Auflösung der geistlichen Orden vorderhand völlig ausgefallen war. Es kann nämlich die Wissenschaft ein reges, inneres Leben nur unter der Voraussetzung subjectiver

Gegensätze entwickeln; diese Freiheit, dieses Wechselspiel der geistigen Kräfte ist ihr Lebenspuls; die Träger dieser innern Bewegung und Regsamkeit waren früher die geistlichen Orden mit den eigenthümlichen Principien und Richtungen, die sie in ihren Haupterscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Lehrentwicklung zu vertreten pflegten. Die Controverse, die über die theologischen Lehrmeinungen zwischen den Theologen der verschiedenen Orden sich fast ununterbrochen fortspann, erschien selbst in dem Falle, wo sie scheinbar oder wirklich auf leeres Wortgezänk auslief, noch als fortwährende Bürgschaft wissenschaftlicher Freiheit, und zeigte sich, wenn sie durch die kirchliche Einheit getragen war, als kräftiges Ferment einer fruchtbaren Entwicklung und als reger Wellenschlag der Lichtgewässer der Theologie, über dem der Geist der Kirche als das ziel- und maßgebende Princip schwebte. Jenes für einen universellen Entwicklungsgang so nothwendige Moment kann, nach unserer Ansicht, in der Gegenwart durch nichts ersetzt werden, als durch die Bildung theologischer Schulen, mögen sie mit den theologischen Facultäten der verschiedenen Universitäten zusammenfallen, oder mögen sie an einzelne wissenschaftliche Persönlichkeiten sich anschließen. Ein solcher Gegensatz konnte begreiflicherweise nach der besagten Katastrophe nicht sogleich hervortreten; die theologische Restauration mußte einige Zeit hinter sich haben, sie mußte unter günstigen Einflüssen verlaufen und von energischen Lehrkräften geleitet werden; jetzt erst mochte die Rede von der Bildung theologischer Schulen seyn, die natürlich nur als eine gewordene, nicht etwa künstlich gemachte von Bedeutung seyn konnte. Daß gegenwärtig von der Ausprägung verschiedener Schulen theils unter den einen, theils unter den anderen Auspizien gesprochen wird, ist eine Thatsache, die wir als glückkündendes Zeichen begrüßen zu dürfen glauben.

Mit diesen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen wollen wir den historischen Standpunkt andeuten, von dem aus die vorliegende theologische Erscheinung in diesen Blättern betrachtet und gewürdigt werden soll.

Wenn man je von einem der gegenwärtigen akademischen Lehrer der Dogmatik wissenschaftlichen Scharfsinn in Bearbeitung dieser Disciplin sich versprechen durfte, so ist es wohl Herr Staudenmaier, der durch seine früheren Leistungen und durch die glänzende Erprobung

seines spekulativen Talentes die Berechtigung zu einer solchen Erwartung hinreichend darbot. Schon lange wußte er unter den Förderern der theologischen Wissenschaft einen Ehrenplatz zu behaupten. Was ihn besonders auszeichnet, ist das rege Streben nach einer dialektischen Durchbildung, die er vorzüglich durch das Studium der Hegel'schen Schriften sich anzueignen, und durch selbstständige spekulative Arbeiten zu erproben suchte. Nahm auch seine theologische Thätigkeit frühzeitig und vorherrschend diese dialektisch-spekulative Richtung, so blieb er doch positiv-historischen Studien nicht fremd, ja in seiner späteren Periode bemeistert sein rastloser Geist sich immer mehr des reichen Erbes der patristischen und scholastischen Theologie; seine „Philosophie des Christenthums" *) lieferte bereits einige Resultate dieser rühmlichen Bestrebungen. Unter solchen Voraussetzungen ließ sich von seiner Hand eine dogmatische Bearbeitung hoffen, die sich eignete, mit einer erquicklichen Befriedigung der dringenden wissenschaftlichen Interessen dieses so wichtigen Gebietes einmal den Anfang machen zu können. Mit Freuden wurde das Erscheinen der „christlichen Dogmatik" unsers Herrn Verfassers begrüßt. Auch wir stimmen in den freudigen Willkomm ein, und bedauren nur, daß der Herr Verfasser durch publicistische Geschäftigkeit an der vollständigen Herausgabe längere Zeit verzögert ward; trösten uns aber mit der sicheren Hoffnung, daß die Vollendung seines dogmatischen Werkes jedenfalls ein bedeutenderes Gewicht in die Wagschaale legen werde, als die beiden jüngst von ihm herausgegebenen journalistischen Produkte.

Wir wollen nunmehr, die Leser dieser Blätter mit dem Inhalte der Staudenmaier'schen Dogmatik, so weit sie an's Licht der Oeffentlichkeit trat, in einer kurzen Uebersicht vertraut machen.

Den Inhalt des ersten Bandes bildet die „Einleitung in die christliche Dogmatik." Begriff und Zweck dieser Einleitung werden bestimmt als das wissenschaftliche Verständniß und Bewußtseyn über das Wesen der Dogmatik und über den Proceß ihres Werdens und ihres bisherigen Gewordenseyns. Aus dieser Bestimmung wird gefolgert, daß die Ein-

*) Vergl. die Recension derselben im 7ten Band, 4ten Heft, Jahrgang 1844 dieser Blätter.

leitung in die Dogmatik mit dem Innern dieser Wissenschaft selbst sich nicht befasse, was an ihr dogmatisch sei, das sei es nur in so fern, als es mit Etwas in Berührung stehe, was weder im Systeme selbst ein wesentliches Moment bilde, noch zum Kreis der göttlichen Offenbarung im Allgemeinen gehöre. Jenes wissenschaftliche Verständniß vermittelt die Einleitung 1) durch Aufstellung des Begriffes der Dogmatik, 2) durch Bezeichnung ihrer Quellen, 3) durch Angabe der bei ihrer systematischen Gestaltung zu befolgenden Methode, 4) durch Aufzeigung der Eintheilung und Anordnung ihres Stoffes und 5) durch eine kurze Darstellung ihrer Geschichte.

Statt diese fünf wesentlichen Gegenstände der Einleitung der Reihe nach in erschöpfender Weise zu behandeln, zieht es der Herr Verfasser im wissenschaftlichen Interesse vor, sie einer genetischen Entwicklung zu unterwerfen, deren Schema sich in Folgendem gegeben findet:

1) Die Theologie als Religionswissenschaft im Allgemeinen.
2) Die bestimmte Religion.
3) Die christliche Theologie als positive Wissenschaft.
4) Die Quellen der christlichen Dogmatik, Schrift und Tradition.
5) Aushebung des dogmatischen Stoffes aus den Quellen, oder Beweisführung aus der Schrift und Tradition.
6) Die Entfaltung der christlichen Wahrheit:
   a) der christliche Glaube;
   b) der objective Glaube in seiner Vermittlung zum Symbol;
   c) das Symbol als Bekenntniß und Glaubensregel;
   d) nähere Charakteristik des Symbols, seine Stellung zur Wissenschaft;
   e) Glauben und Wissen, das Wesen und die Bedeutung der Entwicklung der christlichen Wahrheit;
   f) der Entwicklungsproceß der christlichen Wahrheit selbst;
   g) die Stadien des Entwicklungsprocesses:
      α) die göttliche Setzung der Wahrheit;
      β) die Subjectivirung;
      γ) die Objectivirung.
7) Das Dogma.
8) Das Werden der Dogmatik oder des christlichen Lehrbegriffs:
   a) Umsetzung der bildlichen Form in die Form des Begriffes;

b) dialektischer Charakter der Dogmen; c) die dogmatische Sprache; d) Verhältniß der christlichen Dogmatik zur Philosophie; e) formeller Gebrauch der Philosophie; f) die spekulative Methode, Form der christlichen Dogmatik.

9) Die Dogmatik als System.

10) Eintheilung der Dogmatik.

11) Geschichte der Dogmatik.

Die Geschichte der Dogmatik, die der Herr Verfasser gegenüber der Dogmengeschichte als der Entwicklungsgeschichte der dogmatischen Formen bestimmt, gliedert sich in drei Zeiträume, wovon der erste von Christus bis zum Ausgange des siebenten Jahrhunderts reicht, der zweite vom Anfang des achten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten — das Mittelalter, das Zeitalter der Scholastik und Mystik umfassend — der dritte von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, die neuere Zeit in sich schließend.

Jeder dieser großen Zeiträume zerfällt wieder in drei Perioden. Die erste Periode des ersten Zeitraumes bezeichnet der Herr Verfasser als die Periode des Glaubens in seiner ersten leisen Bewegung von der Unmittelbarkeit zur Analysis mit dem Uebergewichte der Unmittelbarkeit (v. Christ. bis zum Jahre 125), die zweite als die Periode der Bewegung des Glaubens von der Analysis zur Synthesis mit dem Uebergewichte der Analysis (v. 125 bis 430), die dritte als die Periode der Bewegung von der Analysis zur Synthesis mit dem Vorherrschen der noch unvollendeten letztern (v. 430 bis 700).

Die erste Periode des mittelalterlichen Zeitraumes (vom siebenten bis zum neunten Jahrhundert reichend) stellt die Synthesis dar, wie sie ist in ihrer ruhigen Selbstvorbereitung, die zweite (v. 9. Jahrhdt. bis 1100), wie sie ist in ihrem wirklichen Hervortreten, die dritte (v. 1100 bis 1450), wie sie ist in ihrer weiteren Entwicklung.

Die erste Periode der neueren Zeit (v. 1450 bis 1517) charakterisirt sich als die Periode des Kampfes und der Selbstbewährung gegen das sich vorbereitende antikirchliche und heidnische Bewußtseyn, die zweite (v. 1517 bis 1700) als die Periode des Kampfes und der Selbstbewährung gegen die außerkirchliche Reformation, die dritte als die Periode des Kampfes und der Selbst-

bewährung gegen das moderne Heidenthum in der Form des Rationalismus.

Im zweiten Bande beginnt der Herr Verfasser die Darstellung und Entwicklung seines dogmatischen Systems. Das System der christlichen Dogmatik scheidet er in zwei Haupttheile, wovon der erste die Lehre von Gott, der zweite die Lehre von der Creatur zum Grundinhalte hat. Die Lehre von Gott zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) in die Lehre vom Daseyn Gottes, und 2) in die Lehre vom absoluten Leben Gottes. Die letztere theilt sich selbst wieder in drei Abschnitte: 1) in die Lehre vom Wesen und den Eigenschaften Gottes, 2) in die Lehre von der Einheit und 3) in die Lehre von der Dreipersönlichkeit des göttlichen Wesens. Der erste Abschnitt entwickelt das System des göttlichen Lebens nach den drei Kategorien der Aseität, der Causalität und der Persönlichkeit. Nachdem das göttliche Leben unter diesen Kategorien als absolute Aseität, absolute Causalität und absolute Persönlichkeit dargestellt, und damit die Lehre von den göttlichen Eigenschaften verbunden worden ist, behandelt der zweite Abschnitt die Lehre von der Einheit Gottes mit Berücksichtigung der gegenüberstehenden Häresien. Der dritte Abschnitt gliedert sich 1) in einen phänomenologischen Theil, der die Trinität in ihrer Erscheinung durch ihre Selbstoffenbarung enthält, 2) in einen spekulativen Theil, der die wesentlichen Bestimmungen der Trinität nach der in ihnen liegenden Dialektik und den trinitarischen Lebensproceß erörtert, 3) in einen historischen Theil, der die Häresie als falsche, das Schisma als nichtvollendete Entwicklung der Gotteslehre darstellt. Zum Schlusse folgt als Uebergang von der Trinitätslehre zur Lehre von der Welt eine Angabe des Verhältnisses des dreieinigen Gottes zur Welt, in Verbindung mit einer Darstellung der gemachten Versuche, das Geheimniß der Trinität philosophisch zu lösen.

Des dritten Bandes erste Abtheilung fängt die Entwicklung der Lehre von der Welt an, und führt des zweiten Haupttheiles erste Unterabtheilung bis gegen die Mitte fort. Diese Unterabtheilung handelt von der Schöpfung nach ihren wesentlichen Momenten: Geist, Natur und Mensch. In der Lehre von der Natur bricht die Veröffentlichung der Stauden-

maier'schen Dogmatik ab. Zur Vollendung der Uebersicht des Ganzen fügen wir aus dem §. 13 der Einleitung die Eintheilung und den Inhalt des Folgenden bei. „Die zweite Abtheilung", heißt es Seite 199, „enthält die Lehre vom freien Abfall der Creatur von Gott mit den Folgen desselben. An sie schließt sich an die Lehre von der Erhaltung und Vorsehung, beide mit Rücksicht auf eine einstige Erlösung der von Gott abgefallenen Welt, welche Erlösung von Seite Gottes in der Bewegung seiner Liebe zur Welt liegt, von Seiten der Welt aber in der Bewegung des Geistes, der in sein wahres Seyn und Leben wieder hergestellt werden will, ruhet. Die dritte stellt dar die Rückkehr des Geistes und der Dinge zu Gott, wie sie durch die wirkliche Erlösung möglich gemacht ist, und fortgehend in der Kirche bis zum Tage der letzten Entscheidung hin sich verwirklicht."

Soweit wir nun den systematischen Bau der Staudenmaier'schen Dogmatik überschauen können, stellt er uns ein großartiges Ganzes dar, das durch den Reichthum seiner einzelnen Glieder sowohl, als durch die ungekünstelte Einfachheit der Grundgliederung sich auszeichnet. Wenn der Herr Verfasser die Idee Gottes zum herrschenden Mittelpunkt der gesammten Gliederung erhoben hat, und von ihr sowohl den Ausgang der organischen Entwicklung nimmt, als auch diese wieder darauf zurückführt, so liegt dieß in dem theologischen Charakter, der die Dogmatik so vorherrschend und durchgreifend bestimmt, daß die wenn auch unzertrennlich mit ihr zusammenhängenden anthropologischen und kosmologischen Elemente nur eine untergeordnete Stelle einnehmen können und durchweg unter den theologischen Standpunkt gestellt werden müssen. In dieser unserer Ueberzeugung stimmen wir dem Herrn Verfasser vollkommen bei, daß er die Idee Gottes in den Mittelpunkt der dogmatischen Entwicklung stellte; nur hätten wir einerseits gewünscht, daß der Idee Gottes selbst nähere, specifisch-christliche Bestimmung zu Theil geworden, und bei der Eintheilung ein durchgreifenderer Gebrauch von ihr gemacht worden wäre. Bekanntlich ist der Ausdruck: „Idee Gottes", im gegenwärtigen spekulativen Bewußtseyn eine ganz unbestimmte Größe; er muß sonach zuvor in seiner specifisch-christlichen Bestimmtheit ausgeprägt werden, soll er an die Spitze der christlichen Dogmatik treten. Hätte der Herr Verfasser dieß gethan und die Idee

Gottes, wie er dieß später allerdings thut, sogleich an der Spitze in ihrer christlichen Eigenthümlichkeit als absolute Persönlichkeit erscheinen lassen, so wäre dadurch sein Eintheilungsprincip entsprechend bestimmt worden; überdieß hätte die Idee der Persönlichkeit ihm das Mittel an die Hand gegeben, die offenbare Einseitigkeit seiner Haupteintheilung zu vermeiden. Der zweite Haupttheil kündigt sich nämlich als Lehre von der Creatur an, statt gleichfalls, wie der erste, als Gotteslehre — nur unter einem andern Gesichtspunkte — zu erscheinen. Es ist wirklich merkwürdig, wie der Herr Verfasser Seite 199 der Einleitung den Uebergang und das Verhältniß des ersten und zweiten Theiles ausspricht. „Den Anfang", heißt es dort, „macht also nothwendig, was, als anfangslos, selbst der Anfang ist, Gott. Dieser Anfang ist zugleich der Mittelpunkt der ganzen Glaubenslehre, denn Gottes und göttlicher Beziehungen ist Alles voll. Was Gott nicht selbst ist, aber, von ihm aus Bewegung seiner freien Liebe geschaffen, außer ihm Daseyn hat, das ist die Creatur. Und so zerfällt die ganze Dogmatik in zwei große Theile: in die Lehre von Gott, und in die Lehre von der Creatur." — Dieser Uebergang ist offenbar ein Sprung, der um so wehthuender ist, als der Herr Verfasser trotz seiner scharfbetonten Hinweisung auf die göttlichen Beziehungen, „deren Alles voll sei", — doch von diesen keinen Gebrauch macht, um die Haupttheile seiner Dogmatik vor dem Zerfallen zu bewahren! — Es hätte, wie gesagt, nur bedurft, Gott sogleich bei der Grundgliederung als persönlichen zu fassen; damit wären die Beziehungen zur Creatur, und zwar die rechten und bestimmten (statt jener unbestimmten, wirren Vollheit) von selbst in die Augen gesprungen.

Was die Untergliederung des ersten Theiles betrifft, so zeichnet ihn der stetige, stufenweise Fortschritt aus, in welchem die systematische Entwicklung seines Inhaltes verläuft. Die Idee Gottes, der Grundinhalt des ersten Theiles, schreitet von den allgemeinsten, abstraktesten Bestimmungen zu immer concreteren, das christliche Princip immer bestimmter aussprechenden Begriffen fort: vom Daseyn Gottes zu seinem Seyn und Leben, von dem Wesen des göttlichen Lebens zu seinen Eigenschaften, von der allgemeinen Bestimmung des göttlichen Lebens als absolute Aseität,

zu den besonderen Bestimmungen als absolute Causalität und absolute Persönlichkeit, an diese Begriffe die daraus abgeleiteten Eigenschaften in bestimmter, fortschreitender Aufeinanderfolge anknüpfend, von der Einheit Gottes zur Dreipersönlichkeit, dem Gipfel und Schlußpunkt der christlichen Gottesidee.

Das Gleiche ist von der Einzelgliederung der ersten Unterabtheilung des zweiten Theiles zu rühmen; auch diese befolgt einen dem Inhalte, der Lehre von der Schöpfung, gemäßen Fortschritt der Entwicklung: von der Ursetzung der Welt in der Idee zu ihrer wirklichen Hervorbringung und ihrer Vollendung, und nach geschehener Verwirklichung auf der Stufenleiter der Schöpfung vom Geiste und dem Reiche der Geister zur Natur und ihren Gestaltungen, und weiterhin von der Natur zum Menschen, dem Bindegliede beider, und seiner Geschichte fortgehend.

Nicht weniger, als die treffende, schöne Einzelgliederung, die Herr Staudenmaier dem dogmatischen Organismus gab, hat uns im Ganzen die Darstellungsweise ihrer edlen, durchaus würdigen Haltung und ihrer mitunter begeisterten, lebensfrischen Färbung wegen angesprochen; aber, wir wollen kein Hehl daraus machen, die ungemeine Breite, in die sie nicht selten ausläuft, hat uns einen nicht wenig störenden Eindruck verursacht. Die lästigen Wiederholungen, die gewaltige Dehnung der einzelnen Gedanken, die zu häufig zwecklose wörtliche Anführung von Bibelstellen, die Einmischung von einer Menge ungehöriger, die Sache um Nichts mehr aufhellender Bemerkungen, zuweilen bloßer Einfälle und Gedankenspäne u. dgl. können wir nur als einen Ballast betrachten, von dem wir herzlich gewünscht hätten, der Herr Verfasser möchte Selbstüberwindung genug sich errungen haben, desselben sich zu entledigen, so schmerzlich auch das Ueberbordwerfen Einen ankommen mag; durch dieses Opfer wäre das Werk um wenigstens ein Viertheil leichter, d. h. expediter, schwunghafter geworden, und bei dem sichern Gewinn an Schwung- und Schnellkraft wäre der Nachtheil des Horazischen Brevis esse laboro um so weniger zu befürchten gewesen, als die gerügte Breite der fraglichen Darstellung noch das Eigenthümliche hat, die Sache dunkler, statt heller zu machen.

Diese Dunkelheit, die in dem Maaße einer die Umrisse des darzustellenden Gegenstandes zerdehnenden und damit deren scharfe

Begränzung verwischenden Breite begreiflicherweise zunehmen muß, hat übrigens nicht bloß in dem Fehler, in welchen der Herr Verfasser hier und da verfällt, ihren Grund; dieser liegt auch in der von demselben gewählten Terminologie und Methode. Bekanntlich hat Herr Staudenmaier in dieser Beziehung sich an die Hegel'sche Schule angeschlossen: dieß ihm zum Vorwurfe zu machen, sind wir im Allgemeinen so wenig gesonnen, als wir nicht glauben, daß ein solcher gegen die Väter und Scholastiker wegen des Gebrauches, den sie bei ihren dogmatischen Entwickelungen von den platonisch-aristotelischen Formen machten, erhoben werden dürfe. Dabei wird es aber immerhin darauf ankommen, in welchem Maaße und in welcher Weise die Anwendung einer auf fremdem Boden erwachsenen Methode und Terminologie geschieht; und hierin ist der Herr Verfasser wohl etwas zu weit gegangen: es ist ganz die Sprache Hegel's, die seine Dogmatik, soweit es nur einigermaßen anzugehen scheint, nachspricht; es ist so ganz Hegel's Methode, wenn er Seite 157 ff. seiner Einleitung von einer dialektischen Selbstbewegung des Inhalts, von einer Selbsteinführung des Geistes in seine Form, von einer objectiven Dialectik des Glaubens, der christlichen Wahrheit; von einer Selbstbestimmung, Selbstgliederung, Selbstgenesis u. dgl. redet, und diese als die allein wahre Form der christlichen Dogmatik bezeichnet. Unstreitig paßt diese Methode vortrefflich zur Darstellung einer pantheistischen Weltanschauung, ja sie ist für ein System derselben die möglichst adäquate, lebendigste Form; Hegel als Urheber dieser Methode hat das Unübertreffliche geleistet, und dem Pantheismus zu seiner höchsten Form verholfen. So wenig wir ihm dieß Verdienst, wenn es eines ist, streitig zu machen gedenken, so sehr glauben wir es für eine ganz andere Frage halten zu müssen, ob für die christliche Dogmatik eine Form und Methode passe und zureiche, die aus einem ihrem (dem christlichen) Principe ganz und gar widersprechenden Gegensatze hervorgegangen ist, und mit ihm auf's Innigste zusammenhängt. Diese Frage, so nahe sie auch liegt, scheint den Herrn Verfasser nie beschäftigt zu haben, oder doch scheint er die rechte Antwort darauf nicht gefunden zu haben, so einfach sie ist und schon aus dem Verhältnisse des Inhaltes und der Form hervorgeht, das, wenn überhaupt kein gleichgültiges ist, auch es

[ni]e nicht seyn kann, daß folglich der christlich-theistische Glaubensinhalt seine Form nicht von einem heidnisch-pantheistischen Philosophen entlehnen kann noch darf. Uebrigens muß man gestehen, Herr Staudenmaier führte die Hegel'sche Methode in die christliche Dogmatik mit der gleichen Arglosigkeit und demselben Enthusiasmus ein, mit welchem er auch den Scotus Erigena auf gut theistisch deutet, und nichts weniger als pantheistische Tendenzen in ihm wahrnahm. Ferner muß rühmend anerkannt werden, daß er den Heiden Hegel in seiner christlichen Dogmatik eher keine Sylbe sprechen läßt, bis dieser sich nicht zur Taufe bequemt hat; und sofort ist der christliche Hegel des Herrn Staudenmaier ernstlich bemüht, christliche Ideen zu verkündigen, freilich noch in seiner Sprache, wobei, was ohne Zweifel die Hauptsache ist, der Inhalt orthodox bleibt, mögen auch die Formen etwas sonderbar, wunderlich, modern, hart und unverständlich, ja für die Ohren eines homo simplex sogar etwas anstößig klingen. Kein Wunder, daß dieser Umstand mitunter Auftritte veranlaßt, wie wir einen jüngst in der Bonner Zeitschrift *) erlebten, wo ein Recensent über die hegelisirende Mundart unsers Dogmatikers in einen so lebhaften Aerger gerieth, daß er in ziemlich derben, unkultivirten Ausdrücken losbricht, dessen spekulative Sprache ein Kauderwälsch nennt, seine dialektische Argumentation aus einer Drehkrankheit ableitet, ja sogar Bemäntelungen der kirchlichen Autorität und protestantische Tendenzen nicht nur wittert, sondern offen ihm vorwirft. Wenn übrigens dieser recensirende Mann Gottes in den Staudenmaier-Hegel'schen Formeln lediglich spanische Dörfer erblickt, wenn sie an sein Ohr wie „unbestimmte Cither- und Flötentöne", oder „wie Erbsen an eine Trommel" schlagen, wenn er sich vis-à-vis von ihnen wie in einer „ganz trostlosen Sandwüste" fühlt, wenn er in dieser Wüste sich fortwährend durch Krümmungen und Scheinbilder getäuscht und sich in die Unterwelt versetzt glaubt, wo er unsern Dogmatiker zur Sisyphus- und Danaiden-Arbeit und zum Irions-Rade verdammt sieht: so ist dieß um so erklärlicher, je

*) Siehe Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 4. Heft. Sechster Jahrgang. 1., 2., 3. Heft. (1845.)

eifriger der Practikus, der er ist, für den „Herzensglauben“ der sancta simplicitas ficht, und je frommseliger er „das Bemühen, dogmatische oder Moral-Systeme zu begründen, für ein unnützes und gewissermaßen eitles und hoffärtiges erklären zu müssen glaubt“. In der That, es durchschauert unsern „Herzensgläubigen“ ein wahres Grauen vor den Terminis, wie Dialektik, Metaphysik, Systematik, und er legt gegen sie förmlich Protest ein mit den Worten: „man wolle damit so viel möglich etwaigen Versuchen begegnen, aus jener Systemastik Lasten zusammenzubinden, und diese den Menschen aufzulegen.“ Wenn er sich gegen die Auflastung einer solchen „Bürde des Geistes“, wie ihm Methaphysik und Dialektik dünkt, aus Leibeskräften wehrt, so ist dieß übrigens um so verzeihlicher, da er gesteht, durch die dialektisch-spekulativen Expositionen unsers Herrn Verfassers „so klug geworden zu seyn, wie er vorher gewesen ist, ja noch viel dummer“, und hinzusetzt, daß dessen „Dociren und Argumentiren zum Rasendwerden“ sei, daß einem vor solchem „Wörter- und Ideen-Tanz der Kopf schwindle“, und daß man sogar „fürchten müsse, in diesem Wirbel des Kopfes gegen das Stadium anzulaufen, und ihn an dem Eckſteine desselben zu zerschmettern!“ — Später sagt er gar, es sei einem nach Durchlesung der Staudenmaier'schen Entwicklungen, als hätte man den Verstand verloren! — Ach! möchte doch dem guten Mann, während wir so ganz con amore hier referiren, nicht so etwas vom Rasendwerden, Kopfzerschmettern oder dergleichen zugestoßen seyn! Wir sind wirklich bang darüber; denn er hat, wie seine Recension zeigt, kaum bis zur Hälfte der Einleitung gelesen, und liest er nun weiter und stößt auf neue „Ungeheuer, Gespenster, Larven des Betrugs u. s. w.“, wer steht uns dafür, daß das Unglück . . . . . es schaudert uns, den Gedanken auszudenken, geschweige, auszusprechen?! — Gehen wir nach dieser Quasiepisode wieder zum vorliegenden Werke über, und freuen uns, daß der Herr Verfasser in demselben, wie er es in der Vorrede versprochen, vielfach in einem ungleich größeren Maße, als dieß in den letzterschienenen Dogmatiken zu geschehen pflegte, an die „großartigen Ideen und die tiefsinnigen Gedanken“ der Kirchenväter und der Scholastiker anknüpfte, und diese unschätzbaren, reichhaltigen Besitzthümer des christlich-kirchlichen Geistes

einer fruchtbaren Benützung werth hielt. Diesem Umstande verdankt seine Dogmatik zum Theil den tiefen Ideengehalt, der sie an vielen Stellen auszeichnet, und der uns berechtigt, sie als eine tüchtige, erfreuliche Leistung auf dem dogmatischen Gebiete zu begrüßen. Da aber durch die bisherige Besprechung ihrer anderweitigen Seiten die unserem Referate in diesen Blättern verstatteten Schranken nahezu überschritten erscheinen, so müssen wir eine Auseinandersetzung und Würdigung ihres ideellen Gehaltes und eine weitere Ausführung der Eingangs angeregten historischen Betrachtungen auf eine spätere Gelegenheit versparen. Wir scheiden von dem angezeigten dogmatischen Werke mit der freudigen Zuversicht, daß es gerade durch seine „dialektische Form", und besonders durch seine durchgehende Berücksichtigung der religiösen Gegensätze unseres Zeitbewußtseyns, zu deren Vermittlung und Versöhnung, sowie zur Wiederbefreundung vieler Gemüther mit dem christlichen Glauben und Wissen ein nicht geringerer Beitrag sei, als des Herrn Verfassers „Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems" einen lieferte, von deren segensreichen, tiefen Wirkungen, vorzüglich auf norddeutschem Boden, sich Referent aus vielfachen Mittheilungen zu seiner großen Freude überzeugt hat. Möge indessen die „Milchkur des Glaubens", die ihm der Bonner Referent schließlich „zur Erneuerung und Verjüngung des Geistes durch Wiederauffütterung (schönes, feines Bild!) mit den einfachsten Grundspeisen desselben (ipsissima verba!) anzurathen die Freundschaft hat, unserem Herrn Staudenmaier, falls er sie gebrauchen will, recht gut anschlagen!

IX.

Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld.

Wer sieht nicht mit Wohlgefallen auf einen festen, sich seiner selbst und seines wahren Zieles klar bewußten und auf geradem Wege mit männlicher Kraft demselben entgegenringenden Charakter? Wem nöthigen Männer entschiedenen Willens, deutlicher Kenntniß und edler Grundsätze, einig mit sich und ihrem Gotte, nicht überall Hochachtung und Bewunderung ab? Wer dagegen empfindet keinen Widerwillen vor jenen unklaren Geistern, die den Abgang wahrer Wissenschaft und fester Grundsätze entweder durch keckes Absprechen, freches Läugnen, polterndes Wortemachen, oder durch ein nebelndes und schwebelndes Umherschwirren in unverstandenen und unverständlichen, oder doch den eigentlichen Kern kaum berührenden Satzwendungen, durch ein zartes und süßes Schönthun mit gehaltlosen Redensarten zu verdunkeln suchen; oder vor solchen, die ohne bewußtes Ziel ihres Gesammtstrebens dem Rohre gleichen, welches vom Winde hin und her getrieben wird, und als gespenstartige Nebelbilder sich fast nie auf einem Punkte fassen oder fesseln lassen; oder endlich vor solchen, die zerfallen mit sich, mit Gott und mit den Menschen, nur dort Zielpunkt und Anhalt gewinnen, wo man ihrer Selbstsucht und dem ganzen Heere ihrer Leidenschaften Weihrauch streut! Je mehr Absprechen und Läugnen, je mehr Unklarheit und Verwirrung, je mehr Wanken und Schwanken, je mehr Zerfahrenheit, Zersplitterung,

Uneinigkeit und Leidenschaftlichkeit wir also heutigen Tages in unserm Deutschland erblicken, zumal wenn wir den Fuß über unser kerniges Westphalen hinaussetzen, desto mehr ist die Aufgabe aller Erziehung, dahin zu arbeiten, daß die Zöglinge zu festen Charakteren, zu Männern, die ihr wahres Ziel stets deutlich und unverrückt vor Augen zu halten suchen, erwachsen und erstarken.

Sicherlich würden wir daher den Geburtstag eines um Erziehung und Unterricht besorgten, Künste und Wissenschaften mit hochherziger Freigebigkeit unterstützenden, und aus innerer Neigung liebenden, verwerflichem Wandel und Wechsel abholden, und der um sich greifenden geistigen Zersplitterung und Zerrissenheit nach Einsicht steuernden Königs würdig feiern, wenn wir uns heute die Frage beantworten, was insbesondere in unserer Zeit zu thun sei, um jene oben beschriebene edle Einfalt und klare Einheit, die dem Menschen erst einen Charakter verleiht, bei der Jugend zu erzielen.

Zuvörderst wird es die Aufgabe der Schule seyn, die gesammten Unterrichtsgegenstände unter eine höhere Einheit zu stellen, und die einzelnen Fächer in Bezug auf das eine zu erreichende Ziel zu würdigen und zu behandeln. Dieses eine Ziel ist nun im weitesten Sinne das allgemein menschliche, nämlich die Erreichung der ewigen Seligkeit, für höhere Lehranstalten näher bestimmt, die Gewinnung des ewigen Lebens in einem der gebildeten Stände. Gründlichkeit und Gediegenheit, Wissenschaftlichkeit und Tiefe sind demnach für Gymnasien und alle Anstalten, die auf höhere Bildung Anspruch machen wollen, in allen Zeiten erforderlich gewesen, sie sind aber jetzt desto mehr nöthig, je mehr Oberflächlichkeit und Seichtigkeit sich in einem solchen Grade geltend zu machen wissen, daß man an der hochgepriesenen Aufklärung und an dem Ernste der Wissenschaft verzweifeln möchte. Je frecher die Unwissenheit ihr Haupt erhebt, und die voraussetzungsvollste Verneinung um sich greift, desto augenscheinlicher ist es, daß nur der Mann, welcher durch das Gewicht der Forschung und seiner in alle Verzweigungen eingedrungenen Kenntniß dem seichten Läugner und Behaupter das Losungswort abfragen kann, das Feld gewinnt, wobei freilich dem Gebete und dem blitzähnlich wirkenden Strahle bewunderungswürdiger Frömmigkeit kein Abbruch geschehen soll.

Aber die wahre Wissenschaft ist eben eine untheilbare, und

alle Fäden ihres kunstvollen Gewebes laufen in einen Mittelpunkt zusammen. Diese Mitte des Wissens und Kennens ist ohne Frage die Religionslehre. Alle bildenden Elemente, die Geist, Gemüth und Willen des jungen Menschen stärken, veredeln und zur Gottähnlichkeit erheben sollen, finden sich in ihr zusammen. Sie erhebt die Phantasie unter die Chöre der seligen Geister, wie sie stehen um den Thron des Weltenschöpfers, und versetzt den reumüthigen Büßer unter das Kreuz des um der Sünde willen hingefolterten Heilandes, oder vor den Richterstuhl des von den heiligen Engeln umgebenen, für ewig entscheidende Worte der Begnadigung oder Verdammung aussprechenden Weltenrichters; sie überliefert dem Gedächtnisse die kernigen, leichtbehaltlichen Sprüche der Bibel; sie übergibt dem Verstande und der Vernunft rationelle und geschichtliche Beweise zur Bewährung; sie erwärmt das Herz durch die freudige Versicherung, vom dreieinigen Gotte geliebt zu seyn, und das ganze Menschengeschlecht als die Familie des einen himmlischen Vaters umfassen zu können; sie fordert den Willen auf, das, was geistig erkannt, gefühlt und gebilligt ist, in That und Leben umzusetzen, und hebt seine Kraft durch die feste Versicherung höheren Beistandes; sie gibt dem Gemüthe Ruhe in dem wonnevollen Bewußtseyn, daß es mit Millionen und Millionen vom Anfange des Christenthums bis jetzt desselben Glaubens, derselben Hoffnung, derselben Liebe, derselben vom heiligen Geiste beschützten Ueberzeugung und Richtung ist; sie flößet der menschlichen Seele, wie sie dieselbe im Glauben zur demüthigen Anerkennung ihrer Beschränktheit bildet, so auch durch denselben Glauben den Durst nach immer höherer Wahrheit und wandelloser Heiligkeit ein, und erquickt sie durch die Hinweisung auf ein besseres Leben. Wie sehr soll sie also vor Allem gepflegt werden, und wie sehr ist die auf sie verwendete Zeit eine für formale Bildung wohl benutzte! *)

---

*) Sowohl von protestantischer als von katholischer Seite hat man gewünscht, daß dem Religionsunterrichte mehr Zeit gewidmet würde. Betrachtet man die große Masse des Stoffes, wenn der Lehrbegriff aus der heiligen Schrift und wenigstens den ältesten Kirchenschriftstellern nebst den allgemeinen Concilien soll entwickelt, und das christliche Leben mit Beziehung auf die großen Vorbilder der christlichen

In nächster Einigkeit schließt sich hieran die Geschichte, das Ringen und Erringen in Wahrheit und Tugend nebst dessen Ge-

---

Vorzeit geschildert werden soll; nimmt man hinzu, daß auch der praktischen Einführung in den Empfang der heiligen Sacramente und die fruchtbare Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste auf allen Klassen alljährlich einige Stunden sollten gewidmet werden; denkt man an die verschiedenen Stufen, auf denen die Religionslehre eben wegen der ihr eigenen Tiefe und Unerschöpflichkeit muß behandelt werden; beherzigt man endlich die Menge von Angriffen, denen die christliche Wahrheit in Wort und Schrift, besonders zu unserer Zeit, ausgesetzt ist, und die daher entspringende, ganz besondere Nothwendigkeit einer gründlichen und tief religiösen Bildung: so muß man wohl zwei wöchentliche Stunden zu wenig finden, zumal für solche Schüler, welche nicht alle Klassen der Anstalt durchstudiren, sondern etwa mit vierzehn bis sechszehn Jahren zu Künsten und Gewerben übergehen. Und was wäre gewagt, wenn man eine wöchentliche Stunde hinzusetzte? Nichts, durchaus nichts! Fähigkeit zur formalen Bildung hat die Religionslehre trotz irgend einem Gegenstande. Und würde es nicht der Geschichte zu gute kommen, wenn man die Schüler mit der Bibel vertrauter zu machen, und in die Hauptereignisse der christlichen Kirche gehörig einzuführen Zeit hätte? Verdienen Charaktere, wie die eines Ignatius, Justinus, Origenes, Augustinus &c. &c. geringere Hochachtung, als die berühmter Feldherrn und Staatsmänner? Würde nicht die ästhetische Bildung ihren Gewinn davon ziehen, wenn man ihnen mit ascetischer Rücksichtnahme die deutschen und lateinischen Kirchenlieder erklären könnte? Und tritt nicht das rationelle Element bei unserm Unterrichte gegen das gemüthliche vielleicht ohnehin gar zu stark hervor? Wird der durch so viele Gegenstände des Wissens gleichsam umhergetriebene, und deßhalb vielleicht keinen mit der vollsten Liebe seiner Seele umfassende Jüngling nicht von selbst unstät und unfest werden, wenn nicht sein begeistertes und erwärmtes Gemüth einen Halt- und Stützpunkt vor Allem liebgewinnt? Wenn es unserer Zeit gegenüber schwer wird, einen Gegenstand unseres Lehrfächerwerks zu beseitigen, so vernachlässige man es doch ja nicht, dem Verschiedenartigen den rechten Einheitspunkt stets einzureihen und das Manchfache in den alles umfassenden Kreis als Eingehöriges beständig einzufügen.

gensätzen erzählend und schildernd. Fern sei es, daß die Geschichte eine bloße, wohl einrangirte, auf Ursache und Folge pragmatisch Rücksicht nehmende Aufzählung von Zwisten und Verträgen, von Staatseinrichtungen und Veränderungen, vom Aufschwunge und Verfalle der Gelehrsamkeit und der Künste, vom öffentlichen und Familienleben sei; schon beim heidnischen Geschichtschreiber waltete über der Geschichte „der Gott“ oder „das Göttliche“, und der christliche Geschichtschreiber zeigt überall, wie die ewige Vorsehung die Menschheit leitete, um sie durch manchfache Prüfungen und Belehrungen für's Christenthum reif, im Christenthum aber der höhern Vollendung fähig zu machen! Er zeigt die ewige Nemesis als den allwaltenden Ernst der Liebe Gottes, und wenn er die Weisheit des Sokrates, die Strenge der Stoiker, die Keuschheit der Lukretia, die kindliche Liebe der Chinesen, die büßende Askese der Inder schildert, so findet er darin eben so sehr den Beweis, daß sich Gott auch den Heiden nicht unbezeugt gelassen, und den zwar verdeckten, aber nicht erloschenen göttlichen Funken in ihnen genährt und angefacht habe, als er es offen aufdeckt, wie sehr solche heidnische Weisen mit ihren Bestrebungen unter den christlichen Tugendhelden stehen.

In ähnlicher Weise wird bei der Lesung der klassischen Schriftsteller zu verfahren seyn. Abgesehen von der Wahrheit, daß die Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes in seinem Organismus dargestellt, und der geschichtliche Zusammenhang des Heiden-, Juden- und Christenthums sammt den Haupteinzelnheiten dem Gebildeten zum Bewußtseyn kommen muß; abgesehen von dem Einfluße der griechischen und römischen Studien auf Geschmackbildung und die Belebung des Sinnes für's Einfache, Schöne, Kräftige und Erhabene *); wie viele Goldkörner weiser Lebensansichten,

---

*) Nur der Unverstand kann die klassischen Schriften der Alten von den Schulen gänzlich verbannen wollen, was schon deßhalb schlimm wäre, weil uns dadurch der historische Sinn und Takt, der uns jetzt vor Allem noth thut, noch mehr entzogen würde. Wir haben bereits im „Katholiken“ Nr. 41 und 42 Jahrg. 1845 gezeigt, welches Gewicht die größten Kirchenlehrer auf diese Studien legten, wie sie gerade diejenigen bewunderten, welche zugleich in ihnen hervorleuchteten, und wie dieselben fast zu keiner Zeit ganz vernach-

erhebender Naturbetrachtung und tiefer Wahrheit enthalten sie! Und doch dürfte kaum eine Sitten- und Weisheitsregel des klassischen Alterthums gefunden werden, die nach christlichen Grund-

---

lässigt wurden. Wir erlauben uns hier nur einige kleine Nachträge. Hieronymus zeigt auch noch in seinem **apologeticon ad Domn.**, wo er sich über seinen Bildungsgang ausspricht, welche Achtung er vor der Bekanntschaft mit griechischen und römischen Schriftstellern hat. *Anitia Faltonia Proba* war in einem solchen Grade mit den Dichtungen Virgils vertraut, daß sie um 400 n. Chr. ein Gedicht **deprecatio ad Deum**, welches die heil. Geschichte des alten und neuen Testaments zum Gegenstande hat, aus lauter einzelnen ganzen und halben Versen dieses Dichters zusammensetzte. **Pontius Meropius** *Paulinus* († 431 als Bischof zu Nola) beweiset in seinen Dichtungen seine Bekanntschaft mit den überlieferten klassischen Mustern der heidnischen Zeit. Aehnlich **Coelius** *Sedulius*, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts lebte. **Venantius Honorius Clementianus** *Fortunatus*, der als Bischof von Poitiers um 600 n. Chr., *Eugenius* der Jüngere, der als Bischof von Toledo im Jahre 617, und Theodulphus, der als Bischof von Orleans 821 starb; in gewissem Maße auch *Drepanius Florus* († um 650) und *Paulus Diaconus* († 799). Vergl. latein. Anthologie aus den christl. Dichtern des Mittelalters von J. Kehrein 1840. Und wer kennt nicht in dieser Hinsicht die Jesuiten Balde und Sarbiewski, und in grammatischer und stilistischer Rücksicht Turfellin, Viger, Perpinian, Pontanus, Vermulaus u. m. A. *Joh. Scotus Erigena* citirt in seinen Werken *Virgil*, *Boethius*, *Cicero*, *Plinius*, *Aristoteles* und *Plato*, und in seinen Gedichten kommen fast ganze griechische Verse vor. Vom heil. Fulgentius, den wir a. a. O. auf Grund seiner Lebensbeschreibung (**Gall. bibl. vol. XI. p. 384**) unter die Kenner der griechischen und lateinischen Literatur rechneten, tragen wir noch nach, daß man ihn für denselben mit dem Grammatiker *Fabius Planciades Fulgentius* hält (Jahns N. Jahrb. 1845, H. 1, S. 72). Die Behauptung des **Dr.** Lersch (**Fab. Planc. Fulg. de abstrusis sermonibus Bonn.** 1844), daß dieser vorgebliche Grammatiker ein schnöder Betrüger und also sein Werk ein unterschobenes sei, weiset K. L. Roth aus Basel in den Heidelberger Jahrbb. 1845, 4tes Doppelheft, S. 603 ff. zurück. Ueber die Schule des Paderborner Bischofs Meinwerk (1009 — 36) sagt die **vita**

sätzen betrachtet die Prüfung aushielte, schon deßhalb, weil den Heiden bei ihrer Unbekanntschaft mit tiefer Demuth wohl überall der rechte Beweggrund fehlt, welcher bekanntlich die glänzendste

---

Meinwerci b. II.: „Studiorum multiplicia sub eo floruere exercitia, quando ibi musici fuerunt et dialectici enituerunt, rhetorici clarique grammatici, quando magistri artium ibi exercebant trivium, quibus omne studium erat circa quadrivium. Ubi mathematici claruerunt et astronomici, habebantur physici atque geometrici. Viguit *Horatius* magnus atque *Virgilius*, *Crispus* et urbanus *Statius*, ludusque fuit omnibus, insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus." Schließlich noch eine Stelle aus Hurters Leben Innocenz III., B. 3, S. 582: „Man mag sich über die Zahl der Bücher verwundern, wenn man liest, daß am Ende des eilften Jahrhunderts in der Abtei Croyland 3000 Bücher verbrannten. Die Bibliothek der Abtei Glastonburg enthielt im Jahre 1284 400 Bände, worunter mehrere römische Geschichtschreiber und Dichter. Aehnliches, wiewohl in geringerer Anzahl, weist das Bücherverzeichniß des Klosters Prifling auf, auch einen Homer; doch läßt sich nicht ersehen, ob in der Ursprache oder in einer lateinischen Uebersetzung. Um die gleiche Zeit erfreute sich Benedictbeuren eines Lucans, Horazens, Virgils, Sallusts; im Ganzen besaß es 247 Bücher. Unter Abt Wolfram war das Kloster St. Michael bei Bamberg mit einer herrlichen Büchersammlung ausgestattet, welche die meisten römischen Dichter und viele andere Schriftsteller sowohl des Alterthums, als der christlichen Zeit umfaßte."

Von protestantischer Seite kämpft man ebenfalls gegen die Zumuthung, im Interesse der Religion, die klassischen Studien zurückzuweisen. In der Schrift: „Die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet", von C. A. Lilie, Collaborator an der Gelehrtenschule in Kiel 1843, bezeichnet es der Verfasser Seite 105 als unprotestantisch, wenn sich im Interesse des Religiösen eine Verachtung des klassischen Alterthums als des verführenden Heidenthums geltend machen wolle. Dr. Mezger, Rector der protestantischen Studienanstalt zu Augsburg, zeigt in einer, am 30. August 1843 gehaltenen Rede: „Ueber die Benutzung der alten Klassiker für die religiös-sittliche Bildung" (Rieger'sche Buchhandlung), daß die alten Schriftsteller auch vom religiös-sittli-

handlung erst in den Rang einer christlichen Tugend erhebt *). Ferne sei es daher vom christlichen Lehrer, die Jugend an eine verkehrte Anschauungsweise zu gewöhnen, von Selbstsucht und Hochmuth bewegte Triebfedern zum Handeln durch Lektüre in sie hineinzulegen, oder sie gar zu dem Wahne zu führen, es sei im Heidenthum schon gut genug gewesen, und der menschliche Geist würde, sich selbst entwickelnd und entfaltend, auch ohne höhere Offenbarung und Versöhnung den menschlichen Bedürfnissen schon genügt haben. Könnte auf solche Weise die Bekanntschaft mit den klassischen Schriften der Alten verderbliche Grundsätze dem jugendlichen Gemüthe einprägen, so wären auch die mathematischen Wissenschaften, welche eben die übermächtige Phantasie zügeln und leiten, der Anschauung Festigkeit, dem Verstande Schärfe und Folgerichtigkeit, der gesammten geistigen Thätigkeit Beharrlichkeit verleihen, und so auf die Bildung eines sich selbst klaren, festen Cha-

---

chen Standpunkte einen Werth haben, indem er außer historischen Gründen die Wahrheit geltend macht, daß auch in ihnen eine Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge sich offenbare, und daß auch ihre Moral manches Treffliche enthalte. In einem dritten Schriftchen: „Ueber den Einfluß der klassischen Studien auf sittlich-religiöse Bildung" — Kassel, Hotop — leitet der Verfasser die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum von der ungenügenden Weise, worin Religionsunterricht ertheilt werde, von der Vernachlässigung der Religion im Familienleben, und von der Organisation und rationellen Weise des Gymnasial-Unterrichts ab.

*) Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß einem Volke die Dinge abgehen müßten, für welche es in seiner Sprache keinen Namen habe, und daß demnach die Griechen und Römer die Demuth nicht gekannt haben könnten, weil ihnen die sprachliche Bezeichnung dieser Tugend fehle. So richtig diese Bemerkung im Ganzen ist, so kommen doch Anklänge an Demuth auch bei den Heiden vor. C. Nepos schreibt vom Timoleon c. 4: „Nihil unquam neque insolens neque gloriosum ex ore ejus exiit; qui quidem quum suas laudes audirat praedicari, nunquam aliud dixit, quam se in ea re maximas diis gratias agere atque habere, quod quum Siciliam recreare constituissent, tum se potissimum ducem esse voluissent. Nihil enim rerum humanarum sine deorum numine geri putabat.

rakters besonders einwirken sollen, im Stande, den Geist zu verwirren, wenn sich durch sie die Ansicht ausprägte, nur in ihnen sei Sicherheit der Ueberzeugung zu finden. Falsch, denn obgleich die Art der Ueberzeugung eine andere ist, so bleibt es mir doch nicht minder sicher, daß Berlin die Hauptstadt Preußens ist, und daß Karl der Große bekannte Heldenthaten vollführte, als daß alle Winkel in einem Dreiecke gleich sind zweien Rechten.

Die Naturwissenschaften: Physik, Naturbeschreibung und Kunde der Himmelskörper können kaum die Beziehung auf Gott, den Herrn der Natur und seine Offenbarung in der Schöpfung außer Acht lassen, und sie sollen es auch nicht; ja sie werden gerade ihre Bewährung darin finden, daß sie mit dem durch die heil. Urkunden der Offenbarung Ueberlieferten übereinstimmen *). Aehnlich verhält es sich mit der Geographie: indem sie den Menschen als abhängig von klimatischen Einflüssen und den durch besondere Lage des Wohnorts bedingten Verbindungen und Verhältnissen darstellt, wird sie sich hüten, den fatalistischen Wahn zu erzeugen, als hänge vom Aeußern das Wirken des Menschen ab, als sei er schlechthin das, wozu äußere Verhältnisse und Erscheinungen ihn machten, als könne und solle er nicht unter allen Umständen seine durch die Gnade erhobene Freiheit bewähren.

(Schluß folgt).

---

*) Es ist bekannt, wie, abgesehen von den Naturwissenschaften, gerade die Sprachwissenschaften in den neuesten Zeiten die Wahrheit, daß alle Menschen gemeinsamen Ursprunges sind, bewährt haben. In dieser Hinsicht machen wir wiederholt (s. unsere Abhandlung über Justins Apol. 1, 6. mit Berücksichtigung der Trinitäts- und Engellehre Justins im Repertorium für katholisches Leben, Wissen und Wirken von F. A. v. Besnard 1843, Nr. 46, S. 362) auf Wüllners Schrift „über die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen“, Münster 1838, aufmerksam eine Schrift, die, wie wir uns dieses Jahr auf der Conferenz der Orientalisten zu Darmstadt überzeugten, noch zu wenig bekannt ist.

X.

Zeitläufte.

Tod Gregors XVI. — Der Radikalismus in Italien und Oesterreich. — Die Wahl Pius IX. — Hochherzigkeit der Cardinäle. — Charakter Gregors XVI. — Die Generalsynode in Berlin. — Verschwimmende Halbheit im Kampfe mit folgerichtiger Entschiedenheit. — Die acht Commissionen für den Berathungsstoff. — Betrachtungen über ihre Aufgaben. — Die Eröffnungsrede des Ministers Eichhorn. — Hoffnungen des Ministers. — Protestationen gegen die Synode. — Innere Widersprüche. — Zusammensetzung der Synode. — Kirchenregiment und Schirmherrschaft. — Rede des Königs.

Den 8. Juli 1846.

Wäre die Vorsehung nicht wieder sichtlich dem Mittelpunkte der Kirche zur Seite gestanden, so hätte Gregors XVI. Hintritt eine große und verderbliche Crisis für Italien, und mittelbar für ganz Europa herbeiführen können. Der unvorhergesehen schnelle Tod des vorigen, und die fast beispiellos rasche Wahl des jetzigen Papstes haben jedoch die Gefahr glücklich vorübergelenkt. Die Feinde jeder socialen, menschlichen Ordnung in Kirche und Staat, welche sonst in Italien durch Energie und Entschlossenheit ersetzen, was ihnen an Zahl abgeht, waren, obwohl fortwährend mit Anknüpfung und Vorbereitung von Verschwörungen beschäftigt, dennoch, als Papst

Gregor nach so kurzer Krankheit aus dem Leben abgerufen ward, auf diesem Wendepunkt nicht zum Handeln gerüstet. Dazu kam, daß einige im Hafen von Ancona erscheinende österreichische Kriegsfahrzeuge den Entschluß dieser Macht bekundeten, jeden Versuch des Radikalismus zur Störung der Ordnung im Kirchenstaate sofort mit der Schärfe des Schwertes niederzuschlagen. Hat in solcher Weise Oesterreich bei dieser Gelegenheit thatsächlich wiederum eine der Functionen versehen, welche früher dem Oberhaupte des Reiches als Schirmherrn der römischen Kirche oblagen, so haben auch die Cardinäle gleichzeitig das Ihrige gethan. Manche Feinde des christlichen Glaubens gefallen sich darin, das Papstthum als eine altersschwache, lebenssatte, ihrer Auflösung zuwankende Institution zu schildern. Aber was geschieht? In einer Zeit der Ueberklugheit, wo nie endende, bis auf ihren Gipfel gesteigerte, zweifelsüchtige Bedenklichkeiten so Vielen für ächte politische Weisheit gelten, und drei Menschen sich, auch in geringfügigen Dingen, wohl nur in den seltensten Fällen eines raschen, einhelligen Schlusses vergleichen können, traten fünfzig Cardinäle im Conclave zusammen, von denen Jeder mit der rechtlichen Möglichkeit den Anspruch hegen durfte, dießmal oder später die höchste geistliche Würde der Christenheit zu bekleiden. Und nach achtundvierzig Stunden geht aus dieser Berathung ein staunenswerthes Ergebniß hervor. Sie haben nahezu den Jüngsten und Rüstigsten aus ihrer Mitte erwählt, denselben, den die jubelnde Zustimmung des Volkes als den Würdigsten und Tüchtigsten bezeichnet. Auch Jene, die an die Einwirkung des heiligen Geistes auf die Regierung der Kirche nicht glauben, werden bei billiger Erwägung schwerlich in Abrede stellen können, daß diese Thatsache ein nicht alltägliches Bewußtseyn ihrer Stellung, ihrer Aufgabe und ihres gemeinsamen Zweckes in den handelnden Personen voraussetzt. Die Idee der Institution, die sie vertreten, muß in den Würdenträgern der Kirche, die solches Entschlusses fähig sind, in voller Jugendkraft und Frische lebendig seyn. Wir kennen unter allen socialen

Verbindungen, von denen die Geschichte jemals Meldung gethan, keine einzige, die nach achtzehnhundertjährigem Bestande Aehnliches von sich rühmen könnte. Wer sich den Sinn für großartige, geschichtliche Erscheinungen noch offen gehalten, wer sich den Glauben an das Walten Gottes in den Angelegenheiten der Menschen bewahrt hat, wird einsehen, daß diese wunderbaren Schicksale der Kirche nicht Menschenwerk sind. In diesem Glauben, der in der Kirche leben wird bis an das Ende der Tage, und der, oft geprüft, immer wieder neu und lebendig in den jedesmaligen Trägern emporblüht, liegt das Geheimniß ihrer Dauer und ihrer fortwährenden Erneuerung und Jugend.

Auch Gregor XVI. war ein Kirchenfürst, der den würdigsten Päpsten kühn an die Seite gestellt werden kann. Lag seine Stärke in dem, was eine weltliche Betrachtung der Dinge Genie, oder sogenanntes geistreiches Wesen, oder sonstige glänzende Herrschergaben nennt? Wer je mit ihm zu verkehren gehabt, wird gerührt und erstaunt gewesen seyn über die kindliche Einfachheit und Demuth des greisen Priesterfürsten, der gleichsam zwei Naturen in sich vereinigte, den frommen, schlichten Camaldulensermönch und den Statthalter Christi auf Erden, von denen der eine von Ehrfurcht und heiliger Scheu vor der Würde des andern durchdrungen war. Nicht selten geschah es, wie Ohrenzeugen versichern, daß er im Gespräche des Papstes wie einer dritten Person erwähnte, seine menschliche und persönliche Existenz trennend von dem heiligen Amte, das auf ihm ruhte. Nur wer ihn je vor dem Sacramente beten gesehen, kann diese Stimmung und Gesinnung vollständig begreifen und würdigen. Er sah sich, den Menschen, als unwürdig und unfähig an, die Würde und Bürde des Hohenpriesterthums zu tragen. — Aber auf den Herrn der Heerschaaren, der ihn auf diesen Platz gestellt, setzte er mit der Selbstverläugnung und dem Kindessinn eines Heiligen sein Vertrauen. Dort lag seine Stärke, von dort her holte er seinen Muth und seinen Rath. So wenig eine Mutter ihres Kindes vergißt,

so wenig hat der Herr solchem Glauben noch jemals seine Gnade versagt. Darum stand Gott seinem treuen Diener Gregor, in den mannigfaltigsten Gefahren und Verwickelungen seines schwierigen Pontificats, sichtbar mit seinem Schutze und seiner Erleuchtung zur Seite. Bei mehr als einer Gelegenheit hat gerade er, wie durch höhere Inspiration, Entscheidungen angegeben, auf welche, was der spätere Erfolg bewies, kein bloß natürlicher Verstand aller Weisen und Gelehrten der Christenheit gekommen wäre. Hoffen und beten wir, daß dieselbe Gnade auch seinem Nachfolger zu Theil werde. An Demuth und an dem lebendigen Gefühl, daß jede bloß menschliche Macht zur Regierung der Kirche in unsern Tagen unzulänglich sei, fehlt es auch ihm nicht. Denn während der vornehme wie der geringe Pöbel in ganz Europa wähnt, daß die dreifache Krone ein Gegenstand ehrsüchtigen Verlangens und heißer Sehnsucht sei, hat Pius IX., überwältigt von dem Gefühl der schweren Verantwortung am Tage des Gerichts, als er sah, daß die Wahl unwiderruflich auf ihn gefallen, in Thränen ausbrechend die Cardinäle beschworen: diesen Kelch an ihm, dem unwürdigsten der Knechte Christi, vorübergehen zu lassen. Gott schütze ihn und erhalte ihn der Kirche auf viele Jahre!

Zu derselben Zeit, als dieses sich in Rom begeben, ist man in Berlin damit beschäftigt, einen „christlichen Protestantismus“ von den Todten zu erwecken, und aus den positiven, sich mannigfach widersprechenden Reminiscenzen einer längst verklungenen Periode ein neues evangelisches Kirchenthum zu construiren. Im Beginn des Jahres hatte sich zuerst eine „evangelische“ Conferenz von Abgeordneten der meisten protestantischen Regierungen Deutschlands versammelt. Die Bemühungen derselben sind jedoch in den Vorbereitungen zu den Anstalten stecken geblieben, welche getroffen werden sollten, um dereinst die gewünschten Resultate anzubahnen. Es hat sich also dermalen in derselben Hauptstadt, auf königlichen Befehl, eine „Generalsynode“ zusammengefunden, welche das Werk mit

größerem Ernst angreifen, und unabhängig von dem Mißtrauen, und den Bedenklichkeiten anderer souveräner Regierungen, die sich bei der frühern Conferenz geltend machten, nunmehr tiefer auf die Sache einlassen soll. Die Berathungen sind im vollen Gange, und wir werden in wenigen Wochen oder Monaten bereits über deren Verlauf und Ergebniß zu berichten haben.

Einstweilen liegt uns die Frage am nächsten: ob diese Synode im Interesse des wahren Glaubens ein erfreuliches Ereigniß sei? Wir nehmen keinen Augenblick Anstand, dieß mit voller Ueberzeugung zu bejahen, und werden in dieser Ansicht durch die täglichen Berichte über die Berliner Synodal-Verhandlungen immer mehr bestärkt. Für den größten Feind der Sache des Christenthums in Deutschland halten wir nicht den erklärten atheistischen Unglauben, der mit sich selbst im Reinen offen und ungeschminkt vor die Welt hintritt. Wir fürchten im Interesse der christlichen Wahrheit, Feuerbach und Marx und Wilh. Jordan und Stirner und die ganze Schule der aufrichtigen und consequenten Hegelingen nicht. Denn erstens hat es gute Wege damit, daß diese Lehre, in dieser Form, durch diese Organe in die Masse der Nation eindringe; zweitens hat schon jetzt, gerade das freie Aussprechen der Folgerungen aus Sätzen, welche das liberale Philisterthum ohne die leiseste Gemüthsbewegung und Ahnung einer Gefahr wie ein Evangelium glaubte, nicht berechenbaren Nutzen gestiftet, und Manchem zwar zum Falle, aber Vielen zur Auferstehung, wenigstens vorläufig zur Orientirung, gedient. Drittens geben wir selbst manche dieser Ungläubigen, gerade weil sie sich naiv und ehrlich aussprechen, nicht auf, glauben, daß sie selbst nicht recht an ihren Atheismus glauben, und leben der Hoffnung, daß sie unter günstigen Umständen mit Gottes Hülfe selbst noch kräftige Rüstzeuge für Gottes Sache werden können. Was wir aber fürchten, ist die aus Beschränktheit und Unehrlichkeit zusammengeknetete, feige Halbheit, die wir überhaupt für den gefährlichsten Feind der Deutschen des neun-

dieser, auf stichhaltige Weise herzuleiten. Dieß dürfte, wie jeder Billigdenkende zugeben muß, seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben. Die Existenz einer „evangelischen Kirche" als petitio principii vorauszuschicken, thut es nicht länger. Es muß Auskunft ertheilt werden: wer? und wo sie ist? und aus welcher Macht sie redet? Hier werden dann endlich auch die Zweifel über die Zulässigkeit, die Bedeutung und den rechtlichen Grund einer Verpflichtung der Prediger auf die Symbole, genügende Schlichtung und Auflösung finden. Welche Herkulesarbeit! Aber dazu ist ja die Synode berufen, und sie wird in der Kraft des Geistes, der sie versammelt hat, diese Berge ebnen müssen. Die dritte, vierte und fünfte Commission beschäftigen sich mit Detailfragen, die mit leichter Mühe beantwortet werden können, sobald nur erst die, leider etwas in's Wanken gerathenen Fundamente feststehen. Dann findet sich auch die Vorbildung für den geistlichen Beruf, Beförderung der pfarramtlichen Wirksamkeit, Feier des öffentlichen Gottesdienstes und Privaterbauung. Die sechste Commission ist zur Erörterung des Verhältnisses der Kirche zur Schule bestimmt. Sie wird uns also den so lange vergeblich gewünschten, authentischen Aufschluß über das Verhältniß der protestantischen Wissenschaft unserer Zeit zur Autorität der neu zu errichtenden, oder wieder herzustellenden, lehrenden Kirche des Protestantismus nicht vorenthalten können. Die siebente Commission beschäftigt sich mit der Vorberathung über die in den Protokollen berührten Verhältnisse zu andern Kirchen- und Religions-Gesellschaften. Natürlich! denn jede Gesellschaft, die sich als christliche Confession geltend machen will, hat, bei Strafe ihrer eigenen Nichtigkeit, den Beweis zu liefern: daß sie, und keine andere, die wahre sei. Endlich wird der achten Commission die Begutachtung jener Beziehungen obliegen, in welchen die Kirche zu gewissen Gegenständen der bürgerlichen Gesetzgebung steht, insbesondere zum Eherechte und zur Eidesleistung, deren kirchlich-religiöse Grundlagen in Preußen bekanntlich einer starken Reparatur bedürfen. Man sieht, was die

ehrwürdige Synode zu entscheiden, festzustellen, zu begründen, und der Mit- und Nachwelt gegenüber zu vertheidigen haben wird, umfaßt das, was auf dem Gebiete des heutigen Protestantismus streitig ist, und dieß dürfte so ziemlich Alles seyn, wovon sonst gewöhnlich in einer Kirche und Religion die Rede zu seyn pflegt.

In der That soll nun hier keineswegs behauptet werden, daß die Synode von der voraus bedachten Absicht und Willensrichtung ausgegangen, oder gegenwärtig beseelt sei, auf alle diese Fragen eine, die protestantische Christenheit in ihrem Gewissen beruhigende Antwort zu geben. Im Gegentheil: wir glauben Niemanden Unrecht zu thun, wenn wir annehmen, daß bei vielen der zu Berlin zur Synode Versammelten die Hoffnung und Neigung obwalten könnte, durch geschickte Behandlung der Sache diesen unangenehmen Erörterungen zu entgehen, und in allgemeinen Ausdrücken jede derartige, offene und ungeschmückte Einlassung auf die Lebensfragen des Protestantismus abzulehnen. Aber die allmächtige Natur der Dinge ist gewaltiger, als dieser oder jener Einzelwille. Alle oben angedeuteten Fragen stellt nicht die Stimme vorlauter Individuen. Es stellte sie, sobald einmal eine Synode berufen war, die Zeit und der Entwicklungsgang der protestantischen Verhältnisse; es stellte sie die Nothwendigkeit, die in den Dingen liegt. Von diesem Boden aus werden sie der Generalsynode in die Hand wachsen. Sie hat freilich die Freiheit, diese unangenehmen Erörterungen völlig abzuschneiden, sie oberflächlich zu berühren, oder (was das Unwahrscheinlichste wäre!) den Versuch einer erschöpfenden Lösung jener Probleme zu machen. Was sie aber auch thun möge, sie wird ihre eigene Insufficienz, und die Unmöglichkeit, auf diesem Wege Heil und Rath und Trost in der verzweifelten Lage des heutigen Protestantismus zu finden, auch den blödesten Augen klar machen. Irgend einmal mußte dieser Versuch: ein protestantisches Concilium zu berufen, um durch dieses eine Grundlage zu gewinnen, auf die sich dann die Sache der Reformation retten ließe, noch gemacht werden.

dieser, auf stichhaltige Weise herzuleiten. Dieß dürfte, wie jeder Billigdenkende zugeben muß, seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben. Die Existenz einer „evangelischen Kirche" als petitio principii vorauszuschicken, thut es nicht länger. Es muß Auskunft ertheilt werden: wer? und wo sie ist? und aus welcher Macht sie redet? Hier werden dann endlich auch die Zweifel über die Zulässigkeit, die Bedeutung und den rechtlichen Grund einer Verpflichtung der Prediger auf die Symbole, genügende Schlichtung und Auflösung finden. Welche Herkulesarbeit! Aber dazu ist ja die Synode berufen, und sie wird in der Kraft des Geistes, der sie versammelt hat, diese Berge ebnen müssen. Die dritte, vierte und fünfte Commission beschäftigen sich mit Detailfragen, die mit leichter Mühe beantwortet werden können, sobald nur erst die, leider etwas in's Wanken gerathenen Fundamente feststehen. Dann findet sich auch die Vorbildung für den geistlichen Beruf, Beförderung der pfarramtlichen Wirksamkeit, Feier des öffentlichen Gottesdienstes und Privaterbauung. Die sechste Commission ist zur Erörterung des Verhältnisses der Kirche zur Schule bestimmt. Sie wird uns also den so lange vergeblich gewünschten, authentischen Aufschluß über das Verhältniß der protestantischen Wissenschaft unserer Zeit zur Autorität der neu zu errichtenden, oder wieder herzustellenden, lehrenden Kirche des Protestantismus nicht vorenthalten können. Die siebente Commission beschäftigt sich mit der Vorberathung über die in den Protokollen berührten Verhältnisse zu andern Kirchen- und Religions-Gesellschaften. Natürlich! denn jede Gesellschaft, die sich als christliche Confession geltend machen will, hat, bei Strafe ihrer eigenen Nichtigkeit, den Beweis zu liefern: daß sie, und keine andere, die wahre sei. Endlich wird der achten Commission die Begutachtung jener Beziehungen obliegen, in welchen die Kirche zu gewissen Gegenständen der bürgerlichen Gesetzgebung steht, insbesondere zum Eherechte und zur Eidesleistung, deren kirchlich-religiöse Grundlagen in Preußen bekanntlich einer starken Reparatur bedürfen. Man sieht, was die

ehrwürdige Synode zu entscheiden, festzustellen, zu begründen, und der Mit- und Nachwelt gegenüber zu vertheidigen haben wird, umfaßt das, was auf dem Gebiete des heutigen Protestantismus streitig ist, und dieß dürfte so ziemlich Alles seyn, wovon sonst gewöhnlich in einer Kirche und Religion die Rede zu seyn pflegt.

In der That soll nun hier keineswegs behauptet werden, daß die Synode von der voraus bedachten Absicht und Willensrichtung ausgegangen, oder gegenwärtig beseelt sei, auf alle diese Fragen eine, die protestantische Christenheit in ihrem Gewissen beruhigende Antwort zu geben. Im Gegentheil: wir glauben Niemanden Unrecht zu thun, wenn wir annehmen, daß bei vielen der zu Berlin zur Synode Versammelten die Hoffnung und Neigung obwalten könnte, durch geschickte Behandlung der Sache diesen unangenehmen Erörterungen zu entgehen, und in allgemeinen Ausdrücken jede derartige, offene und ungeschmückte Einlassung auf die Lebensfragen des Protestantismus abzulehnen. Aber die allmächtige Natur der Dinge ist gewaltiger, als dieser oder jener Einzelwille. Alle oben angedeuteten Fragen stellt nicht die Stimme vorlauter Individuen. Es stellte sie, sobald einmal eine Synode berufen war, die Zeit und der Entwicklungsgang der protestantischen Verhältnisse; es stellte sie die Nothwendigkeit, die in den Dingen liegt. Von diesem Boden aus werden sie der Generalsynode in die Hand wachsen. Sie hat freilich die Freiheit, diese unangenehmen Erörterungen völlig abzuschneiden, sie oberflächlich zu berühren, oder (was das Unwahrscheinlichste wäre!) den Versuch einer erschöpfenden Lösung jener Probleme zu machen. Was sie aber auch thun möge, sie wird ihre eigene Insufficienz, und die Unmöglichkeit, auf diesem Wege Heil und Rath und Trost in der verzweifelten Lage des heutigen Protestantismus zu finden, auch den blödesten Augen klar machen. Irgend einmal mußte dieser Versuch: ein protestantisches Concilium zu berufen, um durch dieses eine Grundlage zu gewinnen, auf die sich dann die Sache der Reformation retten ließe, noch gemacht werden.

Das ist die Mission und Bestimmung dieser Restaurationsversuche. Welchen Eindruck aber das unvermeidliche und nothwendige Resultat aller dieser Auskunftsmittel in einer kritischen Zeit, wie die unsrige auf alle denkenden und redlichen Protestanten machen wird, das ist schwerlich im Voraus erwogen worden. Wir wollen abwarten, welche Gegenrede die Schlüsse der Synode zu Berlin von Seiten der orthodoxen, wie der ungläubigen, protestantischen Opposition, welche sie in England und in der übrigen protestantischen Welt, welche Critik sie endlich von Seiten der Katholiken hervorrufen werden! Die Zeit, wo rohe, eiserne Territorialgewalt eines protestantischen „Kirchenreglements" *) auch das Absurdeste aufrecht halten konnte, was die Hoftheologie sagte und setzte, diese Zeit ist vorüber, und jedes Fehl- und Rückwärtsgreifen in der dießfallsigen Chronologie könnte den unabwendbaren Entwickelungsgang der kirchlich-politischen Angelegenheiten in Preußen nicht stillstellen, sondern nur beschleunigen.

Die Rede, mit welcher der Minister Eichhorn die Generalsynode einleitete, bietet reichlichen Stoff zu interessanten Betrachtungen. Sie kann, ihrem wesentlichen Inhalte nach, nur zur Bestätigung des eben Gesagten dienen. „Es ist nicht lange her, daß viele treue Bekenner unserer evangelischen Kirche mit banger Sorge auf deren Zustand hinblickten. Sie sahen mehr und mehr die Zeichen ihres sichtbaren Lebens schwinden, und wo sich in ihr noch eine Bewegung kund gab, trat sie hier in einem Streben nach Absonderung und Vereinzelung, dort in einem Drängen nach einer halt- und bedeu-

*) Ein Berliner Bürger fragte kürzlich, als bei Gelegenheit einer großen Parade die Truppen defilirten, seinen Nachbar: welches denn eigentlich das Kirchenregiment sei, wovon man jetzt immer so viel in den Zeitungen lese? Der Nachbar meinte: darunter sei wohl der Generalstab verstanden.

lungslosen Eigenschaft*) hervor. Es erschien die Bewegung mehr und mehr unter den Anzeichen einer Auflösung, als einer Wiedergeburt." Wie wahr und richtig! Die historisch-politischen Blätter treffen in dem Resultate ihrer Beobachtungen hiermit vollkommen zusammen! Aber, „der innerlich wurzelnde Glaube jener treuen Bekenner, daß der Herr der Kirche sie nicht verlassen werde, habe sich hauptsächlich an dem Vertrauen auf die Wissenschaft gestärkt." Jener rührende Glaube ist um so verdienstlicher, da der gesammte ehemalige „christliche" Protestantismus die Rechtfertigung seiner Existenz doch nur auf die entgegengesetzte Ansicht gründete, daß Christus die allgemeine Kirche, und ihr Oberhaupt in Rom länger als ein Jahrtausend, bis zur Sendung Luther's, thatsächlich verlassen habe. Und doch hatte jene eine Verheißung für sich, die unsers Wissens weder an das Lutherthum, noch an den Calvinismus, noch an die Kirche Socin's, noch an die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, noch an die, im Jahre 1817 geschehene Union aller dieser Elemente ergangen ist. Und was die Wissenschaft betrifft, so hat allerdings die Generalsynode über die Resultate, die mannigfachsten Schattirungen und Entwickelungen derselben zu verfügen. Nur Schade, daß die Frage: wo die Wahrheit sei? immer zur Zeit innerhalb eben jener außerkirchlichen Wissenschaft noch etwas bestrittener ist, als sie dort von je gewesen. Durch die Wissenschaft dürfte auch die Generalsynode den Streit nimmermehr schlichten, denn menschliche Wissenschaft steht auf Seiten jeder Partei. Und das, was allein den Streit der Wissenschaft schlichten kann, hat sie nicht. Aehnlich, wie Richard III., könnte sie rufen: eine Autorität! eine Autorität! ein Königreich für eine Autorität!

Trotz dessen knüpft der Herr Minister an diese Synode die schönsten Hoffnungen. Er stellt sie der eben erst von ihm selbst

---

*) Vielleicht Entwickelung?

so richtig erkannten und geschilderten trostlosen Lage des Protestantismus als neue Arche des Heils gegenüber. „Welch erhabenes Zeichen einer bessern Zukunft der Kirche geht, jenen frühern Besorgnissen gegenüber, uns jetzt auf, wenn wir unsere Versammlung betrachten, und in ihr Umschau halten. Aus allen Theilen unsers Vaterlandes, aus allen Ordnungen und Verbindungen, welche mit unserer Kirche im Zusammenhange stehen, aus allen Kreisen des kirchlichen Gemeindelebens haben sich Männer, Geistliche und Weltliche, vereinigt, um gegen einander auszusprechen, was ihnen in Beziehung auf die evangelische Kirche am Herzen liegt, um Gedanken und Ansichten, wie sie die Einen aus der Tiefe der Wissenschaft, die Andern aus den Erfahrungen des Lebens geschöpft haben, sich gegenseitig mitzutheilen, und ein gemeinsames, kräftiges, lebendiges Bewußtseyn davon zu gewinnen, was unsere Kirche anzustreben hat, und was ihr Heil bringt." — Man soll nie den Tag vor dem Abend loben. Herr Eichhorn hatte damals gewiß noch nicht die, von allen Seiten herzuströmenden Protestationen gelesen, in welchen die unendliche Mehrheit der preußischen Protestanten gerade gegen die Ansicht Verwahrung einlegt: daß diese Synode ein Ausdruck des allgemeinen protestantischen Zeitbewußtseyns sei. Wer weiß, ob den Herrn Minister nicht einst noch die bitterste Reue anwandeln dürfte, daß er eben durch diesen Kirchenrath alle Wunden des Protestantismus aufgerissen, alles Trostlose desselben vor den Augen der Welt bloß gelegt hat. An dem sich gegenseitig Aussprechen, an dem Herzenernöffnen, an allerhand Meinungen, Gedanken, Ansichten und vielen Worten über das, was geschehen könnte und sollte, wird es eben so wenig fehlen, als an Zweckessen und heitern Ausflügen nach Potsdam. Aber die Weltgeschichte wird sich an die Resultate halten. Eine bloß menschlich deliberirende Versammlung, wie diese Synode, kann nicht mit redlichem Gewissen sagen: „es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen." Sie kann nicht fremden Ueberzeugungen Gesetz und Regel geben; sie kann dem Zweifel keine Gewißheit, dem

nisse des Glaubens keine Beruhigung gewähren; sie in Sachen des Heils dem Willen Anderer keinen Gesam gebieten. Würde sie selbst daran glauben, daß sie ein Werkzeug der Offenbarungen des heiligen Geistes (Sacrosancta Synodus in Spiritu sancto legitime congregata) sei? Und wenn nicht, wie kann sie diesen Glauben von Andern fordern? Und wenn sie ihn nicht fordern will, wie kann sie, eine Versammlung von Menschen vielen Millionen anderer Menschen gegenübergestellt, auch nur an den Versuch gehen, Licht und Regel und Ordnung in das Wirrsal des heutigen Protestantismus zu bringen.

Herr Eichhorn, welcher, wie wir gesehen haben, so eben erst dem bloßen Factum dieser Versammlung die Kraft beigelegt hat, jene schweren Besorgnisse für den Bestand des Protestantismus zu beseitigen, schreitet unmittelbar darauf zu dem wichtigen Geständnisse: daß diese Versammlung nicht selbst schon Frucht oder Darstellung eines wahrhaft lebendigen, kirchlichen Leibes sei. „Ein solcher soll erst erwachsen." Die „evangelische Kirche", von der mit so vieler Zuversicht und Kühnheit gesprochen, deren Autorität den freikirchlichen Dissenters wie ein Medusenschild entgegen gehalten wurde, besteht also noch nicht. Sie soll heute, nach drei Jahrhunderten, gegründet werden. Die Synode, welche kein Leib ist, „vereinigt nur Glieder" (disjecta membra). Dennoch spricht der hohe Redner in demselben Athem von „einer bestehenden Ordnung der Kirche, die nicht willkührlich verlassen werden dürfe." Bestand aber eine von Gott gegründete Odnung der Kirche im Protestantismus, wie soll und kann sie jemals verlassen (gleichviel, ob willkührlich oder nach reifer Ueberlegung!) werden? Und war diese „Ordnung" bloßes Menschenwerk, ist dann nicht der Stab über die gesammte Erscheinung des Protestantismus gebrochen, insofern er doch immer eine Kirche darstellen wollte? „Aber Ihrer Zusammenberufung sind aller Orten Wünsche vorangegangen, welche das Verlangen aussprechen, daß es anders und besser mit der evangeli-

schen Kirche des Landes werden möge, und die zugleich als Weg dazu eine frei berathende Versammlung andeuteten." Ueber das Herausgehen aus dem bisherigen Zustande sind also, wie es scheint, Alle, oder doch die Meisten einig, nur das Wohin? bleibt die Frage. So sind also, da hier vom Beharren auf einer unantastbaren Ueberlieferung, von dem Festhalten an einem göttlichen Depositum nicht die Rede ist, noch seyn kann, der Sache nach alle, auch die extremsten Richtungen des Protestantismus zur Antwort gleich berechtigt, und zwar jene Meinungen sowohl, die auf der Synode vertreten sind, als jene, die sich außerhalb derselben stehend erachten. Herr Eichhorn rühmt zwar, daß der „hohe Schirmherr" der Kirche, Vertreter derselben „aus allen Theilen seines Reiches zusammenrief, und ihren Berathungen kein anderes Gesetz stellte, als daß die Kirche sich aus sich selbst erbauen möge." Aber kam es hier, wo ein neuer Zustand gegründet werden soll, auf eine Vertretung der einzelnen Provinzen des preußischen Staats, oder nicht vielmehr auf eine öffentliche Debatte unter allen Richtungen des Protestantismus an? kann nach den eben ausgesprochenen Grundsätzen irgend eine derselben, auch die der Lichtfreunde oder der Königsberger Freikirchler, ausgeschlossen werden? Ja, hat nicht, nach dem Grundsatze der individuellen protestantischen Gewissensfreiheit, die Ueberzeugung jedes Einzelnen genau dasselbe Recht, wie die Ansicht und Meinung einer willkührlich zusammengesetzten Synode, oder einer Majorität ihrer Glieder? Wer vermag diese Fragen abzulehnen, wer sie genügend zu beantworten!

Als Aufgabe der Generalsynode bezeichnet der Herr Minister: „daß dieselbe sich über den Zustand der evangelischen Kirche in allen ihren Beziehungen gründlich besinnen, und demnächst ein gemeinsames Bewußtseyn darüber zu gewinnen suche, was der Kirche Noth thue, und ihr Heil bringe." Diese Besinnung, die so lange gefehlt hat, wünschen auch wir von ganzem Herzen nicht nur den Mitgliedern der Synode, sondern allen Protestanten jeder Richtung und Farbe.

Wahrlich, wem eine Erscheinung, wie diese Versammlung, nicht zum Nachdenken und zur Klarheit über die Lage des Protestantismus verhilft, wen sie nicht aus der dumpfen Gleichgültigkeit des heutigen Indifferentismus aufrüttelt, wem sie nicht die Augen öffnet über die Gegensätze, welche eine unehrliche Sophistik so lange zu verhüllen bemüht war, — in dem ist jeder Funke eines christlichen Geistes, wie des gewöhnlichen natürlichen Verstandes für immer erloschen.

„Für den Zweck Ihrer Aufgabe gelangen keine besondern Propositionen des Kirchenregiments an die Versammlung.“ Also der Minister Eichhorn. Mit dem obbesagten Berliner Bürger müssen wir hier frank und frei unsere Unfähigkeit bekennen, den Sinn jenes, wie es uns scheint, so schmählich gemißbrauchten Wortes zu fassen. Herr Eichhorn spricht von einem Schirmherrn der Kirche, der dieser volle Freiheit lasse. Und gleichzeitig erwähnt er eines Kirchenregimentes, welches sich des Einbringens von Propositionen enthalte, von einer Kirche, die sich unbehindert durch die Macht des Schirmherrn aus sich selbst neu erbauen solle, von einem Geiste der Freiheit, der der Geist der evangelischen Kirche sei. — Wir wissen aus dem Staatsrechte des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation, was ein Schirmherr einer Kirche sei. Der Papst war, was er heute noch ist, der oberste, von Gott eingesetzte Regierer der allgemeinen Christenheit in geistlichen Dingen, der Kaiser Schirmvogt der römischen Kirche. Will der König von Preußen sich zum Protestantismus seines Landes in ein ähnliches Verhältniß denken, so hat dieß freilich in der Wirklichkeit seine eigenthümlichen faktischen Schwierigkeiten. Doch können wir bis dahin immer noch mit solchen Worten einen nothdürftigen, theoretischen Sinn verbinden. Aber wer ist das Kirchenregiment? Ist es beschlossen in der Gesammtheit aller Prediger, als quasi lehrender Kirche? oder in der Majestät des protestantischen Volkes? oder in dem Könige, der die Kirche durch seine Beamten regiert? Wir würden das Letztere glauben, aber Herr Eichhorn spricht ja von

Schirmherrschaft und Kirchenregiment als zwei verschiedener einander bestimmt entgegengesetzten Gewalten! Sollte er vielleicht in der Person des Königs zwei Naturen unterscheiden, den Summus Episcopus, der die Kirche territorialistisch beherrscht und regiert, und den Schutzherrn des Protestantismus, der ihr volle Freiheit läßt? Hoffen wir, daß die Synode diese Scrupel in der Theorie, und die „Kirche der Zukunft" sie durch das Factum lösen werde.

Jedenfalls hat der Minister, der, wie wir gesehen haben, im Beginne seiner Rede die Synode auf das Geschäft sich zu besinnen und zum Bewußtseyn zu kommen beschränkte, vollkommen Recht, wenn er gegen das Ende der Allocution die ungeheure Wichtigkeit des Schrittes anerkennt, der in dieser Berufung lag. „Seit den Tagen der Reformation hat die vaterländische Kirche keine Vereinigung gesehen, zu vergleichen der Ihrigen, man mag die Bedeutung in der Zusammensetzung der Versammlung und der Zahl ihrer Mitglieder suchen, oder in der Natur und in dem Umfange der Gegenstände, welche zur Berathung vorliegen." Wir können uns, wie oben dargethan, mit dieser Ansicht, wenn auch von einem ganz andern Standpunkte aus, nur völlig und unbedingt einverstanden erklären. Nur über die Wirkungen und den Erfolg dieser großen Maßregel lauten unsere Ansichten etwas weniger sanguinisch. Herr Eichhorn verspricht sich nämlich von den Berathungen ein Ergebniß: „welches den Streit der Zeit durch eine tiefe Auffassung dessen, was Noth thut, aussöhnt, das Schwankende befestigt, das Getrennte vereinigt, und die Quelle eines neuen, reichen, alle Theile der Glieder der evangelischen Kirche durchströmenden Lebens." Noch wenige Monate, und die Justiz der Zeit wird über diese Voraussagung, von der wir einstweilen Act nehmen, ihr Urtheil gesprochen haben.

Ein zweites wichtiges Actenstück zur Geschichte der Berliner Synode ist die Rede des Königs an die Abgeordneten des Kirchenraths. Auch der Monarch ist durchdrungen von der inhaltschweren Wichtigkeit des Schrittes, den er gethan,

Er wiederholt die Versicherung, welche sein Minister gegeben: daß er die Berathungen der Synode nicht influenziren wolle, und der Charakter Friedrich Wilhelms IV. ist Bürge dafür, daß dieses Versprechen aus dem tiefsten Ernste einer sittlichen Ueberzeugung stammt. „Nur vollste Freiheit der Berathung und Ueberzeugung kann hier Segensreiches wirken." Ja, der König ist tief durchdrungen von der Nothwendigkeit einer, von jedem weltlichen Einflusse unabhängigen Kirche. Aber räumt er dieser Kirchenversammlung, die sich auf seinen Wink im Amtslokale des Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten versammelte, eine höhere Macht und Gewalt ein: die Zweifel zu lösen, die Wahrheit auszusprechen, den Irrthum zu verwerfen, räumt er ihr mit einem Worte eine Autorität ein? Mit nichten! auch er stellt sich, solchem Anspruche gegenüber, auf den Standpunkt des protestantischen Princips. „Auch ich werde in voller Freiheit der Ueberzeugung, die auf unwandelbaren Grundsätzen beruht, das Ergebniß Ihres Wirkens prüfen, Mich demselben anschließen, oder mich ihm gegenüberstellen." — Wer kann läugnen, daß der König, als Protestant, das volle Recht zu diesem Ausspruch und zu solchem Verfahren hat! Wie könnte ihn seine Synode in seinem Gewissen binden? ist darum die Autorität der allgemeinen Kirche und des Papstes verworfen, daß sie hinterrücks und ohne die großartige Consequenz der alten Kirche von einer Gesellschaft vielleicht ganz achtbarer Privatleute, die aber eine göttliche Mission weder haben, noch zu haben behaupten, auf Schleichwegen wieder usurpirt werden sollte? Wir lassen dieser Auffassungsweise dermaßen volle Gerechtigkeit widerfahren, daß wir unbedenklich Jedem, auch dem Geringsten der Unterthanen des Königs, in Kraft derselben Grundidee des Protestantismus dasselbe Recht einräumen. Jeder preußische Protestant, ohne Ausnahme, wird die zu erwartenden Concilienschlüße annehmen, in soweit sie seiner Ueberzeugung entsprechen, und sie verwerfen, in sofern sie ihm nicht zusagen. Wir sehen keinen Grund, warum Rupp und Wislicenus diesen

Accord nicht eingehen könnten. Wenn es aber also ist, und nach den unerbittlichen Gesetzen jeder gesunden Logik nur so und nicht anders seyn kann, so dürfte das positive Ergebniß der Versammlung schwerlich das vom Herrn Minister angekündigte seyn. Desto größeres Vertrauen aber setzen wir, unsers Orts, auf die mit Sicherheit zu erwartenden, negativen und indirekten Resultate der Synode, auf die wir oben bereits hindeuteten. Wie dem aber auch sei, der Monarch hat durch diese Aeußerung, wie durch den gesammten sonstigen Inhalt seiner Rede einen neuen Beweis geliefert, daß diese Angelegenheit Sache seines Herzens und seiner tiefsten Ueberzeugung ist. Dieß muß Jeder erkennen, auch der, welcher aus den oben entwickelten Gründen anders über die Synode denkt, als Jene, welche zu ihrer Berufung riethen. So spricht nicht klug und kalt berechnende Politik, so kann nur ein warmes, edles Gemüth sich äußern, welches die Verhältnisse des heutigen Protestantismus durchschaut, aber sie zur Zeit noch nicht für ein von dem Wesen des Protestantismus unzertrennliches Gebrechen, sondern für vorübergehende, möglicher Weise zu beseitigende und auszubessernde Uebelstände hält. Das Mittel zur Reformation sollte dann, nach dem nahe liegenden Muster und Beispiel des Conciliums von Trient, eine Versammlung der Kirche an Haupt und Gliedern seyn. Vielleicht hat die Erfahrung schon in diesem Augenblicke gezeigt, worin die Unterschiede zwischen der Kirche und den protestantischen Bekenntnissen liegen.

XI.

Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld.

(Schluß.)

Indem ich die auf Bildung des Schönheitsinnes gerichteten Künste und Fertigkeiten übergehe, scheue ich es nicht, der Frage zu begegnen, ob denn alle Künste und Wissenschaften im Dienste der Religion stehen sollen. Unbezweifelbar; sie sollen derselben nicht nur nicht entgegentreten, sondern dieselbe positiv pflegen und fördern. Oder können sie anders, wenn sie wahr bleiben wollen? Ist das ihnen angewiesene Verhältniß nicht das allein gültige und richtige? Finden sie nicht erst in ihrer Beziehung auf Gott und alles Göttliche ihre Verherrlichung? Erst der Religion dienend sind sie wahrhaft frei, wie nur der Mensch wahrhaft frei sich nennen darf, der keinen Lüsten und Leidenschaften, keinen offenen oder verdeckten Götzen, sondern Gott allein dient, und Jedem, dem er sich sonst irgendwie fügt, um Gottes Willen gehorsamt.

Unsere skizzenartige Darstellung ruhet von selbst auf der Voraussetzung, daß Erziehung vom Lehren und Unterrichten nicht getrennt werden darf. Was hälfe uns die graue Theorie, wenn wir sie nicht im grünen Leben angewandt sehen wollten! So muß denn auch die Schulzucht fordern, daß der Knabe oder der junge Mann Abstraction, Ausdauer und Selbstbeherrschung im Leben be-

während, nicht Alles genieße, nach dem es ihn gelüsten könnte. Und ist nicht das gemeinsame Gebet, die gemeinsame Theilnahme an der Darbringung des heiligen Opfers, die Vorbereitung und Hinführung zum Empfange der heiligen Sacramente wirksamer, als viele Ermahnungen und Belehrungen?

Nun möchte ich mich zu einem zweiten Punkte wenden, und den ich nicht kürzer bezeichnen zu können glaube, als wenn ich ihn das Verhältniß der Form zum Inhalte, des Kerns zur Schaale, des Scheines zur Wahrheit nenne.

Goldene Früchte in goldenen Schaalen anzubieten, ist etwas Ausgezeichnetes, aber goldene Früchte in ehernen Schaalen sind doch immer noch besser, als eherne Früchte in goldenen Schaalen. Ich will hier nicht sprechen von der den Menschen erniedrigenden Unklarheit, nach der man es einem höher anrechnet und ihn längerer Mißachtung aussetzt, wenn er eine aus Achtlosigkeit entsprungene, unschädliche Lächerlichkeit sich zu Schulden kommen läßt, als wenn er ein Laster begangen hat. Worauf ich mir die Aufmerksamkeit gegenwärtig vorzüglich hinzulenken erlaube, das ist das Verhältniß der sprachlichen Darstellung zu ihrem Inhalte. Von Jugend auf soll sich der Mensch daran gewöhnen, nur das auszusprechen, was seine Empfindung, seine Ueberzeugung ist und werden muß; gewarnt soll er werden vor der leeren Wortmacherei, die sich um den Inhalt nicht kümmert, wenn sich nur die sprachliche Wendung gut ausnimmt; die zu Gunsten einer schönen Redensart, einer abgerundeten Periode, eines Beifall erregenden Witzes die Wahrheit zu verletzen, oder sich einer Uebertreibung schuldig zu machen keine Scheu trägt. Besonders ist hier auf die Lectüre zu achten. „Ich billige den Inhalt dieses Werkes nicht, aber es ist schön geschrieben", wie oft hört man solchen Ausspruch! Ein berühmter Mann hat einst gesagt: „Der Stil ist der Mensch!" Das will sagen: „Das Wort und die Schrift ist der verkörperte, das innere Seelenleben darstellende Gedanke, die in einen Leib und in eine faßbare Hülle gekleidete Anschauungs-, Gefühls- und Wollensweise eines Menschen." Somit wird die Hülle in der Regel sich dem Gedanken eng anschmiegen, und daher so schön oder häßlich werden müssen, als der Gedanke selbst. Und so finden wir es auch in der That. „Das Werk ist schön

geschrieben", sagt Mancher; der Kundige aber denkt: „Die Darstellung ist eben so leer und hohl, eben so saft- und kraftlos, eben so falsch und gleißend, eben so weichlich und lüstern als ihr nichtswürdiger Inhalt." Doch, dem sei, wie ihm wolle, wer möchte sich denn durch ein schönes Kleid bestechen lassen, wenn es einen häßlichen Körper, oder durch einen schönen Körper, wenn er eine häßliche Seele umschließt! So gewöhne man denn den Knaben, der dabei nur mit strenger Auswahl lesen soll, sich immer über den Inhalt des gelesenen Stückes oder Buches Rechenschaft abzulegen, und die Hauptidee des Ganzen am Ende bestimmt auszusprechen oder gar aufzuschreiben. Auf solche Weise wird man sich über das Gelesene erst recht klar werden, die fremden Gedanken zu seinem geistigen Eigenthum machen, nicht hier- und dorther geholte, unzusammenhängende Brocken unverstandenen Wissens in sich aufnehmen, sondern, obwohl man die Erfahrung und Weisheit Anderer benützte, seine geistige Errungenschaft als zusammenhängendes Besitzthum erblicken. Zugleich wird man auf solche Weise leicht der Verworrenheit und bodenlosen Gefährlichkeit, der Seichtigkeit und Leerheit mancher Werke auf die Spur kommen. Und bei Dutzenden von Büchern wird man, wenn man am Ende derselben fragt: „Welche Wahrheit hat der Schriftsteller darin dargestellt? welche Hauptidee liegt dem Werke zu Grunde?" sagen müssen: „Keine Idee klingt darin an; nichts, was das Gemüth erfreuen, den Geist veredeln, den Willen stärken könnte, ist darin dargestellt, die Lectüre desselben ist geistiger Müssiggang. Sieht man aber in Romanen die in Bewegung gesetzten Mittel, wodurch der Schriftsteller zum erwünschten Ziele einer Verbindung kam, näher an, Gott! welche Ungebührlichkeiten werden da bisweilen als Unverfängliches, Erlaubtes, oder gar Lobenswerthes dargestellt. So können dann in glatter Form die verderblichsten Grundsätze sich unbemerkt in die Seele schleichen. Und wie leicht fällt es, durch die Art der Einkleidung, dem Bösen den Schein des Erlaubten zu geben! Das Kind handelt wider den vernünftigen Willen des Vaters, aber der Vater ist als ein unnatürlicher Wütherich, als ein in den filzigsten Geiz versunkener Unmensch, als ein seinen Wahnbegriffen von Stand und Ehre Alles aufopfernder Thor beschrieben, und in dem Maße, als das Herz ge-

gen diesen eingenommen wird, rechtfertigt es das widerspänstige, ehrfurchtslose Betragen des pflichtvergessenen Kindes. Ist es nicht leicht, für den kühnen Räuber, durch Beimischung einiger Züge Edelmuths, und durch Contrastirung mit seinem heuchelnden und schmeichelnden, schleichenden und betrügenden Bruder einzunehmen, ja ihn vielleicht zum Lieblinge der Jugend zu machen? Da soll nun die prüfende, sondirende, und die Fäulniß trotz der gleißenden Decke ausschneidende Hand ihre Dienste thun, der Schein soll nicht über die Wahrheit, die Einkleidung nicht über den Inhalt, die Form nicht über das Wesen den Sieg gewinnen. Der Punkt, den ich hier berührte, läuft nach zu vielen Seiten in den verschiedensten Linien aus, als daß ich hoffen dürfte, mehr denn eine schwache Ahnung darüber gegeben zu haben.

Leichter zu behandeln ist für unsern Zweck der folgende Punkt: Soll nämlich die Jugend zu festen, in sich einigen Charakteren erstarken, so muß die häusliche Erziehung mit der Schule im Einklange stehen.

Der Zögling soll von den Lippen seines Erziehers die Grundsätze der Weisheit, Tugend und Religiösität einsaugen und von seinem Handeln sie absehen. Ist das möglich, wenn er nicht mit Achtung, Liebe und Verehrung an demselben hängt? Ist nun gleich der Lehrer und Erzieher Mensch, und schwacher Mensch, so kann dieß, falls er nicht durchaus pflichtvergessen ist, den Schüler nicht von ihm entfernen; wenigstens lehrt die Erfahrung, daß alle großen Männer bis in's Greisenalter ihren Erziehern ein Herz voll Liebe und Hochachtung bewahrten. Aber freilich kann das Haus diesen zarten Schmelz reiner Anhänglichkeit und Liebe mit rauher Hand leicht verwischen. Man braucht nur vor den Ohren der Kinder von dem Lehrer mit Geringschätzung zu sprechen, sein Handeln mißbilligender Critik zu unterwerfen, mit den Ansichten der Schule sich nicht einverstanden erklären, und der Jüngling, der von Adam her den Kitzel in sich trägt, auf eigenen Füßen stehen, nach eigener Willkür gehen, keinen über sich sehen zu wollen, wird leicht Feuer fangen. Die Heiden haben hierin tiefe Blicke gethan. Alexander, der große Macedonierkönig, stellt in gewisser Hinsicht seinen Lehrer über seinen Vater; die Chinesen wollen den Lehrer lebenslänglich als Vater geehrt wissen; die Indier erheben wieder

den Lehrer höher als den Vater *). Der Gatte würde es der Gattin, die Gattin dem Gatten mit Recht übel nehmen, wenn sie vor den Ohren ihrer Kinder gegenseitige Befehle und Anordnungen tadelten oder aufhöben, es gehört wenig Umsicht dazu, um dieses auf die Schule auszudehnen. Die Ansichten der Schule sind immer ausgegangen von einem ganzen, oft sehr großen Vereine von Männern, welche, das Wohl der Jugend im Herzen tragend und ihre Einzelerfahrungen gegen einander austauschend, von vorn herein Vertrauen verdienen. Eltern sind, wo es sich gerade um ihre Kinder handelt, gar leicht befangen und parteiisch, eine Behauptung, die mir Keiner übel nehmen wird, wenn ich offen bekenne, daß ich für meine Schüler, die in gewisser Hinsicht meine Kinder sind, oft nur zu leicht Partei zu ergreifen mich geneigt fühle. Hieran möchte sich auch unschwer die Meinung abstumpfen, daß der Lehrer wohl für seine Schüler gar leicht zu streng seyn, und ihnen zweckmäßige Vergnügen abschneiden dürfte. Wer könnte glauben, daß wir nicht lieber freundliche, fröhliche, lebensfrische Gesichter sähen, als dumpfe, düstere, gleichgültige? Denkt man aber an öffentliche Vergnügungen und Belustigungen, so möchte ich mir eine Frage erlauben: Wir, die in den Jahren Vorgerücktern, sind in dieser Hinsicht strenge erzogen, und Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten wurde uns durchaus abgeschnitten. Haben wir nicht deßhalb eine frohe Jugend durchlebt? Und unsere kernigen Schüler verleben sie noch jetzt ohne solche Theilnahme. Fragt sie nur selbst! Oder sind wir vielleicht deßhalb nicht vergnügungssüchtig genug geworden? — Glaubt man aber vielleicht jetzt viel Vergnügungen der Jugend einräumen zu müssen, damit sie nicht später vergnügungssüchtig werde: so hieße dieß wohl in unserm Falle, die Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. Es ist aber ferner einleuchtend, daß die Schule nicht im Stande

*) Vergl. unsere Bemerkung im christkatholischen Magazin B. 2, H. 4, S. 799 und Webewer: „Ueber die Nothwendigkeit eines kräftigern Zusammenwirkens des Hauses und der Schule für Erziehung und Unterricht" im Programm der Selecten-Schule zu Frankfurt a. M. 1845. S. 10.

ist, die übeln Eindrücke, welche Kinder durch unpassende Reden, welche sie daheim hören, und durch unlobenswerthe Beispiele, welche sie im häuslichen Kreise schauen, unschädlich zu machen; ein Punkt, den ich nur deßhalb berühre, damit man nicht alles Böse, welches Zöglinge der Schule zu Tage fördern, der Erziehungsanstalt aufbürde. Aber das Haus soll nicht allein der Schule nicht entgegentreten, es soll derselben thätige Theilnahme beweisen.

Wie viele Stunden sind die Kinder außerhalb der Schule? Wenn sie da sich selbst überlassen bleiben, wer berechnet die Folgen? Und wenn den Lehrern von gewissenlosen, vielleicht durch Gewinnsucht verblendeten Menschen sogar Hindernisse gelegt werden, die Schüler außerhalb der Schule zu beaufsichtigen und vor Ausschweifungen zu behüten: wer kennt die Ausdrücke, die stark genug wären, solche Nichtswürdigkeit zu brandmarken? — Eltern, die den Lehrer als Lohndiener betrachten, und von ihm erwarten, daß er sein bezahltes Tagewerk thue, stehen für uns zu tief, als daß wir zu ihnen hinabsteigen könnten. Im Grunde genommen sollten Eltern oder deren Stellvertreter und Lehrer immer im lebendigen Verkehr bleiben, und sich hinsichtlich der Erziehung und des Unterrichts wenigstens oft gegenseitige Mittheilungen machen. Wie ist's möglich, Einheit in die Erziehung, und demnach in den Charakter zu bringen, wenn von vorn herein ein zweifacher Ausgangspunkt vorhanden ist?

Wäre der behandelte Gegenstand nicht der größten Aufmerksamkeit werth, so hätte ich längst fürchten müssen, meine verehrten Zuhörer zu ermüden. In der Ueberzeugung aber, daß solche wichtige Betrachtungen nicht allein jeden denkenden Menschen zuweilen beschäftigen, sondern daß auch jener Monarch, dessen Geburtstag mich zu solchen Erwägungen hinführt, dieselben billigen würde, finde ich meine Beruhigung; und er würde sie nicht allein billigen, sondern aus allen Kräften unterstützen, denn das Wohl der Schulen ist sein Wohl!

Er also, der Hochverehrte, den wir lieben, auf den wir vertrauensvoll hinsehen, dem wir langes und segensreiches Daseyn und Wirken vom Allerhöchsten erflehen, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, lebe hoch!

XII.

Literatur.

Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph von Görres. Erster Band. XXVIII u. 464 S. Zweiter Band. 537 S. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. 8.

Der Wunsch, auf jedem Gebiete menschlicher Wissenschaft und Forschung die Spuren und Zeugnisse katholischer Wahrheit nachzuweisen, kann unter gewissen Umständen auch den Mißgriff zur Folge haben, daß ein allzuraischer Eifer bei der Bearbeitung irgend eines besondern Fachs es vorzieht, auf Kosten des bestimmten nächsten Ziels sich in theologische Lucubrationen zu verlieren, statt sich zu begnügen, in der gründlichen Entwicklung des reichlich gesammelten und wohlgeordneten Lehrstoffs am rechten Ort auch solche Reflexe des göttlichen Lichts anzudeuten. Dergleichen Verirrungen sind aber besonders in glaubensarmen Zeiten zu vermeiden, wo der blödsichtige Dünkel eines verkehrten Willens, selbst dem positivsten Inhalte gegenüber, im frivolen Ignoriren und Negiren sich gefällt, und die eigene brutale Geistlosigkeit als den göttlichen Weltgeist einzuschwärzen sucht. Darum sind uns jene Werke doppelt willkommen, die nach sorgsamer und verständiger Benützung des disponibeln Materials, mit allseitiger Durchforschung und Be-

herrschung des Gegenstandes hinsichtlich seiner allgemeinen Bedeutung wie seiner speciellen Fassung, ihre Aufgabe in erschöpfender Weise lösen; zugleich aber, weil sie vom höhern Standpunkte nach allen Seiten und Beziehungen hin überschauen und prüfen, was sie finden und erkennen, getreu, ohne vorgreifende Absichtlichkeit und deswegen um so überzeugender verkündigen, und in dieser Art die eingänglichsten Beweise für manche verkannte oder vergessene Wahrheiten darbieten. Zu den Werken dieser Art dürfen wir unbedenklich das oben genannte Buch zählen, und es ist vorzüglich diese Eigenschaft, wodurch die empfehlende und ausführliche Anzeige desselben in diesen Blättern gerechtfertigt wird. Wenn der Verfasser, der sich uns als Staatsdiener und Bewohner einer Provinzialstadt kundgibt, über Unzulänglichkeit der Muße so wie der Quellen und bibliographischen Hülfsmittel klagt, und wegen möglicher Lücken die Nachsicht des Lesers anspricht: so bemerken wir dagegen, daß wir dennoch, wenigstens unter den uns bekannten Werken, in seinem Buche die umfassendste Darlegung des literär-historischen Stoffs gefunden haben. Deswegen sind wir auch der Meinung, daß es, mag er immerhin nicht als Gelehrter und Aesthetiker vom Fach, sondern nur als Dilettant mit Liebe geschrieben haben, nicht bloß an die große Zahl gebildeter Leser, wohin er es angewiesen, sondern auch an Literatoren im strengeren Sinne und zwar mit der Aussicht auf vielfache Anerkennung sich wenden dürfe. Nur etwas könnte ihm bei den üblichen Idiosynkrasieen dieser Zeit vielleicht hier und dort einen übeln Empfang bereiten: daß es eine Probe seines guten Gehalts, das Vorwort J. von Görres, an der Stirne trägt.

Mit richtigem Blick gibt der Verfasser in der Einleitung eine historische und geographische Uebersicht Spaniens und eine ausführliche Darstellung der ethnographischen und Culturmomente, welche auf die Bildung des Charakters der schönen Literatur des spanischen Mittelalters von erheblichem Einflusse gewesen sind. So wie er dadurch die organische Entwicklung dieser Literatur, von ihrem Entstehen an bis auf König Jo-

hann II. und von diesem an bis zu den Zeiten Ferdinands und Isabellens in ein helleres Licht gesetzt, so hat er auch für denselben Zweck bei der Betrachtung der Chevalerie, der Galanterie und des Geistes der Abenteuer, die im Leben und in der Poesie des spanischen Mittelalters eine vorzügliche Rolle spielen, länger verweilt. Hierauf geht er in eine genaue Erörterung über die Genesis und Fortbildung der spanischen Sprache aus der lingua romana, dem Romance und den von fremden Sprachen hineingetragenen Wörtern und Wortformen ein, und wir haben über dieses Verhältniß sonst nirgends so zusammenhängende Aufschlüsse gefunden, obgleich das Einzelne für die streng wissenschaftliche Forschung noch tiefer zu verfolgen seyn wird. Er sagt von ihr Band I, Seite 130:

„Wer für Spracheigenthümlichkeit feineren Sinn hat, wird dem kastilianischen Idiome die Majestät und rauhe Schönheit der Sierra's, welche seine Wiege umstanden, den Heldenmuth und Thatendurst der Männer, welche es zuerst sprachen, den hohen, einsamen, durch arabischen Anflug Phantasiereichen Charakter des Spaniers und die siegende Kraft, welche die christlichen Königreiche allmählig hervorrief und vereinigte, wieder erkennen, und wie auf südlichem Grunde nordischer Ernst sich niedergelassen hat. Er wird inne werden, wie hier römisches und germanisches Wesen in einen edeln, einander zur Einheit durchdringenden Bund traten, wie sich arabischer Orientalismus jenen Elementen bescheidentlich zugesellte, und die von ihnen erhaltene Erlaubniß folgsamer Fortexistenz zur verschönernden Eintracht gedeihen ließ .... Ein erhabeneres Gewand leiht dem Worte Gottes wohl kaum ein anderes Idiom. Dieß Wort zeigt sich hier gewissermaßen im Feierkleide. Der mächtige Ernst tiefer, sonorer Vocale und der männliche, markige Bau der allen Illusionen abholden Worte spiegeln die Unwandelbarkeit des katholischen Glaubens auf eine sprechende Art ab. Dabei ist die Sprache keineswegs ungefügig. Ihre Fülle, ihre Idealität, ihr Reichthum leihen ihr zu kosenden Tände-

leien so gut als zu schwungreichem Gedankenfluge erfolgreich ihre Mittel.“

Den Anfängen dieser Sprache begegnen wir in der Schrift und in den ältesten Denkmalen der Literatur, die auch hier, wie fast überall, der Poesie angehören, welche sich zuerst in epischer Richtung bewegt, und frei von allem Mythischen aus dem wirklichen Leben der Volksgeschichte naturgemäß hervorwuchs. Zum Belege dessen dient eine kurze Uebersicht des gesammten Romanzenvorrathes nebst Proben von Uebersetzungen des Verfassers, der uns jetzt in die drei größern epischen Dichtungskreise: den der reinhistorischen, der kirchlichen und der romantisch-ritterlichen Epik, einführt. Hier erkennen wir es mit Dank, daß er uns vom alten Gedichte von Cid, von den geistlichen Dichtungen des Weltpriesters Gonzalo von Berceo und der Alexandreis des Juan Lorenzo Segura, die bisher in Deutschland fast ganz unbekannt oder mindestens sehr verkannt waren, so ausführliche Auszüge und Analysen dargeboten, daß wir, so weit es ohne vollständige Uebertragung möglich, von den Originalen klare Vorstellungen gewinnen können. Wenn der Verfasser hier, wie im ganzen Verlaufe seiner Arbeit, mit seinem ästhetischen Ausspruche sehr karg ist, und den Leser lieber zum eigenen Urtheile befähigt, indem er ihm die Erzeugnisse der spanischen Literatur selbst durch Uebertragungen in charakteristischen Bruchstücken zugänglich macht, so finden wir diese Selbstverläugnung nur löblich. Bei den nun folgenden Ritterromanen mußte ihrer überschwänglichen Weitschweifigkeit wegen diese Behandlungsart im geringern Maße stattfinden, und die Darstellung entsprechend beschränkt werden.

Mit treffenden Zügen schildert der Verfasser die gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich kundgebende neue Richtung, welche dem abgeschlossenen epischen Cyclus gegenüber hervortritt, indem der didactische Geist, der Vorläufer des Reformationszeitalters und des Rationalismus, mit allen Streitkräften der Reflexion von verschiedenen Seiten in die spanische Literatur einbrach, und sich in mannichfachen Erscheinungen —

in den Werken König Alfonso II., des Infanten Don Manuel, des Erzpriesters Juan Ruiz von Hita und Lopez Ayalas — mehr oder minder vernehmlich ausgestaltete. Die gründliche Charakteristik und die Auszüge aus dem Grafen Lucanor und aus den Poesien des Erzpriesters von Hita betrachten wir als eine willkommene Gabe, da trotz Eichendorffs Uebersetzung des erstern und Wolfs Charakteristik des letztern beide in ihrer wahren und vollständigen Gestalt noch wenig bekannt sind. Bedauern müssen wir es aber, daß sich der Verfasser, dem Anscheine nach wegen Mangel des Materials, über die ältern Denkmale der spanischen Prosa unverhältnißmäßig kurz gefaßt hat, obgleich wir nicht verkennen, daß poetische Werke zu Auszügen geeigneter sind.

Auf diesem Wege bei dem Zeitalter Johann II. von Castilien, 1418 bis 1454, angelangt, macht der Verfasser einen Abschnitt in seiner Darstellung, weil durch die tief greifenden Wirkungen des zur Herrschaft gekommenen subjectiven Geistes in Verbindung mit dem Einflusse der provencalischen Dichtkunst auf die spanische Literatur eine neue Periode sich bildet. Nachdem er im Anfange des zweiten Bandes, so weit es zum Verständnisse nöthig wird, eine Schilderung jener Dichtkunst, ihrer Formen und Behandlung durch die Troubadours gegeben, führt ihn die Absicht, die Stellung König Johann's II. zur spanischen Literatur anschaulich zu machen, zu einer geschichtlichen Uebersicht der Regierung dieses Königs, welche unsers Bedünkens um desjenigen willen, was später aus Cibda Reals Briefsammlung, Fernan Perez de Guzmans prosaischen Schriften und der Chronik Alvaro's de Luna über Johanns Person und dessen Hof beigebracht wird, kürzer hätte ausfallen dürfen. Bei der Angabe der unzähligen Dichter, welche Johann's poetischen Hof bildeten, vernehmen wir das Angemessene über die alten Cancioneros und überblicken, nachdem die Poesieen der Bedeutenderen näher in's Auge gefaßt worden, die übrige große Masse in vier gesonderten Gruppen als geistliche Gedichte, Lehrgedichte, Liebeslieder und Scherzgedichte. Selbst bei diesem

zweckmäßigen Verfahren, welches um so nothwendiger erscheint als auch bei den namhafteren Dichtern die Unterschiede schwer zu bestimmen und nur sehr dürftige Notizen von ihrem Leben beizubringen waren, wird es dem Verfasser schwer, seine Darstellung stets vor Eintönigkeit zu bewahren, weßwegen er auch jene poetische Reihenfolge unterbrechend, in anziehender Weise des heiligen Vicente Ferer und seiner wunderbaren Redegabe gedenkt.

Der Verfasser beginnt nun mit sichtbarer Vorliebe die Darstellung der dramatischen Poesie des spanischen Mittelalters, welche innerhalb der gezogenen Gränze auch neben dem vortrefflichen Werke von Schack ihren besondern Werth behält. Mit geistreicher Auffassung und großer Ausführlichkeit im Einzelnen betrachtet er das Institut der Juglares, die Dichtungen des Todtentanzes, der comedieta de Ponza des Marquis von Santilana, die dramatischen Stellen der Liederbücher und den Dialog Mingo Rebulgo, in welchen Vorläufern der dramatischen Literatur er nicht sowohl die echten Anfänge des spanischen Nationaldramas als verirrte Auswüchse anderer Stämme erblickt. Nachdem er uns dann mit Juan de la Encina, welchen er als den ersten wirklichen Dramatiker begrüßt, und mit dem portugiesischen Gil Vicente bekannt gemacht, geht er in eine vollständige Charakteristik der merkwürdigen Tragikomödie Cölestina ein, für welche gründliche Arbeit wir ihm, ungeachtet der sehr gelungenen Uebersetzung von Bülow, allen Dank schuldig sind. Endlich zur prosaischen Literatur dieses Zeitraums sich wendend, macht er mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn man nicht erwarten darf, in den Auszügen und Uebersetzungen eines Literaturhistorikers, der nicht zugleich im Besitze großer Dichtergaben ist, einem getreuen Spiegelbild castilianischer Poesieen zu begegnen, eine anschauliche Vorstellung von den Erzeugnissen der Prosa, des Umfangs der Werke wegen, noch schwerer zu erreichen sei. Dennoch hat er sich bei den ausführlichen Mittheilungen über die Schriften des Gutiere de Games, Cibda Real, Fernan Perez de Guzman

Hernando de Pulgar und Alvaro de Luna nach unserm Dafürhalten ziemlich gut aus der Verlegenheit gezogen, was ihm dagegen bei den übrigen Prosaisten weniger gelungen zu seyn scheint, wo allerdings die Dürftigkeit des Materials nicht selten zu einer unfreiwilligen Sparsamkeit genöthigt haben mag; weßwegen hier einem künftigen Bearbeiter noch eine gute Nachlese vorbehalten seyn wird.

Die Ansicht, welche am Schluße über das Verhältniß der Königin Isabella zur spanischen Literatur ausgesprochen wird, weicht von der gewöhnlichen Annahme der Literarhistoriker ab. Unser Verfasser läßt mit ihr keineswegs eine neue Epoche beginnen, sondern eine abgelaufene sich vollenden; und wir müssen bekennen, daß uns diese Meinung nach demjenigen, was er für sie anführt, wohl begründet erscheint. Durch sie wird auch der sonst schwer zu lösende Widerspruch gehoben, daß unmittelbar nach dem Anbruch einer neuen Periode, wo wir doch das Regen und Wirken frischer Kräfte voraussetzen dürfen, plötzlich ein Stillstand fast von der Länge eines Menschenalters eingetreten seyn soll, ohne daß irgend etwas Großes und Eigenthümliches aus der neuen Gährung und Richtung hervorgegangen wäre.

Nachdem wir in Kürze angedeutet, was dem Leser zur klareren Auffassung und zum bessern Verständnisse der schönen Literatur Spaniens — in ihrem Gesammtcharakter wie in vielen, bisher unbekannten oder wenig zugänglichen Einzelheiten — bis zur Regierung des ersten Carls, in Deutschland des fünften, dargeboten wird, haben wir noch jene Eigenschaft des Buches nachzuweisen, welche wir als den vorzüglichen Beweggrund zu seiner ausführlichen Beleuchtung in diesen Blättern bezeichneten. Im Allgemeinen rechnen wir hieher die unabhängige Gesinnung und Wahrheitsliebe, die sich allenthalben kundgibt, und einen werthvollen Beitrag zu den stets zahlreicheren Bestrebungen geliefert hat, den historiographischen Taschenspielerapparat zu beseitigen, wodurch man das Mittelalter in ein nächtliches Ungethüm verwandelt, um das Zeitalter der Re-

formation als eine glänzende Lichtpartie aus dunkelm Grunde aufsteigen zu lassen. Unser Verfasser ist auf dem Wege langer und strenger Forschungen zu dem richtigen Standpunkt gelangt, und was er ohne unlautere Absichtlichkeit gefunden, das spricht er treu und ohne Hehl aus. Sein Urtheil über dieses verunglimpfte Mittelalter hat er in der Schlußübersicht Bd. II., S. 531 bis 537 klar formulirt, und wir entnehmen daraus einige Stellen:

„Die geistige Cultur der Gegenwart beruht auf Grundlagen, welche uns vom Mittelalter dargeboten wurden. In der geistigen Errungenschaft der modernen Zeit ist auch das Erbe der Voreltern mitbegriffen. Wir haben dasselbe ohne eigene Arbeit überkommen. Es enthält den Grundstock unserer geistigen Capitale. Diesen zu erwerben und gut zu bestellen, war die Hauptsache. Die ersten Anfänge sind aber bei weitem das Schwierigste ... Aus unscheinbaren, verkommenen aber Gottesfurcht und Ergebenheit hütenden Anstalten bildeten sich, wie in den übrigen Ländern Europas so auch in Spanien, die großen und zahlreichen Pflanzstätten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, welche ungeachtet der Mangelhaftigkeit aller äußern Verkehrsmittel unaufhaltsam und unaufhörlich ihre geistigen Schätze im ganzen Abendlande zu verbreiten wußten ... Die wilde Leidenschaft der Beutelust und des kriegerischen Mordens hatte den zartesten und edelsten Gefühlen Platz gemacht und den schönsten und den entsprechendsten Ausdruck gefunden, welcher geistvoll verarbeitet in Hütten, Burgen und Pallästen willige und empfängliche Hörer fand. Die großen Thaten der Gegenwart und Vorzeit wurden einzeln und in Masse in sinn- und kunstreichen Weisen besungen. Das Leben in seinen mannichfaltigen Erscheinungen wurde in gelungenen Bildern geschildert. Die Wahrheiten eines beseligenden Glaubens fanden, vom dichterischen Geiste glücklich behandelt, einen willkommenen Anklang in vieler Hörer Brust ... Schon die begeisterte Annahme, welche die aus den eröffneten Fundgruben

des klassischen Alterthums geförderte Ausbeute so allgemein fand, setzt eine schon ansehnlich vorgeschrittene Geistesbildung voraus. Einer Barbarei, worin die gewöhnlichen Compendienschreiber uns diese Zeiten versunken erscheinen lassen, würden diese Culturschätze eben so wenig willkommen als genießbar gewesen seyn ... Die castilianischen Dichter und Prosaisten des Mittelalters standen in der überwiegenden Mehrzahl gleich den großen ausländischen Dichtern jener Zeit alle in der Mitte des Christenthums und der Kirche ... So berechtigt denn nicht minder, vielleicht aber noch weit mehr als andere Literaturen des Mittelalters, auch die spanische zu dem Urtheile, daß aller Fehler des fünfzehnten Jahrhunderts ungeachtet durch gewissenhafte Pflege und Entwicklung des vorhandenen Guten, durch stufenweises und den Gesetzen der Stätigkeit folgendes Fortschreiten und Weiterbauen auf den bestehenden Grundlagen, auch ohne alles gewaltsame Zerwürfniß mit der Vergangenheit, eine bessere Zeit würde herbeigeführt worden seyn ... Der spanische Geist bedurfte daher nicht einer Kirchenumwälzung, um sich in seiner eigenthümlichen Grandezza zu zeigen. Denn wo Kunst, Religion und Wissenschaft so viel versprechende Werke zu Tag brachten, war für den menschlichen Geist irgend eine Neuerung kein Erforderniß, deren Werth man vielleicht auch in andern Ländern, welche davon betroffen wurden, zu hoch anschlägt, weil man sich nicht vergegenwärtigt, was ohne dieselbe mit den vorhandenen Mitteln erreicht werden konnte."

Die Gerechtigkeit, welche er einer vielfach geschmähten Zeit widerfahren läßt, bewährt er auch in der Betrachtung ihrer Religion und ihres Cultus Er ist kein Glied der katholischen Kirche und das Vorwort bezeichnet ihn als einen Protestanten. Allein wir erkennen in ihm weniger noch den Protestanten als den Katholiken, und dürfen ihn wohl zu jenen zählen, die sich im Verstande mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche bis zu einem Grade befreundet haben, daß diese Freundschaft, von tiefer Ueberzeugung wenig unterschieden, nur

der befruchtenden Gnade zur Wiedergeburt im Glauben und Willen bedarf. In dieser Hinsicht verweisen wir auf das, was Bd. I, S. 10 und 17 über die christliche Bedeutung der Völkerwanderung, was bei der Betrachtung der kirchlichen Epik und ihrer Erzeugnisse von den Poesieen des Gonzalo von Berceo und der naiven Frömmigkeit dieses Weltgeistlichen von Bd. I, S. 229 an vorgetragen ist. Eben so wenig im Geiste des protestirenden Rationalismus sind die Bemerkungen, womit die ersten Aeußerungen dieser selbstsüchtigen Verstandesrichtung in der spanischen Literatur Bd. I, S. 357, 398, 444, Bd. II, S. 41 beleuchtet werden. Mit Recht erblickt der Verfasser in ihnen die Efflorescenzen desselben verführerischen Geistes, der später die Kirche Christi spaltete und das ungenähte Gewand, welches alle ihre Kinder umschlang, mit frechem Dünkel zerriß. Der Betrachtungsweise der Kirche noch näher verwandt sind die Ansichten und Empfindungen, welche bei der Besprechung der geistlichen Gedichte der Spanier aus dem fünfzehnten Jahrhundert und insbesondere des poetischen Cultus der Mutter Gottes in den Marienliedern Bd. II, S. 210 ff. offenbar werden. Bezüglich auf die kecke Inconsequenz, mit welcher der Protestantismus neben einer überaus possierlichen Quasivergötterung von Luthers Buchenhölzchen und sonstigen Reformationsutensilien sich die gehässigste Verhöhnung und Schmähung der als Götzendienst verdammten Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen erlaubt, lesen wir Bd. II, S. 220:

„Die castilianische Poesie hatte es noch nicht zu der tiefsinnigen Einsicht gebracht, daß die rührende Verehrung, welche der Gottmensch selbst seiner jungfräulichen Mutter widmete, und welcher so viele Begnadigte und heilige Menschen gefolgt sind, ein schnöder Götzendienst sei. Da das Mittelalter vergangen und sein Mund verschlossen ist, so kann es sich gegen den Unverstand und die Ungerechtigkeit solcher Ansichten und Urtheile nicht vertheidigen. Es würde sonst seine Berechtigung zu der Verehrung der Holdseligsten schon durch einen Seitenblick auf die maßlose Vergötterung beweisen,

womit ein Theil der neuern Geschichtschreibung verschiedene Lieblingsheroen, als Luther, Hutten, Sickingen, Gustav Adolph und andere Männer des gepriesenen Fortschritts beehrt ... Luther hatte, als er das canonische Recht, die wider ihn ergangene Bulle des Papstes und einige Schriften seiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte gesprochen: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Wollten die enthusiastischen Verehrer des Reformators nur mit demselben Eifer, womit sie diese Selbstcanonisation pflegen und schützen, auch diejenigen gewähren lassen, welche Mariens Wort an ihre Base Elisabeth: Siehe, nun werden mich selig preisen alle Geschlechter! als an sich gesprochen befolgen."

Nach allem diesen war es nur folgerecht, daß der Verfasser die geistige Bedeutung und Würde, so wie die künstlerische Größe des katholischen Cultus wohl erkannte und kein Bedenken trug, in der Einleitung zur Schilderung der dramatischen Literatur des Mittelalters, Bd. II, S. 290, wo der Gegenstand dazu aufforderte, seine Ansichten darüber auszusprechen.

Die Literatur keines andern Volks wird in gleichem Maße falsch beurtheilt und schnöde mißhandelt, wenn sie mit confessioneller Befangenheit und dürrer Reflexion in's Aug gefaßt wird, als die grundkatholische spanische, und nur des beschränkten Raumes wegen verzichten wir darauf dasjenige anzuführen, was Görres in dieser Beziehung S. IV bis VI seines Vorworts, wie immer bis zum Kerne der Sache eindringend, gesagt hat. Deßwegen konnte der Verfasser auch nur durch seine vorurtheilsfreie Betrachtungsweise den angemessenen Standpunkt und damit die höhere Berechtigung zu seinem Werke gewinnen. Befindet er sich dadurch im harten Widerspruche mit den Systemen und Lehren protestantischer Aesthetiker und Literaturhistoriker, so mag er sich mit dem Bewußtseyn trösten, daß dieser Zwiespalt nur in seinen ernsten Studien, in seiner verständigen Billigkeit und sittlichen Gewöhnung wurzle, daß er

eben dadurch im gleichen Verhältnisse der Wahrheit näher gekommen und zum Entwurfe eines treffenden Bildes von der spanischen Literatur des Mittelalters befähigter geworden sei. Damit ist aber zugleich der wesentliche Unterschied zwischen seiner Darstellung und jenen andern bezeichnet, welche wir in Deutschland, mit Ausnahme der ausgezeichneten Wolfschen Beiträge, bisher fast nur protestantischen Schriftstellern verdanken.

XIII.

Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens.

Zweiter Artikel *).

Nichts ist gewisser, als daß von der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens allein nicht alles Heil für unsere Rechtspflege zu erwarten ist. Thorheit wäre es überhaupt, von irgend einer bürgerlichen Einrichtung Vollkommenes zu erwarten. Wer die Wirkungen eines auf jene Principien gebauten Verfahrens schildert, als ob dadurch jeder Beschwerde in Ansehung der Rechtspflege werde vorgebeugt werden, will entweder Andere täuschen, oder täuscht sich selbst, ist ein Lügner oder ein Phantast.

Die Römer haben jederzeit mündliches öffentliches Gerichtsverfahren gehabt; erst in der spätesten Zeit, nachdem die Gerichtssitzungen längst vom öffentlichen Markte in Gebäude

*) Dieser Artikel wurde der Redaction schon im Jannar dieses Jahres übergeben, mußte aber wegen Mannichfaltigkeit des Materials zurückgelegt werden.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

verlegt waren, wurde die Oeffentlichkeit beschränkt. Gleichwohl wird ein Kenner der römischen Rechtsgeschichte schwerlich behaupten, daß der Zustand der Rechtspflege im römischen Reiche, vollends in den Provinzen, ein befriedigender gewesen sei, er möge die Zeit des größten Redners der Römer, oder die der höchsten Blüthe der Rechtswissenschaft, oder die der unbeschränkten Kaiserherrschaft seit Diocletian in's Auge fassen. Die Römer haben uns ein classisches Muster wissenschaftlich-praktischer Durchdringung des Rechts hinterlassen, das für alle Zeiten seinen Werth behalten wird, wie ihn die großen Werke der Alten in Poesie, Philosophie und Geschichte niemals verlieren werden; aber keine Zeit der römischen Rechtsgeschichte bietet uns ein Musterbild eines praktisch vollkommenen Rechtszustandes dar; man darf vielmehr behaupten, daß die Gerechtigkeitspflege damals in mancher Beziehung an bedeutendern Gebrechen litt, als man der deutschen Rechtspflege unter der Herrschaft des schriftlichen Verfahrens zum Vorwurfe machen kann.

Während des ganzen Mittelalters war das gerichtliche Verfahren in Deutschland mündlich und öffentlich. Auch das Verfahren der Vehmgerichte war mündlich und öffentlich; nur die Albernheit moderner Ritter-Romane und Schauspiele verlegt sie in finstere Kerkergewölbe; die Vehme richtete unter freiem Himmel, auf mündliche Anklage; nur mußten, wenn über einen Wissenden (Freigrafen oder Freischöffen), oder über einen Abwesenden, der auf die Ladung nicht erschienen war, gerichtet wurde, alle Mitwissenden sich entfernen, jedenfalls aber mindestens sieben Freischöffen zugegen seyn, und in einem berühmten Falle, bei der Vernehmung des Herzogs Heinrich von Bayern im Jahre 1434, waren nicht weniger als achtzehn Freigrafen und achthundert Freischöffen zugegen, woraus sich ergibt, wie sehr der Vergleich des nicht öffentlichen schriftlichen Verfahrens mit dem der heimlichen Vehme hinkt. Gleichwohl möchte es bedenklich seyn, zu behaupten, daß etwa in der Zeit, als der große Hohenstaufe die Herzogthümer zersplit-

terte, oder als Rudolph von Habsburg mit beharrlicher Anstrengung der Felsennester der Raubritter zerstörte, oder während der friedlosen Friedensregierung Friedrich III. der Zustand der deutschen Rechtspflege befriedigender gewesen sei, als heutzutage in denjenigen deutschen Staaten, welche noch das schriftliche Verfahren beibehalten haben, oder selbst als zu der Zeit, da des weiland heiligen römischen Reiches Kammergericht Berge von Acten als Schutzwälle des Rechts gegen die Willkür aufthürmte.

Und schwerlich haben die Deutschen heutigen Tages Ursache, England, das Land des großartigsten politischen Lebens, um den Zustand seiner bürgerlichen Rechtspflege zu beneiden, wenn gleich es nur mündlich öffentliches Verfahren kennt, so wie es auch Länder gibt, in denen im Wesentlichen das von Freunden der Mündlichkeit als Vorbild gepriesene französische Gerichtsverfahren besteht, und dennoch laute Klagen über die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege gehört werden, weil Bestechlichkeit der Richter und Habsucht der Anwälte die Frucht des Gesetzes verderben.

So wichtig also die Form des Verfahrens ist, so wird doch die Erreichung des Ziels aller Proceßgesetzgebung, schleunige und gerechte Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten, kräftiger Schutz des Rechts gegen das Unrecht, noch durch Anderes als durch jene bedingt. Vor Allem bedarf es einer wohlbegründeten Staatsordnung, einer kräftigen höchsten Staatsgewalt, welche jeden Versuch der Eigenmacht abzuwehren und dem Walten des öffentlichen Richteramts freien Raum zu verschaffen weiß, ohne die Macht zu haben, durch Eingriffe der Willkür den Rechtsgang zu stören. Dann aber ist das Wichtigste: gebildete, pflichteifrige, unabhängige und jeder Art von Bestechung unzugängliche Richter zu haben. Wie ein schlechter Schulplan, wenn die Lehrer tüchtig sind, die Erzielung schöner Resultate des Unterrichts nicht hindern, der beste aber unter den Händen untüchtiger Lehrer nur kümmerliche Früchte hervorbringen wird, so kann trotz einer mangelhaften Proceß-

Gesetzgebung, wenn nur deren Anwendung in die rechten Hände fällt, ein befriedigerender Zustand der Rechtspflege sich ergeben, als bei einer an sich zweckmäßigen Form des Verfahrens, wenn die Organe, durch welche dieses wirksam werden soll, nichts taugen, wenn die Richter unwissend und nachlässig, oder gar feil und niederträchtig sind.

Wissenschaftliche Bildung ist für unsere Richter ein unentbehrliches Erforderniß, wenn wir auch die Geltung eines einfachen Gesetzbuches voraussetzen. In Frankreich hat man erfahren, welche nachtheilige Wirkungen es mit sich brachte, daß zu Friedensrichtern, die doch nur einen beschränkten richteramtlichen Wirkungskreis haben, Männer ohne rechtswissenschaftliche Bildung berufen wurden. Daher ist es Recht, wenn die Regierungen bei der Auswahl zu Anstellungen im Justizdienst vor Allem nach den Kenntnissen und nach der im Leben bewährten wissenschaftlich-praktischen Tüchtigkeit fragen, ohne andere Rücksichten vorwalten zu lassen. Die Auszeichnung bewährter Tüchtigkeit ist zugleich geeignet, den Pflichteifer zu heben, während es zum großen Nachtheile des öffentlichen Dienstes nur einen durch Mißmuth lähmenden Einfluß auf die amtliche Thätigkeit ausüben kann, wenn anerkannte Fähigkeit und vieljährige treue Pflichterfüllung unbeachtet bleibt, seichte Mittelmäßigkeit aber, durch besondere Umstände begünstigt, leicht sich in die Höhe schwingt. Insbesondere ist es von großer Wichtigkeit, daß die Vorstände der Gerichtshöfe nicht bloß durch Rang, sondern auch durch wissenschaftliche Bildung und praktischen Takt sich auszeichnen und selbst lebendiges Interesse hegend für würdige Haltung des Richteramts die bessern Kräfte überall zu finden und zu heben wissen. Gewiß kann mancher Praktiker es aus Erfahrung bezeugen, wie unter der Leitung eines ausgezeichneten Vorstandes die Wirksamkeit eines Gerichtshofes bald ungleich günstiger sich gestaltete, als da, wo der Stuhl des Präsidenten nur als ein sorgenfreier Ehrensitz angesehen wurde.

Mit wissenschaftlicher Bildung und praktischer Tüchtigkeit

aber muß sich jene Unabhängigkeit und Lauterkeit der Gesinnung verbinden, die ganz vorzüglich die Zierde des Richters ist, die niemals den Charakter verläugnet, welchen der Römer dem Rechtsgelehrten beilegt, den Charakter eines Priesters der Gerechtigkeit *). Keinen verderblichern Krebsschaden gibt es im Leben eines Volkes, als wenn seine Richter nicht richten nach dem Rechte, sondern das Recht biegen nach Willkür, unterwürfig den Winken der Gewalt, oder zugänglich der Bestechung von Seiten der Parteien. Die Kenntniß des Rechts selbst wird zum bösen Gifte in der Hand feiler Richter, und die besten Gesetze vermögen wenig gegen solches Verderben, wenn es einmal eingerissen ist; die zweckmäßigste Form des Verfahrens wird der Unlauterkeit ihr Spiel nicht unmöglich machen. Doch kann sie dazu beitragen, es zu erschweren, und auch sonst kann viel geschehen, um dem Einreißen jenes Verderbens vorzubeugen und entgegenzuwirken; weniger durch Strafen — denn die Ungerechtigkeit derjenigen, die zu Dienern des Rechts bestellt sind, ist schwerer in ihren Schlupfwinkeln zu verfolgen, als der listige Reinecke in seiner Höhle — als vielmehr dadurch, daß den Richtern eine Stellung gegeben wird, welche die Ehrenhaftigkeit des Standes fördert und die Versuchung, das Amt als Quelle unreinen Erwerbes zu mißbrauchen, so viel möglich entfernt oder mindert. Wenn der, welcher die Wage der Gerechtigkeit in seiner Hand hält, von Nahrungssorgen bedrängt ist, und für die Erfüllung des Berufs, der alle seine Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, kaum so viel Entgeltung findet, um das äußere Ansehen seiner gesellschaftlichen Stellung zu behaupten, so muß man befürchten, daß er der immer sich erneuernden Versuchung erliege, einen Lohn zu suchen, den er mit Abscheu verschmähen sollte, und in Erwartung solchen Sünderlohns die Wage manchmal nach der Seite sinken zu lassen, auf welcher sie in die Höhe schnel-

*) **Merito quis nos sacerdotes appellet; justitiam namque colimus.** Ulpian im ersten Fragment der Pandecten.

len sollte. Daher ist es eine heilsame Vorsorge des Staats, den angestellten Richtern eine dem Bedürfniß ihrer Stellung entsprechende Besoldung zu geben, und wohl hat er Ursache, diesem Gegenstande nach dem Wechsel der Zeiten seine Aufmerksamkeit zu widmen. Ein geachteter preußischer Jurist, der selbst nicht Richter ist, sagt in dieser Beziehung: „Das ungeheure Vertrauen, das der Staat auf die unbesiegbare Integrität seiner Richter setzt, beweißt er am glänzendsten durch die im Durchschnitt und im Vergleich mit dem gesunkenen Geldwerthe kläglichen Besoldungen der Richter. — Man muß nicht Opfer fordern, wo man werthvolle Dienste verlangt. Es sind das Ersparungen, die sehr theuer werden, durch welche man endlich einen ehrenwerthen Stand knickt;" und ein anderer bemerkt ebenfalls in Bezug auf Preußen: „Der Werth des Geldes ist enorm gesunken, der Wohlstand des Landes, der Luxus der gewerbtreibenden Classen enorm gestiegen, die Besoldungen der Beamten sind unverändert geblieben, und so kommt es, daß der Handlungsdiener eines guten Hauses sich häufig besser steht, als die jüngern Räthe eines Obergerichts. Die Zunahme des Cölibats ist Folge davon. Das Bedürfniß wissenschaftlicher Ausbildung wird zwar den Aemtern immer noch Candidaten genug zuführen, allein die Nachtheile dieses Garçon- und Hagestolzendienstes werden mit der Zeit immer sichtbarer hervortreten, und vielleicht zu spät den Mangel der Solidität empfinden lassen."

Uebrigens darf Deutschland in Ansehung der bisher berührten Bedingungen guter Rechtspflege, im Vergleich mit andern Ländern, nicht klagen, wenn es auch an schlimmen Beispielen nicht fehlt und stete Wachsamkeit noth thut, daß nicht Verderben sich einschleiche. Kabinetsjustiz ist ein fast verschollenes Gespenst; unsere Richter erfreuen sich einer unabhängigen gesicherten Stellung, und dürfen im Ganzen genommen in Ansehung ihrer Kenntnisse und ihrer Ehrenhaftigkeit den Vergleich mit dem Richterstande irgend eines andern Volkes nicht scheuen. Sehr viel kommt aber zudem auf die Redlichkeit und Tüchtigkeit

der Rechtsanwälte an, die als Vertreter und Beistände der Parteien einen so höchst bedeutenden Einfluß auf den Gang der Rechtspflege, zum Guten wie zum Bösen, ausüben, und nach dem Stande unserer Verhältnisse nicht entbehrt werden können. Wenn die Anwälte, verkennend ihren Beruf, dem Rechte zu dienen dadurch, daß sie beiderseits dasjenige, was der Richter zu Gunsten ihrer Partei berücksichtigen muß, geltend machen, und nicht zufrieden damit, daß ihnen dieser Beruf die Quelle eines anständigen Lebensunterhaltes ist, mit gleichem Eifer der Unterstützung des offenbaren Unrechts, wie der Vertheidigung des guten Rechts sich hingeben, wenn sie ihre Rechtskunde mißbrauchen, um der Ungerechtigkeit immer neue Schlupfwinkel zu öffnen, und wenn sie fette Processe auf alle Weise zu ihrer Bereicherung auszubeuten suchen, während sie minder ergiebige vernachlässigen: so können sie nach dem mündlichen Verfahren des französischen Rechts eben so gut, ja vielleicht noch mehr als nach dem schriftlichen Verfahren des deutschen Rechts, den Erfolg der Rechtspflege auf die nachtheiligste Weise verkümmern.

Ein anderes Moment, worauf sehr viel ankommt, ist eine gute Gerichtsverfassung. Von dieser hängt es hauptsächlich ab, daß die Gerichte überhaupt im Stande seien, ihrer Aufgabe zu genügen, daß gute Richter nicht in Versuchung gerathen, von ihrer Pflicht abzulassen, daß schlechte weniger Spielraum für ihre Ungerechtigkeiten finden. Wenn im römischen Reiche, zur Zeit der größten Rechtsgelehrten, die Rechtspflege viel zu wünschen übrig ließ, so lag der Grund davon, abgesehen von dem herrschenden Sittenverderbniß, gewiß vorzüglich in der mangelhaften Gerichtsverfassung. In der Hand eines einzigen Mannes ruhte die ganze Verwaltung und Gerechtigkeitspflege einer Provinz von beträchtlichem Umfange. Standen ihm auch Räthe und Gehülfen zur Seite, so war er doch allein der Inhaber der richterlichen Gewalt, sein Urtheil das entscheidende. Welche Aufgabe für den besten und redlichsten, den Obliegenheiten dieses Amtes vollkommen zu entspre-

chen! welche Gelegenheit und welche Versuchung zu Willkühr und eigennützigem Mißbrauch der Gewalt! Ein schwacher Schutz dagegen war es, daß man sich beschwerend an den Kaiser in Rom wenden konnte, und andererseits wurde auch gerade durch willkührliche Eingriffe von dorther der Gerechtigkeit manche Wunde geschlagen. Während jetzt Frankreich allein sechsundzwanzig Gerichtshöfe als Berufungsgerichte zählt *), deren jedem eine Anzahl Bezirksgerichte untergeordnet ist, war zur Zeit der Römer das ganze Gebiet desselben nebst einem Theile der Schweiz, dem ganzen linken Rheinufer, Belgien und Holland, nur in sechs, später in zwölf, zuletzt in siebenzehn Provinzen getheilt, und in jeder solcher Provinz hatte ein Präses jene umfassende Gewalt. Wie sollte man davon Gutes erwarten! Wenn dagegen heutzutage der Zustand der Rechtspflege in Frankreich und so auch in den deutschen Rheinlanden vor andern als befriedigend gerühmt wird, so liegt der Grund davon gewiß weit mehr, als in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, in der trefflichen Gerichtsverfassung, deren sich jene Länder erfreuen. Die Vorzüge derselben bestehen darin, daß alle wichtigeren Rechtssachen von Collegialgerichten entschieden werden; dann daß die Gerichte nur Gerichte sind, gänzlich befreit von allen nichtrichterlichen Functionen, nicht nur von allen fremdartigen Verwaltungsgeschäften, sondern auch von der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit, für welche das Notariat besteht. Der Vorzug collegialer Verfassung der Gerichte ist jedem einleuchtend, wenn gleich man gerne zugeben mag, daß geringere Rechtssachen der Entscheidung von Einzelnrichtern überlassen bleiben; sowohl Unfähigkeit als Willkühr und Unredlichkeit einzelner Mitglieder des Richterstandes

*) Nach Schubert's Handbuch der Staatenkunde I. S. 236 sind in Frankreich (mit Inbegriff der Insel Corsika) 27 königliche Gerichtshöfe, mit 93 Präsidenten, 630 Richtern: ferner 361 Gerichtshöfe erster Instanz mit 1626 Richtern. Dazu kommen denn noch die Friedensrichter und die Beamten des öffentlichen Ministeriums.

ist dort weniger zu fürchten. Eben so einleuchtend aber ist es, daß die Rechtspflege sich nicht wohl dabei befinden könne, wenn derselbe Beamte, dem das Richteramt für einen ansehnlichen Bezirk anvertraut ist, nebenbei aber nur für geringfügige Streitsachen Friedensrichtern als Einzelnrichtern die Entscheidung zusteht; von andern, und zwar den manchfaltigsten und fremdartigsten Geschäften hin- und hergezerrt wird, von denen viele ihrer Natur nach oder wegen der Wichtigkeit, die ihnen von vorgesetzten Behörden beigelegt wird, für dringender gehalten werden, als die Entscheidung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten, und wegen deren Verzögerung der Beamte leichter und strenger zur Verantwortung gezogen zu werden fürchten muß; daß es ferner keine zweckmäßige Einrichtung sei, wenn derselbe Beamte, der heute als Organ der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit etwa einen Vertrag oder ein Testament aufnimmt, einige Zeit nachher in den Fall kommen kann, als Organ des eigentlichen Richteramts über die Gültigkeit jenes Rechtsgeschäfts, dessen Ungültigkeit vielleicht er selbst verantwortlicher Weise verschuldet hat, zu erkennen. In Preußen ist schon längst die Gerechtigkeitspflege von den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung getrennt; die Gerichte, auch die Untergerichte haben nichts zu schaffen mit Polizei, mit Päffen und Wanderbüchern, mit Wirthshäusern und öffentlichen Lustbarkeiten, mit Feuer- und Wassergefahren, mit Landstraßen und Eisenbahnen, mit Schulen und Stiftungen, mit Wahlverhandlungen und Soldatenaushebung u. s. w. u. s. w. Dennoch wurde es bei der im ersten Artikel erwähnten Juristenversammlung als ein Uebelstand hervorgehoben, daß die Gerichte noch unter dem Drucke so vieler nicht eigentlich richterlichen Arbeiten erliegen, und der Wunsch ausgesprochen, daß in dieser Hinsicht die Gesetzgebung zweckmäßige Abänderungen bewirken möge. Diese Arbeiten bestehen dort nur in der ängstlich überwachenden Obervormundschaft, in einem complicirten Sportel- und Depositalwesen, in der Führung der Hypothekenbücher und in Notariatshandlungen, in welche letzte sich zudem die Gerichte mit den Justiz-

Commissarien theilen. Um wie viel hemmender und beschwerender muß es seyn, wenn sich mit allem dem noch eine kaum übersehbare Masse anderer Geschäfte verbindet, die nach einer fast noch weniger übersehbaren Masse von Verordnungen und Instructionen zu erledigen sind*)! Theilung der Arbeit, Trennung des Verschiedenartigen, kann hier für den einen wie für den andern Zweig des öffentlichen Dienstes nur ersprießlich wirken. Eine andere Ansicht zwar ließ sich vor einiger Zeit durch die Allgemeine Zeitung in einer Stimme aus Kurhessen vernehmen. Sie meinte, die Trennung des Richteramts von aller Verwaltung führe nur dazu, daß die Richter sich dem Leben zu sehr entfremden, und immer mehr in haarspaltenden Spitzfindigkeiten sich ergehen, wie man auch im benachbarten Preußen bereits zu gewahren anfange; um das Jahr 1950 werde man vielleicht, ganz im Gegensatze gegen die jetzige Ausscheidungstendenz, in jedem Dorfe einen Dorfrichter finden, der wieder alle Gewalten in sich vereinige. Wir wollen hoffen, daß dieser kein russischer Hetmann oder gar ein türkischer Kadi sei. Der Urheber dieser Prophezeiung muß seine absonderlichen Erfahrungen in Preußen gemacht haben, vielleicht von diesem oder jenem Polizeimann, dem die Selbstständigkeit und Gewissenhaftigkeit des Richteramts hinderlich war. Es hat sonst noch gute Wege, daß unsere Rechtspflege nicht durch Haarspalten in Verwirrung gebracht werde, und daß die Richter sich dem Leben entfremden, möchte weniger zu besorgen seyn, als daß Beamte, die mit allem Möglichen zu thun haben, dem Beruf des Rechtsprechens entfremdet werden, und auch da, wo sie Recht sprechen sollten, geneigt sind, polizeilich darin zu verfahren. Uebrigens ließe sich das wohl annehmen, daß für den beschränkten Kreis einer Dorfgemeinde ein Beamter hingestellt würde, der den Mitgliedern derselben die nächste Autorität in

*) Man vergleiche z. B. die Anleitung zur Kenntniß der wesentlichen Bestimmungen für den administrativen Wirkungskreis der Landgerichte, von Freudel, Bayreuth 1845.

allen Sachen wäre. Aber es ist leicht einzusehen, daß dieser in Bezug auf die Rechtspflege sowohl, wie in Bezug auf die übrige Staatsverwaltung im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stelle einnehmen könnte, und daß es etwas ganz anderes ist, wenn für einen Bezirk von zehn und zwanzig Tausend Einwohnern oder mehr eine Behörde so verschiedenartigen Anforderungen genügen soll.

Vom bedeutendsten Einfluße ist endlich noch der Zustand der materiellen Gesetzgebung, nach welcher die Gerichte Recht zu sprechen haben; wenn die Gerichte des Rheinlands leichter die vorkommenden Processe erledigen, als die dießseitigen Gerichte, so ist dieß, von allem andern abgesehen, schon aus dem Grunde nicht zu verwundern, weil die manchfaltig sich durchkreuzenden Particularrechte, welche hier gelten, weit mehr Schwierigkeiten erzeugen, als die dort bestehende einfache Gesetzgebung, welcher zudem verschiedene Rechtsverhältnisse, die oft gerade die weitläufigsten Rechtsstreite veranlassen, völlig fremd sind.

So vielfach also sind die Bedingungen eines befriedigenden Zustandes der Rechtspflege; es wäre ein großer Irrthum, wenn man Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für die Zaubermittel hielte, welche allein alle Uebelstände zu beseitigen vermöchten; wenn nicht Anderes hinzukommt, so kann die unvorsichtige Aufnahme jener Principien leicht noch ärgeres Uebel herbeiführen. Nun aber kehrt uns die Frage wieder, ob denn überhaupt Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, auch unter den gehörigen Voraussetzungen, als ein ersprießliches Element für die bürgerliche Rechtspflege gelten könne? Ich nehme keinen Anstand, der jetzt vorherrschenden Meinung mich anschließend, diese Frage zu bejahen, und trete somit in offenen Widerspruch der Ansicht mit dem Verfasser des im vorigen Bande dieser Blätter enthaltenen Aufsatzes. Es ist jedoch nicht meine Absicht, hier die Gründe dafür erschöpfend zu entwickeln, indem dieses zu sehr in juristische Erörterungen hineinführen möchte; ich will mich nur darauf beschränken, den Erwägungen jenes

Aufsatzes einige Gegenbemerkungen entgegenzustellen, vorzüglich in der Absicht, daß nicht in diesen Blättern eine so wichtige Zeitfrage nur von einer Seite beleuchtet erscheine.

Trennen wir die Frage über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, so ist leicht zu erkennen, daß die erste ein bei weitem wichtigerer Gegenstand gesetzgeberischer Erwägung ist, als die letzte. Jene ist gewissermaßen eine Vorbedingung für diese; denn so weit das Verfahren in einem bloßen Schriftwechsel besteht, kann von Oeffentlichkeit kaum die Rede seyn, und zu dem Ablesen der Vorträge und den darauf folgenden Berathungen anderen Personen, als den Gerichtsgliedern den Zutritt zu gestatten, möchte theils wenig anziehend, theils nicht räthlich seyn. Auch bedarf es, wenn an die Stelle des schriftlichen Verfahrens ein solches treten soll, worin mündliche Gerichtsverhandlung ein wesentliches Element bildet, einer durchgreifenden, wohlbedachten Umgestaltung der ganzen Proceßordnung; ist aber das Verfahren einmal darnach geordnet, so erledigt sich die Frage über die Oeffentlichkeit einfach durch die Entscheidung darüber, ob man die Thüren des Gerichtssaales auch nicht betheiligten Personen öffnen solle oder nicht. Daher würde es verkehrt seyn, bei legislativer Berathung dieses Gegenstandes das letzte voranzustellen, und eine unverantwortliche Thorheit wäre es, wenn etwa eine Ständeversammlung einer sonst befriedigenden Proceßordnung bloß darum ihre Zustimmung versagen und dadurch jene vereiteln wollte, weil gegen ihren Wunsch nicht zugleich unbedingte Oeffentlichkeit der mündlichen Verhandlungen gewährt seyn soll. Indessen hat unser Verfasser die Oeffentlichkeit vorangestellt, und so will ich ihm auch darin folgen.

Nicht von der sogenannten parteilichen Oeffentlichkeit ist hier die Rede. Ein Rechtsverfahren, dessen wesentliche Momente selbst für die Parteien Geheimniß bleiben, wäre ein Unding; auch der durchaus schriftliche Proceß ist kein heimlicher für die Parteien. Es könnte nur die Frage entstehen, ob nicht bei einigen Handlungen, deren Resultate jedenfalls den Parteien

bekannt werden müssen, auch persönliche Gegenwart derselben geduldet werden solle, namentlich beim Zeugenverhör und bei der Urtheilsfindung, und in dieser Beziehung stimme ich dem genannten Verfasser bei, wenn er dieß in einem Falle billigt, in dem andern Falle, so fern nämlich eine collegiale Berathung vorausgesetzt wird, mißbilligt; doch könnte allenfalls den Parteien gestattet werden, den thatsächlichen Bestandtheil des Vortrags mit anzuhören, um sich zu überzeugen, daß dem erkennenden Collegium alles Erhebliche vorgelegt werde. Wir reden hier von der Oeffentlichkeit des Verfahrens auch für andere, als die Parteien und deren Anwälte, von der sogenannten volksthümlichen Oeffentlichkeit, wobei jedoch immerhin angemessene Beschränkungen in Ansehung der Personen, welche davon Gebrauch machen mögen, gedacht werden können.

Aber: „Oeffentlichkeit der Privat-Rechtspflege! Liegt nicht schon in den Worten der Widerspruch, der schlagend das Unpassende jenes Verlangens darthut? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten der Bürger vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen?“ — Man könnte mit gleichem Rechte sagen: „Oeffentliche Richter sollen in Privatsachen urtheilen? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten vor öffentliche Gerichte zu ziehen?“ — Und jeder wird sogleich erkennen, daß in jenen Worten ein Widerspruch gar nicht liegt. Das Privatrecht steht dem öffentlichen Rechte gegenüber, nicht wie das heimliche dem offenkundigen, sondern als das zunächst nur die Verhältnisse der Einzelnen als solchen unter einander betreffende Recht im Gegensatz von denjenigen Rechtsnormen, welche die Verhältnisse und Aufgaben des Staates als Gesammtheit betreffen. Die gesammte Ordnung der Gerichte und des Gerichtsverfahrens aber bildet einen Theil des öffentlichen Rechts, indem sie sich unmittelbar auf die Erfüllung der wesentlichen Aufgabe des Staates, des Rechtsschutzes nämlich, bezieht; und wer nun diesen öffentlichen Rechtsschutz für sich in Anspruch nimmt, der muß sich auch derjenigen öffentlichen Ordnung unterwerfen, an welche die Thätigkeit der

richterlichen Gewalt des Staats gebunden ist. Wenn ein römischer Bürger den Prätor ersucht hätte, sein Tribunal zu verlassen und sich mit ihm in eine heimliche Kammer zu begeben, weil er seine Rechtssache, die ja nur Privatsache sei, nicht auf öffentlichem Markte verhandelt sehen möge, welches Erstaunen würde sich der Zuhörer bemächtigt haben! und doch wußten die Römer sehr gut jus publicum und privatum, judicia publica und privata zu unterscheiden. Also mit den Worten ist noch nichts geschlagen, und von einer durch die Natur der Sache gegebenen Nothwendigkeit heimlicher Verhandlung der Privatrechtssachen vor den öffentlichen Gerichten kann keine Rede seyn.

Indessen könnte man sagen, wenn auch die Ordnung des Gerichtsverfahrens im Ganzen eine Sache des öffentlichen Interesse sei, so sei doch jeder einzelne Proceß nur eine Privatsache der Parteien, welche andere Bürger nichts angehe; nun, sei es zur gerechten Entscheidung der Sache nicht nothwendig unbetheiligten Zuhörern den Zutritt zu den gerichtlichen Verhandlungen zu gestatten, den Parteien aber könne dieß lästig und unerwünscht seyn; daher sei es besser, die Oeffentlichkeit auszuschließen. Faßt man die Sache von diesem Gesichtspunkt auf, so kommt es nur darauf an, ob nicht diese Rücksicht auf den Wunsch der Parteien durch andere Rücksichten, welche zu Gunsten der Oeffentlichkeit sprechen, überwogen werde? Ist das Letzte der Fall, verspricht die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens Vortheile, welche in der Wagschaale des allgemeinen Wohls schwerer wiegen, als die mögliche Abneigung der Parteien gegen öffentliche Verhandlung ihrer Privatrechtssachen, so ist es legislativ gerechtfertigt, für jene sich zu entscheiden; der Einzelne hat kein Recht, die allgemeine Ordnung des Verfahrens nach seinen individuellen Wünschen bestimmt zu sehen.

Hierbei fragt sich aber vor allem, ob denn überhaupt eine solche Abneigung gegen öffentliche Gerichtsverhandlungen im Volke vorherrschend sei? Ich würde das für kein gutes Zeichen

halten; man kann aber die Frage auch, was Deutschland betrifft, dreist mit Nein beantworten. Eine im Jahre 1843 in Berlin erschienene Brochüre findet es zwar bedenklich, und sogar die Grundlage der Monarchie (nach Montesquieu), die Ehre, gefährdend, wenn durch öffentliche Verhandlung gegen Personen der vornehmeren Classe den geringern Ständen eine Lust bereitet werde; aber man darf wohl bezweifeln, daß diese Sentenz in Deutschland viel Anklang gefunden habe, oder von irgend Jemanden für den wahren Ausdruck der deutschen Volksmeinung gehalten worden sei. Dagegen ist von deutschen Ständeversammlungen schon oft auf Einführung der Oeffentlichkeit angetragen worden, die Mitglieder dieser Versammlungen aber sind ohne Zweifel selbst großentheils schon in bürgerliche Rechtsstreitigkeiten verwickelt gewesen, und haben darin doch keineswegs Anlaß gefunden, der Geheimhaltung das Wort zu reden. Auch haben Römer und Deutsche Jahrhunderte lang sich die Oeffentlichkeit der Privatrechtspflege gefallen lassen, vermuthlich ohne Murren, so wie man auch jetzt von dorther, wo sie besteht, kein Murren darüber vernimmt, während sich anderwärts über den Mangel derselben nicht selten etwas der Art hören läßt, auch unsere Ahnen vor drei- bis vierhundert Jahren nicht ohne Murren sich an das damals neue Schriftverfahren gewöhnt haben, dessen Einführung übrigens am wenigsten durch das Streben nach Geheimhaltung der Processe motivirt worden ist. Also darf man im Allgemeinen annehmen, daß jener Grund für die Ausschließung der Oeffentlichkeit nur sehr leicht wiege. Höchstens könnte er so viel bewirken, daß man, die Oeffentlichkeit als Regel aufstellend, den Parteien das Recht einräumte, deren Ausschließung oder Beschränkung im einzelnen Falle zu verlangen, und dann würde man wahrscheinlich eine ähnliche Erfahrung machen, wie man sie in der Provinz Westphalen in Betreff des summarischen Processes gemacht hat.

Der Einräumung einer solchen Befugniß tritt aber eine andere Erwägung widerrathend entgegen. Denn gewiß würden

meistens nur solche Parteien oder deren Anwälte Gebrauch davon machen, welche das Licht der Oeffentlichkeit scheuen, weil sie einen faulen oder frivolen Rechtsstreit durchzuführen gedenken. Gerade das aber ist ein unläugbarer Vortheil der Oeffentlichkeit, daß sie Parteien von der Verfolgung und Anwälte von der Vertheidigung schlechter Sachen, beide von nichtswürdigen und unverschämten Kunstgriffen und Ausflüchten abhält. Diesen Vortheil gewährt zwar zum Theil schon die Mündlichkeit; der Mund sträubt sich, all das erbärmliche und absichtlich verwirrende Gewäsch zu sprechen, was das schamlose Papier ohne Erröthen dem Richter zu lesen gibt; aber es ist leicht einzusehen, daß diese Wirkung in erhöhtem Maße eintreten werde, wenn der Redende zugleich noch außer den Richtern ein ehrenwerthes Publikum vor sich sieht, oder jeden Augenblick fürchten muß, Männer eintreten zu sehen, in deren Achtung er nicht verlieren möchte, und gegen deren Anwesenheit nicht wie gegen die der Richter durch Gewohnheit sein Gefühl sich abhärtet. Man fürchtet, daß in manchen Rechtsstreitigkeiten, z. B. Injurienhändeln, Erbschaftsstreitigkeiten und andern das Familienleben berührenden Rechtssachen, durch die öffentliche Verhandlung leicht die Erbitterung der Parteien erhöht werde, die Leidenschaftlichkeit an Heftigkeit zunehme. Aber es läßt sich anderntheils erwarten, daß gerade die Oeffentlichkeit manche solche Processe im Keim ersticke, oder doch wenigstens auf deren Behandlung einen vortheilhaften Einfluß übe, welcher jene Folgen mildern könnte. Die Erfahrung zeigt, daß Bitterkeiten, schwarz auf weiß, z. B. ein Briefwechsel, viel tiefer verletzen und schwerer zu heilende Spaltungen erzeugen können, als wenn sie nur im flüchtig gesprochenen Worte enthalten sind, theils wohl, weil man jene sich immer reproduciren kann, theils weil sie mit mehr Vorbedacht zugefügt scheinen, und eben so mit Vorbedacht erwiedert werden können. Daher findet man nur zu häufig, wie sich im Verlaufe eines langen schriftlichen Processes die Leidenschaft der Parteien gegeneinander zur heftigsten Erbitterung steigert; die Streitschriften

füllen sich mit bittern Ausfällen oder Bosheiten, und jede folgende sucht die vorhergehende zu übertreffen; nicht selten treiben es die Advokaten so aus eigenem Gefallen daran, und ziehen die Parteien allmählig hinein, aber oft auch verlangen die Parteien es so, und schätzen die Schrift ihres Anwalts vorzüglich darnach, wie scharf er's dem Gegner zu schmecken gibt, und so wird die Feindschaft immer ärger. Es wäre nun freilich thöricht, zu glauben, daß nicht auch beim mündlichen Verfahren Aehnliches vorkommen werde, und daß es dann nicht vielleicht manchmal durch die Oeffentlichkeit noch verletzender werden könne. Aber im Ganzen kann man zuversichtlich erwarten, daß ähnliche Scandale von Rabulisterei, Parteileidenschaft und Schmähsucht, wie sie in Proceßschriften nicht selten vorkommen, im öffentlich mündlichen Verfahren weit seltener, und nicht leicht in demselben Maße statt finden würden, theils weil Manchen das Ehrgefühl abhalten wird, sich persönlich dem Publikum als williges Organ niedriger Parteileidenschaften vor Augen zu stellen, theils weil auch die Furcht, wegen ungebührlicher Reden so fort durch den Präsidenten des Gerichtshofes zurecht gewiesen zu werden, kräftiger davon zurückhalten wird, als die Besorgniß, daß eine Proceßschrift wegen ungebührlichen Inhalts zurückgegeben werden könne, theils weil überhaupt die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen unter den Rechtsanwälten ein höheres Gefühl ihrer Standeswürde, das solch unwürdigem Gebahren entgegenwirkt, zu begründen und zu pflegen geeignet ist. Uebrigens kann man auch in dieser Beziehung auf die Erfahrung sich berufen, und zwar nicht eine Erfahrung, die man „bei ganz anderer Staatsverfassung, in andern Zeiten, bei andern Völkern, unter total verschiedenen Lebensverhältnissen“ gemacht hat, sondern auf die mehr als dreißigjährige Erfahrung eines der schönsten Theile des deutschen Vaterlandes, mit einer Bevölkerung von beiläufig drei Millionen Einwohnern, die sich durch Lebendigkeit des Charakters und bewegliche Regsamkeit vor andern deutschen Stämmen auszeichnen. Und solche Beispiele sind allerdings

Gründe. Oder möchte sich Jemand getrauen, den Beweis zu führen, daß dort jene Nachtheile sich wirklich gezeigt haben? wobei er sich nur nicht der Täuschung hingeben möge, daß anderwärts die gerügten Scandale nicht existiren, weil sie Niemanden bekannt werden, als wem der angenehme Beruf beschieden ist, die unerquicklichen Acten auszudreschen. — Daß aber die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen wird, wo die Rücksicht auf die Sittlichkeit es gebietet, ist keineswegs eine Inconsequenz, eben weil diese beschränkende Vorschrift aus sittlichen Gründen gerechtfertigt erscheint, und dieses Interesse jede andere Rücksicht überwiegt. Es scheint vielmehr sehr consequent, die Oeffentlichkeit da, wo sie mit augenscheinlicher Gefahr für die Sittlichkeit verbunden ist, auszuschließen, da aber, wo sie im Allgemeinen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen verspricht (denn die Minderung frivoler Streitsucht ist doch wohl auch ein sittliches Interesse), dieselbe zuzulassen.

Unser Gegner selbst will es nicht in Abrede stellen, „daß manche muthwillige und faule Proceßführung aus Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Furcht vor dem Verluste der öffentlichen Achtung unterlassen werden würde, welche beim geheimen Verfahren im Dunkel der schriftlichen Verhandlung und im Vertrauen auf die Amtsverschwiegenheit der Richter, Gerichtsbediensteten und Anwälte Jahrzehnte lang ungescheut hingeschleppt wird.“ — „Hierin“, sagt er, „liegt unverkennbar eine Lichtseite des öffentlichen Civiljustizverfahrens.“ Wir können noch hinzusetzen, daß dasselbe eben dadurch nicht bloß der Beförderung der Moralität sich dienlich erweiset, sondern auch der Beförderung des wesentlichen Zweckes aller Rechtspflege. Die Aufgabe des einzelnen Processes ist freilich nur, den einzelnen Rechtsstreit baldmöglich durch eine gerechte Entscheidung zu Ende zu führen. Der Zweck der ganzen Ordnung der Rechtspflege ist aber der, überhaupt das Recht zu pflegen, das Unrecht abzuwehren und zu beseitigen. Und da nun muthwillige und faule Proceßführung gewiß zum Unrecht gehört, so

erfüllt diejenige Ordnung der Rechtspflege, welche jener kräftiger entgegenwirkt, ohne den nächsten Zweck, gerechte Entscheidung der wirklich erhobenen Rechtsstreite, zu beeinträchtigen, ihre Aufgabe offenbar besser, als eine andere, welche solchem Unfug durch das „Dunkel der schriftlichen Verhandlung" Vorschub leistet. Es ist aber überhaupt auch eine zu beschränkte Ansicht, daß die Rechtspflege, als die sie sich selbst Zweck sei, andere Zwecke des Staates nur in so weit zu fördern berufen seyn könne, als es die Erfüllung ihrer (eigentlichen) Aufgabe ohnehin mit sich bringt. Vielmehr ist es sehr wünschenswerth, daß sie zugleich andern guten Zwecken nach Möglichkeit diene, sofern nur die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe nicht darunter leidet, und je mehr eine Proceßordnung jenes leistet, desto mehr verdient sie den Vorzug vor einer andern, die nur in gleichem Maße die Hauptaufgabe erfüllt.

Als ein solcher Vortheil des öffentlichen Rechtsverfahrens stellt sich nun zunächst noch die Förderung der Rechtskenntniß im Volke dar. Der Gegner desselben ist unbefangen genug, einzuräumen, daß dieser Grund zu Gunsten der Oeffentlichkeit, vom idealen Standpunkte aufgefaßt, seinen guten Klang behalte. Wir sind zwar weit entfernt zu glauben, daß in unserer Zeit ein Gesetzbuch in so einfacher, bündiger Weise könne abgefaßt werden, daß Jedermann es nicht nur verstehen, sondern auch in jedem vorkommenden Fall mit Sicherheit selbst anwenden oder dessen Anwendung beurtheilen könne, und wir würden es für verkehrt halten, bei Entwerfung einer neuen bürgerlichen Gesetzgebung auf eine erschöpfende Kasuistik auszugehen. Wir sind überzeugt, daß die Oeffentlichkeit nicht alle Bürger zu Juristen bilden und ihnen den Beistand eines Rechtskundigen in ihren Angelegenheiten nicht entbehrlich machen wird, daß die Pflege des Rechts auch fernerhin einem zu diesem Berufe wissenschaftlich ausgebildeten Juristenstande anheimfallen wird, und daß insbesondere auch das römische Recht, welches nicht bloß von einem geistreichen Franzosen als raison ecrite bezeichnet, sondern überhaupt in der ältern und neuern fran-

zösischen Jurisprudenz als solche geachtet ist, fortan ein wichtiges Element der rechtswissenschaftlichen Bildung bleiben wird. Alles dieses kann uns allerdings das Beispiel unserer Nachbarn jenseits des Rheines lehren. Wer einigermaßen mit der jetzigen Rechtswissenschaft der Franzosen vertraut ist, weiß es, welches Gewicht sie noch jetzt dem Studium des römischen Rechts beilegen, und wie die besten Bearbeiter des geltenden Rechts überall an jenes anknüpfen, wie viele schwierige und streitige Fragen ferner bisher schon in der neuern Praxis sich ergeben haben, deren Anzahl kaum geringer seyn möchte, als die der wirklich praktischen Controversen des gemeinen Civilrechts. Aber ist denn nicht das schon ein Gewinn, wenn die Rechtskenntniß, der Sinn des Rechts im Volke mehr verbreitet und entwickelt wird? wenn nun Viele mit dem Rechte, so weit es ihren Lebenskreis berührt, vertrauter werden, statt es wie von einer Sibylle erfragen zu müssen? Ist hier nicht schon das halbe unvollkommene Resultat ein wirklicher Gewinn? Und das läßt sich doch wohl nicht läugnen, daß dazu die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beitragen kann, daß sie selbst bei dem gegenwärtigen Zustande unseres Rechts dazu beitragen könnte. Man kann auch hier die Erfahrung in den Rheinlanden befragen; mancher Friedensrichter, der unmittelbar mit den Rechtsuchenden in Berührung kommt, wird unsere Aussage bestätigen, und sichtbarer noch wird man diese Wirkung von den öffentlichen Sitzungen der Handelsgerichte nachzuweisen vermögen, denen die Gewerbtreibenden häufig mit Interesse beiwohnen. Einem dritten Artikel wollen wir es vorbehalten, ob die Oeffentlichkeit etwa noch andere Vortheile gewähre, und welche Bedenken etwa noch andererseits dagegen zu sprechen scheinen.

XIV.

Katholische Betrachtungen über die Rede des Grafen Montalembert vom 2. Juli.

(Nachtrag zu den Zeitläuften.)

Wie betrübend für das Herz des Katholiken auch die Apostasie manches Ungläubigen in Deutschland seyn möge, — viel kränkender und niederschlagender sind für Jeden, der die Sache der Kirche ohne Eigennutz und Nebenzwecke verficht, Fehltritte und schwere Verirrungen der Gläubigen. Beide verhalten sich zu einander wie leicht abtrocknender Schorf auf der Hautoberfläche, zu einem tiefen, schmerzvollen Leiden eines edeln Organs. Hinge das Geschick der Kirche an der Menschen Rede und Thun, hätte sie nicht eine von Gott geordnete Regierung und einen Mittelpunkt der Einheit, dessen Stimme Alle hören können, die eines guten Willens sind, und wäre der Geist Gottes ihr nicht verheißen bis an das Ende der Zeiten, so würden wir die Rede, welche Graf Montalembert am 2. Juli in der französischen Pairskammer gehalten hat, als eine große Niederlage beklagen. Wir würden uns mit Recht dem Vorwurfe parteiischer Einseitigkeit aussetzen, wollten wir diesen beklagenswerthen Fall mit Stillschweigen übergehen. Wir sprechen also davon, weil wir müssen, mit Betrübniß und Widerstreben, und dieses zwar, weil wir den Muth und das Talent

mit welchem Graf Montalembert die Sache der Kirche in Frankreich bei andern Gelegenheiten verfocht, nie verkannt haben, obwohl wir uns früher schon großer und mannigfacher Bedenken über die Ersprießlichkeit der hauptsächlich von ihm zur Erkämpfung der Lehrfreiheit eingeschlagenen Wege nicht erwehren konnten. Jene Rede vom 2. Juli nun nimmt in Formen, die uns im Munde der Männer des Berges nicht überrascht haben würden, nochmals und ohne auf die seither erhaltenen Aufschlüsse Rücksicht zu nehmen, für den jüngsten Revolutionsversuch in Galizien Partei, erhebt diejenigen, die das Unheil durch ihre wahnsinnige Schilderhebung verschuldeten, als heilige Märtyrer einer gerechten Sache zu den Sternen, schont Preußen, entschuldigt Rußland, überschüttet dagegen aber Oesterreich (dessen Truppen und Beamte ohne Zweifel in Masse an dem bestimmten Tage ermordet worden wären, wenn sich die Bauern nicht zu Gunsten der Regierung erhoben hätten), mit Anschuldigungen und Schmähungen, die sich entweder schon von vornherein als unwahr und längst widerlegt darstellen, oder nicht bewiesen sind, oder auf der einfachen petitio principii beruhen, daß das, was die leidenschaftlichsten Ankläger Oesterreichs, die an dessen Verläumdung ein augenscheinliches Interesse haben, sagen, nothwendig wahr, die Gegenrede dieser Regierung dagegen ein haltloses, von käuflichen und gewissenlosen Organen erfundenes Lügenwerk sei. Wir haben den wesentlichen Hergang dessen, was in Galizien geschehen, schon öfter in diesen Blättern besprochen und uns, wie wir es der Wahrheit gemäß konnten und mußten, mit Entschiedenheit gegen die Verläumdung erklärt, — daß jene polnische Verschwörung einen kirchlichen Charakter getragen, oder katholische Zwecke verfolgt habe. Jetzt tritt ein anerkanntes und berühmtes Haupt der katholischen P a r t e i in Frankreich nicht bloß mit einer Rechtfertigung jener Conspiration, sondern mit der bestimmten Anklage gegen die Regierung auf, gegen welche das Attentat gerichtet war, daß s i e den Anschlag genährt, befördert, gut geheißen habe, um den Adel des Landes in eine Falle zu locken, ihn in einem großen Blutbade

vertilgen zu können. „Es hat in Galizien wie in Krakau eine Verschwörung gegeben, das ist wahr. Ich gebe ihr diesen Namen, aber ich wünsche nicht, ihm einen übeln Sinn beizulegen. Es hat eine Verschwörung gegen die Autoritäten in Polen und gegen die bestehende Regierung in diesem Lande gegeben, aber ich beeile mich hinzuzusetzen, daß keine wichtige Person sich dazu bekannt hat. Es ist nicht wahr, wie man es behauptet hat, daß die Masse der Flüchtlinge im Auslande, und die Gesammtheit des galizischen Adels daran Theil genommen habe." Und das behauptet Graf Montalembert Angesichts der Schritte, welche der Fürst Czartoryski, umgeben von allen polnischen Emigranten, die in Paris leben, unter seinen Augen that, als die erste Nachricht vom Ausbruche des Bürgerkrieges dahin gelangte! — Auch in Polen habe kein einziger wichtiger oder ansehnlicher Mann daran Theil genommen. „Der beste Beweis ist, daß man keinen einzigen Verschwornen hat nennen können." Und dieß spricht Graf Montalembert aus, während in Galizien über fünfzehnhundert Verschworne, deren umständliche Geständnisse bereits großentheils in den Händen der Behörden sind, ihr Urtheil im Gefängnisse erwarten! Unmittelbar darauf nennt der Redner dieselbe Verschwörung eine mehr oder weniger patriotische oder adliche, nur setzt er hinzu: „sie wissen, was der Titel adlig in Polen bedeutet, dieß will ganz einfach Eigenthümer sagen." Wir können ihm aus guter Quelle versichern: daß unter diesen „Eigenthümern" auch nicht wenige Fürsten und Grafen durch ihr eigenes Bekenntniß des Todes nach dem Gesetze schuldig sind. Ob und welchen Dienst er ihnen eben durch seine Rede erwiesen, wollen wir seinem Gewissen überlassen. Weiter schuldigt er Oesterreich an, daß es dieser adligen Verschwörung dadurch ein communistisches Element beigemischt, daß es zum Erstaunen der Polen brandstifterischen Pamphleten ungestraften Umlauf im Lande gestattet habe, „um das Volk gegen den Adel aufzuregen und zu bewaffnen." Dem bekannten Theodor v. Boguß, der sich bei der Regierung über die Ermordung seiner

Verwandten beklagt, sei verboten worden, Trauer für die Entleibten zu tragen. Gegen diese Sage hat freilich der am meisten bei der Sache Betheiligte, Boguß selbst, in allen Zeitungen protestirt. Aber Graf Montalembert hört ihn nicht, die polnische Lüge muß auf's Neue vor der Pairskammer figuriren. Noch mehr! sie wird durch eine neue Erfindung überboten *). Der Protestirende wird, freilich nur auf der französischen Tribune, aus dem Leben geschafft. Eben als er auf die Rednerbühne steigen wollte, hat Graf Montalembert die Nachricht erhalten. „Heinrich von Boguß ist vor acht Tagen zwei Meilen von Tarnow ermordet. Sie begreifen, dieser Zeuge, dessen Denuntiation und Klage angenommen wurde, war ein unbequemer Zeuge, ein lästiger, Verlegenheiten bereitender Mensch. Auch hat man ihn verschwinden lassen, seine Stimme ist erstickt; sie wird Niemanden mehr belästigen. Dieß, meine Herren! ist die Wahrheit über Galizien. Und jetzt fürchte ich nicht hinzuzusetzen: daß diese Gräuel großentheils das Werk der österreichischen Regierung sind."

Wir können uns nach dieser Aeußerung, welche für die Rolle bezeichnend ist, die man den Grafen Montalembert bei diesem traurigen Anlasse spielen ließ, jeder weitern Analyse seiner Rede überheben, die für uns nicht minder peinlich seyn würde, als für ihn, wenn ihm diese Blätter je zu Gesicht kämen. Aber das Interesse der heiligen Sache, die wir verfechten, erheischt gebieterisch von uns nachfolgende Bemerkungen. Daß Graf Montalembert der Spielball von Menschen wurde, die in der angebornen Fertigkeit der Lüge nicht ihres gleichen finden, kann seinen Mißgriff erklären helfen, aber leider nicht rechtfertigen. Als Vertreter der katholischen Sache lag ihm, zumal einer katholischen Macht wie Oesterreich gegenüber! die

---

*) Bekanntlich lebt Boguß noch bis auf diese Stunde, und Graf Montalembert ist durch eine Mystifikation seiner polnischen Freunde, die seine Leichtgläubigkeit mißbrauchten, auf wahrhaft empörende Weise compromittirt worden.

Pflicht einer Critik ob, die er als Christ jedem Verbrecher schuldig gewesen wäre. Was hülfe uns ein Glaube, der nicht einmal die Gerechtigkeit des natürlichen Menschen förderte! Persönliche Gereiztheit und individuelle Abneigung, nationale Ansprüche und französisch-politische Zwecke mußten dann zur Seite liegen bleiben, wenn er die Sendung erfüllen wollte, die er sich zum Behufe der Vertheidigung der Kirche selbst gegeben hat. Er mußte neben den Stimmen höchst verdächtiger Ankläger auch die Vertheidiger hören, und durfte diese nicht in der maßlos schnöden Weise abfertigen, wie er in seiner Rede thut. Die entschiedene Verdammung, welche Gregor XVI. über den Versuch jenes Aufstandes ausgesprochen, mußte ihn wenigstens behutsam machen, und eine Aeußerung unterdrücken lassen, die, gewiß wider seinen Willen, die schwerste indirekte Beleidigung gegen den heiligen Stuhl enthält *). Er mußte voraussehen, daß er durch das von ihm gewählte System, und durch die Einmischung nationaler Zwecke und Gesichtspunkte in die Sache der allgemeinen Kirche, die Vertheidiger derselben dießseits und jenseits der französischen Gränze von einander scheidet, und so viel an ihm ist, dieselbe Spaltung verbreiten hilft, welche die französische Politik seit dem dreißigjährigen Kriege in das katholische Feldlager brachte. Er mußte endlich an den unehrlichen Vortheil denken, den die Feinde der Kirche aus seiner Rede ziehen würden, einen Vortheil, den wir hier, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht näher zu bezeichnen brauchen. Uns Deutschen aber erwächst aus eben jener Rede die goldene Lehre: daß wir uns nicht sorgfältig genug vor jedem auch noch so lockenden Bündnisse zwischen der katholischen

---

*) Graf Montalembert erklärt Angesichts des päpstlichen Erlasses an die galizischen Bischöfe: „daß es", er scheue sich, es zu sagen, „Schriftsteller gegeben, die es gewagt haben, den Namen und das Interesse der katholischen Religion anzurufen, um bis nach ihrem Tode die Schlachtopfer der österreichischen Politik zu schänden, zu verläumden und zu verfolgen."

Sache, für die wir streiten, und allen individuellen und nationalen Sympathien, Abneigungen oder sonstigen weltlichen Zwecken hüten können. Im Uebrigen bleibt uns der Trost: daß Rom über allen diesen Conflicten und lokalen Leidenschaften steht. Wahrlich! die katholische Einheit wäre eine lächerliche Chimäre, wenn wir sie irgend wo anders suchen wollten, als in dem kindlich treuen Festhalten an dem Mittelpunkte, den Christus der Herr auf den Felsen gegründet hat. Hoffen wir, daß diese Richtung sich auch in Frankreich, in der Schule der Geschichte und durch den gewaltigen Ernst der Zeit, mehr und mehr von allen unreinen Elementen selbstsüchtiger Eitelkeit reinigen werde.

XV.

Glossen über Zeitereignisse.

(Frankreich und Rom.)

Wenn ich nicht irre, so machte der bekannte Reisende, Kohl, in einem seiner Werke, wo er England und Frankreich vergleicht, die Bemerkung, daß die englische Presse den Volksgeist ausdrücke und dessen Winken gehorche; während umgekehrt die französische Presse, von einzelnen Parteihäuptern und Speculanten geleitet, den Volksgeist zu beherrschen trachte und ihn auszubeuten intriguire. Ein Beispiel hievon bietet das neueste Eisenbahnunglück, welches sich so vielen vorhergehenden, zum allgemeinen Entsetzen der Völker, angereiht. Kaum haben die Zeitungen ihre Entrüstung darüber ausgedrückt, als sich auch schon das Gerücht verbreitet, die Compagnie Rothschild habe ihre Agenten ausgesendet, den Journalisten goldene Mundschlösser anzulegen; während auch anderweitig in dem Lande der gerühmten Oeffentlichkeit Alles geschieht, um das

Publikum über den Umfang, die Ursachen und die Schuldigen dieses Unglücks im Dunkeln zu halten.

Mittlerweile gibt sich diese Presse, das Journal des Debats an der Spitze, erstaunliche Mühe, dem neuerwählten Papste begreiflich zu machen, daß er nichts Weiseres thun könne, als sich blindlings in die Arme des Juliusfrankreich zu werfen, das in Herren Rossi einen würdigen Vertreter habe, der ihm einen vollständigen Cours über Politik lesen werde. Die emsige Zuthätigkeit ist wirklich lächerlich. Wollte man ihnen glauben, so war es der Einfluß des Hrn. Rossi, welcher, man weiß freilich nicht auf welche Weise, die Wahl zu Gunsten Pius IX. entschied. Dem französischen Gesandten ist dieser daher für seine Würde verbindlich; billiger Weise zeichnete er ihn daher auch sogleich vor allen übrigen Diplomaten aus; weniger konnte er auch nicht thun, als daß er, wie uns La Presse ausdrücklich berichtet, sogleich an seinen hohen Gönner und Wohlthäter ein Bittgesuch richtete, worin er anhielt: Frankreich möge doch die gnädige Protection, deren sein Vorgänger Gregor XVI. genossen, auch ihm angedeihen lassen. Dieß wird denn auch großmüthigst gestattet werden, vorausgesetzt, daß er sich an die weisen Rathschläge des Abgesandten seines Protectors hält. Die ersten Forderungen der Presse aber sind: eine, wo möglich, allgemeine Amnestie und Entlassung der Schweizer; zwei Maßregeln, die einander in den Augen der Rathgeber offenbar ergänzen, indem nach ihnen die einen die Waffen bei nächster Gelegenheit aufheben sollen, welche von den andern niedergelegt wurden; freilich aber wird die mächtige Protection Frankreichs jeden Mißbrauch verhindern, so daß Pius IX., wenn er auch keine Conscription wie Louis Philipp hat, sich unbesorgt entwaffnen kann; Frankreich, das katholische Frankreich unter dem Scepter des allerchristlichsten Königs, wird ja mit der Sorgfalt eines frommen Sohnes für ihn wachen. In weiterem Verlaufe würde alsdann Pius IX., versteht sich immer unter französischem Protectorat, an der Spitze des italienischen Nationalgeistes be-

hend, in die Bahn sogenannter liberaler Reformen eintreten, und so die Möglichkeit herbeiführen, daß, wie die Schweizer, so auch die Oesterreicher aus den italienischen Gebieten mit Sack und Pack könnten entlassen werden; Frankreich würde natürlich bereitwilligst die Evacuationskosten tragen, und Herr Rossi sich einer so schweren Last, wie die oberste Leitung, mit gewohnter Großmuth unterziehen. Dabei malen sie sich die Zukunft so rosenroth, daß die Engländer bereits von ihrer Großmuth angesteckt werden, und die Times aufrichtig bedauert, daß aus engherzigen confessionellen Rücksichten England keinen Botschafter in Rom habe, der dem französischen bei der Wiedergeburt des Kirchenstaates durch liberale Reformen beistehen könne. In der That ein rührender Gedanke: England und Frankreich, deren Könige aus der Revolution hervorgegangen sind, sich dem heiligen Stuhl als seine besten Stützen rechts und links anbieten zu sehen! Auffallend bleibt uns dummen Deutschen jedoch, deren Verstand langsam, wie ihre Eisenbahnen, sich bewegt: daß Louis Philipp selbst mit seiner Amnestie gegen seine Meuchelmörder eine Ausnahme machte. Auch will uns bedünken, ein König, in dessen Hauptstadt nicht einmal eine Prozession auf offener Straße gehalten werden darf, sei ein wunderlicher Protector des heiligen Stuhls. Ueberdieß hätte er mit Verwirklichung der Unterrichtsfreiheit, mit Algier und den Eisenbahnen vor der Hand hinlänglich zu thun; so wie den Engländern Irland und Ostindien, und die halbe Welt, die sie nach und nach per fas et nefas verschluckt, wie uns scheint, hinlänglichen Spielraum zu liberalen Reformen darböte. Man sieht übrigens aus Allem, die Franzosen sind wieder, wie gewöhnlich, liberal und großmüthig, wo es auf Kosten Anderer geht und sie etwas zu gewinnen hoffen; wollen sie aber wirklich Italien einen Beweis ihrer aufrichtigen Liberalität geben, so dürfen sie ihm nur die Reste des Raubes aus den Zeiten der letzten Plünderung unter den Fahnen der Freiheit, die sie bei der Abrechnung 1815 in der Zerstreuung übersehen, zurückstellen.

Was wird aber das Ende aller dieser Protectionsofferten seyn? Wir fürchten nichts; wir vertrauen vielmehr, Pius IX. werde in Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten weder ein österreichischer, noch ein französischer, sondern ein katholischer Papst seyn; in Betreff des Kirchenstaates aber bei Abstellung der Mißbräuche die Stimme seines Gewissens und die Interessen seines Landes zu Rathe ziehen, und nicht die von politischen Quacksalbern, die sich, wie einst Reinecke, aus der Religion einen Mantel geschnitten, um ihre selbstsüchtigen Absichten darunter zu verbergen, und die schon den Ton eines gnädigen, herablassenden Protectors annehmen, ehe man ihre Dienste auch nur begehrt hat.

Keinen Besorgnissen Raum gebend, hat Pius IX. den Antritt seines Hirtenamtes damit gefeiert, daß er allen seinen Kindern mit wahrhaft väterlicher Milde ihre Verirrungen verziehen, ihre Kerker geöffnet, ihre Processe niedergeschlagen, den Verbannten und Flüchtlingen die Heimath und das väterliche Haus wieder geöffnet. Nur Geistliche, Beamte und Offiziere, die ihren Eid gebrochen, sind ausgenommen, sowie gegen solche, die gemeiner Verbrechen sich schuldig gemacht, das Recht seinen Lauf hat. Für die Zukunft aber hat er keine andere Gewähr, als das schriftliche Ehrenwort der Begnadigten verlangt. Mit Blitzesschnelle hat sich diese frohe Botschaft verbreitet; vom Herzen kommend ist sie zu den Herzen erwärmend gedrungen; der Jubel von Tausenden und Tausenden hat ihm für diesen Beweis hochherzigen, furchtlosen Vertrauens gedankt; sie sind vor ihm weinend niedergesunken, und haben seinen väterlichen Segen empfangen. Möge es der Anfang einer friedlichen Lösung aller Zerwürfnisse seyn, und er sich nie genöthigt sehen, wieder zum Schwerte der Gerechtigkeit zu greifen, oder ein anderes Wort, als das des Segens, auszusprechen.

XVI.

Zeitläufte.

Schilderhebung des Herrn Ronge gegen die großherzoglich badische Regierung. — Wichtige Erklärung desselben über die politische Stellung der von ihm gestifteten Religionspartei. — Lehrreiche Seitenblicke auf Oesterreich. — Allgemeine Betrachtungen über die politische Zukunft dieser Secte. — Kurzsichtigkeit jener macchiavellistischen Politik, welche ihr Entstehen veranlaßte und beförderte.

Den 18. Juli 1846.

Nachdem Herr Johannes Ronge in den letzten Monaten in mancherlei Weiterungen mit den Bekennern der Religion gerathen war, die er gestiftet, und die Aeltesten seiner Gemeinde ihm, dem Vernehmen nach im eigenen Interesse der Secte, bereits das Predigen verboten hatten, ist er, vielleicht ermuthigt durch den leicht vorauszusehenden günstigen Ausgang der gegen ihn in Preußen geführten Criminalprocesse, in der jüngsten Zeit auf's Neue mit einem Geistesprodukte vor die Welt getreten, welches wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Die badische Regierung nämlich hatte, wie sie nach dem auf den Vorgang Preußens gestützten Beispiele von Sachsen, Hessen-Darmstadt und Braunschweig nicht füglich anders zu können glaubte, der Ronge'schen Secte Duldung und freie Uebung ihres vermeintlichen Cultus gewährt, diese Gestattung jedoch an Bedingungen geknüpft, die sie den katholischen zwei Dritteln

ihrer Unterthanen und der pflichtmäßigen Rücksicht auf den Landfrieden schuldig war. Statt ihr für diese, jedenfalls unverdiente Gnade auf den Knieen zu danken, begrüßte Ronge sie mit einem Pamphlet *), welches besser, als jede Schilderung, durch die That beweist, welche Stunde es in Deutschland, trotz seiner Censur! geschlagen hat. Wenn Oesterreich, meint der schnurrbärtige Apostel, aus Gründen wie sie der edle Stand der reisenden Ladendiener an jeder Wirthstafel im Munde führt, wenn Oesterreich die neue Secte ächte, so sei das nicht zu verwundern und Besseres von ihm eben nicht zu erwarten gewesen. „Wenn aber das badische Ministerium in seinen vierzehn Artikeln eine ähnliche Richtung, nur nicht mit österreichischem Kraftbewußtseyn, sondern mit den halben Zugeständnissen, wie ein schlechtes Gewissen Deutschland gegenüber sie ihm eingab, auftritt, dann staunt Deutschland (!) mehr über jene vierzehn Artikel, als über die österreichische Reichsacht. Denn Baden ist ein Land, auf das Deutschland stolz ist; geht aus solchem Lande ein Schimpf aus für deutsches Leben, für deutsche Gesittung, so frißt dieß tiefer in das deutsche Herz, als der Schimpf, den sich ein ihm entfremdender Staat anthut."

„Vierzehn Artikel, berechnet den Deutschkatholicismus in Baden zu unterdrücken, stellt das badische Ministerium während der Auflösung der badischen Volkskammer auf. Wahrlich, wenn es nicht durch hundert deutsche Zeitungen verbürgt wäre, daß diese vierzehn Artikel in Baden entstanden seien, so würde man glauben, sie wären einer russischen Ukas entnommen, oder sie stammten aus der Zeit Ferdinands II. Doch es sind diese

*) Schon der Titel ist charakteristisch: Die vierzehn Artikel des Badischen Ministeriums wider die Deutschkatholiken. Beleuchtet von Johannes Ronge. Mit herzoglich Dessauischer Censur. Dessau 1846. (Preis zwei Neu- oder Silbergroschen.) Vor Nachdruck wird gewarnt.

vierzehn Artikel in der That deutsch und im neunzehnten Jahrhundert geboren, und zwar in Baden, das eine Volkskammer besitzt, wie kein anderer Staat in Deutschland, in Baden, dessen Bewohner dem edlen Zittel wegen seiner Motion auf Religionsfreiheit gegenwärtig überall entgegen jubeln. Wenn man aber diese vierzehn Artikel betrachtet, und die gegenwärtigen Zustände Deutschlands dagegen hält, so muß man fragen: zu welchem Zweck sie eigentlich vom Ministerium an's Tageslicht gebracht worden sind? Wollen die Minister sie etwa gegen die badischen Deutschkatholiken in Wirksamkeit treten lassen? Dieß könnte nur dann geschehen, wenn die deutsche Nation ihre weltgeschichtliche Bestimmung der Reformation, d. h. sich selbst aufgäbe, und in blutigen Trümmern auseinander gerissen würde. Doch diese Reformation ...... ist nicht etwa eine zweite Auflage der ersten Reformation, sondern eine Reformation der Menschheit, und wird und muß durchgeführt werden, mögen die badischen Minister dagegen beschließen, was sie wollen. Diese vierzehn Artikel aber, welche ein matter Ableger der modernen Bannbulle Metternich's sind, werden nur ein Zeugniß mehr seyn, wie unmöglich es ist, gegen den fortschreitenden Geist der Menschheit zu kämpfen, und werden in ihr Nichts zusammenfallen."

„Oder meinen die Minister Badens ...... die durch das Blut der deutschen Nation so theuer erkaufte Religionsfreiheit mit dem Federstrich eines römischen Raubvogels so leicht wegstreichen zu dürfen?"

„Meinen sie, sich ungestraft über die badische Verfassung und die deutschen Bundesgesetze (!) wegsetzen zu können?"

„Die nothwendigsten Erfordernisse wahrer Minister sind, Achtung vor der Menschenwürde und Achtung vor dem Gesetze, sonst werden sie ihrer Pflicht nie genügen. Beides ist in den vierzehn Artikeln verletzt. Sollte es daher den badischen Ministern ernst seyn, die vierzehn Artikel in Kraft treten zu lassen, so werden sie dem Staate, dem sie dienen sollen,

Wunden schlagen, die zu heilen ihr Arm weder Macht noch Geschick hat."

„Schon vor Jahresfrist habe ich gewarnt, die deutsche Nation auf religiösen Gebieten anzugreifen, und ich wiederhole meine Worte:"

„Hütet Euch Alle, hüte sich Jeder! Mögen sich auch die badischen Minister hüten. Auf politischem Gebiete läßt sich die deutsche Nation viel, sehr viel bieten; greift man aber ihre Glaubens= und Gewissensfreiheit an, so wird sie, als in ihrem Heiligsten verletzt, keine Antwort schuldig bleiben. Wird man die Reformation sich ruhig entwickeln lassen, so wird sie auf die socialen und sittlichen Verhältnisse nur wohlthuend wirken; wird man sie unterdrücken, so wird man sie zwingen, sich zu vertheidigen, und die Folgen davon sind nicht abzusehen. Man erwäge doch die Geschichte des deutschen Volkes, und besonders mit welchem Heldenmuthe dieß Volk einen dreißigjährigen Krieg um die Freiheit seiner Religion geführt hat. Mit heiliger Entrüstung wird auch jetzt, wenn Badens Minister auf ihren Artikeln bestehen sollten, nicht bloß das badische Volk aufstehen, und Achtung vor der übrigen Verfassung fordern, auch das übrige Deutschland wegen Verletzung der Religionsfreiheit, die durch die deutschen Bundesgesetze verbürgt sind (sic), mit gewaltigem Donnerworte Rechenschaft fordern. Ja, ich kann die Versicherung geben, daß, so wie ich den Geist der Reformation kenne, die Gemeinden eher Gut und Leben hergeben, als ein Jota von ihrer Religionsfreiheit sich verkümmern lassen. Wie könnten wir es auch vor unserm Gewissen, vor Mit= und Nachwelt verantworten, wenn wir unsere Menschenwürde in den Staub treten und uns zu Heuchlern erniedrigen ließen."

„Doch wir wollen diese Artikel im Einzelnen näher beleuchten und ihre Haltlosigkeit zeigen."

1. Art.: Sie (die Deutschkatholiken) sind nicht befugt, sich

den Namen: Deutschkatholisch beizulegen, sondern sich Verein des Leipziger Glaubensbekenntnisses zu nennen; sie haben als solche keine Corporationsrechte."

„Wenn das Ministerium einen Staat und eine ganze Nation (die Secte?) auf solche Weise in's Angesicht schlägt, muß es gewärtig seyn, daß ihm rücksichtslos geantwortet wird. Das badische Ministerium will deutschen Männern und Frauen den Namen „„Deutsch"" verbieten. Seit wann ist denn das badische Ministerium oder sonst Jemand auf Erden befugt: deutschen Männern und Frauen Deutsch streitig zu machen?" .... „Wir müssen daher das badische Ministerium als einen Feind der deutschen Nation betrachten, und es als solchen erklären, da es uns den Namen „„Deutsch"" verbieten will ...... Ein Sinn wäre in dem Verbot des Ministeriums, wenn es uns und andern Deutschen den Namen römisch-katholisch zu tragen verböte ...... Wie es aber jetzt vorliegt, hat es keinen Sinn. Wohl, keine Corporationsrechte, aber doch Menschenrechte. Denn wir sind zunächst Menschen, und haben das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit ..... Endlich sind wir Deutsche und wollen keinem Ministerium, mag es auch immerhin Oesterreich und Rom im Hintergrunde haben, gestatten, uns diesen Namen zu verbieten."

„Der ganze Artikel muß demnach von uns verworfen werden."

(Der Art. 2 setzt fest, daß die Synoden der Secte nur nach erlangter Staatserlaubniß statt finden sollen.)

Ronge meint dagegen: „„durch ihre Verhinderung wird die freie Entwicklung gehemmt, und der gesunde Organismus (der Secte) gestört werden.""

„Weil demnach dieser Artikel die freie Entwickelung unserer Kirche von der Willkür der Staatserlaubniß abhängig macht, und die deutsch-katholische Kirche zur Magd des Staats erniedrigt, so muß er von uns verworfen werden."

Die Art. 3 und 4 schreiben vor, daß Listen der Mitglie-

der bei den Staatsbehörden eingereicht, auch die eintretenden und abtretenden Mitglieder, so wie der Vorstandspersonen angezeigt werden sollen. Herr Ronge fühlt sich dadurch höchlich beschwert. „Wir wollen ..... uns nicht wie Zuchthäusler behandeln lassen. Wehe aber auch dem Staate, der die Kirche zur Polizeianstalt macht oder machen will. Beide Artikel müssen daher von uns verworfen werden."

Der 5. Artikel versagt der Secte das Kirchengeläute, und läßt ihr nur solche Räumlichkeiten, als sie zu ihren Versammlungen nothwendig gebraucht. Personen, die nicht zur Secte gehören, sollen keinen Zutritt haben. Einer Kirche dürfen sie sich nur mit Erlaubniß der Eigenthümer und des Ministeriums bedienen. Aber Herr Ronge beruft sich nur dann auf bestehende Gesetze, wenn er zu seinen Gunsten aus ihnen folgern zu können wähnt: „Man halte uns nicht die längst verrosteten und im wirklichen deutschen Leben ohne allen Halt schwebenden juristischen Begriffe von herrschenden und christlichen Kirchen entgegen. Aus welchen Ueberbleibseln verknöcherter Zeiten sind jene feinen Distinctionen entnommen." .....

„Dergleichen Spielereien sind zwar noch zu sehen in Oesterreich, man verschone aber damit die Badenser und andere Deutsche."

„Der ganze Artikel muß demnach von uns verworfen werden."

Der Artikel 6 befiehlt namentliche Anzeige der „Geistlichen" der Secte an das Ministerium, welches über ihre Zulassung verfügt. Ueber eine einzelne Zulassung erkennt das Amt. Dagegen Ronge: „Wir werden ...... nicht einen Staat im Staate bilden, wie die römisch-katholische Kirche; aber eine solche Abhängigkeit vom Staate, wie dieser Artikel verlangt, wodurch die Prediger ganz vom Ministerium abhängig wären, werden wir nie einräumen ...... Augendiener weltlicher Machthaber, von denen sie (unsere Prediger) Amt, Brod und Orden erhalten, sollen sie nicht seyn, da sie Männer seyn müssen,

welche der Wahrheit ohne Rücksicht Zeugniß geben und geben können."

Art. 7. „Das Herumziehen von fremden Geistlichen, zum Zweck der Werbung oder auch Versammlungen und öffentliche Reden zu diesem Zwecke sollen nicht gestattet werden."

Hier geräth Ronge in gewaltige Entrüstung. „Was nennt das badische Ministerium Herumziehen und Werbung?" ..... „Allerdings schritten auch unter Caligula, Nero die römischen Ministerien ein." ..... „Auf welche Weise sollte das Volk die Reformation kennen lernen? Ich meine, das badische Ministerium hat im Kampfe mit dem Erzbischofe von Freiburg keinen Nachtheil aus der Reformation, so wie aus meiner Anwesenheit in Baden gezogen. Wir wissen recht gut, daß man an manchen Höfen, bevor die Reformation begann, bangte ob der Hierarchie und dem Jesuitenthum, und wissen, welchen Vortheil manche Regierungen bereits aus der Reformation, Rom gegenüber, gezogen haben. Die Jesuiten hatten ihre Minen in der That nicht so übel angelegt, um Deutschland zu katholisiren, und riefen schon 1843 und 44 mit aller Zuversicht aus: „„Binnen drei Jahren ist ganz Deutschland römisch-katholisch.""

„Abgesehen von all diesem ist es eine Schmach für uns, wenn ein deutscher Staat es verhindert, die Deutschen von Rom zu befreien, oder befreien zu helfen." ......

Hiezu macht Ronge folgende: „Anmerkung. Wie man mich in Baden bewacht und gesetzwidrig behandelt hat, davon eine Probe. Kreisdirector Riedl in Manheim (schon bekannt) ließ den Gasthof, wo ich wohnte, mit Gensd'armen besetzen, und nahm mir das Versprechen ab: nicht in der Stadt umher zu gehen. Das Volk war so erbittert, daß es meinerseits nur eines Wortes bedurfte, und jene Maßregeln waren beseitigt. Ich will dieß gesagt haben, um die Verläumdungen der Ultramontanen zu widerlegen, als ob ich Aufruhr suchte und machte."

Die übrigen Artikel enthalten zum Theil Bestimmungen, welche auf eine kaum erklärliche Weise die Secte begünstigen, und in das Recht der bestehenden Confessionen greifen. So der Artikel 8, welcher festsetzt, daß wenn die Secte an einem gewissen Orte keine „Geistlichen“ hat, die Staatsbehörde den Ortspfarrer anhalten könne, Eidesvorbereitungen, Taufen und Beerdigungen auch mit Mitgliedern der Freikirche vorzunehmen. Aber dem Stifter derselben ist damit nicht gedient.

„Diese Artikel enthalten durchgängig Beschränkungen, aus denen die klare Absicht hervorgeht, die deutsch-katholische Kirche in die Hand der Minister zu geben. Doch muß ich dem badischen, wie jedem andern Ministerium sagen: „Von einer Ministerialkirche ist nun und nimmermehr die Rede. Wir wollen uns nicht von Roms Papismus losgesagt haben, um uns einem Cäsaropapismus in die Arme zu liefern. Der römische Papst hat zum mindesten keine Dragonaden und Bajonette. Es sei daher recht ernstlich gerathen, uns in unserer freien Entwickelung nicht zu stören.“ — Man möge sich nicht auf die Vorgänge „nach und während der ersten Reformation stützen.“ — Er (R.) wisse aus der Geschichte, „durch welche Rechtsmittel die Jesuiten und Oesterreich die Evangelischen damals bedrückt“ haben. Er wisse: „daß die Evangelischen vorzugsweise durch allzugroßes Vertrauen auf die Gerechtigkeit des österreichischen Kaiserhauses und anderer katholischen Höfe so große Nachtheile erlitten, und werden uns hüten, uns durch ähnliche Schwäche verderben zu lassen. Vor Allem aber haben wir den Muth, eher Gut und Leben zu opfern, als unserer Pflicht, Vorkämpfer einer bessern Zeit und Gründer einer freien deutschen und Menschenkirche zu seyn, untreu zu werden.“

„Es müssen diese Artikel von uns verworfen werden.“

Artikel 14 spricht den Sectirern den Anspruch auf Anstellung in Civil- und Militärdiensten und die Wählbarkeit zu den Kammern ab. Hierüber geräth Ronge außer sich. „Durch

diesen Artikel hat das badische Ministerium nicht bloß die badische Verfassung (§§. 9 und 37) verletzt, sondern ist auch bundesbrüchig geworden.“ Ronge bezieht sich nun auf den sechszehnten Artikel der deutschen Bundesacte.

„Jenes Rütteln und Deuteln der Diplomaten an diesen unzweideutigen Worten, welche den Deutschen eines der wenigen Rechte zusichern, die der deutsche Bund ihnen gebracht, wird auf die Häupter der Deutelnden zurückfallen.“

„Hat das badische Ministerium wohl überlegt, welchen nachtheiligen Einfluß es auf jeden badischen Bürger üben muß, wenn die ersten Staatsdiener ohne Scheu und Gewissen die Gesetze des Staats verletzen? Die badischen Deutschkatholiken werden hoffentlich die Schritte thun oder schon gethan haben, um ihre Rechte als badische Bürger und deutsche Männer zu sichern. Und sie werden, das hoffen wir von ihnen, Alles opfern, um die Freiheit der Religion zu retten, und Gut und Leben eher hingeben, als sich den Stempel der Feigheit aufdrücken zu lassen. Mit ihnen werden die edlen und mannhaften Vertreter der zweiten badischen Kammer, so hofft und vertraut ganz Deutschland, das badische Ministerium, so es diese Artikel in Kraft treten lassen wollte, in seine Schranken weisen, und die Rechte, so wie die, welche der deutsche Bund garantirt, zu sichern und zu fördern wissen.“

„Aber auch wir andern Deutschkatholiken, und mit uns Millionen aus allen (!) Confessionen, werden die Schritte des badischen Ministeriums beobachten, und dasselbe zur Rechenschaft ziehen vor der allgemeinen Meinung.“

„Die erste Reformation hat sich fixirt zum starren confessionellen Kirchenthum vorzugsweise, weil sich die weltlichen Machthaber der Kirche bemächtigten. Das soll nun in der zweiten Reformation nicht geschehen, wir wollen frei seyn, und unsere Kirche soll sich nicht zur starren Confession abschlie-

aus sich ergebende Lehre scheint uns auf flacher Hand zu liegen. Dieß ist die Taktik der revolutionären Partei in allen Ländern. Sie benutzt jede Stellung, die ihr eingeräumt wird, zu neuen Angriffen. Wehe dem, der sich ihr gegenüber schwach zeigt und sie durch Concessionen zu versöhnen hofft.

Die erwähnte Stellung fordert Ronge aber nicht als Gunst, sondern als Recht. Der Sectenstifter behandelt, wie wir gesehen haben, gesetzliche Einrichtungen, wenn sie seinen Anmaßungen entgegenstehen, als veralteten Plunder, dem unsere mündiggewordene Zeit längst entwachsen sei. Für seine Forderungen aber beruft er sich auf die §§. 9 und 37 der badischen Verfassungsurkunde *). Nun ist gerade dieß heute die große Frage: ob außer den bestehenden kirchlichen Bekenntnissen die Mitglieder neuer Secten in Deutschland staatsbürgerliche Rechte verlangen können? Und diese Frage ist in Baden eben nach den von Ronge angezogenen Gesetzstellen auf das Bestimmteste zu verneinen, da jene Urkunde den Anspruch der badischen Unterthanen auf Aemter aller Art und Wählbarkeit zur Abgeordnetenkammer, bestimmt und ausdrücklich, an das Bekenntniß einer der bestehenden drei christlichen Confessionen knüpft. Daß also eine sich von der bestehenden katholischen Kirche lossagende, jedoch dem Protestantismus nicht, oder wenigstens nicht formell beitretende Secte wenigstens jenen rechtlichen Anspruch auf Gleichstellung nicht habe, liegt einfach in den Worten der Constitution. Aber wann hätte je die Revolution, zumal wo sie in Deutschland auftritt, die einfachsten Gesetze der Logik anerkannt! Zi[illegible]

---

*) Diese lauten:

§. 9. Alle Staatsbürger von den drei christlichen Confessionen haben zu allen Civil-Militär-Stellen und Kirchenämtern gleiche Ansprüche. §. 37. Zu Abgeordneten kann ernannt werden, ohne Rücksicht auf Wohnort, jeder durch den §. 36 nicht ausgeschlossene Staatsbürger, der 1) einer der drei christlichen Confessionen angehört u. s. w. u. s. w.

wir auch hieraus wieder die sich von selbst verstehende, zunächstliegende Consequenz. Ueberzeugt den Pflugstier, wenn Ihr könnt! ein Thor, wer jenem Geschlechte Vernunft predigen, es mit Gründen überreden, durch Beweise zufrieden stellen wollte. Wie sie statt aller Argumente sich auf die Gewalt der Hörner und des steifen Nackens berufen, wo sie die Stärkern sind, oder zu seyn glauben, gehorchen sie auch keinem andern Gesetze, als der Gewalt. Darauf bereite sich vor und richte sich Jeder in Zeiten, der sich vor Schimpf und Schaden hüten will!

Dasselbe gilt von der, durch Ronge's gesammtes Pamphlet sich durchziehenden Identifizirung seiner winzigen, verachteten Secte mit dem deutschen Geist, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Nation schlechthin. Versucht es, und ruft diesen Geistern gegenüber die Interessen des Vaterlandes an, beschwört sie bei Allem, was dem Deutschen heilig ist, Frieden zu halten und die Rechte von so vielen Millionen ihrer Landsleute zu schonen, die ihren Glauben eben nicht verlassen wollen, nicht verlassen können. Zeigt ihnen mit unwiderleglichen Gründen, daß die nächste Folge des entgegengesetzten Gebahrens, insbesondere der Kampf gegen die katholische Kirche, wie sie ihn führen möchten, ein schmählicher Riß durch Deutschlands Einheit ist. Sie und ihre Secte allein seien Deutschland, werden sie Euch antworten. Wir Andere seien Römlinge oder Jesuiten, oder hielten doch mit ihnen; wir verdienten keine Schonung, keine Rücksicht! Wir seien keine Deutschen. Oder will Herr Ronge etwa die Religions- und Kirchenfreiheit? Ungefähr eben so, wie das Wohl des Vaterlandes. Daß der Secte in Baden die Führung eines für Andere beleidigenden Namens verboten wird, ist himmelschreiendes Unrecht. Aber den Römisch-Katholischen, denen soll man den Gebrauch dieser Bezeichnung verbieten, denen geschieht Recht daran. Gibt es noch, wenn es der gesunde Menschenverstand und das gemeinsame, vaterländische Interesse nicht ist, ein ge-

meinschaftliches Idiom, in dem sich das christliche Deutschland mit den Adepten des Abfalls jemals verständigen könnte? Und wenn diese Frage verneint werden muß, ist es dann noch möglich, die Secte durch feierliche Anerkennung und Gleichstellung in den Organismus unserer deutschen Staatsordnung aufzunehmen?

Ein Verdienst wollen wir jedoch dem Ronge'schen Pamphlet nicht abstreiten. Es gibt denen eine derbe Lection, denen die katholische Kirche, wegen ihres Anspruchs auf rechtlich geordnete Unabhängigkeit vom Staate in geistlichen Dingen, stets ein Dorn im Auge war, die in dieser Hinsicht unsern Bischöfen und Priestern die empörendsten Zumuthungen machten, dagegen aber glaubten, die revolutionäre Apostasie mit leichter Mühe zähmen, und als nützliches Thier in der Mühle des Absolutismus verwenden zu können. Diese mögen jetzt hören, was Herr Ronge ihnen sagt, und recht aufmerken auf seine Rede. Nicht darum will der Afterprophet seinen Bund mit Gott gebrochen haben, daß er und sein Anhang jetzt Knechte der Staatspolizei werden. Es liegt ein Stück Zukunft in dem, was er sagt. Diese gebären zu helfen, wollte sich die ewige Macht, welche die Welt regiert, eines die ganze Misere der Zeit in seiner Person vereinigenden Wichtes bedienen, der ein großes, Deutschland in den Augen der Mit- und Nachwelt beschimpfendes Aergerniß stiften mußte. — Der gegen die katholische Kirche gerichtete Schlag ist daneben gegangen. Aber von dem, was sich auf dem politischen Gebiete erheben und begeben wird, ist diese Ronge'sche Schrift ein erstes, versuchsweise auftretendes Vorspiel. Wer wird die Schuld des Unheils zu verantworten haben, welche unserm deutschen Gesammtvaterlande aus dieser beginnenden Umwälzung unabwendbar erwachsen muß? Niemand anders, als jene aberwitzige Politik einer Partei, in der sich Machiavellismus und überkluge Bornirtheit auf eine in der Geschichte unerhörte Weise begegnen; jene Politik, die das Gras wachsen hört, aber den immer näher

heranrollenden Donner ungeheurer Geschicke nicht vernimmt; die nach den Sternen sieht, und in eine Grube fällt, die jeder Bauer mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit und alltäglicher Ehrlichkeit hätte vermeiden können.

Statt das Feuer einer großen kirchlich-politischen Revolution beim ersten Beginn zu ersticken, hat sie, aus Haß gegen die Katholiken, Späne zugetragen, den Brand zu nähren und Oel in die Flamme gegossen. Sie vorzüglich trägt die Schuld an allem Unheil, welches heute Baden bedroht, und bald vielleicht ganz Deutschland in Erstaunen und Schrecken setzen wird!

XVII.

Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Merkwürdigerweise haben gleichzeitig zwei Deutsche, Beide in übereinstimmender Absicht, nämlich: vorzugsweise auf ihre hinübergesiedelten Stammesgenossen ihr Augenmerk zu richten; Beide in verwandtem Zwecke: die kirchlichen und sittlichen Zustände derselben kennen zu lernen, und ihre Landsleute in Europa mit diesen bekannt zu machen, die vereinigten Staaten Nordamerikas besucht; der Eine sie beinahe von einem Ende zum andern durchgereist, der Andere wenigstens dem, was er vorzugsweise in's Auge faßte, mit lobenswerther Genauigkeit aufgefaßt, mit lobenswerther Genauigkeit nachgeforscht; Jener ein Katholik, der Wiener Domherr Sulzbacher, Dieser ein Protestant, wie aus seinem Buche zu ersehen, ebenfalls Geistlicher, ein Dr. Büttner, von dessen Persönlichkeit wir weiter nichts wissen, als daß er die Vorrede zu seinen „Briefen aus und über Nordamerika“ von Hamburg datirt, schon ein paar Mal in dieses Land reiste, und bereits früher über dasselbe

ein Werk herausgab unter dem Titel: „Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Mein Aufenthalt und meine Reisen in denselben." Beide Werke erschienen im vorigen Jahre; das erste liefert uns eine fleißig zusammengetragene Statistik der katholischen Kirche Nordamerikas nach allen Beziehungen, und wirft bloß nebenbei einen Blick auf die anderthalbhundert verschiedenen Secten, welche in diesen ausgedehnten Landstrichen sich herumtummeln, und wovon einzig in und um Philadelphia ihrer einunddreißig aufgezählt werden; das zweite beschäftigt sich mehr mit diesen, und berührt die katholische Kirche bloß da, wo sie vollständiger Darlegung wegen nicht umgangen werden kann.

Gemäß der verschiedenen Individualität und den verschiedenen Zwecken und Auffassungsweisen der beiden Reisenden darf man wohl zum voraus ahnen, daß dieselben verschiedene Resultate liefern werden. Aber sie ergänzen sich gegenseitig, und in ihrer Verbindung gewähren sie uns ein ziemlich vollständiges Bild der religiösen Zustände Nordamerikas. In Bezug auf die katholische Kirche stimmen sie jedoch nur in zwei Sachen überein: zuerst in allen Ziffern, die sich auf dieselbe beziehen (welche beide dem Metropolitan-Almanach entnahmen), sodann in der durch allen Zeitenlauf und allerorts vorkommenden Thatsache: daß alle jene verschiedenen Secten einander gegenseitig ausschließen und befeinden, dabei in dem Widerwillen (um nicht zu sagen Haß) gegen die katholische Kirche sich zusammenfinden. Herr Sulzbacher sagt Seite 104 seines Reiseberichts: „Unter diesen (150 Secten) sind kaum zwei Parteien zu finden, die sich über einen und denselben Lehrsatz vollkommen zusammen verständen, oder nicht in ihrem eigenen Schooße die verschiedensten Ansichten und Meinungen über die nämlichen Glaubenswahrheiten (Sätze) nährten." Bei der absoluten Freiheit nun, die in Amerika einem Jeglichen eingeräumt ist, bilden sich hieraus Spaltungen, Risse und Zweiggesellschaften, die sich wieder wechselseitig in den seltsamsten und verzerrtesten Lehrbegriffen überbieten, und, mit einem Prediger an der Spitze, je nach der größern oder geringern Anzahl und den Vermögensumständen ihrer Mitglieder in einer Kapelle, die sie erbauen lassen, oder in dem gemietheten Salon eines Hauses, auch wohl zuweilen in einem einfachen Zimmer als abgesonderte, religiöse Gemeinschaft constituiren, und vielleicht schon in den nächsten Jahren wieder entweder in neue

Unterabtheilungen sich zu scheiden, oder auch spurlos zerrinnen." Dr. Büttner sagt Seite 52: „übrigens stehen alle Secten, so sehr sie sich auch gegenseitig angreifen und aufeinander losziehen mögen, gegen die römische Kirche wie ein Mann." Dasselbe sagt irgendwo Hr. Salzbacher beinahe mit den gleichen Worten.

Abgesehen von der Verschiedenheit des Reisezweckes und des wesentlichen Inhaltes der beiden Berichterstattungen, könnten die beiden Verfasser derselben als getreue Repräsentanten, der Eine der katholischen Kirche, der Andere jener mannigfaltigen Secten, in ihrem Collectiv-Namen als Protestantismus, gelten. Jener referirt einfach über diese Secten, gibt ihre Hauptlehren und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen an, zeigt bloß bei den monströsesten derselben, wohin sie ihre Bekenner geführt haben oder führen können, und bewegt sich durchaus auf dem Felde der Thatsachen, ohne ein wegwerfendes Urtheil sich zu erlauben, ohne zu einer bittern, wohl gar verletzenden Aeußerung je sich verleiten zu lassen. Dieser dagegen schäumt gegen die katholische Kirche und Alles, was in ihr besteht, oder von ihr ausgehen mag, einen so grimmig-bittern Haß aus, wie er höchstens in einem obscuren giftigen Leipziger Schmierblatt, in solcher Weise nicht einmal in der Elberfelder Zeitung zum Wort kommen kann. Er bietet jenen „gegenseitig sich Angreifenden", dann wieder „wie ein Mann Stehenden" die tröstliche Gewißheit, daß sie in ihrer rühmlichen Einigung von Deutschland her auf einen Mann mehr zählen dürfen.

Würde aber Jemand eine Apologie der katholischen Kirche verlangen, wahrlich wir wüßten ihm keine bessere in die Hand zu geben, als diese beiden Schriften. Denn nicht Worte, sondern Thatsachen sprechen hier; nicht Raisonnements und Reflexionen klängen an seine Ohren, sondern Zustände träten vor seine Augen. Da sähe er einerseits die Kirche mit ihrem wohlgeordneten Organismus, mit ihrem ruhigen, überall gleichmäßigen Walten, mit ihrer innern Harmonie unter allen Gliedern, mit ihrer unwandelbaren, voll von Oben gegebenen Lehre, als belebenden und einigenden Geist sämmtliche Theile erfüllen; sähe dann andererseits das Gewoge der Meinungen, gleich einem aufgeregten Meer, das Zerrissen der Gestaltungen gleich einem vulkanischen Gebilde, hinab von den Episcopalen mit ihren starren neununddreißig Artikeln und ihrer, der Kirche zwar entlehnten, aber verstümmelten Gesellschafts-

Verfassung, hindurch durch die Quäcker mit ihrem moralisch-düstern Rationalismus, hinab zu den Universalisten, denen alle Religionen gleichen Werth, und alle Handlungen dieselbe letzte Folge haben, bis auf den untersten Grund der Atheisten und Mormonen, deren jene, so lange es etwas zu verzehren gab, „Enthusiasten, Landstreicher, Gauner und faule Taugenichtse zum Wohlleben vereinigten", diese Laster und Ausschweifungen zusammt den thörichtsten Träumereien zu Glaubensartikeln stempeln. Blickt ein redlicher, von aller höhern Wahrheit noch nicht abgekehrter Mensch in dieses Treiben hinein, so mag er wohl mit dem Referenten über die beiden vorliegenden Schriften in den „Blättern für literarische Unterhaltung" bekennen: „Bei solchen Erscheinungen darf man sich nun nicht wundern, wenn die katholische Kirche in Amerika wirklich Fortschritte macht."

Diese sind in der That überraschend. Zwar rühren sie größtentheils von Einwanderungen aus Irland und Deutschland, von Erweiterung der Staatengränzen über vorzugsweise katholische Gebietsstrecken (Louisiana, Texas u. A.) her; aber die jährlichen Conversionen, die wohl in keinem Lande zahlreicher vorkommen, weil ihnen hier nicht das leiseste Hinderniß in den Weg tritt, liefern der Kirche immerwährend ansehnlichen Zuwachs, dessen Bedeutung wie auch in andern Ländern, nicht sowohl nach der Ziffer, als nach den Individualitäten der zu der Kirche sich Wendenden zu bemessen ist.

Die Zahl der durch sämmtliche achtundzwanzig Staaten zerstreuten Katholiken belief sich im Jahre 1844, nach gewöhnlicher Schätzung, auf anderthalb Millionen, obwohl der alljährlich zu Baltimore erscheinende Metropolitan Catholic Almanac deren nicht viel über die Hälfte angibt. Jene Zahl hat jedoch der Bischof Rosati von St. Louis in einem Artikel in den Annali di scienze religiose schon im Jahre 1842 angenommen; Dr. Büttner stimmt damit überein, und jedenfalls hat sie nicht sich vermindert. Diese anderthalb Millionen leben in einundzwanzig bischöflichen Sprengeln (zwei apostolische Vicariate nicht gerechnet), wovon Baltimore der Erzsprengel ist. Noch vor zehn Jahren bestanden neben diesem erst zwölf Bischofssitze. In sämmtlichen Bisthümern befinden sich 675 Pfarreien und 592 sogenannte Stationen, an denen kein Priester bleibend angestellt ist. Deren wurden für alle achtund-

undzwanzig Staaten, 638 Ordensgeistliche in achtunddreißig Conventen nicht gerechnet, zu Anfang vorigen Jahrs 709 gezählt. (Dr. Büttner gibt nur 634 an.) Hat sich auch diese Zahl seit dem Jahre 1835 mehr als verdoppelt, so ist doch leicht einzusehen, daß dieselbe für das Bedürfniß nach lange nicht zureicht. Wo sich mit dem Predigen und dem Ertheilen zweier Sacramente (je nach jedesmaligem Verlangen) durchkommen läßt, da mag für eine beträchtliche Anzahl Individuen ein Prediger hinreichen; wo aber eine wohleingerichtete, sorgfältige, allen Bedürfnissen entsprechende Seelsorge wesentliches Erforderniß der geistlichen Obliegenheit ist, da nehmen tausend Seelen, zumal bei zerstreuten Wohnsitzen, alle Thätigkeit eines Mannes in Anspruch. Es gibt daher Stationen, welche in dieser Beziehung nur sehr dürftig bedacht sind, indem ein Geistlicher zum Taufen, Beichthören, Feiern des heiligen Geheimnisses nur ein paar Male im Jahre hinkommen kann, die Leute somit in einer sehr nothdürftigen katholischen Erkenntniß können erhalten werden, der Zudringlichkeit der durcheinander stürmenden akatholischen Bekehrungsmänner kaum sich zu erwehren wissen. Jedenfalls sind sämmtliche Secten dieses Landes mit Individuen, welche ihren Gottesdienst leiten, ungleich reicher versehen, als die katholische Kirche. So zählen die calvinischen Baptisten auf eine Million Bekenner 6000 Prediger und 9000 Kirchen, die bischöflichen Methodisten auf eine gleiche Zahl Mitglieder 4286 wandernde und 7730 seßhafte Prediger; die protestantischen Methodisten auf 60,000 Communicanten 1300 Diener des Wortes, und die bischöfliche Kirche wenigstens 1200 Pfarrer zu 70,000 Communicanten. Wir dürfen daher wohl sagen: wäre die katholische Kirche nur zum dritten Theil mit Priestern so ausgestattet, wie die Baptisten und Methodisten mit Predigern, welche Fortschritte würde sie denn nicht machen, zu welcher Bekümmerniß Hrn. B. nicht Veranlassung geben, da ihm schon ein Priester auf 2000 Seelen solche Furcht einjagt?

Die eifrigste Obsorge der vortrefflichen, meist durch einen wahrhaft apostolischen Charakter sich auszeichnenden Bischöfe Nordamerikas geht daher vornehmlich auf Gründung, Erhaltung und Erweiterung ihrer Seminarien, als der Bildungsstätten für Arbeiter im Weinberge des Herrn; dann eben so sehr auf die Errichtung manchartiger Lehranstalten, als das Mittel, den Glauben zu festigen und zu verbreiten; endlich auf Stiftung von Spitälern und

Waisenhäusern, als den anschaulichsten Segensfrüchten des echten katholischen Bewußtseyns. Seminarien fanden sich im Jahre 1844 schon zweiundzwanzig (mithin für jeden Sprengel eines) mit 277 Zöglingen. Waisenhäuser gibt es zwar in allen ansehnlichen Städten, und beinahe für alle Secten, somit auch für die Glieder der katholischen Kirche; ob aber ein katholisches oder ein cosmopolitisches, wie der Franzose Stephan Girard ein solches zu Philadelphia durch Hinterlassung seines ganzen Vermögens, ausstattete, der höchsten Idee einer die elterliche Obsorge vertretenden Anstalt besser entspreche, mag der Ueberzeugung eines Jeden anheimgestellt bleiben. Denn unter den sonderbaren Bestimmungen, welche dieser Stephan Girard für seine Anstalt traf, findet sich auch folgende: „Ich verlange, daß in diesem Collegium kein Geistlicher, welcher Secte er auch angehören möge, sei er Missionär oder Ortsprediger, jemals eine Anstellung erhalten und jemals eine Function, von welcher Natur sie seyn möge, ausüben könne; daß niemals eine Person von diesem Charakter unter irgend einem Vorwande, selbst nicht eines Besuches wegen, in die dem genannten Collegium gehörigen Gebäude eingelassen werde.“ Doch gibt er die große Zahl der Secten und die bedeutende Meinungsverschiedenheit unter denselben als Beweggrund dieser Verfügung an, so daß man bei dem oberflächlichsten Ueberblick über die religiöse Zerrissenheit in Amerika eine solche Bestimmung an einem in bloß materieller Betriebsamkeit ergrauten, und dadurch verknöcherten Menschen gar wohl begreifen kann. Wie viele katholische Waisenhäuser bestehen, haben wir zwar nicht nachgezählt, wissen aber, daß 1471 Kinder in denselben sorgfältig erzogen werden.

Die Zahl der wissenschaftlichen Institute für Knaben beträgt vierundzwanzig. Weibliche Institute zählte man im Jahre 1844 einundfünfzig, öffentliche Schulanstalten für Kinder beider Geschlechter 156, worin 14,585 Kinder unterrichtet werden, 98 fromme Anstalten nehmen sich vorzugsweise der Armen und Kranken an. Unter den Ordensgeistlichen erweisen sich hauptsächlich Lazaristen, Jesuiten, Redemptoristen in Seelsorge und Unterricht wirksam, aber auch andere Orden finden sich vor; von 1125 Nonnen, verschiedenen Zweigen des allgemeinen großen Ordensinstitutes der Kirche angehörend, widmet sich weit aus die größere Zahl dem Unterricht und der Krankenpflege. Selbst Nichtkatholiken sind zur Anerkennung

dieser schönen und vielverzweigten Thätigkeit der Kirche nach jeder Seite der reinsten menschlichen Bedürfnisse gezwungen; und ob auch Scheelsucht oder ein unabweisliches Gefühl des Zurückstehens dabei sie beschleiche, ignoriren können sie dieselbe doch nicht. Der lutherische Prediger Wynecken mochte sich im Bewußtseyn der Dürftigkeit des Vereines seiner Glaubensgenossen in Amerika, im Gegensatz zu dem inneren Reichthum der dortigen katholischen Kirche, schmerzlich berührt finden, wenn er in seiner Schrift: „Die Noth der deutschen Lutheraner in Amerika", zu folgendem Geständnisse sich gezwungen sah: „Feingebildete Priester bedienen und kräftigen die aus verschiedenen Völkern gesammelten Gemeinden jede in ihrer eigenen Sprache, und vertheidigen in gut, wenigstens in passend geschriebenen Bildern die Sache ihrer Gemeinschaft gegen ihre Feinde. Stolze (d. h. wohlgebaute) Klöster, Seminarien und Schulen erheben sich überall bis in den weiten Westen hinein. Durchgebildete Lehrer und Lehrerinnen aus allen Gegenden Europas leiten die Erziehungsanstalten der Jugend, die, mit allen Reizen feiner Bildung ausgestattet, eben dadurch ein Netz werden für die Kinder aller Confessionen, während Freischulen diejenigen der ärmeren Kinder aufnehmen. Diese, wie die Spitäler der barmherzigen Schwestern, mit aufopfernder Sorgfalt trefflich abgewartet, und überhaupt das praktisch Sichere in dem ganzen Wesen der katholischen Kirche, verfehlen nicht, einen tiefen Eindruck auf den praktischen Amerikaner zu machen."

Herr W. selbst muß gestehen, daß das katholische Erziehungs-Institut für Mädchen zu Somerset, im Staate Ohio, gleich den meisten katholischen Anstalten, mit tüchtigen Lehrerinnen besetzt sei, daß durch die vortreffliche Bildung, welche dort gewonnen werde, manche protestantische Eltern sich „verleitet" finden, ihre Töchter diesem Institut anzuvertrauen, und daß großer Fleiß auf die religiöse Bildung der Mädchen (auch Fleiß, sie „zur allein seligmachenden Religion" hinüberzuziehen) verwendet würde. So sagt auch der Bischof England von Neu-Orleans von den dortigen Ursulinerinnen, dem ältesten Kloster in den vereinigten Staaten: „ihr Erziehungsplan weiß sehr glücklich jede höhere weibliche Bildung mit gründlicher Frömmigkeit und den erhabenen Tugenden der wahren Religion zu verbinden." Man mag es daher ganz begreiflich finden, daß Hr. W. bei so unbestreitbaren Thatsachen sich

beängstigt fühlt, und für seine „Anbetung im Geist und in der Wahrheit“ etwelche Befürchtung hegt. Allein sollte etwa das Schullehrerseminarium im Philippsburg, in dessen Schulplan nur allgemeine Moral, mit Ausschließung aller dogmatischen und confessionellen Lehren, aufgenommen wurde, vor Anstalten jener Art den Vorzug verdienen? oder sollten die bischöflichen Seminarien dem lutherischen zu Mercersburg nachstehen, wo Lehrer auf Lehrer sich folgte, und Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Einen „ärgerliche Unruhen“ veranlaßten? Findet es aber Hr. W. gefährlich, daß protestantische Eltern ihre Kinder gut eingerichteten, sorgsam geleiteten katholischen Instituten zur Erziehung anvertrauen, so sei er gerecht, und mißkenne nicht die Gefahren, welche der katholischen Jugend in den sogenannten Gemeinschulen drohen, in denen zwar Religionslehren vorzutragen streng verboten, daneben aber gestattet ist, durch Lehrbücher den Protestantismus einzuimpfen, und in Vorträgen katholische Lehre und Brauch herabzuwürdigen.

Jenes Netz dagegen, welches nach Hrn. Wyneckens Vorstellung die katholische Kirche über Nordamerika ausspannen soll, ist nicht ein fein angelegtes, ein künstlich geflochtenes, sondern ein ungesucht sich bildendes, in dem selbst derjenige Mensch, welcher zu Speculationen über transcendentale Wahrheiten weder Neigung noch Anlage besitzt, aber doch mit einer ungetrübten Urtheilskraft begabt ist, durch einen natürlichen Zug von dem Schwankenden zu dem Gefestigten, von dem Unsichern zu dem Sichern, von dem Mangelhaften zu dem Vollkommenen hinübergezogen wird, und die richtige Obsorge für die Seinigen ihn einer harmonischen Ausbildung aller Seelenkräfte des Kindes, einem ruhigen und wohlgeleiteten Gang derselben den Vorzug vor einer mehr einseitigen und beengten einräumen läßt. Es tritt hier ein geistiges Compello intrare ein, von welchem die active Regung in den Eintretenden selbst zu suchen ist; daher eine Genossenschaft nur bedauert werden kann, wenn sie, unfähig Solchem einen geistigen Damm zu setzen, kein anderes Mittel aufzufinden weiß, als die rohesten Ausbrüche der Gewaltthat, wie es zu seiner Zeit zu Boston geschah, wo die protestantischen Geistlichen der Neigung mancher angesehener und reicher Protestanten, ihre Kinder den dortigen Ursulinerinnen zu einer vortrefflichen Erziehung zu übergeben, auf keine andere Weise Einhalt zu thun wußten, als durch unablässiges

Aufhetzen der Zuhörer gegen das Kloster, und durch die oft wiederholte Erklärung, „dasselbe würde ihre Kinder zu der katholischen Religion hinüberbringen, wenn man dessen Bestehen länger dulden wollte." Hiedurch, in Verbindung mit Verläumdungen gegen die Geistlichen und die Klosterfrauen, gelang es ihnen endlich, den niedrigsten Pöbel aufzuhetzen, daß er in der Nacht vom 11. August 1834 das Gebäude mit allem darin Vorfindlichen zerstörte, und sämmtliche Bewohnerinnen desselben nöthigte, die ganze Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Auf gleiche Weise wurde vier Jahre später die schöne Kirche zu Burlington vernichtet. Aehnliches fiel zu anderer Zeit an andern Orten vor; das Schrecklichste im vergangenen Jahre zu Philadelphia, wo die Zerstörung von zwei Kirchen und einem Nonnenkloster, von 88 Wohnhäusern, der Tod von 100 Personen und der Verlust von einer halben Million Dollar die Katholiken belehren sollte, wo der wahre Glaube sei. Wie Hr. Dr. Büttner dergleichen Vorgänge als die Aurora des vollen Freiheitsglückes von Nordamerika zwar nicht begrüße, aber doch in's Auge fasse, soll später berührt werden.

Haben wir vorhin von einem innern Reichthum der Kirche in Nordamerika gesprochen, so dürfen wir nicht verschweigen, daß demselben äußere Armuth zur Seite stehe. Wir übergehen, daß die meisten Geistlichen außer einem sehr beschwerlichen, noch ein höchst armseliges Leben führen müssen, daß die Bischöfe großen Entbehrungen unterworfen sind, und es ihnen meistentheils an den nöthigen Hülfsmitteln zu so manchem, für größere geistige Wirksamkeit Nothwendigen gebricht; sondern beschränken uns bloß auf die Angabe, daß viele Gemeinden, zumal deutsche, nur sehr ärmliche, meist unzureichende Kirchen besitzen, mit den Erfordernissen zum Cultus oft äußerst sparsam ausgestattet sind, den Bau ihrer Gotteshäuser gewöhnlich mit Schulden beginnen müssen, denselben nur unter schweren Anstrengungen und großen Opfern, um so größer, je dürftiger die Einzelnen sind, allmählig ausführen könnnen, und da sie die Zinsen von jenen oft kaum aufzubringen vermögen, ihres bleibenden Besitzes doch nicht immer sicher sich halten können.

Da greift freilich Europa unter die Arme, ohne dessen kräftiges Mitwirken die Kirche in Amerika einen solchen Aufschwung unmöglich nehmen könnte. Jenes hat in einer glaubensreichen

Vergangenheit seine edelsten Kräfte, tausend und tausend Leben eingesetzt, um die Stätten wieder zu gewinnen, die das Leben, Lehren und Leiden des Erlösers einst geheiligt hat; eine schwache Abschattung jenes Eifers tritt uns darin vor Augen, daß es doch immer noch geneigt ist, wenigstens ärmliche Nothpfennige zusammenzubringen, um denselben Seelen zu erhalten oder zu gewinnen, an denen Er fortwährend sich verherrlicht. Amerikas Katholiken deutscher Zunge verehren in dieser Beziehung in Oesterreichs Wohlthätigkeit ihren Hort. In's zwanzigste Jahr wirkt in den Landen des Erzhauses die unter allerhöchstem Schutz stehende Leopoldinen-Stiftung nicht, wie Hr. Dr. Büttner meint, nach einer Kaiserin von Oesterreich, sondern nach derjenigen von Brasilien, des verewigten Kaisers Lieblingstochter, so genannt. Bedenkt man, daß diese Stiftung einzig im Jahre 1844 über 45,000 fl. C. M. an deutsche Kirchen der verschiedenen Sprengel verwendet hat, so mag man sich einen Begriff davon machen, wie viel schon durch sie geleistet worden, wenn es auch im Vergleich zu dem vielartigen, selbst unausweichlichsten Bedarf doch nur ein Scherflein genannt werden muß. Was aber immerhin damit zu Stande gebracht, welcher Segen dadurch verbreitet worden ist, kann bei Hrn. Salzbacher nachgelesen werden. Für die Gesammtheit der amerikanischen Kirche sorgt die Lyoner „Gesellschaft zu Verbreitung des Glaubens“, welche ebenfalls in jenem Jahre mehr als 700,000 Franken übersendete. Hr. Büttner findet dieses „eine ungeheure Summe“, mit der „sich doch wahrlich etwas Erkleckliches ausrichten lasse“, und welcher er nicht mit Unrecht an dem Aufschwung und der Festigung der Kirche in Amerika einen wesentlichen Antheil zuschreibt. Hätte er indeß nicht besser gethan, anstatt von unverkennbarer Scheelsucht sich anwandeln zu lassen, den Ursachen nachzuspüren, durch welche dergleichen überraschende Resultate hervorgerufen werden, womit er vielleicht einerseits eine ungleich reinere und tiefere Quelle dieses wichtigen Aufschwunges der katholischen Kirche hätte auffinden können, als bloßes Herrschaftsgelüste ihres Oberhauptes und der Ausspender ihrer Gnaden; so wie es andererseits nicht schwierig gewesen wäre, für den Jammer, „daß am schlechtesten die deutschen Protestanten bedacht seien, kein Bote des Friedens zu ihnen gesendet werde, oft ungebildete

Prediger hinüberkämen" eine durchaus zureichende Erklärung zu gewinnen.

Während es vor sechszig Jahren eine schwere Aufgabe gewesen wäre, in ganz Amerika ein Buch in englischer (geschweige denn in deutscher) Sprache aufzufinden, welches zum religiösen Unterrichte der Katholiken brauchbar gewesen wäre, erscheinen gegenwärtig sechszehn katholische Zeitschriften, darunter deutsch geschrieben, als Wochenschrift, der „Wahrheitsfreund", bis zum Jahre 1843 von Hrn. Henni, jetzt Bischof von Milwaukie, einem Schweizer, redigirt. Uebereinstimmend mit dem lutherischen Prediger Wyneken, bezeugt Hr. Salzbacher, sie würden sämmtlich von „einsichtsvollen und würdigen Männern" redigirt, und „verträten die Interessen der Kirche gegen die ungerechten Angriffe und Lästerungen der Sectirer." Dr. Büttner nennt dagegen jenen „Wahrheitsfreund" ein „auf die Protestanten furchtbar schimpfendes Blatt"; und sucht auch seinen gegenwärtigen Herausgeber, den vormaligen Lutheraner Oertel, in ein sehr zweideutiges Licht zu stellen.

Als der Unabhängigkeitskrieg einbrach, mag die Zahl aller katholischen Priester in den damaligen dreizehn Provinzen kaum auf achtzehn und zwanzig sich belaufen haben. Noch im Jahre 1800 wurde die Einweihung der Kirche des heiligen Augustins zu Philadelphia als ein „Ereigniß" betrachtet, „welches in die Jahrbücher dieser Stadt eingetragen zu werden verdiente." In einigen Staaten bestand bis zur Unabhängigkeitserklärung sogar jene verfolgende Gesetzgebung, unter welcher das arme Irland die Dauer seiner Leiden nach dem Zeitenverlauf des Protestantismus zählt. So fand sich unter den alten Gesetzen von Connecticut dasjenige: daß kein Priester in dieser Grafschaft wohnen dürfe, fortan jeder aus derselben verbannt seyn, und allfällige Rückkehr mit dem Leben büßen solle. Jedermann war gestattet, einen Priester festzunehmen, ohne hiezu eines Verhaftbefehls zu bedürfen. Auch jetzt noch hat dieser Staat, zusammt demjenigen von Rhode-Island, die schwächste katholische Bevölkerung, bloß fünf Tausend Seelen, doch befinden sich in denselben zehen Kirchen, und seit 1843 in der Hauptstadt Hartford ein Bischof. Der gegenwärtige Bischof, Herr William Tyler, gehört einer anglikanisch-kirchlichen Familie an, aus welcher schon zwanzig Personen katholisch geworden sind. — Ein Bischofssitz, ruft Hr. B. aus, in dieser alt puritanischen

Stadt! das ist mehr als die Congregationalisten, deren Vorfahren der anglikanischen Kirche so muthig entgegentraten, und für die Unabhängigkeit von England (war denn diese durch die anglikanische Kirche gefährdet?) Gut und Blut einsetzten, ertragen zu können glauben. Am Fuße der Wartburg eine römisch-katholische Kirche, in diesem puritanischen Staate ein römisch-katholisches Bisthum! Wir möchten in dieser Weise des Hrn. B. entgegnen: In Afrika, wo einst vierhundert Bischofssitze bestanden, wo ein heiliger Cyprian für den Christenglauben lebte und starb, wo ein heiliger Augustin so kräftig wirkte, und als einer der erlauchtesten Geister bis in unsere Zeiten leuchtet, jetzt allüberall die todesschaurige Nacht des Islamismus? — Woher dieses! Vorzüglich möglich gemacht durch den Protestantismus des vierten Jahrhunderts nach seinem dreifachen Lehrtropus — durch den Arianismus, Manichäismus und Pelagianismus.

Durch Herrn Büttners Gestöhne über das römisch-katholische Bisthum in der puritanischen Stadt Hartford finden wir uns veranlaßt, einen Blick auf Maryland und dessen Hauptstadt Baltimore, den jetzigen erzbischöflichen Sitz in Nordamerika zu werfen, um die Verschiedenheit in dem Verfahren der Katholiken und jener edlen Puritaner anschaulich zu machen, ein Verfahren, zu welchem Seitenbilder in genügender Menge überall sich auffinden ließen. Genannte Stadt verdankt ihren Ursprung einem Bruder des Lords Baltimore, welcher diesen Staat, der von Carls I. Gemahlin den Namen trägt, zur Zufluchtsstätte für sich und seine Glaubensgenossen wählte, um ihnen in der damaligen furchtbaren Verfolgung durch die anglikanische Kirche eine Zufluchtsstätte zu sichern. Wie nun Connecticut um eben diese Zeit Sitz der Puritaner, so wurde Maryland derjenige der Katholiken, welche aus dem Mutterlande sich retten wollten. Die Puritaner, bald hierauf unter Cromwell verfolgend auftretend, pflanzten leicht ihren Verfolgungsgeist auch den Meinungsgenossen in dem neuen Welttheil ein; wogegen die Katholiken, der erlittenen Verfolgung eingedenk, durch eigene Erfahrung zur Duldsamkeit sich geneigt fanden, und die von andern Secten Ausgestoßenen brüderlich in ihre politische Gemeinschaft aufnahmen. Damit gewannen diese letztern raschen Zuwachs, in Kurzem die Ueberzahl. Hiedurch gelang es ihnen, allmählig die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in

sich zu reißen; sectirerische Verachtung der Kirche ließ sie der Wohlthat des gefundenen Schutzes bald genug vergessen, und nicht lange Zeit verging, bis sich die Katholiken in ihrem ursprünglichen Hause unterdrückt sahen. Denn der Anmaßung der Secten gesellte die Begünstigung der englischen Regierung sich bei, worauf auch in Maryland eine Gesetzgebung sich entwickelte, welche, zur Vergeltung gewährten Schutzes, an bitterer Härte gegen die Katholiken derjenigen des Mutterlandes in nichts zurückstand. Denn nicht allzulange, nachdem Lord Baltimore seinen Glaubensgenossen eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben wähnte, wurden dieselben auf jegliche Weise verfolgt; sie durften ihre Religion nicht mehr öffentlich zeigen; sie mußten ihre Priester verbergen, ihre Mysterien heimlich singen, und ihr Leben in der beständigen Furcht zubringen, nebst der Religion noch die Habe, die Heimath, selbst die bürgerliche Freiheit zu verlieren. „Dieß war", sagt der Bischof Rosati in einem Bericht über die katholische Kirche in den vereinigten Staaten, „dieß war ein glänzendes Beispiel protestantischer Glaubensduldung und dankbarer Anerkennung früherer Wohlthat." — Dergleichen Kleinigkeiten verdienen wohl im Andenken behalten zu werden.

Man schätzt die Zahl der unabhängigen indianischen Völkerstämme, welche östlich und westlich der Felsgebirge wohnen, nur noch auf beiläufig 400,000 Köpfe, zweiundzwanzig verschiedenen, oft sprachlich durchaus getrennten Stämmen angehörend; so tief hat die mannigfaltige nordamerikanische Betriebsamkeit und Redlichkeit dieselben herabgearbeitet! Obwohl diese Stämme von Missionären verschiedener Secten besucht werden, unter welchen diejenigen der Katholiken die glücklichsten, weil eifrigsten sind, so läßt sich in Wahrheit doch nur von Erfolgen der katholischen Missionen unter ihnen sprechen. Wo jene die Bekehrten zu Hunderten zählen, da haben diese Tausende einzusetzen, obwohl Beharrlichkeit nicht bei Allen zu verbürgen ist. Der P. de Smet, der während vier Jahren unter den verschiedenen Völkerschaften des Oregon-Gebiets an zehn Tausend Meilen durchwanderte, hat in dieser Zeit bei sechs Tausend Götzendiener getauft, zwei Tausend andere zum Empfang des Sacraments vorbereitet. Neben einer Anzahl würdiger Priester sind es vorzüglich die gehaßten Jesuiten, welche dieser unbeschreiblich mühsamen Arbeit sich unterziehen, und noch in

neueren Zeit haben sie in Missouri ein Haus angelegt zum Aufenthalt für Missionäre, und um durch sechs Laienbrüder die Indianer in verschiedenen Werkstätten in mechanischen Künsten unterrichten zu lassen. — Der erwähnte P. de Smet schiffte sich im Jahre 1842 nach Europa ein, um über die Erfolge seiner Thätigkeit Bericht zu erstatten, ging sodann im December 1843, in Begleitung einiger anderer Priester und sieben Schwestern unserer lieben Frauen, zu Antwerpen abermals zu Schiff, um das Cap Horn zu umsegeln, und von der Mündung des Columbia-Flußes aus das Westgebiet zu erreichen, was ihm nach neunmonatlicher Fahrt, auf welcher er sieben Tausend Seemeilen zurücklegte, unter Gottes Obhut, glücklich gelungen ist.

Bei dem Bestreben der Staatenregierung, die Eingebornen aus ihren Wohnsitzen zu verdrängen, und sie immer weiter nach Westen zurückzutreiben, ist immerhin zu befürchten, daß das angefachte Glaubenslicht, bei so großen Schwierigkeiten dasselbe erhalten zu können, bald wieder verlösche. Doch beträgt die Zahl der in den Diöcesen St. Louis, Milwaukie und Detroit ansäßigen christlichen Indianer, die noch ihre Muttersprache reden, an die zwölf Tausend Seelen, und es ist nicht zu zweifeln, daß von den heldenmüthigen Boten der Gnade, Einige auch jenen Vertriebenen folgen werden, und dieß um so gewisser, da man doch die Erfahrung gemacht hat, daß früher bekehrte Indianer in der Regel dem Glauben treu geblieben sind, ja die Missionäre der Protestanten, die nachher bei ihnen sich einschleichen wollten, durch sie geradehin zurückgewiesen wurden.

Die Worte, in welchen ein Häuptling dieser Naturstämme dem verewigten Dr. John England, Bischof von Charlestown, der bei vierundzwanzig Jahren in diesen Missionen vielfach thätig gewesen, den Beweggrund eröffnete, weßwegen seine Landsleute vorzugsweise den katholischen Missionären Gehör und Vertrauen schenkten, sind so einfach, naiv und zugleich einleuchtend, daß sie hier wohl eine Stelle verdienen. „Unsere Väter“, sagte jener Häuptling, „hatten Männer mit schwarzen Röcken (Black Coato) zu Führern. Diese hatten weder Weib noch Kinder, ergaben sich ganz dem Gebet und dem Dienste der Rothhäute. Aßen diese Männer, so waren sie satt, denn sie hatten nur einen Mund, und starb Einer von ihnen,

so brauchte er gar nichts mehr, Alles was er brauchte, hatte er im Himmel, und wie wir ihn begruben, hatten wir nur für seinen Geist zu beten. Die Andern aber gaben uns Männer, als Häupter des Gebets, wie wir selbst: diese Männer haben Weiber, und lieben sie; sie haben Kinder, und lieben sie; die Weiber und Kinder haben viele Mäuler und viele Rücken, und die Kinder werden alle Tage feister, und der arme Mann des Gebets hat große Furcht, weil er liebt; er fürchtet, daß diese Mäuler nicht alle sich füllen, und daß diese Rücken nicht alle sich kleiden werden; er fürchtet sich sehr, zu sterben, weil dann die, welche er liebt, hungern müßten, wenn nicht wir sie ernährten. Darum, so lange er lebt, sorgt er für Weib und Kinder; und thut er dieß, so sagt er zu der Rothhaut: ich thue meine Schuldigkeit; die Rothhaut aber geht weg und denkt an das, was der Vater gesagt hat: daß der Schwarzrock ein Mann war, nicht wie unser Einer, und daß er die Rothhaut sehr liebte, weil er einzig den großen Geist und sein Volk zu lieben hatte, kein Weib und keine Kinder, und ein einziges Maul und einen einzigen Rücken hatte; starb er dann, so war dieser Mund geschlossen, der Rücken kalt, und er fürchtete nicht, wenn es zum Sterben kam, sondern blickte nur auf die rothe Haut, die er liebte."

Auch unter den Negern, sowohl den freigelassenen als den Sclaven, zählt die Kirche viele Glieder, obgleich aus jenen, da diese Menschenraçe durch schwächere Geistesgaben und eine gewisse indolente Milde sich auszeichnet, die Methodisten durch ihren pietistischen Anstrich Viele an sich ziehen. Das Loos derjenigen Schwarzen, welche noch Sclaven sind, wird einzig durch die Kirche gemildert, denn sie allein legt ihren Gliedern, bei Verlust der heiligen Sacramente, die Pflicht auf, die Sclaven nicht mehr zu verkaufen, sie menschlich zu behandeln, und für ihr Zeitliches, wie für ewiges Wohl zu sorgen. Auch da ertheilen die praktischen Amerikaner der Kirche ein Zeugniß, welche alle Initiativen deutscher Literatur weit überwiegt; sie sagen nämlich: die Grundbesitzer könnten nichts Besseres thun, als ihre Sclaven durch katholische Priester darin unterweisen zu lassen, wie sie Gott und ihrem Herrn treu dienen könnten; daher viele Protestanten schwarze katholische Dienstboten den andern vorziehen. In Maryland sind es vorzüglich die Redemptoristen, welche den Unterricht der Schwarzen

sich angelegen seyn lassen. In Philadelphia hält eine junge freie Negerin eine katholische Schule für farbige Kinder. Zu Baltimore besteht unter dem Titel: „Schwestern der Vorsehung", ein Verein schwarzer Frauen, welche, in klösterlichem Leben verbunden, dem gleichen Dienste sich widmen.

Auch die nach Liberia heimkehrenden Neger gehen hiedurch der geistlichen Pflege nicht verlustig. Der Bischof von Philadelphia hat zu Anfang des Jahres 1842 drei Missionäre dorthin gesendet, von denen Einer am Ende desselben Jahres zurückkam, und folgenden Bericht erstattete: „Wir fanden günstige Aufnahme; unsere katholischen Neger haben in Palma, dem Hauptorte der Colonie, einen Betsaal und eine Schule, beide freilich in einem und demselben Lokale, errichtet, und die Erfolge unseres Eifers sind von solcher Art gewesen, daß wir den Neid der Protestanten und die Verwunderung der fremden Kaufleute erregten. Eben so gut wie in Palma ist die Stimmung am Cap Monte; die Neger, welche diese Gegend bewohnen, sind bereit, den katholischen Glauben anzunehmen. An zwanzig Orten gibt es katholische Kapellen, früh schon von den Portugiesen und Spaniern errichtet. Aus Mangel an Priestern (wohl ebenfalls Folge der begleitenden Revolution zu Förderung der Menschheit in diesen beiden Reichen) sind aber die Einwohner zu den vorigen abergläubischen Meinungen zurückgekehrt, und die Kirchen stehen verlassen. Indeß hoffen wir, daß es auch an diesen Orten bald wieder besser werden soll."

So viel über die Kirche von Amerika.

Wir müssen noch mit ein paar Worten berühren, wie Hr. Dr. Büttner durch das, was er sehen mußte, und unmöglich in Abrede stellen konnte, dergestalt in Unwillen versetzt und mit Bitterkeit erfüllt wurde, daß ihm gewiß Luther aus seinem Grabe zujauchzen dürfte:

A ce noble courroux je reconnais mon sang.

Ist es doch gar so lehrreich, zu sehen, wie der Haß gegen die Kirche bei jeder Veranlassung sich Luft macht, wie aber die Verheißung ihres Herrn in der alten Welt, trotz des Keuchens der Büreaukraten, und in der neuen, trotz des Schnaubens der Literaten im stillen Gang dennoch an derselben sich fortwährend verwirklicht.

Zu allererst findet es Hr. B. sehr bedenklich, daß in Nordamerika die Kirche „durch keine Concordate in Schranken gehalten werde“, daher reißende Fortschritte mache, so daß bloß seit 1843 fünf neue Bisthümer seien errichtet worden. Jeder Fortschritt der Kirche erscheint ihm durchweg als Sieg einer „unerträglichen Keckheit und Arroganz“, mit der sie bei jeder günstigen Gelegenheit hervortrete. — Da der Bischof von New-York verlangte, daß die deutsche Kirche von Buffalo, eine der größten und schönsten in den vereinigten Staaten, in sein Eigenthum gestellt werde, was allein den Gemeinden ihre Kirchen auf alle Zeiten zu sichern vermag, die Gemeindevorsteher aber dessen sich weigerten, und hiefür der Oberhirte die Kirche mit dem Interdict belegte, muß derselbe ein wahrer Gregor VII., und die Macht der Geistlichkeit „eine furchtbare, der religiösen und politischen Freiheit des Landes gefährliche“ seyn. Wie aber die Gemeindevorsteher ihr Unrecht eingesehen und hierüber sich erklärt haben, ist nur bei Herrn Salzbacher Seite 260 zu lesen, Hr. B. verwandelt es in den Ausdruck: „die Gemeinde mußte nachgeben.“ — Hätte Hr. B. sich in Europa ein wenig umgesehen, die Lage der in alter Zeit erbauten protestantischen Hauptkirchen etwas näher in's Auge zu fassen, so würde es ihn nicht befremden, daß die Katholiken auch in der neuen Welt es lieben, für ihre Kirchen schöne, die Umgegend überragende Bauplätze zu wählen. Der wahre Katholik, der es sich nicht versagen kann, auch dem Geistigen (wo möglich) einen sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck zu verleihen, will eben, daß die Lage des Hauses seines Sehnens, seines Trostes und seiner Anbetung ihm es vor Augen stelle, daß die Kirche die Stadt Gottes auf dem Berge sei. Begreift Hr. B. dieß nicht, so können wir uns unsererseits auch darüber nicht besonders verwundern, daß ihm in Cincinnati die „Menge der Priester“ (die doch den statistischen Nachrichten zufolge so auffallend groß nicht seyn kann), noch weniger in Baltimore die Kathedrale, „ein wahres Meisterstück der Baukunst“, und die dortigen Vespern, bei denen auf guten Gesang so viel verwendet wird, daß selbst manche Protestanten dazu sich einfinden, nicht zu behagen scheinen.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.)

VI.

Philipp's Doppelehe.

Mitten in die im vorigen Artikel *) geschilderte Periode der diplomatischen und kriegerischen Kämpfe, die der Protestantismus in dem Maße, als er erstarkte, gegen die alte Kirche und die politische Ordnung des Reiches unternahm, fällt ein denkwürdiger Versuch: die Vielweiberei in die Disciplin der Gegenkirche einzuführen. Gemacht wurde derselbe von dem unternehmendsten unter den fürstlichen Schutzherren der neuen Lehre, der sich sowohl durch die bisherigen Erfolge der Opposition ermuthigt, als durch den Stachel des Fleisches zu solchem Wagniß getrieben fühlte. Haben gleich diese reformatorischen Bemühungen Philipp's damals noch ihr Ziel verfehlt, so liefern sie dennoch nicht nur einen wichtigen Zug zur Vervollständigung seines Charakterbildes, sondern gestatten uns zugleich einen Blick unter die gleißnerische Hülle, welche die wahren Motive auch anderer Zeloten des Widerspruchs in jene

*) Bd. XV, Seite 769 und Bd. XVI, S. 81.

Periode deckt. Zudem lassen diese Bestrebungen des Landgrafen damals im fernen Hintergrunde das Ziel des moralischen und dogmatischen Nihilismus erkennen, welchem der Protestantismus seit seinem Beginne entgegen gravitirt, und dem er heute in immer rascherem Fluge zueilt, nachdem er eine Zeit lang gewähnt hatte, auf halbem Wege stehen bleiben zu können.

Die in ihren Hauptumrissen allbekannte Geschichte des Hergangs, dessen häufig übersehene Einzelheiten und näheren Umstände im Nachfolgenden erzählt werden sollen, beginnt damit, daß der Landgraf schon längst seinen Eifer für die gegenkirchliche Lehre auch praktisch durch maßlose Unsittlichkeit bethätigt, und, seinem eigenen Geständnisse zufolge, seiner Gemahlin die eheliche Treue nicht drei Wochen lang gehalten hatte. Im sechszehnten Jahre dieses Ehestandes fiel seine sinnliche Neigung auf ein Hoffräulein seiner Schwester Elisabeth, der zu Rochlitz lebenden Wittwe des Herzogs Friedrich von Sachsen, die siebzehnjährige Margarethe von der Saal. Vermuthlich hat sich diese, berathen von ihrer ränkevollen und ehrsüchtigen Mutter Anna, aus dem Geschlechte derer von Miltiz, Anfangs seinem Gelüste versagt, worauf, als die unreine Flamme Philipp's immer heftiger entbrannte, sich der Gedanke an eine Bigamie ihm als das passendste Mittel darbot, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Ob der abentheuerliche Plan, diesen unerhörten Ausweg zu suchen, ursprünglich in Philipp entstanden sei, oder ob, wie es am wahrscheinlichsten ist, die Mutter der Erwählten diesen hohen Preis für die Ehre ihrer Tochter forderte, ist begreiflicherweise heute nicht mehr zu ermitteln. Gewiß ist nur, daß Philipp das Vorhaben beharrlich durchführte: der beabsichtigten ehebrecherischen Beiwohnung, mit Aufrechthalung der ersten, den Schein einer rechtmäßigen zweiten Ehe zu leihen. — Dieß aber war in jener Zeit und in Deutschland, selbst einem protestantischen Fürsten, ohne ausdrückliche Gestattung und Gutheißung der Häupter des neuen Evangeliums nicht möglich. Die Art und Weise nun, wie der Landgraf sich diese Zustimmung verschaffte, und die Form,

in der Ilene sie ihm ertheilten, ist wegen der hierbei auf beiden Seiten hervortretenden, bodenlosen Heuchelei zwar eine der widerlichsten, aber auch eine der lehrreichsten Episoden in der Geschichte der jungen Kirche. Beide Theile (der scrupelhafte Pönitent, der aus bloßer Gewissenhaftigkeit eine Doppelehe schließen will, wie die, für die Reinheit des Evangeliums eifernden Verbesserer der christlichen Kirche, die ihm dazu Dispens und Segen gaben!) hatten im Herzen ganz andere Interessen und Zwecke, als die Ehre Gottes. Beide fanden es aber ihrer einmal genommenen Stellung gemäß, die Welt und sich gegenseitig täuschend, unter fortwährender Berufung auf die heilige Schrift, auf das Gewissen, auf die pflichtmäßige Sorge für das ewige Heil, sich immer in den ererbten, ganz ehrbaren und christlichen Redensarten zu bewegen.

Die Reihe dieser Versuche: den Protestantismus als solchen förmlich und ausdrücklich als Mitschuldigen bei seiner Bigamie zu betheiligen, eröffnet eine Botschaft Philipp's an die Hierarchen der Neukirche. Er hatte hierzu Bucer *), seinen gewandtesten und schlauesten Unterhändler ausersehen, der mit nicht geringem Eifer und Geschick gleichzeitig dem Gelüste seines Herrn Befriedigung zu verschaffen, und dabei doch nach Möglichkeit den christlichen Schein zu retten beflissen war. Ausgerüstet mit einer von ihm selbst verfaßten Instruction sandte

*) Rommel (Geschichte von Hessen, Bd. 3, Anmerkungen S. 198) charakterisirt denselben folgender Gestalt: „Martin Bucer, eigentlich Kuhhorn aus Schletstadt im Elsaß, aus Straßburg vertrieben, ursprünglich Dominicaner, war ein außerordentlicher Mann, nicht bloß durch hohen Körperbau, starke Stimme und leichte Beredsamkeit, sondern auch durch großen Reichthum und Gewandtheit der Ideen, und solche Weltkenntniß, die ihn zum Vermittler und Friedensstifter geschickt machten. Er war der Vertrauteste L. Philipps (mit dem er in beständigem Briefwechsel stand), sein geistlicher und weltlicher Diplomate.“ Von vorneherein die indifferentistischen Neigungen seines Herrn theilend, schlug er sich bald auf die Seite Zwingli's, war jedoch gewandt genug, auch mit Luther in gutem Vernehmen zu bleiben.

Philipp diesen nach Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon „erstlich Gnad und Gutes von seinetwegen sagen sollte und daß ihnen an Leib und Seel noch wohl zuständе, daß er das gerne hörte.“ — „Folgends anzufügen“, so lautet weiter der Auftrag, „daß ich, seiter der Zeit mich unser Herr Gott mit Schwachheit heimgesucht, allerlei bei mir bedacht hätte, und sonderlich, daß ich in mir befunden, daß ich eine Zeit her, seit ich ein Weib genommen, in Ehbruch und Hurerei gelegen. Dieweil dann sie und meine Prädikanten zu vielmahl mich ernstlich ermahnt, zum Sacrament zu gehen, und dann ich bei mir solches obgemeldt Leben befunden, habe ich mit keinem guten Gewissen einige Jahr her können zum Sacrament gehen.“ Wie ernstlich gemeint diese Ehrfurcht vor dem Sacramente gewesen seyn müsse, geht einestheils daraus hervor, daß der Landgraf, wie früher bereits gezeigt, sich zur Zwingli'schen Theorie von einem bloßen Erinnerungsmahle bekennend, der Sache nach gerade das Sacrament läugnete, andererseits aus den unmittelbar darauffolgenden Worten der Instruction. „Dann, dieweil ich solches Leben nicht Willens zu lassen, mit was gutem Gewissen konnte ich dann zum Tisch des Herrn gehen, und wußte dadurch nicht anders, dann zum Gericht des Herrn und nicht zu christlicher Bekenntnuß zu kommen? Weiter so hab ich gelesen im Paulo, mehr dann an einem Ort, wie daß kein Hurer und Ehebrecher würde das Reich Gottes ererben. Die weil ich dann bei mir befunden, daß ich bei jetziger meiner Hausfrawen“ (mit welcher er bereits drei Söhne und vier Töchter erzeugt hatte!) „mich Hurerei, Unkeuschheit und Ehebruchs nicht erwehren mag, so ich mich dann nicht aus dem Leben wende und zur Besserung bekehre, so habe ich nichts Gewisseres, denn Enterbung des Reichs Gottes und ewige Verdammniß zu gewarten.“ — Ueberhaupt lägen ihm seine Prediger an, er solle Hurerei und andere Laster strafen, „welches ich auch gern thun wollte. Wo kann ich aber Laster, darinnen ich selbst stecke, strafen? Da jedermann würde sagen: Meister, strafe dich vor selbsten.“ — Ja, wenn er etwa in

Sachen „der Evangelischen Verständniß“ (des schmalkaldischen Bundes) kriegen und dabei erstochen, erschossen werden oder sonsten umkommen sollte, so müsse er befürchten, ohne Rettung „zum Teufel zu fahren.“ „Ich habe doch unter Zeiten Gott angerufen und gebeten, aber ich bin allweg geblieben, einen Weg wie den andern.“

Nach dieser Vorrede, worin der hohe Pönitent seinen ernstlichen und beharrlichen Willen: sich nicht zu bessern, sehr deutlich und bestimmt erklärt hat, rückt er seinem wahren Ziele, mit Hülfe einer Exegese, näher, welche die Theologen zu Wittenberg nicht ablehnen konnten. „Nun aber habe ich mit fleiß bedacht, die Schrifften altes und Neuen Testaments, so viel mir Gott Gnad verliehen, mit fleiß durchlesen, und da kein andern Rath oder Mittel immer können finden, die weil ich sehe, daß ich mich deß Handels bei meinem jetzigen Weibe nicht kan oder mag enthalten, welches ich mit Gott bezeuge, dan solche Mittel zu gebrauchen, die von Gott zugelassen, und nicht verbotten: daß die fromme Vätter, als Abraham, Jacob, David, Lamech, Salomon und andere, mehr dan Ein Weib gehabt, und eben in den Christum geglaubt, daran wir glauben, wie S. Paulus ad Cor. 10. saget, und dann Gott im Alten Testament solche Heyligen hochrühmet, auch Christus im Neuen Testament solche hochrühmet, dazu das Gesetz Mosis zuläßt, wann einer zwey Weiber habe, wie man sich darinnen halten sollte. Vnd ob gesagt wolte werden, es wäre Abraham und den alten zugelassen umb die Verheissung willen uff Christum; so findet sich doch klar, daß das Gesetz Mosis zuläßt, und darin niemand specificirt und spricht, ob man zwey Weiber halten, und damit niemanden ausschleust. Vnd da dann Christus allein verheissen ist dem Stamm Juda, und doch Samuels Vatter, der König Achab und andere mehr Weiber haben gehabt, die doch nicht seynd vom Stamm Juda, so kan das, daß es denen allein zugelassen sey umb Messias willen, nicht statt haben. Dieweil dann Gott im Alten Testament, noch Christus im Neuen Testament, weder die Propheten noch

Apostel nicht verbieten, daß Ein Mann zwey Weiber möge haben, auch kein Prophet oder Apostel darum König und Fürsten, oder andere Personen gestraft noch gescholten, daß sie zwey Weiber in der Ehe bey einander gehabt, noch auch für Laster oder Sünde, oder die das Reich Gottes nicht ererben sollen, gehalten, So doch Paulus viel anzeigt so das Reich Gottes nicht ererben sollen, und von denen, die zwey Weiber haben, gar keine Meldung thut; auch die Apostel, da sie den Heiden anzeigten, wie sie sich halten, und wie sie sich enthalten sollen, da sie die erstlich zum Glauben auffnahmen, wie das in Actis Apost. steht, und doch davon nichts verbotten, daß sie nicht zwey Weiber in der Ehe haben möchten, so doch viel Heiden gewest, die mehr dann Ein Weib gehabt haben; Auch den Juden nicht verbotten, denen es das Gesetz zuließ, und freylich bey etlichen im Brauch. Wann uns dann Paulus klar sagt, daß ein Bischoff soll seyn nur Eines Weibes Mann, deßgleichen der Diener; wäre ohne Noth gewesen, da jedermann sollte haben nur Ein Weib, so hätte ers also gebotten und mehr Weiber zu haben verbotten, und demnach auff diesen Tag in den Orientischen Landen etliche Christen seynd, die zwei Weiber haben: Item der Kayser Valentinianus, den doch die Historien-Schreiber Ambrosius und andere Gelehrte rühmen, selbst zwey Weiber gehabt, auch ein Gesetz lassen ausgeben, daß andere zwey Weiber möchten haben. Item, wiewohl ich dieses folgende nicht hoch achte, so hat der Pabst selbst einen Graffen, welcher zum Heiligen Grab gewest, und in Erfahrung kommen war, sein Weib solte todt seyn, derhalben er eine andere oder noch ein Weib genommen, zugelassen, daß er sie alle beyde möchte haben. Item, Ich weiß, daß Luther und Philippus dem König von Engelland gerathen haben, er sollte seine erste Frau nicht verlassen, er soll aber eine andere zu der nehmen, wie nun ungefehrlich der Rathschlag lautet. Wo nun dargegen möchte gefragt werden, daß er keine Manns-Erben von der ersten Frauen gehabt, achten wir, es solte hie vielmehr zugelassen seyn, der Ursach wegen, daß Pau-

lus sagt, Ein jeder solle der Hurerey halber ein Eheweib haben; dann es ist ja vielmehr gelegen an einem guten Gewissen, der Seelen Heil, an einem Christlichen Leben, Abziehung von Schanden und unordentlicher Unkeuschheit, dann daran gelegen, daß einer Erben oder keine hat. Dann es ist ja mehr an der Seelen, dann an zeitlichen Dingen gelegen." „Diese Ding, haben mich alle bewegt, daß ich mir einmal fürgesetzt, dieweil es mit Gott geschehen kann, wie ich das nicht zweifel, mich der Hurerei und aller Unkeuschheit zu entäussern, und den Weg, den mir Gott zuläßt zu gebrauchen, denn ich länger nicht in Teufels Stricken gefangen zu liegen gemeint bin, und mich sonsten ohne den Weg, den Gott zuläßt, nicht enthalten kann oder mag; so sey derowegen meine Bitt an Lutherum, Philippum und ihn Bucerum, daß sie mir wollen Zeugniß geben, wenn ich das thäte, daß es nicht unrecht sei."

„Wäre es aber Sach, daß sie es dieser Zeit umb Aergerniß willen und daß es vielleicht dem Evangelischen Handel sollte nachtheilig oder schädlich seyn, öffentlich in Truck nicht geben möchten, so seye doch meine Bitt, daß sie mir wollen schriftlich Zeugniß geben, so ichs heimlich thäte, daß ich daran nicht wider Gott gethan, und daß sie es auch für eine Ehe halten, und mittlerer Zeit auf Wege denken, wie die Sach offentlich in die Welt zu bringen, und die Person, so ich nehmen werde, hernach nicht für unehelich, sondern auch für eine Ehe gehalten werde, dann sie könnten dennoch bedenken, daß sonsten dem Menschen, so ich nehmen würde, schwer fallen, daß sie sollte für eine gehalten werden, so unchristlich oder unehelich thäte. Nachdem auch nichts verschwiegen bleibet, sollte ich denn stets also sitzen, und die gemeine Kirch sollte nicht wißen wie ich bei der Person säße, möchte auch den langen Weg groß Aergerniß bringen."

Diese letztere Stelle gewährt einen wichtigen Aufschluß

sowohl über die wahren Motive Philipp's, als über seinen eigentlichen Zweck. — In Hinsicht jener ist es, bei einiger Kenntniß des Charakters des Landgrafen, geradezu unmöglich, zu glauben, daß es ihm bei der Sendung Bucers um Beruhigung seines Gewissens zu thun gewesen sei. — Wie verwirrt und abgeschwächt auch das sittliche Bewußtseyn bei den Führern der ganzen kirchlichen Bewegung damals seyn mochte, dennoch streitet es gegen die einfachsten Gesetze des menschlichen Fühlens und Denkens, daß Philipp wirklich eine, durch solche Mittel theils erschlichene, theils abgenöthigte Dispensation der Neulehrer für eine, den unbestechlichen innern Richter beschwichtigende Autorität hätte halten können. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der verhärtete, indifferentistische Politiker, dem es bei dem gesammten „evangelischen Handel", wie schon oft gezeigt, um ganz andere Dinge, als um Glauben und Gewissen zu thun war, einer solchen Beruhigung nicht im mindesten bedurfte. Das wahre und oberste Motiv, welches ihn drängte, an jener Quelle Rath und Hülfe zu suchen, war vielmehr der, von der Mutter Margarethens ihm entgegengehaltene Einwand: daß eine außereheliche Verbindung ihre Tochter nothwendig vor der gesammten ehrbaren Welt in Schmach und Schande stürzen müsse. Dieser wirkliche Grund, warum Philipp in Wittenberg Rath suchte, beruht nicht auf einer bloßen Vermuthung, sondern ist sogar einfach und mit dürren Worten in der oben mitgetheilten Stelle der Instruction angegeben. „Die Person, so er nehmen werde", wollte trotz des ehebrecherischen Verhältnisses, in welches sie zu treten im Begriffe stand, „nicht für unehelich, sondern für eine Ehe gehalten werden", und dazu sollte ihr das beifällige Gutachten der Väter und Häupter der neuen Kirche verhelfen. Diese sollten erklären, daß sie die zu schließende Verbindung für eine Ehe hielten. Zu demselben Ende war es auch nöthig, daß diese Erlaubniß nicht bloß geheim bleiben durfte, sondern zur Wissenschaft „der ganzen Kirche" gelangte, weil es sonst den Erwählten jedenfalls „schwer fallen müßte"; für eine

gehalten zu werden, „so unchristlich oder unehelich thäte." Daneben lag freilich der geheime Hinterhalt in Philipp's Seele: die geistlichen und weltlichen Häupter der protestantischen Partei durch ihre beistimmende Erklärung von vornherein zu Mitschuldigen und Theilnehmern eines Schrittes zu machen, der nach weltlichen Rechten mit der Strafe des Schwertes verpönt war. Er wollte sie in sein Geschick verflechten, um sich dadurch deren diplomatische und kriegerische Hülfe für den Fall einer Anfechtung von Seiten des Kaisers zu sichern. Diese einfache Erklärung, welche genau der weiter unten zu erwähnenden Auffassung Melanchthons entspricht, ist der Schlüssel zu Philipp's gesammtem jetzigen und spätern Benehmen in dieser Angelegenheit, welches sonst und unter jeder andern Voraussetzung ein unlösbares und sinnloses Räthsel bleibt.

Nachdem der Landgraf in seiner Instruction seinen eigentlichen Zweck bezeichnet hat, werden naheliegende Bedenken aus dem Wege geräumt, und Belohnungen aus dem Klosterraube im Hintergrunde gezeigt. Daß Philipp Andeutungen dieser letztern Art wagen durfte, gibt einen Fingerzeig, wie hoch er seinem Innern die Reformatoren anschlug. „Item", fährt sein Unterricht für den Gesandten fort, „sie sollen nit besorgen, daß ich derhalben, ob ich schon ein anders Weib nehme, mein jetziges Weib übel halten, nicht bei ihr schlafen, oder ihr weniger Freundschaft thun wolle, dann ich vorher gethan; sondern wollte in dem Fall das Creuz tragen, und ihr alles Guts thun, und ihr mich nicht entäussern; ich will auch die Kinder, so ich von der ersten Frauen habe, die rechte Fürsten des Landes seyn lassen und die andern sonsten mit ehrlichen Dingen versehen; sey derhalben noch einmal mein Bitt, durch Gott mir hierin zu rathen und zu helfen in denen Sachen, die nicht wider Gott seyn, daß ich mit fröhlichem Gewissen leben und sterben, auch alle Evangelische Händel desto freyer und Christlicher fürnehmen möge; denn was sie mich werden heißen, daß Christlich und recht seye, es betreff Closter-Güter und anders, da werden sie mich

illig finden. Ich wollt auch und begehre nicht mehr, denn nur noch ein Weib zu diesem jetzt allbereit habenden Leib. Item man muß der Welt oder weltlichen Furcht hierinnen nicht zu hoch ansehen, sondern mehr auf Gott sehen, was der gebeut, verbeut, zu- und frey läßt; dann Kaiser und die Welt lassen mich und jedermann bleiben, so wir Huren öffentlich halten, aber mehr denn ein Weib solten sie wohl nicht gern leiden. Was Gott zuläßt, das verbieten sie; was Gott verbeut, da sehen sie durch die Finger und gemahnt mich wie der Pfaffen Ehe; den Pfaffen wollten sie keine Eheweiber zulassen, aber Huren halten gestatten sie. Item es seynd uns die Pfaffen so feind, daß sie umb des Artikels willen, daß wir den Christen mehr als Ein Weib zuließen, weder weniger noch mehr thun."

Sollte aber dennoch, wider Vermuthen! eine unzeitige Anwandlung von Rigorismus die Väter der neuen Kirche unfügsam machen, so folgt jetzt eine Drohung, deren lähmende Wirkung grade auf diese Charaktere der Landgraf sehr richtig berechnet hatte. — Die Furcht vor dem Urtheile der Welt (denn nur diese und kein höheres religiöses Motiv hatte Philipp in Wittenberg zu bekämpfen!) mußte durch die Furcht vor einem größern, noch schneller wirkenden Uebel ausgetrieben werden. Darum der Zusatz: „Item, er solle Philippo und Luthero darauch weiter sagen, wo ich bei ihnen keine Hülffe finde, als ich mich doch gäntzlich zu ihnen nicht versehen, so hätte ich wohl allerhand Gedanken für, daß ich wolle bey dem Kayser darum ansuchen, durch Mittel-Personen, und sollte michs gleich viel Gelt kosten; welches der Kayser ohne des Pabst dispensation nicht thun würde. Wie wol ich nun auf der Päbst dispensation gar nicht achte; aber es were des Kaysers Zulassung bei mir gar nicht (nach?) zu trachten. Welche Zulassung des Kaysers ich gar nicht achten wolle, wenn ich nicht wüßte daß ich meines Vorhabens vor Gott fug hett, und gewisser were, das Gott zugelassen und nicht verbotten hette; aber dennoch umb menschlicher Forcht willen, so ich bei dieser

Part kein Trost finden konte, were mir der Kais. Maj. Ge-
sens, wie bemelt, zu haben, nicht zu verachten. Dann
hielt bei mir dafür, so ich etlichen Kayserlichen Räthen
fere Summen Gelds schenken würde, Ich wollte wohl
bey ihnen erhalten, aber dabeneben hätte ich die Fürs
wiewohl ich umb keiner Sache willen auff Erdreich vom
gelio abfallen, oder (mit Göttlicher Hülff) dahin wend
sen will, das dem Evangelischen Handel zu wieder seyn
te, so möchten doch die Kayserlichen mich in and
Weltlichen Sachen dermassen brauchen und ver
den, daß diesem Handel und diser Parthei
nützlich seyn möchte. Sey derhalben noch meine Bitt,
sonsten zu helffen, auff daß ich nicht darzu gezwungen
die Sach an den Orten zu suchen, da ichs nicht gern
und tausendmal lieber auff Ihre Zulassung, die sie mit
und gutem Gewissen thun mögen, bauen wolle, dann
Kayserl. und andere Menschliche Zulassung, darauff doch
weiter auff bauen würde, so es nicht vorhin in Göttl
Schrifft gegründet were, wie dann oben davon gehandelt
den. Beschließlich ist abermahl meine Bitt, daß Luther
Philippus und Bucerus mir in dieser Sachen ihr schriftlich
denken wollen eröffnen, auff daß ich darnach mein Leben
sern, mit gutem Gewissen zum Sacrament gehen, und
Händel unserer Religion desto Freyer und getröster tre
möge. Datum Melsingen am Sonntag nach Catharinae, An
1539. Philips Landgraff zu Hessen."

Daß Luther weder in seinen theologischen Anschauung
noch in seinem sittlichen Bewußtseyn Gründe gefunden ha
sich dem Ansinnen des Landgrafen ernstlich zu widersetzen,
dieß darf nach der früher bereits in diesen Blättern mitget
ten Uebersicht des, in seinen Schriften liegenden, unchristl
Eherechts als erwiesen angenommen werden. Mußte doch
Blick in sein eigenes Leben ihn zur mildesten Nachsicht mit
fleischlichen Schwachheit des fürstlichen Schutzherrn stimm
Auf pseudomystischem Wege war er damals schon im Wes

lichen zu denselben Resultaten gelangt, welche die Fleisches-Emancipatoren unserer Tage durch rationalistisch-pantheistische Speculation gewonnen haben. Allein, bei der eigenthümlichen Mischung von wilder Leidenschaft und furchtsamer Schlauheit, die in Luthers Charakter lag, mußte die Rücksicht auf die öffentliche Meinung sowohl der eigenen Partei, als der katholischen Gegner einer unumwundenen, freien Aeußerung seiner wahren Gesinnung Gebiß und Zügel anlegen, und ihn der überraschenden Eröffnung Bucers gegenüber in eine peinliche und zwangvolle Lage versetzen. „Widerwillig und zu ihrem Verdrusse", sagt K. A. Menzel, „sahen sich dergestalt die Reformatoren dasselbe Hoheitsrecht aufgedrungen, welches dem römischen Stuhle so oft als ungerechte, mit allen Künsten der Arglist errungene Frucht seiner Herrschlust zum Vorwurfe gemacht worden war." Aber wie groß war andererseits der Unterschied zwischen dem Standpunkte des Oberhauptes der katholischen Kirche und dem der Reformatoren! — Konnte der Papst etwaigen ähnlichen Zumuthungen der Mächtigen dieser Erde gegenüber sich auf ein Dogma berufen, welches er nicht gemacht, und auf Canones, die er nicht gegeben hatte, — stand hinter ihm eine Tradition, die aus den Zeiten der Apostel her im Strome der Jahrhunderte bis auf ihn hinab überliefert war, — durfte er es geltend machen, daß seine Gewalt ihm nur übergeben sei als ein geliehenes Gut, für dessen Verwaltung nach den Gesetzen der Kirche er, der Statthalter, dem Könige aller Könige Rechenschaft schuldig sei am Tage des Gerichts: so standen die Stifter der neuen Kirche, aller dieser Waffen baar, dem Gesuche des Landgrafen wehrlos gegenüber. Sie hatten das canonische Recht feierlich verbrannt, und den Faden der Tradition ein für alle Mal zerrissen. Hier galt keine Berufung mehr auf Herkommen, Geschichte und Autorität. Das nackte Bibelwort allein sollte gelten. — Aber auch Philipp berief sich auf den Text der heiligen Schrift. Wer sollte ihn auslegen, wer im Zweifel entscheiden? Hatten die Reformatoren, gestützt auf ihre Bibelforschung, die Ehe ihrer Sa-

cramentseigenschaft entkleidet, das unauflösliche Band gel
ckert, das Gelübde der Keuschheit und den ehelosen Stand d
Priester, — Institute, zu deren Rechtfertigung die alte Kirc
sich anderthalb Jahrtausende lang auch auf die Bibel berief! -
für spätern Zusatz zur reinen Christuslehre und verderblic
Menschensatzung erklärt; war die neu-evangelische Dogmat
selbst noch in fortwährender, fluthender Entwickelung begriffe
ein Canon und Richtmaaß der in Fluß gerathenen Exegese ab
damals so wenig, wie heute, aufzufinden: — wie konnte
dann die Neulehrer die Argumente des Landgrafen mit übe
zeugenden Gegengründen abweisen, wenn dieser ihnen auf de
Grunde und Boden ihres eigenen Princips mit unbestreitbar
Folgerichtigkeit zumuthete, nur noch einen unbedeutenden Schri
weiter zu gehen, und im Namen der christlichen Freiheit d
von Luther selbst schon gelegentlich vertheidigte Vielweiberei
gestatten?

In der That, es darf ohne Ungerechtigkeit gegen Luth
und Melanchthon nicht verkannt werden, daß die Schwäch
welche sie dem Begehren Philipps gegenüber an den Tag le
ten, eben so wohl und mehr noch in ihrer Sache, als in de
allerdings auch mitwirkenden Mangel an persönlichem Mut
und in der Furcht vor den politischen Folgen einer entschlossi
nen Weigerung lag. Andererseits mußte aber bereits ein g
ringer Grad von Nachdenken den Wittenberger Hierarchen j
den Zweifel benehmen, daß ehrliche und offene Gestattung d
Polygamie eine Bewegung des Abscheus in Deutschland hervo
rufen mußte, in der das Schifflein der jungen Kirche leich
lich zu Grunde gehen konnte.

Die angstvolle Verlegenheit, in welches dieses Dilemm
die Väter des neuen Glaubens versetzte, spiegelt sich in d
Antwort ab, die sie ihrem lästigen Gönner ertheilten, und de
sen harrendem Boten gleich mitgeben mußten *). Der B

---

*) Das welthistorisch merkwürdige Actenstück lautet wie folgt: „G o
tes Gnad durch unsern Herrn Jesum Christum, Durchlauchtigst

d dreht sich hauptsächlich um die Unterscheidung zwischen
: gemeinen Satzung und einer Dispensation, ohne daß die
rmatoren den Grund ihrer Kirchengewalt, und mithin ihre

Fürst und Herr; Nachdem E. F. Gn. durch den Herrn Bucerum etliche langwierige Beschwerungen Ihres Gewissens, und daneben ein Bedenken angezeigt, mit überreichung einer Schrift oder Instruction, die Ihme E. F. G. gegeben, wiewohl uns in solcher Eyl darauff zu antworten schwer ist, so haben wir doch den Bucerum ohne Schrifften nicht wollen reiten lassen. Vnd erstlich seynd wir von Hertzen erfreuet, und danken Gott, daß er E. F. Gn. an Leib und Seel zu seinem Lob stärcken und erhalten; dann wie E. F. Gn. sehen, die arme elende Christl. Kirche ist klein und verlassen, und bedarff warlich fromme Herrn und Regenten, wie wir nicht zweifflen, Gott werde etliche erhalten, obgleich allerley Anfechtungen fürfallen. Vnd ist auff die Frag, davon D. Bucerus mit uns geredet, erstlich dieses unser Bedenken: E. F. Gn. wissen und verstehen dieses selbsten, was für ein großer Vnterschied ist, eine gemeine Satzung zu machen, oder in einem Fall, auß wichtigen Vrsachen, und doch nach Göttlicher Zulassung, einer Dispensation zu gebrauchen; dann wider Gott gilt auch keine Dispensation. Sollte man nun etwas davon in Druck geben, so könnte E. F. Gn. achten, daß solches für ein gemein Gesetz verstanden und angenommen würde, darauß viel Aergernuß und Beschwerung folgen würden. Derhalben solches in keinen weg fürzunemen, und bitten, E. F. Gn. wollen dieses selbsten bedenken, wie schwer es seyn würde, so jemands auffgelegt würde, er hätte dieses Gesetz in Teutscher Nation auffgebracht, darauß in allen Heurathen ewige Vnruh zu besorgen. Daß aber dargegen mag gesagt werden, was vor Gott recht ist, soll darauß zugelassen werden, das hat eine Maß, so es Gott geboten, oder ein nöthig Ding ist, ist wahr; aber so es nicht gebotten und nicht nöthig, soll man ander Vmständ auch bedenken, als von dieser Frage: Gott hat die Ehe also eingesetzt, daß es allein zweyer Personen Gesellschaft seyn soll, dieweil sie beede leben und nit mehr, daß will der Spruch: Es sollen zwei ein Fleisch seyn. Vnd dieses ist erstlich also gehalten, aber hernach Lamech das Exempel eingeführet, mehr Weiber sämbtlich zu halten, welches von ihm in der Schrifft gemelt, als eine Einführung wieder die erste Regul, darnach ist es bei den Vnglaubigen gewöhnlich

Befugniß zur Ertheilung von Dispensationen auch nur mit e
ner Sylbe angedeutet hätten. Die Besorgnisse und Nachthe
für die Neulehre, welche sich an die Gestattung einer Bigam

---

werden, daß Abraham und seine Nachkommen mehr Weiber geno
men; und ist wahr, daß hernach solches im Gesetz Moses zugel
sen worden, wie der Text sagt: Deut. 21. **si homo habue**
uxores duas etc. Dann Gott der schwachen Natur etwas na
gegeben; Weil es aber dem ersten Anfange und der Schöpffung g
mäß ist, daß Ein Mann nicht mehr dann Ein Weib habe, ist s
ches Gesetz löblich, und also in der Kirchen angenommen, und
nicht dargegen ein ander Gesetz zu machen oder auffzurichten; da
Christus erholet diesen Spruch Matth. 19. **erunt duo in carne**
unam etc. und erinnert uns, wie die Ehe erstlich vor der mens
lichen Schwachheit gewesen und noch sein soll. Daß aber etwa
einem Fall eine Dispensation gebraucht würde, als: so etliche
frembden Nationen gefangen, da gefreyt haben, und wiederumb l
dig worden, ihre Weiber mit sich bracht; Item so langwiri
Schwachheit Ursach geben, als wan ein Weib Aussetzig wäre; E
in solchen Fällen der Mann noch Ein Weib nehme, mit Rath s
nes **Pastoris**, nicht ein Gesetz einzuführen, sondern seiner Nothur
zu rathen, diesen wüsten wir nicht zu verdammen. Dieweil n
ein ander Ding ist, ein Gesetz einzuführen, ein anders eine **Di**
pensation zu brauchen, so bitten wir unterthäniglich Ew. F. G
wollen bedenken, Erstlich, das in allewege zu verhüten, daß di
Sach nit offentlich in die Welt zu bringen als ein Gesetz, de
Männlichen zu folgen Macht habe; Zum andern, dieweil es ke
Gesetz seyn soll, sondern allein eine **Dispensation**, so wollen E
F. Gn. auch das Aergernuß bedenken, nemlich daß die Feinde d
Evangelii schreyen würden, wir wären gleich den Widertäuffern, d
zu gleich viel Weiber genommen; Item die Evangelischen sucht
und willigten auch solche Freyheit, die Ehe zu reissen, Weiber
viel sie wolten ihres Gefallens zu nehmen, wie es in der Türck
gehalten wird; Item, was die Fürsten thun wird viel weiter au
gebreitet, dann was von **Privat** Personen geschicht; Item so a
dere Privat Personen, das Exempel des Herrn hören, wollen s
ihnen solches auch zugelassen haben, wie man sicht, wie leicht e
Ding einreißt. Item, Ew. F. Gn. haben einen wilden Adel, dere
viel von wegen des großen Genieß, den sie aus den Thumb-Stiffter
gehabt, dem Evangelio entgegen seynd; so wissen wir selbsten, da

[illegible] mußten, werden, in furchtsamen Wendungen zwar, [illegible] richtig und treffend hervorgehoben, der absoluten Nichtig-[illegible]it und Unmöglichkeit einer zweiten Ehe während der Dauer

---

von etlichen Junckern sehr unfreundliche Reden gehört werden, wie sich nun solche Junckern und Landschafft gegen Ew. F. Gn. in dieser Sachen, so eine öffentliche Einführung vorgenommen, erzeigen würden, ist leichtlich zu erachten; Item, Ew. F. Gn. haben auch Gottes Gnaden einen sehr löbl. Nahmen, auch bey frembden Königen und Potentaten, und seynd derhalben gefürchtet, bey welchen dieses auch eine Verkleinerung machen würde.

Dieweil dann so viel Aergernuß, Ew. F. Gn. wollen dise Sach fleissig bedenken. Das ist aber auch wahr, daß wir in alle wege E. F. Gn. bitten und ermahnen, Hurerey und Ehbruch zu vermeiden; Wir haben auch in Wahrheit grosse Bekümmernuß derhalben lange Zeit gehabt, daß wir vernommen, daß E. F. Gn. also mit solchem Vnlust beladen, daraus dann Gottes Straff und große Fährlichkeit folgen möchte, und bitten E. F. Gn. wollen solch Wesen ausser der Ehe nicht für eine geringe Sünde halten, wie solches die Welt in Wind schlägt und verachtet; Aber Gott hat die Vnzucht oft gräulich gestrafft, dann Vrsach der Sündflut wurd angezogen, daß die Regenten Ehbruch getrieben rc. Item die Straff Davids ist ein ernstlich Exempel rc. und Paulus spricht oft: Gott läßet sich nicht spotten, Ehbrecher werden nicht in das Reich Gottes kommen, dann dem Glauben muß ein Gehorsam folgen, daß man nicht wieder das Gewissen handelt, und wieder Gottes Gebott: Joh. 3. So uns unser Gewissen nicht verdammet, so mögen wir frölich Gott anruffen, und Rom. 8. so wir fleischliche Begierden tödten durch den Geist, werden wir leben; so wir aber nach dem Fleisch, das ist, wieder das Gewissen fortfahren, werden wir sterben. Wir haben auch gern vernommen, daß Ew. F. Gn. ernstlich darüber klaget, und solcher Sünden halben Schmerzen und Reue haben. So liegen auff E. F. Gn. solche große schwere Sachen die gantze Welt belangend; Zu dem, daß Ew. F. Gn. des Leibes hierin schonen sollten, wie viel andere thun müssen.

Und man lieset bei dem löbl. Fürsten **Scanderbeg**, der viele löbl. Thaten wieder beyde Türkische Kayser gethan, wieder **Amurathem** und **Mahometem**; und Griechenland, so lange er regiert, geschützet und erhalten. Dieser, sagt man, habe insonderheit sein

der ersten aber nirgends gedacht. Daß es die einfache Pfl[illegible] des Landgrafen sei, statt seines unsinnigen Begehrens G[illegible] um die Gabe der Enthaltsamkeit und ehelichen Keuschheit an

---

Kriegs-Volk zur Keuschheit vermahnet, und gesagt, daß kein Di[illegible] freudigen Männern also den Muth nehme, als Unkeuschheit. Un[illegible] wann schon Ew. F. Gn. noch ein Ehweib hätten, und nicht m[illegible] Ernst der bösen Gewohnheit und Neigung wiederstehen wollten, so w[illegible] Ew. F. Gn. nicht geholfen. Es muß der Mensch in solchem eus[illegible] lichen Wandel seine Gliedmaß auch selbst im Zaum halten, w[illegible] Paulus sagt: Gebet euer Gliedmaß, daß sie Waffen seynd der Ge[illegible] rechtigkeit. Darumb wollen Ew. F. Gn. in Betrachtung aller die ser Ursachen, deß Aergernuß, der andern Sorgen und Arbeit, un[illegible] Leibs-Schwachheit, wohl bedenken; wollen auch ansehen, daß Go[illegible] Ew. F. Gn. schon junge Herrlein und Fräulein mit diesem Gema[illegible] gegeben, und mit ihr vor gut haben, wie viel andere in ihrem Eh[illegible] stand Gedult haben müssen, Aergerniß zu verhüten. Dann daß w[illegible] Ew. F. Gn. zu einer beschwerlichen Einführung reitzen oder treib[illegible] sollen, ist unsere Meynung gantz nicht; Dann die Landschafft, u[illegible] andere möchten uns derhalben etwan anfechten wollen, welches u[illegible] darumb unerträglich wäre, daß wir aus Gottes Wort den Bef[illegible] haben, die Ehe und alle menschliche Sachen auff die erste und G[illegible] liche Einsetzung zu richten, und so viel möglich darinnen zu halt[illegible] auch bei männiglich alle Aergernus abzuwenden; So ist es son[illegible] jetzund die Weise in der Welt, daß man gern alle Schuld auf d[illegible] Praedicanten leget, so etwas beschwerliches fürfällt, und mens[illegible] liche Hertzen in hohen und niedern Personen sind unstäth, und i[illegible] allerlei zu befahren. So aber Ew. F. Gn. in bessern Stand w[illegible] ren für Gott, und mit gutem Gewissen beteten, thun wir wünsch[illegible] zu Ew. F. Gn. Seeligkeit, und Land und Leuten zu gut. Wo a[illegible] Ew. F. Gn. endlich darauff beschliessen, noch ein Ehweib zu hab[illegible] so bedenken wir, daß solches heimlich zu halten sey, wie von d[illegible] Dispensation droben gesagt, nemlich daß Ew. F. Gn. und dies[illegible] bige Person mit etlichen vertrauten Personen, so da wissen Ew. [illegible] Gn. Gemüth und Gewissen beichte Weiß ꝛc. Darumb folget k[illegible] besondere Rede und Aergernuß, dann es ist nicht ungewohnlich, d[illegible] Fürsten Concubinas halten, und ob gleich nicht alles Volk wi[illegible] wie die Gelegenheit wäre, so werden doch vernünfftige Leuth si[illegible] selbsten zu erinnern, und mehr Gefallens an einem solchen einge[illegible]

usen, wird in einer respectvollen Andeutung leise zu verste-
t gegeben. („So aber Ew. Fürstlichen Gnaden im besseren
and wären für Gott, und mit gutem Gewissen beteten, thun
r wünschen zu Ew. Fürstlichen Gnaden Seeligkeit, und Land
d Leuten zu gut.") „Dieß war aber", wie K. A. Menzel
htig sagt, „die Gränze ihres Aufschwungs zu kirchlichem
eimuth, und wie wenn sie zu viel gesagt zu haben fürchte-
t, lenken sie vom Tadel allmählig zur Billigung ein." Wenn
r Landgraf „endlich darauf bestehen sollte, noch ein Eheweib
haben", wird zur einzigen Bedingung der Gestattung des

---

genen Wesen fragen, dann an Ehbruch und an anderm unzüchtigen wilden Wesen. So ist auch nicht alle Rede zu achten, wenn das Gewissen recht stehet; Und dieses halten wir vor recht. Dann was vom Ehstand zugelassen im Gesetz Mosis, ist nicht im Evangelio verbotten, welches nicht die Regiment in eusserlichem Leben ändert, sondern bringet ewige Gerechtigkeit und ewiges Leben, und führt an einen rechten Gehorsam gegen Gott, und will die verderbte Natur wieder zu recht bringen; Also hat Ew. F. Gn. nicht allein unser Gezeugniß im Fall der Nothdurfft, sondern auch unsere Erinnerung. Darum bitten wir, Ew. F. Gn. wollen sich als einen löblichen, Christlichen, weisen Fürsten bewegen lassen, und bitten, Gott wolle Ew. F. Gn. leiten und regieren zu seinem Lob, und zu Ew. F. Gn. Seeligkeit. Daß auch Ew. F. Gn. die Sach wollte an Kayser gelangen lassen, achten wir, der Kayser halte Ehebruch vor eine geringe Sünde, dann sehr zu besorgen, er habe den Päpstischen, Cardinalischen, Hispanischen, Saracenischen Glauben, würde solches Ew. F. Gn. Ansuchen nicht achten, und Ew. F. Gn. nicht weiter abhalten zu seinem Vortheil, wie wir vernehmen, daß er ein untreuer falscher Mann seye, und Teutscher Art vergessen habe; So sehen Ew. F. Gn., daß Er zu keiner Christlichen Nothdurfft ernstlich thut, läßt auch den Türken unangefochten, practiciret allerley Meutereyen in Teutschland, die Burgundische Macht zu erhöhen; Darumb zu wünschen, daß fromme Teutsche Fürsten nicht mit seinem untreuen Practiciren zu thun haben. Gott bewahre Ew. F. Gn. allezeit und Ew. F. Gn. zu dienen seynd wir willig. Datum Wittenberg Mittwoch nach Nicolai Anno 1539. Ew. F. Gn. Willige und unterthänige Diener Martinus Luther, Philippus Melanchthon, Martinus Bucer."

unerhörten Frevels lediglich lichtscheue Geheimhaltung desse[l]
gemacht. Auf das oben erwähnte ausdrückliche Begehren P[hi]
lipps, daß die ganze Kirche seine zweite Ehe, zusammt der G[e]
stattung derselben durch die Häupter des Protestantismus, [wis]
sen und erfahren solle, erfolgt eine ausweichende Antw[ort]
vernünftige Leute würden mehr Gefallens an einem solchen e[in]
gezogenen Wesen (!) tragen, dann an Ehebruch und [an]
derm unzüchtigen wilden Wesen." Jedoch wird die von [Lu]
ther schon früher vertheidigte Meinung auch hier ausdrückl[ich]
wiederholt: daß das, was das Gesetz Mosis vom Ehesta[nd]
zugelassen, auch im Evangelio nicht verboten sei, „und [d]
daher der Landgraf die Rede der Menschen nicht zu ach[ten]
habe, wenn das Gewissen recht stehe." — Zum Schlusse fo[lgt]
endlich als Gegengift gegen die angebliche Hinneigung P[hi]
lipp's zu einer Aussöhnung mit dem Kaiser, — welche die R[e]
formatoren besonders beängstigen mußte, — eine tüchtige Do[sis]
der, bei der ungläubigen Partei üblichen Schmähungen sow[ohl]
gegen die Person des Kaisers, als gegen dessen kirchliches B[e]
kenntniß: „darumb zu wünschen, daß fromme teutsche Fürs[ten]
nicht mit seinem untreuen Practiciren zu thun haben."

Es erhellt aus dem oben Gesagten: daß dieses Gutach[ten]
die Wünsche Bucer's und seines Herrn nur zur Hälfte befr[ie]
digen konnte. Philipp erhielt dadurch zwar die Gutheißu[ng]
der Stifter des Protestantismus zur beabsichtigten Schließu[ng]
seiner Bigamie, — aber die förmliche, öffentliche Einführu[ng]
der Vielweiberei als eines Instituts der neuen Kirche war i[hm]
versagt, und die zur Bedingung gemachte Heimlichkeit sei[nes]
Schrittes widersprach dem Zwecke einer ehrenvollen Anerk[en]
nung Margarethens, als Nebengemahlin, in dem, wie ob[en]
nachgewiesen, das eigentliche und wahre Motiv seines Ra[th]
fragens gesucht werden muß. — Während Bucer die Witt[en]
berger Ecclesiasten bearbeitete, hatte Philipp seiner rechtmä[ßi]
gen Gemahlin die nöthigen Mittheilungen gemacht. Von [die]
ser erhielt er am 11. December, mithin zu einer Zeit, wo
von der zustimmenden Antwort Luthers und Melanchthons (v

10. December) noch keine Kunde haben konnte *), eine Urkunde des Inhalts: daß sie nach Bericht, daß etliche treffliche Gelehrte ihrem Gemahl solches nicht zu wehren wüßten, auch Seine Liebden in dem nicht verdammen noch für einen Unchristen halten könnten, ihm zulasse, ins geheim noch ein Eheweib zu haben, und verspreche: weder ihn deshalb vor Kaiser, König, Fürsten, Herren, Freunden noch seiner Landschaft jemals öffentlich oder heimlich zu verklagen oder zu verunglimpfen, noch die Person, welche er nehmen würde, zu beschweren und zu belästigen. Seinerseits verspricht der Landgraf in einem Revers von demselben Tage, besagte Fürstin für seine erste und oberste Gemahlin zu halten, auch sich gegen sie mit Freundlichkeit, Beischlafen und allem sich zwischen Eheleuten gebürenden freundlichen Wesen, nicht minder sondern mehr denn vorhin zu erzeigen, ihr Witthum nach der Uebereinkunft mit Herzog Georg zu vollziehen, ihre männlichen Kinder die rechten Fürsten des Hauses seyn und bleiben zu lassen, den andern Kindern von der andern Frau nichts von dem Fürstenthum des Landes zuzugestehen, sondern sie mit eigenen Erbgütern, daß es Grafen oder Bannerherren seyn mögen, zu versehen **).

Hatte Philipp in dieser Weise den schwierigen Theil des unsaubern Geschäfts glücklich zu Stande gebracht, so machte

---

*) Seckendorf (Historia Lutheranismi Lib. III. p. 278) greift begierig nach diesem, wie nach jedem noch so gleichgültigen Umstande, wenn er glaubt, daß darin ein Moment zur Rechtfertigung oder Entschuldigung Luthers liege. Die Urkunde der Landgräfin sei von einem Tage datirt, wo Bucer noch zu Wittenberg mit den Reformatoren über den Dispens verhandelte, woraus erhelle: „daß die Ehe mit der Margaretha von der Saal entschieden und beschlossen gewesen sei, noch ehe die Billigung Luthers erlangt war." Sehr richtig! Aber wenn dem so ist, wer wird dann noch kindisch genug seyn, zu glauben: daß es Philipp bei seinem Recurs nach Wittenberg um Lösung seiner Zweifel und Beruhigung in seinen Gewissensängsten zu thun gewesen sei!

**) S. Rommel a. a. O. Bd. IV. Anmerkungen S. 212.

es ihm um so geringere Mühe, die Zustimmung seiner hessi schen Landestheologen zur Dispensation der Wittenberger z erwirken. Zur Ehre der menschlichen Natur wird berichte daß in zwei derselben (Fabricius und Kirchhain) Gewissen un Ehrgefühl mächtiger gewesen seien, als der Servilismus de Sectenthums. Sie hatten den für ihre Stellung unerhörte Muth: dem fürstlichen Willen gegenüber eine selbstständige Mei nung zu haben und zu äußern; ja einer derselben soll sogar di Kühnheit gehabt haben, gegen die zu predigen, so zwei Wei ber nehmen. Wahrscheinlich ist es einer dieser Beiden gewesen von welchem ein damals zu Marburg studierender Züriche Rudolf Walter, nach Hause berichtete: er sei zum Landgrafe geholt worden, um die erwähnte Dispensation zu unterschreiben und habe sich dessen geweigert. Da habe Philipp, vor Zorn und Geilheit wüthend *), ihn mit folgenden Worten angefahren „Daß Dich Botz Marter schend, es hant Lüte unterschrieben die mehr vergeßen hant, denn Du dein Lebenlang lerne wirst.“ — Leider hat der Briefsteller den Namen des außeror dentlichen Mannes nicht genannt, der trotz dieser fürstliche Anrede die Adhäsion an das Gutachten Luthers und Melanch thons beharrlich verweigert haben soll. — Doch kam es un so weniger auf dergleichen vereinzelten und wirkungslosen Wi derspruch an, als die Führer und Häupter der hessischen Prä dicanten mit einander wetteiferten, durch ihre Unterschrift da Gewicht der wittenbergischen Dispensation zu verstärken. — Fünf der angesehensten hessischen Theologen unterzeichneten di

*) — cum recusavit, vix ab eo Princeps teneri potuit ira e furore libidinoso commotus his verbis Theologum incre pans ... Das denkwürdige Schreiben findet sich in Fuessli i Epistol. Reformat. cent. I. Daß Rommel (Bd. IV. Anmerk. S 217) so ehrlich ist, die verfängliche Stelle abdrucken zu lassen, ve dient erwähnt und ausdrücklich belobt zu werden. — Leider fühlt e aber das Gewicht dieses Zeugnisses nicht, und solche Thatsache machen ihn in der pflichtmäßigen Bewunderung seines Helden nic irre!

von Melanchthon's Hand geschriebene Urkunde; einer derselben, Johann Lening, ein apostasirter Karthäuserprior, bemühte sich sogar, durch ein noch vorhandenes handschriftliches Büchlein, „die erbare dogentsame Jungfrau und geliebte Schwester in Christo Margaretha" kurz vor ihrer Hochzeit auf die schriftmäßigen Exempel der Esther und der Abigail hinzuweisen, und hiedurch im Gemüthe zu stärken *).

---

*) Eben dieser Lening war einer der eifrigsten Rathgeber und Gehülfen des Landgrafen beim Abschluß der Nebenehe. Auf Rath der Margarethe heirathete er noch als 70jähriger Greis, nach dem Tode seiner ersten Frau, eine Dienstmagd der „linken Landgräfin." — Dennoch genoß er, trotz dieser unterwürfigen Anhänglichkeit an den Vater, wenig Gunst bei den Söhnen Philipps. Landgraf Wilhelm IV. verkündete seinem Bruder Ludwig den Tod Lening's in einem zu Kassel am 13. Mai 1565 geschriebenen scherzhaften Briefe: „Auch freundlicher, lieber Bruder, mögen wir E. L. auß nit so gar bekümmertem Gemuete nicht verhalten, daß nechst vergangen dritten Mai weilandt der unehrwirdig in Gott und unseelig Mann Joannes Leningus Archiepiscopus Milsungensis" (ein Spottname den er wegen seines Stolzes erhalten) „nach einem überflüßigen, seiner hergebrachten Gewohnheit nach zu sich genommenen Schlafftrunk in Freuden plötzlich hingefahren. Da er nicht ad superos gefahren, wie dann viel leut an solchem zweiveln, sondern einer gern dem Teuffel etwas gewisses wollt zuentbotten haben, so durfte derselb zur Ebentheuer an diesem Archiepiscopo wol einen gewissen botten ad inferos gehabt haben. Welches wir E. L. darumb anzeigen, damit sie dessens auch ein wissen haben. Mit freundlicher Bitt E. L. wollens nicht so gar hart zu bekümmertem Hertzen führen, in dem daß es dieser leidige Fall nicht vor 30 Jahren beschehen." (S. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. II, S. 293.) Ein anderer Prädicant (Burcard Waldis, ihr nachheriger Caplan) dedicirte dem Kebsweibe (1554) das von ihm in deutsche Verse gebrachte: „Papstische Reich des Thomä Neogeorgi", und nannte sie: „die Edle, viel tugenthaffte Frauw Frauw Margariten, geborn von der Sale, des Durchl. Hochgeb. Fürsten vnd Herrn Philippsen, Landgravens zu Hessen Eheliches Gemahl."

Weniger gefügig, als die hessischen Prädicanten, bewies sich den Wünschen des Landgrafen gegenüber der sächsische Hof. — Bucer war gleich, nachdem er die Dispensation in Wittenberg erwirkt hatte, mit dieser Urkunde nach Weimar geeilt, um den Kurfürsten Johann Friedrich von dem Vorhaben seines Herrn zu unterrichten, und ihn für dessen Plane zu gewinnen. Der Kurfürst, so berichtet Seckendorf, sei über diese Mittheilung heftig erschrocken, habe sich den ganzen folgenden Tag mit seinem Kanzler, Dr. Brück, berathen, und durch diesen am 15. December antworten lassen: er wünschte sehnlichst, es sei von dem seit Jahrhunderten unerhörten Handel weder eine Kunde an ihn gelangt, noch darüber zu Wittenberg ein Gutachten ertheilt worden. Für Philipp, für die Theologen und für die ganze „evangelische Kirche" sei die größte Schmach vorauszusehen. Mit den triftigsten Gründen suchte er auf den Gesandten des Landgrafen zu wirken, daß dieser entweder sein Vorhaben ganz aufgäbe, oder wenigstens dessen Ausführung verschöbe. Wolle er durchaus nicht abstehen, so sei wenigstens tiefes Geheimniß nothwendig; diese Ehe müsse dann vor der Welt „in gestalt eines lautern contubernii, concubinatus und buhlschaft" gelten. Es sei besser, daß Philipp diese Schmach auf sich nähme, die er dann doch nur mit vielen andern vornehmen Herrn theilen würde, als daß er für einen Bigamus gälte. Bucer bat hierauf im Namen des Landgrafen, der Kurfürst möge diesem wenigstens beistehen, wenn er wegen dieser Angelegenheit in Gefahr geriethe, erhielt aber zur Antwort: wenn die Sache nach dem Rathe der Theologen unter dem Beichtsiegel geheim gehalten werde, so könne der Fall einer Gefahr, welche die Hülfe des Kurfürsten erheische, sich gar nicht ereignen. Zuletzt versprach Bucer goldene Berge: ein immerwährendes Bündniß mit dem Kurfürsten, auch in jenen Sachen, wo der Landgraf nicht schon kraft des schmalkaldischen Bundes zur Hülfe verpflichtet sei, und noch vieles Andere *).

*) Alia maxima sagt Seckendorf.

: Kurfürst aber wollte sich auf nichts einlassen. Dennoch ßte Philipp zu gut, daß seine Confessionsverwandten ihn ht fallen lassen könnten, und wohl oder übel, wenn es t, dem Kaiser und den katholischen Ständen gegenüber, ie Sache zur ihrigen machen mußten. Unbehindert durch Vorstellungen des Kurfürsten schloß er daher am 4. März 40 zu Rotenburg an der Fulda seine bigamische Ehe mit urgaretha von der Saal. — Gegenwärtig waren, außer Bu-, Melanchthon, welcher aus Schmalkalden herbeigerufen r *), und mehreren anderen Zeugen, der sächsische Schloß-uptmann von der Wartburg und kurfürstliche Rath Eberhard ı der Thann, und die Brautmutter, welche die Gegenwart ier Gottesgelehrten und zweier sächsischen Bevollmächtigten der Trauung ausdrücklich verlangt hatte **). Dionysius elander verrichtete die Copulation ***), und ein öffentlicher tar nahm über den ganzen Act eine noch heute vorhandene kunde auf; Melanchthon aber war unzart genug, bei dieser legenheit den hohen Gönner an das oben erwähnte Verspre-en der Begabung aus den Klostergütern zu erinnern. In

*) Ob unter anderm Vorwande? wie neuere protestantische Geschicht-schreiber ohne Beweis behaupten, darüber gewähren die geschichtli-chen Quellen keinen Aufschluß.

**) Rommel a. a. O. Anmerk. S. 217.

***) „Weilen alles in den Augen Gottes offenbar", heißt es in diesem Sermon, „und wenig den Menschen verborgen und S. F. G. mit obbenahmter Jungfrauen Ehlich verbunden zu werden begehret, un-angesehen Ihrer F. G. Ehgemahl noch bey Leben, auf daß solches nicht einiger Leichtfertigkeit oder Curiosität beigemessen sondern das Aergerniß vermieden werde, und gedachter Jungfrauen und de-ren geehrten Blutsverwandschaft Ehr und guter Name nicht dabey leibe, sagen S. F. G. hier vor Gott und auf Ihr Gewissen und Seele aus, daß dieses nicht aus Leichtfertigkeit und Curiosität, noch aus Geringhaltung des Rechts und der Obern beschehe." u. s. w. Der Prädicant, welcher diese Trauung verrichtete, hatte selbst drei lebende Weiber. (S. hist.-polit. Bl. Bd. 12, S. 579.)

einer „Petition“ (wie Rommel sie nennt) bat er den Landgra-
fen „im Namen der Gottesgelehrten“: „weil der Ehestand nach
Paulus ein großes Sacrament der Liebe Christi gegen die Kir-
che sei, sich dieser Kirche wie auch der Pfarrer und
Schuldiener desto besser anzunehmen.“ Daran schloß
sich die Aufforderung: von nun an das Laster der Hurerei und
des Ehebruchs gänzlich zu meiden, und die Strafe Davids vor
Augen zu haben, gleichsam als ob sich dieß nach der Gestat-
tung des noch schwereren Verbrechens der Doppelehe nun desto
sicherer erwarten lasse. Zum Schluße wurde auch bei dieser
Gelegenheit strenge Bewahrung des Geheimnisses dringend an-
empfohlen.

So hatte Philipp jetzt freilich seine Lust gebüßt, aber die
Schwierigkeiten und Verlegenheiten begannen erst nach Schlie-
ßung der Nebenehe. Bei so vielen Mitwissern und Zeugen
konnte dieselbe unmöglich ein Geheimniß bleiben, was auch
wenn unsere oben aufgestellte Vermuthung über die wahren
Motive Philipp's richtig ist, gar nicht in dessen Absicht lag.
Wenn nur, klagt Seckendorf, die Sache sich in den bisher be-
zeichneten Gränzen gehalten hätte, so wäre der Ruf des Land-
grafen geschont und das Aergerniß vermieden worden. Alles
sei jedoch in die größte Verwirrung gerathen, entweder, weil
der Landgraf zu nachgiebig war, und weil er das Glück, wel-
ches er in der neuen Ehe fand, nicht verschweigen konnte, oder
weil die „Zugemahlin“ und ihre Mutter, aufgebläht von Hof-
fart über die vornehme Verwandtschaft, ihre Ansprüche nun
auch vor der Welt geltend machen wollten. Der Landgraf
hatte die, auf die Nebenehe bezüglichen Urkunden und die Gut-
achten der Theologen der Nebenschwiegermutter nicht nur ge-
zeigt, sondern ausgeliefert (was er schwerlich gethan haben
würde, wäre ihm nicht gerade von dieser Seite her die förm-
liche und öffentliche Schließung einer Bigamie als unerläßliche
Bedingung der Befriedigung seiner Wünsche auferlegt gewe-
sen!). Außerdem hatte er seine Schwester, die sogenannte Prin-
zessin von Rochlitz, durch seinen Hofmarschall, von dem w

vorgegangen, in Kenntniß setzen lassen. Diese brach darüber in gewaltige Klagen aus *). So groß war ihr Aerger, daß selbst der Kurfürst von Sachsen, obgleich ihn seinerseits der Handel nicht minder verdroß, sich in's Mittel schlagen, und um ein der Neulehre verderbliches Aufsehen zu verhüten, eine Art Versöhnung zwischen dem Landgrafen und seiner Schwester zu Stande bringen mußte. Allein jetzt warf diese ihren ganzen Zorn auf die Mutter Margarethens, ihre ehemalige Hofmeisterin, in der sie (gewiß nicht mit Unrecht!) die eigentliche Urheberin des schmachvollen Ehebundes erblickte. Unvorsichtigerweise hatte sich diese aus Hessen entfernt, und sich nach Schönfeld, einem ihr gehörigen Gute in der Nähe von Dresden begeben. Hier, am Hofe des Herzogs Heinrich, war inzwischen von Rochlitz aus das Familienärgerniß ebenfalls ruchbar geworden. Besonders stark legte die Gemahlin Heinrichs, sowohl eine Mutterschwester des Landgrafen, ihre naturgemäße, allgemein weibliche Abneigung gegen die Einführung der Polygamie, und ihren Haß gegen die Verrätherin der gemeinsamen Interessen ihres Geschlechts an den Tag. Auf ihren Antrieb, heißt es, sei die Mutter der Zugemahlin Philipps verhaftet und nach Dresden gebracht worden, wo sie sich ernstlich befragt, genöthigt gesehen habe, über die näheren Umstände der Kebsehe ein Geständniß abzulegen, und die in ihren Händen befindlichen Urkunden auszuliefern **). Ob dieser Bericht der

---

*) Impos mentis nennt sie deswegen der ehrbare Altlutheraner Seckendorf.

**) So stellt die Anna von der Sahl in ihren Briefen an den Landgrafen die Sache dar. Der Kurfürst von Sachsen meinte jedoch, daß sie jenes Bekenntniß nicht sowohl gezwungen, als getrieben von weiblicher Eitelkeit abgelegt habe. Auch Herzog Heinrich stellte den ganzen oben erzählten Hergang in Abrede. Immo, so berichtet Seckendorf, Henricus fateri noluit, quae illa Landgravio scripserat, quasi ex domo sua per Lictores evocata et Dresdae custodita, omnisque territa fuisset. Glaubt man dieser letzten Darstellung der Sache, so liegt eine Intrigue

Wahrheit gemäß sey, ist zweifelhaft; gewiß dagegen, daß Herzog Heinrich auf die nähere Kunde von dem ärgerlichen Vorgange in Hessen in seiner moralischen Entrüstung laute Klage beim Kurfürsten über die Schmach und Verachtung erhob, welche dem Protestantismus aus dieser Handlungsweise seiner Vorkämpfer erwachsen müsse. Vergebens suchte sich Johann Friedrich Anfangs durch Vorspiegelung einer völligen Unkenntniß der Thatsachen aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er in allgemeinen Ausdrücken Ruhe und Schweigen empfahl. — Der Herzog erneuerte in noch kräftigeren Worten seine Beschwerden, und der Kurfürst sah sich genöthigt, ihm durch einen eigenen Gesandten erklären zu lassen, daß ihm zwar der Schritt des Landgrafen höchlich mißfalle, aber daß jetzt, da geschehene Dinge nicht unmöglich gemacht werden könnten, nichts anders übrig bleibe, als das Geheimniß streng zu bewahren. Zugleich mußte der Gesandte das Gutachten der Theologen bestens entschuldigen, und die Loslassung der Anna von der Saal bevorworten.

[illegible] deren Zweck kein anderer seyn konnte, als auf diesem Wege die öffentliche Anerkennung ihrer Tochter als zweite Gemahlin des Landgrafen zu erwirken. Zu diesem Ende veröffentlichte sie am Dresdner Hofe, was sie wußte, und stellte sich dem Landgrafen gegenüber, als sei sie dort zum Geständnisse gezwungen worden.

(Fortsetzung folgt.)

XIX.

Literatur.

urecht von Georg Phillips. Zweiten Bandes erste ilung.

hdem in dem ersten Bande dieses Buches, außer den allge-Grundprincipien, die Lehre von dem königlichen Priester-re Erledigung gefunden hatte, reiht sich nunmehr in dem die Lehre von dem Königthume und dem Lehramte an. rterung beginnt mit der Beantwortung der Fragen: was unmittelbaren Vorschriften Christi über die Verfassung Reiches auf Erden als Richtschnur für die Entwicklung n gegeben sei? und: wie sich diese Vorschriften in den ungen der Apostel wirksam geäußert haben? Vorzüglich zwei Principien, welche in jenen Vorschriften deutlich rückt sind: die organische Gliederung der Gesammtheit welche zur Herrschaft berufen sind, und die monarchische für dieselbe; jene Gliederung spricht sich in der hierar- Stufenfolge aus, die Einheit in dem Primat. „Jedes Principien wurde aber als fruchttragend, als eine Fülle twicklung in sich schließend, in die Geschichte eingeführt; nten und sollten sich daher, dem Zwecke der Kirche ent-

sprechend, aus der göttlich angeordneten Reihenfolge andere Stufen entwickeln." Auf historischem Wege hat sich aus dem Episcopate eine Reihe von Mittelstufen darnach ausgebildet, daß Primatialrechte auf einzelne Bischöfe übergegangen sind, ein Punkt, der in dem Buche selbst eine ausführliche Erörterung gefunden hat, und wonach diese Stufen ihren Vorrang vor dem übrigen Episcopate nicht aus diesem haben ableiten können, sondern allein aus dem über demselben stehenden Primate. Zu der Entwicklung der Metropolitanverbindung, die eben mit jener Erscheinung zusammenhängt, finden sich bereits in der apostolischen Zeit die ersten Keime, wobei sich nicht verkennen läßt, daß die jüdischen und römischen Einrichtungen bei manchen Verhältnissen das Substrat für die Entwicklung der kirchlichen Verfassung abgegeben haben, ohne daß es zulässig ist, dieselben als eine nothwendige Bedingung dafür anzusehen, ebenso wenig als es richtig ist, die jüdischen Einrichtungen allein, oder die römischen allein in jener Weise zu berücksichtigen. Einen besondern Abschnitt bildet sodann die Entwicklung der einzelnen Stufen der Hierarchie in ihrer Ausbildung für das Königthum, und zwar zuerst derjenigen, welche aus dem Episcopate hervorgegangen sind, nämlich Patriarchat, Exarchat und Archiepiscopat. Hier hat der berühmte sechste Canon des Conciliums von Nicea eine ausführliche Besprechung gefunden, so wie überhaupt die Metropolitanverbindung in ihren einzelnen Theilen in einer Reihenfolge von Paragraphen erörtert worden ist. Unter den bloßen Bischöfen sind aber vorzüglich die Chorbischöfe deßhalb hervorgehoben worden, weil gerade dieses Institut bei der oft behaupteten Identität zwischen Bischöfen und Presbytern als ein Argument für jene in den Vordergrund gestellt worden ist. Die Ansicht des Verfassers geht dahin, daß die im Oriente vorkommenden Chorbischöfe jederzeit wirkliche Bischöfe gewesen sind; daß aber das Institut, wo es im Occidente vorgekommen ist, sich sehr bald von seiner eigentlichen Bedeutung ent-

fernt hat; daß zwar auch hier mit Rhabanus Maurus der Episcopat der Chorbischöfe anzunehmen ist, daß aber unter dem Zusammenwirken von verschiedenen Umständen ein großer Mißbrauch mit diesem Institute getrieben worden ist. — So wie aus dem Episcopate, so haben sich aus den beiden andern hierarchischen Stufen des Presbyterates und des Diaconates unter dem Einwirken des Primates und des Episcopates auf dieselben, historisch ebenfalls einzelne Stufen ausgebildet. Im Einzelnen sind es die sogenannten Praelati nullius, die Archipresbyteri, die Archidiaconi, die bischöflichen Vicarien, die Capitel und die in denselben vorkommenden Dignitäten, welche ihrer juristischen Bedeutung nach näher besprochen werden. Hieran reiht sich ein dritter Abschnitt, welcher die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Königthum und Priesterthum, so wie der einzelnen hierarchischen Stufen zu einander zu seinem Gegenstande hat. Dieß gibt dem Verfasser Gelegenheit, eine schon im ersten Bande berührte Frage: in wiefern die scholastische Eintheilung der Kirchengewalt in Ordo und Jurisdictio richtig und genügend sei, ausführlicher, aber verneinend zu beantworten, zugleich auch auf die Begriffsbestimmungen der Jurisdictio ordinaria und delegata einzugehen. Das Verhältniß der einzelnen Stufen zu einander wird aber insbesondere durch den canonischen Vorrang und Gehorsam bestimmt, zwei Materien, welche der Verfasser um so ausführlicher berücksichtigen zu müssen glaubte, als sie in den meisten Werken über das canonische Recht nur sehr beiläufig abgehandelt werden, während doch die Quellen in dem Titel de majoritate et obedientia ihnen eine sehr große Bedeutung beigelegt haben. Eben diese Quellen gehen von der Voraussetzung aus, daß in dem Clerus eine genau bestimmte Rangordnung unumgänglich nothwendig sei. In dieser Rücksicht wirken nun auch wiederum dieselben Principien ein, welche die Grundlage der gesammten kirchlichen Verfassung bilden: einestheils nämlich ist die Rangordnung bestimmt, durch die göttlich angeord-

iche Ordnung einwirkt. Denn allerdings könnte man mit Sixtus V. auch für die heutige Zeit sagen: „daß die heilsame, a nothwendige Anordnung der Visitatio Liminum, welche von ien früheren Päpsten aus guten Gründen und unter dem Einwirken des heiligen Geistes festgestellt worden war, in unsern Tagen theils durch die List des alten Feindes des Menschengeschlechtes, theils durch den Drang der Zeitumstände sehr in Abnahme gekommen ist, indem die Einen Dieß, die Andern Jenes zum großen Schaden der eigenen Seelen und der Kirchen, denen sie vorgesetzt sind, vorschützen. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß die gefährlichsten Häresien, durch welche die Kirche beunruhigt und das Gewand Christi zerrissen wird, aus der Unterlassung jenes heilsamen Besuches theils entstanden, theils bedeutend gefördert worden sind." — Eine andere Seite der kirchlichen Verfassung hat ein vierter Abschnitt zum Gegenstande; derselbe handelt von dem Zusammenwirken von Primat und Hierarchie auf den Concilien. Nachdem zuvörderst diejenigen Grundsätze dargestellt worden sind, welche die Concilien im Allgemeinen betreffen, von welchen jedoch im eigentlichen Sinne des Wortes die Diöcesansynoden auszuschließen sind, und namentlich von dem großen Nutzen der Concilien und von der Berechtigung, auf denselben zu erscheinen, gehandelt worden ist, sind vorzüglich die öcumenischen Synoden in ihrer ganzen Bedeutung für die Kirche geschildert worden. Im Einzelnen war hier zunächst die Berufung dieser Concilien in Betracht zu ziehen und der Ansicht entgegenzutreten, als ob das Recht der Convocation jemals eines der kaiserlichen Gewalt als solcher inhärirendes gewesen sei; alsdann war das versammelte Concilium in's Auge zu fassen, wo wiederum eine ähnliche Frage, die in Betreff des Vorsitzes, zu erörtern war; der Geschäftsgang auf den Concilien und die Bestätigung der Beschlüsse sind ebenfalls wichtige Punkte, denen bei der Anführung dieses Gegenstandes die Aufmerksamkeit zugewendet werden mußte. Unter den Particularsynoden haben vorzugs-

Geschmacklosigkeit seines Commentars trefflich gelungen. Herr von Bouveret legt nämlich ein solches Gewicht, sowohl auf die (wirkliche oder vermeintliche) Prophezeiung, als auf den Sinn, welchen er in derselben findet, daß er, als echter Franzose (der bekanntlich weder bei Tag, noch bei Nacht ohne politische Combinationen seyn kann), schon jetzt daran denkt, den Verlegenheiten der diplomatischen Welt abzuhelfen, die nothwendig eintreten müssen, sobald erst die Prophezeiung erfüllt seyn wird. Wie will man in der Eile Oesterreich entschädigen, wenn [illegible] König von Germanien seyn wird? Dem neuen Rom verspricht der Commentator seiner Rückkehr [illegible] während entgegengesetzten Falls die Dynastie der [illegible] ihre Rettung zu Grunde geht. Als Franzose [illegible] Herr v. Bouveret natürlich gleich zu Allem Rath. Man [illegible] Bund, und Oesterreich werde das Haupt [illegible]. Ach! er bedenkt nicht, daß wenn der Mönch von [illegible] kein Lügenprophet, sondern ein gottbegabter Seher [illegible] sollte, der stehende Champagnertoast: kein [illegible] Preußen mehr! auch in einem ganz anderen [illegible] werden könnte, als er ursprünglich ausge[illegible]. Jedenfalls dürften die „wunderbaren Geschicke" [illegible] müßten, bevor wieder von einem Germanien [illegible] kann, dermaßen aller Voraussicht spotten, daß [illegible] lächerlich ist, sich heute, wie Herr v. Bouveret thut, im Ernste mit politischen Berechnungen und [illegible] für den Fall der Erfüllung zu plagen. Uebrigens ist der [illegible] Glaube, mit welchem dieser seine Auslegung als [illegible] Inspiration behandelt, eben so komisch-rührend, wie [illegible] Ueberzeugung von der Aechtheit und Wahrhaftigkeit des [illegible] selbst fest und unerschütterlich ist.

Die ganze Schrift trägt den Stempel eines auf diese beiden [illegible] Voraussetzungen sich stützenden Commonitoriums an die Protestanten: zur Rückkehr in den Schooß der Mutterkirche. Man kann dergleichen Mißgriffe sonst wohlmeinender und ehrlicher Leute nur bedauern. Sie schaden, ohne es zu wissen,

der heiligen Sache der Wahrheit, auf welche böswillige Gegner gar zu gern den Schein des Lächerlichen werfen möchten, sobald kurzsichtige Vertheidiger sich eine Blöße geben. Denn mit Recht können die Angeredeten dem Ausleger der Prophetie entgegen halten: wir haben vor uns Mosen und die Propheten, die Schrift und die Tradition, die Stimme der Kirche und den ganzen Eindruck der Profangeschichte seit dreihundert Jahren. Wir lesen außerdem täglich die Verhandlungen der Berliner Generalsynode in den Zeitungen. Und wenn wir auf alle diese positiven und negativen Autoritäten hin uns bis jetzt noch nicht bewogen gefühlt haben, den großen Schritt der Unterwerfung unter den rechten Hirten auf dem Stuhl Petri zu thun, jenen Schritt, den diese Stimmen und Zeugnisse sammt und sonders uns so nahe legen, — wie würden wir uns dazu bestimmen lassen, durch die willkührliche Interprätation einer dunkeln Weissagung von unbekanntem Ursprunge und vieldeutigem Sinne?

Dieß Alles könnte, wie gesagt, mit gutem Rechte protestantischer Seits Herrn von Bouverot eingewendet werden; wenn man es überhaupt der Mühe werth hielt, von seiner Schrift Kenntniß zu nehmen. Diejenigen aber, welche nichts Anderes zu sagen wissen, als: „dieß ist wieder ein Streich der belgischen Jesuiten“, sind eben Gimpel, die in ihrer Geistesarmuth und Unselbstständigkeit nichts können, als die *eine* Melodie nachpfeifen, mit welcher Eugen Sue einmal gute Geschäfte gemacht hat. *Unser* Urtheil über das Buch des Hrn. v. Bouverot bleibt das nämliche, wie oben berichtet, ohne alle Rücksicht darauf: ob ein belgischer Jesuit auf den Verfasser und sein Werk Einfluß genommen oder nicht. Wissen Jene, wer Hr. v. Bouverot ist? wissen sie überhaupt etwas Näheres und zur Sache Dienliches über die innere oder äußere Geschichte seines Buches — wohl! so sollen sie es sagen. Wir haben dann nur im Interesse der Literarhistorie das Recht: Vorlegung der Documente und Beweise ihrer Angaben zu

Wahrheit gemäß sei, ist zweifelhaft; gewiß dagegen, daß Herzog Heinrich auf die nähere Kunde von dem ärgerlichen Vorgange in Hessen in seiner moralischen Entrüstung laute Klage beim Kurfürsten über die Schmach und Verachtung erhob, welche dem Protestantismus aus dieser Handlungsweise seiner Vorfechter erwachsen müsse. Vergebens suchte sich Johann Friedrich Anfangs durch Vorspiegelung einer völligen Unkenntniß der Thatsachen aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er in allgemeinen Ausdrücken Ruhe und Schweigen empfahl. — Der Herzog erneuerte in noch kräftigeren Worten seine Beschwerden, und der Kurfürst sah sich genöthigt, ihm durch einen eigenen Gesandten erklären zu lassen, daß ihm zwar der Schritt des Landgrafen höchlich mißfalle, aber daß jetzt, da geschehene Dinge nicht unmöglich gemacht werden könnten, nichts anders übrig bleibe, als das Geheimniß streng zu bewahren. Zugleich mußte der Gesandte das Gutachten der Theologen bestens entschuldigen, und die Loslassung der Anna von der Sahl bevorworten.

---

jenes Weibes vor, deren Zweck kein anderer seyn konnte, als auf diesem Wege die öffentliche Anerkennung ihrer Tochter als zweite Gemahlin des Landgrafen zu erwirken. Zu diesem Ende veröffentlichte sie am Dresdner Hofe, was sie wußte, und stellte sich dem Landgrafen gegenüber, als sei sie dort zum Geständnisse gezwungen worden.

(Fortsetzung folgt.)

XIX.

Literatur.

Kirchenrecht von Georg Phillips. Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Nachdem in dem ersten Bande dieses Buches, außer den allgemeinen Grundprincipien, die Lehre von dem königlichen Priesterthume ihre Erledigung gefunden hatte, reiht sich nunmehr in dem zweiten die Lehre von dem Königthume und dem Lehramte an. Die Erörterung beginnt mit der Beantwortung der Fragen: was in den unmittelbaren Vorschriften Christi über die Verfassung seines Reiches auf Erden als Richtschnur für die Entwicklung derselben gegeben sei? und: wie sich diese Vorschriften in den Anordnungen der Apostel wirksam geäußert haben? Vorzüglich sind es zwei Principien, welche in jenen Vorschriften deutlich ausgedrückt sind: die organische Gliederung der Gesammtheit derer, welche zur Herrschaft berufen sind, und die monarchische Einheit für dieselbe; jene Gliederung spricht sich in der hierarchischen Stufenfolge aus, die Einheit in dem Primat. „Jedes dieser Principien wurde aber als fruchttragend, als eine Fülle der Entwicklung in sich schließend, in die Geschichte eingeführt; es konnten und sollten sich daher, dem Zwecke der Kirche ent-

sprechend, aus der göttlich angeordneten Reihenfolge andere Stufen entwickeln." Auf historischem Wege hat sich aus dem Episcopate eine Reihe von Mittelstufen darnach ausgebildet, daß Primatialrechte auf einzelne Bischöfe übergegangen sind, ein Punkt, der in dem Buche selbst eine ausführliche Erörterung gefunden hat, und wonach diese Stufen ihren Vorrang vor dem übrigen Episcopate nicht aus diesem haben ableiten können, sondern allein aus dem über demselben stehenden Primate. Zu der Entwicklung der Metropolitanverbindung, die eben mit jener Erscheinung zusammenhängt, finden sich bereits in der apostolischen Zeit die ersten Keime, wobei sich nicht verkennen läßt, daß die jüdischen und römischen Einrichtungen bei manchen Verhältnissen das Substrat für die Entwicklung der kirchlichen Verfassung abgegeben haben, ohne daß es zulässig ist, dieselben als eine nothwendige Bedingung dafür anzusehen, eben so wenig als es richtig ist, die jüdischen Einrichtungen allein, oder die römischen allein in jener Weise zu berücksichtigen. Einen besondern Abschnitt bildet sodann die Entwicklung der einzelnen Stufen der Hierarchie in ihrer Ausbildung für das Königthum, und zwar zuerst derjenigen, welche aus dem Episcopate hervorgegangen sind, nämlich Patriarchat, Exarchat und Archiepiscopat. Hier hat der berühmte sechste Canon des Conciliums von Nicea eine ausführliche Besprechung gefunden, so wie überhaupt die Metropolitanverbindung in ihren einzelnen Theilen in einer Reihenfolge von Paragraphen erörtert worden ist. Unter den bloßen Bischöfen sind aber vorzüglich die Chorbischöfe deßhalb hervorgehoben worden, weil gerade dieses Institut bei der oft behaupteten Identität zwischen Bischöfen und Presbytern als ein Argument für jene in den Vordergrund gestellt worden ist. Die Ansicht des Verfassers geht dahin, daß die im Oriente vorkommenden Chorbischöfe jederzeit wirkliche Bischöfe gewesen sind; daß aber das Institut, wo es im Occidente vorgekommen ist, sich sehr bald von seiner eigentlichen Bedeutung ent-

ernt hat; daß zwar auch hier mit Rhabanus Maurus der Episcopat der Chorbischöfe anzunehmen ist, daß aber unter dem Zusammenwirken von verschiedenen Umständen ein großer Mißbrauch mit diesem Institute getrieben worden ist. — So wie aus dem Episcopate, so haben sich aus den beiden andern hierarchischen Stufen des Presbyterates und des Diaconates unter dem Einwirken des Primates und des Episcopates auf dieselben, historisch ebenfalls einzelne Stufen ausgebildet. Im Einzelnen sind es die sogenannten Praelati nullius, die Archipresbyteri, die Archidiaconi, die bischöflichen Vicarien, die Capitel und die in denselben vorkommenden Dignitäten, welche ihrer juristischen Bedeutung nach näher besprochen werden. Hieran reiht sich ein dritter Abschnitt, welcher die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Königthum und Priesterthum, so wie der einzelnen hierarchischen Stufen zu einander zu seinem Gegenstande hat. Dieß gibt dem Verfasser Gelegenheit, eine schon im ersten Bande berührte Frage: in wiefern die scholastische Eintheilung der Kirchengewalt in Ordo und Jurisdictio richtig und genügend sei, ausführlicher, aber verneinend zu beantworten, zugleich auch auf die Begriffsbestimmungen der Jurisdictio ordinaria und delegata einzugehen. Das Verhältniß der einzelnen Stufen zu einander wird aber insbesondere durch den canonischen Vorrang und Gehorsam bestimmt, zwei Materien, welche der Verfasser um so ausführlicher berücksichtigen zu müssen glaubte, als sie in den meisten Werken über das canonische Recht nur sehr beiläufig abgehandelt werden, während doch die Quellen in dem Titel de majoritate et obedientia ihnen eine sehr große Bedeutung beigelegt haben. Eben diese Quellen gehen von der Voraussetzung aus, daß in dem Clerus eine genau bestimmte Rangordnung unumgänglich nothwendig sei. In dieser Rücksicht wirken nun auch wiederum dieselben Principien ein, welche die Grundlage der gesammten kirchlichen Verfassung bilden: einestheils nämlich ist die Rangordnung bestimmt, durch die göttlich angeord-

nete Gliederung der Hierarchie nach ihren drei Stufen des Episcopates, Presbyterates und Diaconates, anderntheils durch den Einfluß des Primates; daher beruht die Präcedenz der Cardinäle auf ihrer Verbindung mit dem Primate, und deßhalb gewährt die Stellvertretung des Papstes den mit derselben Beauftragten einen Vorrang selbst vor den Bischöfen. Ueberhaupt aber wirkt die Stellvertretung in dieser Beziehung vielfach ein, wie dieß des Näheren in dem betreffenden Paragraphen (§. 79) entwickelt worden ist. Dem Vorrange entspricht auf der andern Seite der Gehorsam und die Unterordnung, und es sind in dieser Beziehung die beiden Begriffe Obedientia und Reverentia zu unterscheiden, von denen die erstere die letztere immer in sich schließt, und eine eigentliche Jurisdiction des zum Vorrange Berechtigten voraussetzt, wogegen die Reverenz in dem Erweis äußerer Ehrerbietung besteht, welchen jeder Untergeordnete dem Präcedirenden zu gewähren hat. Da in mehreren Verhältnissen die Obedienz nach den Kirchengesetzen eidlich angelobt werden muß, so war es erforderlich, auch diesen Punkt, über welchen es viele vorgefaßte Meinungen gibt, in ein helleres Licht zu setzen. Es ist daher (§. 81) insonderheit ausgeführt worden, wie der Obedienzeid keineswegs ein Vasalleneid, und wie er sich in der Form, wie er sich in den Decretalen findet, nicht von Gregor VII. eingeführt worden ist. Es ist bekannt, daß zu den Versprechungen, welche die Bischöfe bei ihrer Consecration abgeben, auch die gehört, daß sie in bestimmten Zeitfristen die Limina Apostolorum besuchen wollen. Diese Romfahrt, welche außerdem noch den Zweck der persönlichen Besprechung mit dem Papste und den der Berichterstattung der Diöcese hat, ist ebenfalls nach den juristischen Verhältnissen, die dabei in Betracht kommen, besonders aus dem Grunde ausführlich dargestellt worden, um die große Wichtigkeit des Instituts hervorzuheben und zu zeigen, wie nachtheilig die Unterlassung der Peregrinatio Romana Seitens der Bischöfe auf die kirch-

liche Ordnung einwirkt. Denn allerdings könnte man mit Sixtus V. auch für die heutige Zeit sagen: „daß die heilsame, ja nothwendige Anordnung der Visitatio Liminum, welche von den früheren Päpsten aus guten Gründen und unter dem Einwirken des heiligen Geistes festgestellt worden war, in unsern Tagen theils durch die List des alten Feindes des Menschengeschlechtes, theils durch den Drang der Zeitumstände sehr in Abnahme gekommen ist, indem die Einen Dieß, die Andern Jenes zum großen Schaden der eigenen Seelen und der Kirchen, denen sie vorgesetzt sind, vorschützen. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß die gefährlichsten Häresien, durch welche die Kirche beunruhigt und das Gewand Christi zerrissen wird, aus der Unterlassung jenes heilsamen Besuches theils entstanden, theils bedeutend gefördert worden sind." — Eine andere Seite der kirchlichen Verfassung hat ein vierter Abschnitt zum Gegenstande; derselbe handelt von dem Zusammenwirken von Primat und Hierarchie auf den Concilien. Nachdem zuvörderst diejenigen Grundsätze dargestellt worden sind, welche die Concilien im Allgemeinen betreffen, von welchen jedoch im eigentlichen Sinne des Wortes die Diöcesansynoden auszuschließen sind, und namentlich von dem großen Nutzen der Concilien und von der Berechtigung, auf denselben zu erscheinen, gehandelt worden ist, sind vorzüglich die öcumenischen Synoden in ihrer ganzen Bedeutung für die Kirche geschildert worden. Im Einzelnen war hier zunächst die Berufung dieser Concilien in Betracht zu ziehen und der Ansicht entgegenzutreten, als ob das Recht der Convocation jemals eines der kaiserlichen Gewalt als solcher inhärirendes gewesen sei; alsdann war das versammelte Concilium in's Auge zu fassen, wo wiederum eine ähnliche Frage, die in Betreff des Vorsitzes, zu erörtern war; der Geschäftsgang auf den Concilien und die Bestätigung der Beschlüsse sind ebenfalls wichtige Punkte, denen bei der Anführung dieses Gegenstandes die Aufmerksamkeit zugewendet werden mußte. Unter den Particularsynoden haben vorzugs-

weise die Provincialconcilien eine große Bedeutung ge ihnen ist daher eine weitläuftigere Erörterung gewidmet w insbesondere kamen hier die Anordnungen des Conciliun Trient in Betracht, so wie bei dieser Gelegenheit die keit des heiligen Carolus Borromäus in Beziehung a Verwirklichung jener Vorschriften als ein helleuchtende spiel hervorgehoben worden ist. Auch hier begegnen nem Institute des canonischen Rechtes, das nur zum Nachtheile der kirchlichen Disciplin außer Gebrauch ge ist, so daß van Espens Worte über diesen Punkt gew herzigung verdienen. Er sagt: Sed proh dolor! ea est porum nostrorum miseria ac iniquitas, ut nec singulis niis, immo nec vicenniis, Synodus Provincialis hab immo jam anni sunt fere nonaginta, quod Belgium n Synodum Provincialem congregatam non viderit. W len wir da erst von unserm Deutschland sagen! Da ebe ser Gegenstand der Erwägung sehr werth ist, so hat der fasser keinen Anstand genommen, demselben in seinem einen ziemlich großen Raum zu gönnen.

(Schluß folgt.)

XX.

Zeitläufte.

ín der Tagespresse wegen der Weissagung des Frater Her-
m Lehnin. — Herr von Bonverot und seine Auslegung der-
— Unvorgreiflicher Vorschlag: das vielbesprochene Orakel auf
ße, neue Weise, im Geiste und Geschmack der jungen Critik zu
iren. — Ernstliche Meinung der historisch-politischen Blätter
n Werth jener Verse. — Herr V. A. Huber und sein Druck-

Den 1. August 1846.

t einiger Zeit wiederhallen viele Zeitungen von son-
Beweisen, daß es mit dem berühmten Vaticinium
der Herrmann von Lehnin nichts sei. Die Herren
semiofficiellen Geschichte in Berlin scheinen sich doch
unruhigt zu fühlen; Spötter könnten dieß leicht aus
en Lärmen um Nichts, um reines gar Nichts schließen.
Veranlassung zu jenen Verwahrungen hat dießmal ein
gegeben, der eine Auslegung der Prophetie geschrie-
d sein Büchlein, wie es scheint, in vielen hundert
ren nicht nur an Fürsten, Bischöfe und Minister, son-
ch an zahlreiche Privatpersonen in Deutschland und
ch geschickt hat. Beabsichtigte er die Aufmerksamkeit
t in einem früher unerhörten Maaße auf die allerdings
Hieroglyphe zu lenken, so ist ihm dieß durch seine Zu-
keit sowohl, als durch die kaum glaubliche Tact- und

Geschmacklosigkeit seines Commentars trefflich gelungen. He
von Bouverot legt nämlich ein solches Gewicht, sowohl auf d
(wirkliche oder vermeintliche) Prophezeiung, als auf den Sin
welchen er in derselben findet, daß er, als echter Franz
(der bekanntlich weder bei Tag, noch bei Nacht ohne poli
sche Combinationen seyn kann), schon jetzt daran denkt, d
Verlegenheiten der diplomatischen Welt abzuhelfen, die no
wendig eintreten müssen, sobald erst die Prophezeiung erfü
seyn wird. Wie soll man in der Eile Oesterreich entschädig
wenn Preußens Beherrscher König von Germanien seyn wi
Denn diesen Lohn verspricht der Commentator seiner Rückke
zur Kirche, während entgegengesetzten Falls die Dynastie d
Hohenzollern ohne Rettung zu Grunde geht. Als Franz
weiß Herr v. Bouverot natürlich gleich zu Allem Rath. M
stifte einen italienischen Bund, und Oesterreich werde das Ha
desselben. — Ach! er bedenkt nicht, daß wenn der Mönch v
Lehnin wirklich kein Lügenprophet, sondern ein gottbegabter S
her gewesen seyn sollte, der stehende Champagnertoast: ke
Oesterreich und kein Preußen mehr! auch in einem ganz a
dern Sinne wahr werden könnte, als er ursprünglich ausg
bracht wurde. Jedenfalls dürften die „wunderbaren Geschicke
die eintreten müßten, bevor wieder von einem Germani
die Rede seyn kann, dermaßen aller Voraussicht spotten, d
es über allen Ausdruck lächerlich ist, sich heute, wie Herr
Bouverot thut, im Ernste mit politischen Berechnungen u
Vorschlägen für den Fall der Erfüllung zu plagen. Uebrige
ist der gute Glaube, mit welchem dieser seine Auslegung a
eine Art Inspiration behandelt, eben so komisch-rührend, a
seine Ueberzeugung von der Aechtheit und Wahrhaftigkeit d
Orakels selbst fest und unerschütterlich ist.

Die ganze Schrift trägt den Stempel eines auf diese i
den Voraussetzungen sich stützenden Commonitoriums an d
Protestanten: zur Rückkehr in den Schooß der Mutterkirc
Man kann dergleichen Mißgriffe sonst wohlmeinender und e
licher Leute nur bedauern. Sie schaden, ohne es zu wiss

der heiligen Sache der Wahrheit, auf welche böswillige Gegner gar zu gern den Schein des Lächerlichen werfen möchten, sobald kurzsichtige Vertheidiger sich eine Blöße geben. Denn mit Recht können die Angeredeten dem Ausleger der Prophetie entgegen halten: wir haben vor uns Mosen und die Propheten, die Schrift und die Tradition, die Stimme der Kirche und den ganzen Eindruck der Profangeschichte seit dreihundert Jahren. Wir lesen außerdem täglich die Verhandlungen der Berliner Generalsynode in den Zeitungen. Und wenn wir auf alle diese positiven und negativen Autoritäten hin uns bis jetzt noch nicht bewogen gefühlt haben, den großen Schritt der Unterwerfung unter den rechten Hirten auf dem Stuhl Petri zu thun, jenen Schritt, den diese Stimmen und Zeugnisse sammt und sonders uns so nahe legen, — wie würden wir uns dazu bestimmen lassen, durch die willkührliche Interprätation einer dunkeln Weissagung von unbekanntem Ursprunge und vieldeutigem Sinne?

Dieß Alles könnte, wie gesagt, mit gutem Rechte protestantischer Seits Herrn von Bouverot eingewendet werden; wenn man es überhaupt der Mühe werth hielt, von seiner Schrift Kenntniß zu nehmen. Diejenigen aber, welche nichts Anderes zu sagen wissen, als: „dieß ist wieder ein Streich der belgischen Jesuiten", sind eben Gimpel, die in ihrer Geistesarmuth und Unselbstständigkeit nichts können, als die eine Melodie nachpfeifen, mit welcher Eugen Sue einmal gute Geschäfte gemacht hat. Unser Urtheil über das Buch des Hrn. v. Bouverot bleibt das nämliche, wie oben berichtet, ohne alle Rücksicht darauf: ob ein belgischer Jesuit auf den Verfasser und sein Werk Einfluß genommen oder nicht. Wissen Jene, wer Hr. v. Bouverot ist? wissen sie überhaupt etwas Näheres und zur Sache Dienliches über die innere oder äußere Geschichte seines Buches — wohl! so sollen sie es sagen. Wir haben dann nur im Interesse der Literarhistorie das Recht: Vorlegung der Documente und Beweise ihrer Angaben zu

fordern. Hat aber z. B. Herr Professor Stuhr in Berlin f
aller weitern deßfallsigen Erörterung nur das eine Wort:
fuit, mit welchem er wie mit einem Zauberspruche wi
will, so muß er uns schon erlauben, ihm genau so viel
und Verstand, aber bei weitem weniger Unbefangenheit
Ehrlichkeit zuzuschreiben, wie dem französischen Schriftste
den er angreift, und dessen literarische Bekanntschaft wir
durch diese seine Schrift machten.

Es konnte nicht fehlen, daß wir bei dieser Gelegen
nach langer Zeit einmal wieder die hundert leoninischen Ve
der Lehnin'schen Prophezeiung selbst lasen. Seltsam! hö
seltsam! Es ist schon recht, sich allen profanen Weissagung
eben so wie Spuckgeschichten und Geistererscheinungen geg
über eines gewissen Grades von Skepticismus zu befleißige
der allein vor groben Mystificationen schützen kann.
wenn wir von der Prophetie des Mönchs von Lehnin fr
nie etwas gehört und erfahren hätten, wenn erst jetzt irg
wer dieselbe irgendwo plötzlich aufgefunden haben wollte, w
würde die an der protestantischen Exegese des neuen Testame
geschärfte, modern verständige Critik dazu sagen? Ohne Zw
fel Folgendes:

„Diese angebliche Weissagung ist augenscheinlich ein l
rarischer Betrug, und das Actenstück kann frühestens er
den letzten fünf bis sechs Jahren, vielleicht sogar erst vor
nigen Monaten, geschmiedet seyn. Dieß läßt sich schlag
nachweisen. Ist gleich das Falsum mit einer beispiellosen M
sterschaft in der Form durchgeführt, hat der Verfasser sich
von gewöhnlichem Küchenlatein sehr wohl zu unterscheide
Mönchssprache des frühern Mittelalters mit allen ihren Ba
barismen und Wunderlichkeiten in einer Vollendung angeeig
die auf ein ungemeines, philologisches Talent und jahrela
Vorbereitung schließen läßt, hat er, was noch schwier
war, den echten, halbdunkeln, neckisch-zweideutigen Orake
mit unglaublicher Schlauheit zu treffen, und durch alle hu
dert Verse, vom ersten fast bis zum letzten, gleichmäßig fes

halten verstanden, so verräth er sich gegen das Ende, wo er seinem Ziele näher rückt, dennoch dem geübten Blicke eines prüfenden Kennerauges, welches alle Verhüllungen und Verkappungen solcher Art leicht zu durchschauen weiß. Daß z. B. Deutschland wieder einen König bekommen soll (recipit Germania Regem), ist eine Angel, die der sonst so kluge Falsarius den deutschen Einheitstendenzen der Gegenwart mit einer Plumpheit hinwirft, die man von ihm kaum erwarten sollte. Der eigentliche Zweck des Betruges liegt aber in den letzten Versen ganz offen zu Tage. Der „belgische Jesuit" (denn wer könnte es anders seyn!) will durch seine Prophezeiung der, seit einigen Jahren ausgesprochenen, ultramontanen Behauptung zu Hülfe kommen: daß es mit dem, im letzten Stadium der Selbstauflösung begriffenen Protestantismus zu bösen Häusern gehe. Gewiß hat er Binder's Buch gelesen; wahrscheinlich ist er Mitarbeiter an den historisch-politischen Blättern. Er will (das ist unverkennbar!) die neuesten Bestrebungen des „Kirchenregiments" verdächtigen, wie sie in der Berufung von Conferenzen und Synoden, in der Absetzung lichtfreundlicher Prediger, in der Nachahmung katholischer Klosterinstitute u. s. w. u. s. w. den Augen der Welt vorliegen. Darauf zielen seine Anspielungen, und darum allein hat er mit großer Pfiffigkeit im neunundvierzigsten Verse, dort, wo er von der Einführung der Reformation spricht, eine schlau berechnete Weissagung eingeschaltet, die nach seinem ganzen System erst in unserer Zeit, auf die sich alle seine Pfeile richten, in Erfüllung gehen soll:

Hoc et ad undenum, durabit stemma venenum."

„Gerade in dieser Architectonik und Construction des gesammten Pseudoorakels liegt aber, abgesehen von allen Gründen, der unwiderlegliche Beweis, daß dasselbe höchstens erst vor einigen Jahren, vielleicht erst vor einigen Wochen geschmiedet sei. Jeder, der sich die Mühe gibt, ein solches Falsum auch nur zu erdenken, geschweige denn mit so vieler Anstrengung und Be-

rechnung in's Werk zu richten, will auch die Früchte davon erleben und ärndten, was er säete. Hätte z. B. der Falsarius vor etwa hundert und fünfzig Jahren gelebt, er würde sicherlich den Untergang des Protestantismus in seine nächste Zukunft verlegt, er würde den damaligen Unionsbestrebungen in die Hand gearbeitet haben, statt ihnen durch so weit aussehende Vorhersagung entgegen zu wirken, die zu jener Zeit der evangelischen Kirche immer noch eine Reihe von Generationen hinaus Leben und Bestand verhießen. Es ließe sich in diesem Falle gar kein Zweck und Motiv des Betruges denken. Zu einer bloßen Spielerei war dieser zu mühsam."

„Fällt also das Leben des vorgeblichen Mönchs von Lehnin in unsere heutige nächste Gegenwart, so erklären sich auch mit leichter Mühe manche schlagend zutreffende Vaticinien über die Vergangenheit. Aus dem, was als vollendete Thatsache vorliegt, ist bekanntlich leicht prophezeien, wenn gleich nicht ganz so leicht, als man glauben sollte. Es kam hier hauptsächlich Alles darauf an, die große Klippe aller ex post facto gemachten Vorhersagungen zu vermeiden: die allzu große Bestimmtheit, Klarheit und Umständlichkeit. Wer es versucht, etwa heute ein Orakel über die Freiheitskriege zu entwerfen, wird, er mag es angreifen wie er will, immer finden, daß sein Vaticinium zu gut geräth. Aber gerade in der großen Abstinenz und Mäßigung, die der Pseudofrater Hermann in seiner Prophetie bethätigt, zeigt sich der Jesuit. Der Stoff lag vor ihm, er durfte, mochte er nun wann immer leben, nach Herzenslust in die frühere Geschichte hineingreifen, und zum allgemeinen Erstaunen überraschende Wahrzeichen angeben. Freilich mußte er dann einmal irgendwo abbrechen und den Styl ändern. Aber nein! wie glücklich hat er durchweg die Beziehung auf große Haupt- und Staatsactionen vermieden, und sich meist an Nebendinge und Kleinigkeiten gehalten. Er ist klug genug, sein ganzes Machwerk mit dem nämlichen Hauche des Mysteriums zu übergießen, und allenthalben dunkle, schwankende, oft geradezu unverständliche Andeutungen einzuflechten —

Das hat er den wirklichen Propheten und den Sprüchen der alten Orakel glücklich abgelauscht. Vornämlich gilt das Letztere von der Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts, auf die ihm für seinen Zweck und sein Publikum (das unserer Gegenwart!) wenig ankam. Was er von Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund, zum Theil selbst von Georg Wilhelm (Vers 55 bis 62) sagt, geht nicht über höchst unbestimmte, vieldeutige, oft ganz unerklärliche Winke hinaus *). Klarer und präciser wird er erst wieder, wo er auf die Regenten des achtzehnten Jahrhunderts kommt. War ihm die Geschichte dieser Zeit geläufiger als früher? oder erlahmte die Kraft des Betrügers gegen das Ende der mühseligen Arbeit? Genug, hier wird er zuweilen bis zur Plumpheit bestimmt, und nur allzu merklich lüftet er die Maske. So bei der Bezeichnung des Katholikenhassers, Friedrich Wilhelm's I., der große Mönche selbst aus Italien rauben ließ, um sie unter seine Riesengarde zu stecken.

Qui successor erit, patris haud vestigia terit
Orate fratres, lacrymis nec parcite matres!
Fallit in hoc nomen, laeti regiminis omen.
Nil super est boni, veteres migrate coloni."

„Ein Ausspruch, so klar, daß ihm der Orakelschmied sofort wieder, gleichsam als hätte er zu viel gesagt, eine dunkler

*) „Mitten unter diese Räthsel mischt er dann wieder im echten Orakelstyl den auf Johann Sigismund sich beziehenden Vers:

Multa per edictum, sed plura turbans per ictum,

als schalkhafte Hindeutung auf das, nach dem Uebertritt des Kurfürsten zum Calvinismus erlassene, vergebliche Gebot an Lutheraner und Reformirte: Frieden zu halten, und auf die berühmte, folgenreiche Ohrfeige, die er dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm gab. Ganz ähnliche neckische Hinweisungen auf vereinzelt stehende Thatsachen im Leben der brandenburgischen Fürsten kommen auch in neuerer Zeit, namentlich bei Friedrich II. und seinem Nachfolger vor. Der Pseudoprophet wollte durch dergleichen sparsam eingestreute Specialitäten augenscheinlich seinen Credit befestigen."

gehaltene Hindeutung auf die, durch den Tod des Monarchen bewirkte scheußliche Entstellung seiner Leiche beifügt:

Et jacet extinctus, foris quassatus et intus."

„Was sich auf Friedrich II. bezieht, läßt, trotz aller Meisterschaft der Verstellung, den Betrug doch gar zu deutlich durchblicken.

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit."

„Die Vorhersagung des ersten schlesischen Krieges, der mit der Niederkunft der Königin von Ungarn und Böhmen zusammenfiel, war hundert Jahre später freilich leicht. Deßhalb mußten wieder zwei Verse eingeschaltet werden, von denen der erstern höchstens eine gezwungene Anwendung auf den Zustand (status) der Religion und öffentlichen Moral gegeben werden kann, der zweite aber, in welchen der Betrüger vielleicht irgend eine Anspielung auf ein einzeln stehendes Factum legen wollte, rein unverständlich ist.

Sed quis turbatum poterit refingere statum
Vexillum tanget, sed fata crudelia planget."

„Dafür ist freilich der vierundachtzigste Vers einer der unvorsichtigsten des ganzen Gedichts, in sofern dieß als Prophezeiung gelten soll."

„Dießmal nämlich sind wir so glücklich, dem Pseudocisterzienser die Quellen, aus denen er schöpfte, bestimmt nachweisen zu können. Dieß ist der Berliner Gesellschafter von Gubitz. Jahrgang 1828. Bemerker Num. 6. Beilage zu Num. 45. Allgemeiner Volkskalender auf das Jahr 1826 (Magdeburg und Salzwedel). Frömrich Geschichte der Cisterzienser-Abtei Camenz. Glatz 1817. Erst durch das, was diese Schriften aus ungedruckten Aufzeichnungen mittheilen, ist der Vorgang, worauf die Afterprophezeiung anspielt, in das klarste Licht gesetzt, während früher darüber nur dunkle Gerüchte im Umlauf waren. Ein Umstand, von dem wir nicht zu bemerken brauchen, daß er zur Bestimmung der Zeit, in welcher die angebliche Weissagung verfaßt seyn muß, von schlagender Beweiskraft

: Jene Thatsache ist aber einfach die, daß König Friedrich i zweiten schlesischen Kriege, nur von einem Adjutanten be- leitet, die Abtei Camenz besuchte, und nachdem er sich lange it dem Abte unterhalten, beim Begreiten in der Ferne eine arke Abtheilung ungarischer Husaren sah, welche die preußi- che Vorposten durchbrochen hatten, und im vollen Jagen uf ihn zueilten. Kaum hat Friedrich so viel Zeit, in das loster zurückzuweichen, und dem Abt eindringlich vorzustellen, ie seines Königs Leben in seiner Hand stehe. Hier gab es r ein Mittel der Rettung. Plötzlich, so erzählt Friedrich s den archivalischen Notizen der befragten Abtei, werden die Mönche durch ein Glockenzeichen in die Kirche berufen: der t erscheint mit einem fremden, vorher und nachher nie ge- ehenen Geistlichen in gewöhnlicher Ordenstracht, der im Chor inen Platz unter den übrigen nimmt. Man fängt an mit ller Stimme zu psalliren. Da füllt sich alsbald die Kirche it Oesterreichern, welche das ganze Kloster scharf durchsuchen, ber sie finden nur den Begleiter des Königs, und führen die- n und zwei fremde Reitpferde, die im Klosterhofe standen, fangen weg. Der König aber blieb dem Abte Zeit seines bens in Gnaden gewogen. Nach diesen Aufschlüssen kann an sich erst mehrere früher schon bekannte, überaus freundli- che Briefe des Monarchen an denselben Prälaten erklären. Ge- tützt auf diese Thatsachen hat daher jetzt, nach allen diesen eröffentlichungen das vorgebliche Lehninische Orakel gut pro- phezeien:

Plantibus hic austris, vitam vult credere claustris.

Während die Oesterreicher heranstürmen, will er sein Leben dem Kloster anvertrauen."

„Der Verfasser hat die Beziehung auf diesen Vorfall in sofern gut gegriffen, als es ihm, dem angeblichen Cisterzienser (denn diese Maske hat er ja gewählt!), merkwürdiger, als die größten Weltbegebenheiten erscheinen dürfte, daß sich der, sei- nem Glauben und Orden feindliche Fürst gerade des Cister- zienserhabits zu seiner Rettung bedienen mußte. Verständige

Leser bedürfen aber auch unserer Erinnerung nicht, um einzusehen, daß Vorfälle wie dieser, sich auch nicht auf eine Viertelstunde im Voraus berechnen lassen. Die spätere Redaction der Weissagung ist somit als mathematisch nothwendig erwiesen.

„Das Epitaphium Friedrich Wilhelms II. ist unhöflich, aber leider! wahr. Tacitus selbst, dessen Styl der Verfasser hier ohne Zweifel nachbilden wollte, würde sich, hätte er leoninische Verse gemacht, über das ganze Elend jener jämmerlichen Zeit nicht kürzer und schlagender fassen können:

Qui sequitur, pravos imitatur pessimos avos,
Nec robur menti, nec adsunt numina genti!"

„Aber er will ja nicht epigrammatischer Historiker seyn, wozu er, aus dieser Probe zu schließen, vielleicht Anlage hätte, er will als Prophet gelten. Darum muß er sich wieder in den Schleier des Geheimnißvollen, zweideutig Schillernden hüllen.

Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit."

„Welchem Monarchen ist das in der einen oder andern Form nicht geschehen? kann man fragen. Hat der Falsarius in diesem Falle den Herzog von Braunschweig verunglimpfen wollen, der in der Champagne den Franzosen treffliche, dem Heere der Verbündeten üblere Dienste leistete, als ein erklärter Gegner mit gewöhnlichen Mitteln je vermocht hätte? Oder hat er den Protestantismus gemeint, dessen Orthodoxie der König, zum großen Aergerniß der Mehrheit seiner Unterthanen und ohne Dank der Prediger als Damm gegen den Zeitgeist wieder aufrichten wollte? oder etwa beide? Schlau und gewandt, wie immer, läßt uns der Pseudonymus geäfft im Dunkeln. Sein sittlicher Widerwille gegen diesen Monarchen scheint sich theils auf gewisse Verhältnisse des königlichen Privat- und Familienlebens, theils insbesondere auf den (natürlich mißlungenen) Versuch zu beziehen, den jener Herrscher machte: durch territorialistische Gewaltmaßregeln den natürlichen Entwickelungsgang des Protestantismus zu hemmen, und in die Stelle der

wahren Kirche die Autorität des trüglichen Menschenwortes symbolischer Bücher zu setzen, an die schon damals Niemand mehr glaubte, und deren Festnageln durch rein äußerliche Gewaltmittel den Auflösungsproceß nur verlängert, die Erlösung der zur Kirche neigenden protestantischen Elemente aus der Knechtschaft falscher Autoritäten nur weiter hinausgeschoben hätte. Endlich ist auch die spielende Hindeutung auf den Tod dieses Königes an der Wassersucht, im Wasserpalais, während des Bades, ganz in der Manier der oben bereits gelieferten Proben ähnlicher Art gehalten:

Et perit in undis, dum miscet summa profundis."

„Der Versuch: Friedrich Wilhelms III. politischen Fall und glückliche, von keinem damals Lebenden für möglich gehaltene Wiedererhebung in dem einen Verse auszudrücken:

Natus florebit quod non sperasset habebit,

ist nicht übel gelungen, während die weitere „freche" Behauptung: daß dieser Monarch seine Zeit nicht begriffen:

Et princeps nescit, quod nova potentia crescit,

einen neuen, schlagenden Beweis für das oft geläugnete Bündniß der „beiden revolutionären Parteien" liefert, in welches sich ja bekanntlich auch der Erzbischof Clemens August eingelassen hatte, und welchem Complott, wie sich hier zeigt, der Prophet von Lehnin ebenfalls angehört."

„Bis hieher geht nun, wie erwiesen, die Weissagung der Erfüllung nach. Aus dem, was weiter über die wirkliche, echte, eigentliche Zukunft gesagt wird, von der wir Alle gleich viel oder wenig wissen, erhellt der oben bereits hinlänglich bezeichnete Zweck des ganzen Fabrikats. Der Hirt soll die Heerde, Deutschland wieder einen König bekommen.

Et veteri more, clerus splendescit honore."

„Wir wußten schon, daß es darauf hinauslaufen werde. Außerdem macht der Verfasser, dem hier begreiflich der Stoff ausgeht, angeregt und geärgert durch die neuerdings Mode

werdenden Rabiner-Versammlungen noch einen Versuch, die nützliche und wohlgelittene Menschenklasse der Reformjuden zu verdächtigen, gleichsam als ob Preußen von diesen Stützen des Staates irgend eine Gefährlichkeit drohen könnte:

Israel nefandum scelus audet, morte piandum."

„Dadurch will er den Verdacht und die Aufmerksamkeit von den Römlingen ablenken, denen, man sieht es schon, die ihnen ausschließlich gewidmete polizeiliche Providenz lästig wird. Genug, der Betrug ist fein angelegt und geschickt durchgeführt. aber doch nicht so geschickt, daß wir nicht im Obigen bis zur Evidenz hätten nachweisen können: daß weder ein Cisterzienser des dreizehnten Jahrhunderts, noch ein convertirter Berliner Prediger des sechszehnten, sondern Niemand anders, als ein ultramontaner, in unserer Mitte lebender Schriftsteller ihn verübt haben könne. Man sieht, welche Mittel eine gewisse Parthei" u. s. w. u. s. w.

Wer würde gegen diese, hier der modern protestantischen Critik in den Mund gelegte Erklärung auch nur ein leises Wörtchen einzuwenden haben, wer würde sie nicht ganz natürlich, schlagend, sich von selbst ergebend, unwiderleglich finden, wenn nur die einfache, kleine Hypothese, auf der sie ruht, zu halten wäre. Aber leider ist das Vaticinium Lehninense nicht erst 1846 aufgefunden, sondern bekanntermaßen schon im Jahre 1723 und seitdem häufig gedruckt. Dennoch wundert es uns, daß die „loyale" Presse nicht schon längst auf die von uns vorgeschlagene Interpretation, die sofort aus aller Verlegenheit hülfe, gekommen ist. Die Herren pflegen doch sonst vor Thatsachen nicht zu erschrecken, und auf ein paar Widersprüche mehr oder weniger wird es ihnen ja nicht ankommen!



Ernsthaft gesprochen: will man das in manchen Punkten allerdings überraschende Zusammentreffen der Lehninischen Verse mit erweislich spätern Ereignissen durch einen wunderlichen Zufall erklären, so haben wir auch dagegen sonderlich nichts ein-

zuwenden. Wenn das, was die Menschen Zufall nennen, manchmal sein wunderliches Spiel in der Natur treibt, wenn aus Steinen und Baumstämmen nicht selten, wie von Menschenhand geschnitzte, wundersame Gebilde hervorwachsen, wenn scharfgeschnittene Kanten der Bergesränder mit ihren Zacken und Rissen, zuweilen überraschend ähnlich den Gesichtsumriß berühmter Männer, an den blauen Horizont zeichnen, warum sollte nicht auch in ganz analoger Weise dieselbe Poesie in der Geschichte walten? warum sollten nicht spätere Begebenheiten in ein auf's Geradewohl und frevelhaft, oder doch zu ganz anderm Zwecke gesprochenes Wort einen Sinn tragen, den der Redende vielleicht erweislich nicht hineinlegte, ja! den er, unbewußt ein Prophet! selbst gewiß nicht hätte fassen und verstehen, geschweige denn ausdrücken können! Ludit providentia in rebus humanis. Wir unsererseits legen wenig Gewicht auf Vorhersagungen, die nicht von der Kirche verbürgt, oder durch die anerkannte Heiligkeit ihres Urhebers gewährleistet sind. Was soll uns endlich auch ein so dunkles Orakel, welches, wie wir gesehen, im günstigsten Falle meistens erst nachdem es eingetroffen, zu verstehen ist! Kann es zur Lehre, zur Warnung, zum Troste dienen? Wir wissen aus ganz anderen und sicherern Quellen, als Frater Hermann (gab es anders einen solchen!) jemals seyn konnte, daß Uebermuth, Lüge und Heuchelei ihre Züchtigung, aufrichtiges Gottvertrauen und demüthige Unterwerfung unter die Autorität, die Gott auf den Felsen gegründet, auch in diesem Leben ihren Lohn finden werden, daß Menschenwitz und Menschenwahn vergehen müssen, die Kirche aber ihre Feinde überwinden, die Wahrheit noch auf Erden verherrlicht werden wird. Zeit und Stunde jedoch hat sich der Herr aller Dinge vorbehalten.

Aus einer mit Herrn V. A. Huber's Unterschrift versehenen, im rheinischen Beobachter gedruckten Erklärung hatten wir, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, unter buchstäblich genauer Anführung der Worte des besagten Schriftstellers entnommen: daß die von ihm vorgeschlagene

innere Colonisation der (pietistischen) „innern Mission" dienen, und in den slavischen Provinzen hauptsächlich zur „Bekämpfung" des hierarchischen Einflusses gebraucht werden sollte. Jetzt erklärt Herr Huber (vielleicht von höherer Hand bedeutet, was es mit jener verhängnißvollen Aeußerung auf sich habe): es sei nur ein Druckfehler gewesen. Er habe bloß die germanischen Elemente verstärken, der Setzer dagegen auf seine eigene Hand die hierarchischen bekämpfen wollen. Paßt freilich diese Verbesserung der Lesart zur besagten innern Mission wie die Faust auf's Auge, und ist selbiger Druckfehler (abgesehen von der Versicherung des Herrn Huber!) an sich nicht viel wahrscheinlicher, als jenes von dem Freiherrn von Münchhausen beobachtete Echo, welches auf die Frage: wie befinden Sie sich? zur Antwort gab: ganz wohl! Ihnen gehorsamst aufzuwarten! — so wollen wir dem Redacteur des Janus dennoch diese, ohnehin schon so peinliche Zufluchtstätte in der Bedrängniß nicht noch mehr verkümmern. Wenn aber der „loyale" Mann in unserer einfachen Erwähnung und ungemein nahe liegenden Beleuchtung eines schwarz auf weiß gedruckten Satzes (an dem die schärfste Conjectural-Critik unmöglich diesen typographischen Schnitzer hätte entdecken können), eine „perfide Gehässigkeit" findet, so wollen wir, weit entfernt, ihm in ähnlichem Tone zu antworten, von jetzt an, wenn er es wünschen sollte, nicht nur seine gesammte politische Schriftstellerei für eine fortlaufende Sünde des Setzers, sondern auch seine Berufung an die „loyale Presse" für einen eben so großen politischen Rechenfehler halten. Hoffentlich wird ihn dieß begütigen. Herr Huber setzt hinzu: „Aber auch wenn jene Lesart richtig wäre, so würde in dem ganzen Zusammenhange dennoch für Jeden, der die Sachen, die Worte, und die Personen irgend kennt, jene Anklage einer der katholischen Kirche feindseligen Tendenz, eines solchen Dekatholisirungs-Planes wahrhaft komisch seyn." — Wir antworten darauf: „wenn jene Lesart richtig wäre", so behält es, eben weil wir gewisse Personen, Sachen und Ver-

hältnisse genauer kennen, als Herr Huber glaubt, unsererseits bei Allem, was wir darüber (Heft XI, S. 767 u. ff.) gesagt, sein unabänderliches Bewenden. Uebrigens hat Herr Huber die ihm zugedachte unparteiische Beleuchtung seines Projectes zur „innern Colonisation" nach wie vor noch zu erwarten. Dieser Zwischenfall ändert nichts, weder an dem ihm deßfalls gegebenen Versprechen, noch an unserm sachlichen Urtheil über seinen Vorschlag.

XXI.

Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Doch das sind nur Knallerbsen; der Pulvervorrath ist auf den dreizehnten Brief zusammengespart, wo derselbe zu einem Feuertopf mit möglichstem Durcheinanderkrachen verarbeitet werden sollte. Nachdem Hr. B. zuvor den jetzigen Bischof von Detroit, Herrn Rose, eine Art Malversation der in Oesterreich für Cincinati erhaltenen Unterstützungssumme, „aus Verdruß, nicht Hrn. Fenwicks Nachfolger in bischöflichen Würden geworden zu seyn" *), beschuldigt, beginnt er mit der Klage, daß man in Norddeutschland (denn natürlich gilt ihm nur dieses für Deutschland) von der katholischen Kirche in Nordamerika wenig wisse, weil sie sehr verschwiegen sei, auch Schweigen verlange, Nachforschungen im Geheimen anstellen lasse, und im Geheimen dieselben benütze, gleich

*) Wovon jedoch Hr. Sulzbacher, der hievon hätte unterrichtet seyn müssen, nicht nur nichts weiß, sondern „des verdienten Lobes" erwähnt, welches der heilige Fenwick den „apostolischen Arbeiten und dem unermüdlichen Eifer" des Hrn. Rose spendete.

als ob die Kirche ein geheimer Bund wäre, der an das Tages-
licht zu treten sich scheute, oder es ihm zum Vorwurf gereicht,
daß sie der neugierigen Welt weniger Unordnung und Skan-
dal zum Besten gebe, woran freilich die zahlreichen Secten jenes Lan-
des, nach Hrn. Büttners eigener Darlegung, es nicht fehlen las-
sen. Während er an verschiedenen Stellen sich darüber beschwert,
daß Deutschland den verschiedenen Secten in Amerika häufig ver-
kommene Leute als Geistliche, oder mehr anmaßliche als erfahrene
Schulmeister, die dann bald zu Pfarrern vorrücken wollen, zusende,
findet er, daß die Einwanderung von hundert katholischen Missio-
nären in einem einzigen Jahr „gegründete Besorgniß" mit Recht
errege. Geht Hrn. B. einerseits zu Herzen, daß die Angehörigen
einer und derselben Secte beinahe immerwährend in Streit und
Hader unter einander leben, und eine jede, nachdem sie sich con-
stituirt hat, bald wieder in abweichende Fractionen zerfällt, so zeigt
er sich andererseits unfähig, aus der eingestandenen Thatsache,
„daß es allein der römischen Kirche nicht an Männern fehle,
welche in gleichem Geist und in gleicher Absicht das angefangene
Werk fortsetzen", auch nur die geringste Folgerung oder Lehre zu
ziehen. Wir wollen gerne glauben, daß es schwer fallen dürfte
eine katholische Gemeinde aufzufinden, die binnen zehn Jahren fünf
Geistliche gehabt hätte, wie die deutsche evangelische Kirche in
Washington, von denen der Erste abdanken mußte, weil er dem
Trunke und einem unsittlichen Leben ergeben war, der zweite durch
sein Leben der Gemeinde ebensowenig zum Vorbild diente, der Dritte
ein excentrischer Rationalist wurde, der Vierte aber nur kurze Zeit
blieb, und der Fünfte auch nur wenige Jahre bei der Gemeinde
verweilte. Die erschreckende Wahrnehmung, daß die „Politik" der
Kirche die vereinigten Staaten mit einem Gürtel umzogen habe,
daß von dem Thurm jeder bedeutendern Stadt ein eisernes Kreuz
prange, im Gegensatz zu den „Windfahnen", welche die Thürme
der akatholischen Stadt bezeichnen; daß der „heilige Vater" neue
Bisthümer und jeder Bischof die bedeutendern Plätze in seinem
Bisthum besetze und in den größern Städten ansehnliche Kirchen
bauen lasse; diese Wahrnehmung möchte theilweise an die Ver-
wunderung jenes Bauernburschen erinnern, daß die Flüße gemei-
niglich den volkreichen Städten nachlaufen. Aber freilich das böse
„europäische Geld! Was wäre die römisch-katholische Kirche

den [illegible] [illegible] ohne [illegible] Geld!" Wie aber der [illegible]-
rische „Lynx, [illegible] [illegible]". [illegible] das [illegible] von [illegible]
diesem Geld nicht ebenfalls nachgeeifert, und war es seine
Schuld, daß er nur aus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
Nun wäre erfreulich zu berichten, daß nur [illegible] [illegible] Gebäude
die Augustiner bei [illegible] ein [illegible] anlegen wollen,
„in welchem, unter Leitung der Geistlichen, oder in der Industrie,
oder dem Ackerbau erfahrner Schullehrer, arme Knaben theils zu
gut erzogenen, wohl unterrichteten, und in verschie-
denen Zweigen der Industrie oder Agricultur geschick-
ten Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft, theils zu
Priestern, oder doch für Missionen brauchbare Gehülfen oder
Lehrer herangebildet werden sollen." Welch ein Unterfangen in
dem Lande bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, wo zwei Drittheile
der Einwohner zu gar keiner Kirche gehören, wo der milde Ge-
setzgeber Lynch immer größere Anerkennung findet, wo der ein-
sichtsvolle Richter Mob so ruhig wohnen läßt, wo Sectenprediger
in theologischen Zweikämpfen so ergötzliche Sonntags-Divertissements
(II, 12.) veranstalten, und wo nach Zeitungsgeständnissen, trotz Wie-
dererweckungen, Tractaten und religiösen Versammlungen, „Mord-
thaten, Selbstmorde und Diebstähle im Großen zunehmen!" —
Jene politische und kirchliche Freiheit soll nun, der Meinung man-
cher Amerikaner nach, durch die katholische Kirche gefährdet wer-
den, und man kann wenigstens Hrn. B. nicht den Vorwurf ma-
chen, daß er dieser Meinung entgegentrete. Denn, wird der Haß
gegen die katholische Kirche ein „furchtbarer, unversöhnlicher" ge-
nannt, so scheint Hr. B. wenigstens gegen die Einflüße desselben
nicht genugsam sich gewaffnet zu haben, sonst würden wir bei ihm
schwerlich auf Courtoisien stoßen, wie folgende: „auch in Louis-
ville gibt es Jesuiten; denn wo sollte sich dieses Ungeziefer
nicht einnisten?" Ferner: „Die Nordamerikaner wissen recht gut,
daß die Jesuiten, diese Vampyre des Christenthums, die in
Masse (?) zu ihnen geschickt werden, jetzt noch den alten Zweck verfol-
gen, die Reformation wieder zu vernichten, die mittelalterliche All-
macht des Papstes in der Kirche und im Staate herzustellen und
aufrecht zu erhalten, um dann durch die Päpste die ganze christ-
liche Welt der Herrschaft des Ordens zu unterwerfen;" — „denn
was erscheint diesem Schlangen- und Otterngezüchte un-

möglich?" Hr. B. erwartet Demonstrationen, dergleichen eine vor nicht gar langer Zeit in Philadelphia vorkam, in größerem Maßstab, einen Kampf, nach welchem die katholische Kirche verloren seyn dürfte, da die auf ihre Freiheit eifersüchtigen protestantischen (jene erwähnten zwei Drittheile nicht zu vergessen) Nordamerikaner „mit deren Niederlage nicht sich begnügen, sondern sie mit Stumpf und Stiel ausrotten werden."

Aber Hr. B. ist ein Mann des Erbarmens; er will nicht den Untergang dieser verstockten Sünder, sondern daß sie leben, daß sie erhalten werden und sich bekehren. Hiezu ertheilt er ihnen guten Rath; sie mögen sich nämlich ohne Bedenken noch ferner katholisch nennen, sollen aber vor Allem aufhören, katholisch zu seyn, von Rom sich lossagen; denn nicht dem Katholicismus, sondern Rom und den Römlingen, besonders den Jesuiten, gelte der Haß, obgleich Letztere nur in vier Städten Wohnsitze haben. Aber ist nicht dieser Haß, nach Hrn. Bs. Ermessen, ein wohlbegründeter, da ja die Nordamerikaner (so gut als jeder Leipziger Literat) wissen, „daß der Papst dafür halte, es müsse ihm Alles blindlings gehorchen, ihm stehe das Recht zu, Kaiser und Könige ab= und einzusetzen, Republiken zu errichten, kurz zu thun, was er in seiner Weisheit und Heiligkeit zum Wohl der Kirche beschließe." „Daher", fügt unser Autor bei, „der furchtbare Haß der Protestanten gegen Rom und dessen Söldner."

Nach Hrn. B. bestünde in den vereinigten Staaten eine Gesellschaft mit bedeutendem Einfluß, welche sich's zur Aufgabe mache, darauf zu dringen, daß die katholische Kirche in denselben vom Papst sich lossage, daß sie selbstständig auftrete, daß (zur Ehre der Freiheit, die selbst die Atheisten, sobald sie als Secte sich darstellen wollen, unter ihre Flügel nimmt) die Jesuiten vertrieben werden. Zu allem dem hat ihm zufolge jene Gesellschaft ein unbestreitbares Recht, so wie sie hierfür bei allen Secten, den Methodisten und Baptisten vornehmlich, Bundesgenossen findet. Nicht nur gibt dieselbe eine Zeitschrift heraus, deren Geist durch den Titel bezeichnet wird: The american protestant Vindicator and Defender of civil and religious liberty against the inroads of Popery, sondern sie hat auch kürzlich einen Preis ausgesetzt für die beste Abhandlung: „Ueber den nachtheiligen Einfluß,

welchen die römisch-katholische Kirche auf die religiöse und politische Freiheit des Landes hat."

Wer den Ton kennt, in welchem die amerikanischen Blätter geschrieben werden, der mag sich leicht von der Weise, in welcher die katholische Kirche durch die erwähnte Zeitschrift behandelt werden dürfte, einen Begriff machen; wehren dagegen katholische Blätter allzuheftige Angriffe ab, setzen sie entstellte Thatsachen in ihr wahres Licht, glauben sie, die Freiheit, sich zu vertheidigen, komme ihnen so gut zu, als Andern diejenige des Angriffs, so sollte es uns nicht wundern, wenn die lautesten Freiheitshelden dieselben nur gar zu gerne (wäre dieß irgendwie für Nordamerika denkbar) einer im Sinne des rheinischen Beobachters, oder des Gutzkow'schen Telegraphen organisirten Censur unterworfen sähen. Zu Allem kommt nun noch das Schrecklichste, daß eine eigene katholische Colonie, St. Mary, soll gegründet werden; obwohl zu erwarten steht, daß die, durch andere Secten nicht beirrten Einwohner derselben, ihren Weg eben so „ruhig und still" wandeln werden, wie diejenigen in Pittsburg, welche dennoch „die bittersten Feinde der Methodisten" seyn müssen, ungeachtet bloß einige wenige Zeilen über diese Anschuldigung bei Hrn. B. zu lesen sind: „die methodistische Gemeinde verdammt alle Nichtmethodisten."

Enthält Hrn. Bs. Buch Allerlei, was weder auf manche Prediger der verschiedenen akatholischen Secten, noch auf die innern Zustände derselben ein besonders rosiges Licht wirft, so mochte er um so mehr sich gedrungen fühlen, darzuthun, daß auch in der katholischen Kirche, „trotz der Allgewalt des Priesterthums, Spektakel genug, und noch ärger (?), als in unsern protestantischen Kirchen, vorfallen;" das erste, was er nun aufzutreiben weiß, ist ein Ereigniß, welches vor mehr als dreißig Jahren sich zutrug, indem in Baltimore ein deutscher Geistlicher, Namens Reuter, dem Verbot des trefflichen Erzbischofs Carol (gestorben 1815) entgegen, einen Katechismus einführen, und hierauf, unbekümmert um die Suspension, Messe lesen wollte, dafür aber von der bischöflichen Partei zur Kirche hinausgejagt wurde. Ein ähnliches, zum förmlichen Kampfe sich gestaltendes Zerwürfniß ging zu Philadelphia unter dem Bischof Convell gegen den Priester Van Hooten und seinen Vicar ebenfalls aus nicht geachteter Suspension hervor. Van Hooten tilgte aber das gegebene Aergerniß da-

durch, daß er, statt einer Citation nach Rom Folge zu
im Staate New-York ein Weib nahm und protestantisch
Dem wahren Katholiken genügt es, dieses zu vernehmen,
wissen, auf welcher Seite das Unrecht gewesen sei.

Mag auch da und dort sich etwas zutragen, was di
betrüben muß, und woran Gegner zur Begründung des
theils oder der mißgünstigen Gesinnung festhalten zu dürfe
ben, so hat doch gewiß die katholische Welt- als Ordensge
in Nordamerika den Vergleich mit den Predigern anderer
nicht zu scheuen. Hr. Dr. Wiggers bezeugt in seiner ki
Statistik, „daß dieselbe auf einer hohen Stufe sittliche
digkeit stehe. Unter tausend Entbehrungen und Mühe
ziehen die Missionäre die noch wenig cultivirten Staaten
stens, um den heidnischen Indianern, oder den isolirt
christlichen Ansiedlern den Trost der Kirche zu spenden.
festigung dieser Kirche trägt auch sehr Vieles bei die stet
erfolgreiche Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern."
sich Hr. W. die Mühe geben, die verschiedenen, durch sei
zerstreuten Lügen in ein Gesammtbild der geistlichen Leiter
schiedenen Secten zu vereinigen, welch ein Gegenstück zu de
ihm in Betreff der katholischen Priester nothwendig bekan
muß, ginge hieraus nicht hervor? Wir brauchen Hrn.
auf Andere, wir können ihn getrost auf sich selbst verwei
führt er auch zuerst vor: die reiche und fassionable Episco
unter ihren dreiundzwanzig Bischöfen, „in ihrer Stereoty
nicht in gleichem Maße „verknöchert und verknorpelt,
Mutter in England"; ihr folgen die Altlutheraner, „unt
der größte Zank und Streit und eine fürchterliche gegenseit
dammung herrscht, und welche in ihrer Gottseligkeitsfülle
sammte deutsche Volk ein von Gott verworfenes, frevelni
schlecht, eine freche Schlangenbrut" nennen; diesen schli
Separatisten sich an, welche alle kirchliche Ordnung als Gl
zwang betrachten, und „deren ausstudirte Prediger arge Fe
Studirten sind, und ihnen fast in jeder ihrer Predigten de
Gottes absprechen"; endlich kommen die Methodisten, weld
Spione in Familien herumschnuffeln lassen, ob nicht Gesc
machen, d. h. Anhänger zu gewinnen seien. Findet doch
selbst zu dem Bekenntniß sich genöthigt: eine unbedingte „

Freiheit erzeugt die größte und schamloseste Frechheit, und aus ihr geht gerade das hervor, was die Bekenner des Evangeliums ablegen sollen: Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zwietracht u. s. w."; dann wieder: „die deutschen Protestanten in Dayton (Stadt von 10,000 Einwohnern) leben leider, wie überall, in kirchlicher Hinsicht getrennt und in Streit." Wollte er aber von der oberflächlichsten Berichterstattung nur irgendwie tiefer dringen, wie könnte er so fanatisch eingenommen sich erzeigen gegen eine Kirche, welche in wohlgeordneter Einrichtung, heilsamem Einfluß und stetigem Gang dergleichen schreiende Uebelstände möglichst zu verhüten sucht? Oder gewährte „die gräßliche Intoleranz und die furchtbare Gewissenstyrannei", auf welcher „das kirchlich-weltliche Gebäude" der Zitterer (Schaker, deren Gottesdienst wilder Tanz ist) sich gründet, einen befriedigendern Anblick? böten die Lehren der Universalisten, welche dieserwegen selbst in Amerika nicht zum Eid zugelassen werden, der Gesellschaft größere Bürgschaft? stünde sich etwa der reformirte Prediger unter dem demokratischen Dorfautokrator (wie er 1, 148 ff. geschildert wird) besser, als der katholische Priester unter seinem Bischof, der mit ihm, bis er zu seiner Würde gelangte, auf gleicher Bahn wandelte? Ließe sich endlich dem Umstand, daß „die Missionäre und Prediger der verschiedenen Secten, verschiedene Lehren predigen (von der durchaus verschiedenen Praxis des Gottesdienstes — I, 147 — nicht zu sprechen) die natürlich Alles aus der Bibel beweisen, und die Köpfe der Zuhörer verwirren müssen (wovon I, 123 Beispiele), nichts weiter entnehmen, als die trockene Thatsache, daß dieses zur „Ursache werde", daß Viele dem Atheismus, Andere dem Katholicismus anheimfallen? Läge in dieser unabweislichen, ja naturnothwendigen Wirkung, welche je länger desto mehr und desto weiter sich kund geben wird, nicht eine tiefe Wahrheit gleichsam als Schatz verborgen, zu dessen Hebung es weder geheimer noch übernatürlicher Kräfte bedürfte? Der „rastlos nach Ausbreitung strebende Katholicismus" braucht eigentlich gar nicht zu streben, seine bittersten Gegner entheben ihn der Mühe; dem von Sturm und Schloßen Gepeitschten muß das schirmende Dach eben nicht entgegen kommen, genug wenn er weiß, daß es ein solches gibt, und daß der Eintritt unter dasselbe Jedem, der darunter flüchten will, zu aller Zeit offen steht.

XXII.

Biographische Studien.

I. Johann Trithemius.

Während das fünfzehnte Jahrhundert uns einen Zustan
hoher Blüthe in den Gebieten der Kunst und Wissenscha
zeigt, an welchem auch einzelne Mitglieder der Geistlichke
einen nicht unbedeutenden Antheil hatten, sehen wir doch le
der zu derselben Zeit in vielen Ländern die Mehrzahl diese
Standes der Unwissenheit und Sittenverderbniß anheimgefa
len; — und es ist kein Zweifel, daß dieser Verfall der Ki
chenzucht und Wissenschaftlichkeit einer der mächtigsten Heb
der großen antikirchlichen Bewegung war, welche zu Anfan
des sechszehnten Jahrhunderts sich der Geister bemächtigte, i
dem einerseits die nothwendige Reaction gegen jenen Zustan
der Verderbniß, andererseits das Bestreben, denselben dur
Aufstellung neuer Lehren gleichsam zu autorisiren, in gleiche
Ergebnissen zusammenlaufen. Je größer aber unsere Traue
bei der Betrachtung dieses Verfalles ist, welcher sowohl di
Weltgeistlichkeit als die Bewohner der Klöster ergriffen hatte
um so größer ist auch unsere Freude, wenn wir einzelne Ge
stalten erblicken, welche, während sie rein blieben inmitten de
sie umgebenden Verderbniß, auch durch den Geist der Wis
senschaftlichkeit nicht auf die gefährlichen Pfade müssiger Spe
culation geführt wurden, sondern — festhaltend an den alte

Lehrsätzen der geliebten Mutterkirche — eben in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen Kraft und Trost fanden zu ihren Kämpfen gegen die Verirrungen ihrer Mitbrüder.

Ein solcher Mann war der Abt Trithemius. Nach der Sitte der Zeit führte er diesen Namen von seinem Geburtsorte Tritheim oder Trittenheim unweit Trier; seine Eltern waren wenigbemittelte Landleute, welche sich durch den Weinbau nährten. Kaum ein Jahr alt verlor er seinen Vater, und von dem Stiefvater, den er sieben Jahre später erhielt, ward er mit großer Härte behandelt. Alle Ersparnisse wurden für seinen Stiefbruder Jacob verwendet, welchen der Vater zum Geistlichen und Gelehrten bestimmt hatte, während unser Johannes in voller Unwissenheit aufwuchs. Gerade diesen aber erfüllte ein unauslöschlicher Durst nach höherer Ausbildung. Unter fortgesetztem Fasten und Beten trug er sein Verlangen Gott vor. Da tröstete ihn einst eine nächtliche Erscheinung, ihm Erfüllung seiner liebsten Wünsche verheißend; — und unmittelbar darauf ward ihm diese auch gewährt. Ein Nachbar, welcher einige Schulkenntnisse hatte, erbarmte sich des wißbegierigen Jünglings, der nun jede Nacht, wenn im väterlichen Hause Alles schlief, dahin eilte, um seine heiße Lerngier zu befriedigen. Innerhalb weniger Tage hatte er die Buchstaben und die üblichsten lateinischen Gebetsformeln inne, und in Zeit eines Monats brachte er es dahin, daß er deutsche Bücher mit Leichtigkeit lesen konnte. Die außerordentlichen Fortschritte, die er machte, lenkten endlich die Aufmerksamkeit mehrerer Geistlichen auf ihn, und durch sie ward auch der Vatersbruder unsers jungen Johannes, Peter von dem Heidenberge, von der Sache unterrichtet. Dieser nahm sich jetzt mit Eifer seines Neffen an; doch ward dessen Lage dadurch nicht verbessert. Die fortwährenden Mißhandlungen, durch welche der Stiefvater ihm die Studien zu verleiden suchte, zwangen ihn endlich, das väterliche Haus zu verlassen.

Nachdem er zuerst Trier besucht, und dann die Nieder-

lande durchwandert, kam er nach Heidelberg, wo er sich ganz dem Studium der alten Sprachen widmete. Noch war er nicht entschlossen, den geistlichen Stand zu wählen; da traf es sich, daß er auf einer Reise, die er in die Heimath unternommen, in der Benedictiner-Abtei St. Martin zu Sponheim unweit Kreutznach zusprach; als er nun nach eingenommenem Mahle seinen Weg fortsetzte, zwang furchtbares Schneegestöber ihn und seinen Reisegefährten nach dem Kloster zurückzukehren. Der Prior, Heinrich von Holzhausen, welcher die außergewöhnlichen Geistesgaben seines jungen Gastes erkannt, bewog denselben zu längerem Aufenthalte, und bald darauf zum Eintritte in den Orden. Es war am Lichtmeßfeste 1482 — acht Tage nach seiner Ankunft zu Sponheim, — daß er die weltliche Kleidung mit der klösterlichen vertauschte; er zählte gerade zwanzig Jahre. Am Tage des heiligen Benedict wurde er Noviz, und noch in demselben Jahre, am Feste der Opferung Mariä, legte er die Ordensgelübde ab. So groß aber war die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des neuen Professen, daß nach Verlauf von kaum acht Monaten, als der bisherige Abt, Johann von Kolnhausen, die Abtei Seligenstadt übernehmen mußte, die Wahl der Ordensgenossen auf den einundzwanzigjährigen Trithemius, den jüngsten ihrer Brüder, fiel.

Ein weites Feld öffnete sich der Thätigkeit des neuen Abtes in Sponheim. Der allgemeine Verfall der Klosterzucht hatte auch die Benedictiner ergriffen; doch war gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst von Trier, und dann von Bursfeld — einer Abtei in Niedersachsen — eine Reformation ausgegangen, welche unter dem Namen der Bursfelder Congregation ihre wohlthätigen Wirkungen allmählig über die Mehrzahl der Pflanzstätten des heiligen Benedict ausdehnte. Auch Sponheim war sowohl in Bezug auf materiellen Wohlstand, als auf geistige Ausbildung gänzlich herabgekommen, und erst durch die beinahe vierzehnjährige Verwaltung des Abtes Kolnhausen wieder etwas emporgebracht worden. Doch das Meiste blieb unserm Trithemius vorbehalten. Sein erstes

Bestreben ging dahin, die Einkünfte des Klosters wieder in geregelten Gang zu bringen; — die verpfändeten Gefälle und Güter wurden eingelöst, alte Schulden getilgt, bei günstigen Gelegenheiten neue Erwerbungen gemacht. Eben so wurden die verfallenen Gebäude hergestellt, bedeutende Neubauten ausgeführt, neue Kirchenzierden beigeschafft. Mit besonderer Vorliebe aber sorgte Trithemius für die Büchersammlung des Klosters. Als er die Verwaltung der Abtei übernahm, waren nur achtundvierzig werthlose Bücher vorhanden; es gelang ihm nach und nach über zweitausend Bände zusammenzubringen, zum Theil Handschriften, darunter einige von hohem Alter und großem Werthe. Die Buchdruckerkunst war damals noch eine neue Erscheinung; das große Publikum nahm noch wenig Antheil daran; aber die Gelehrten freuten sich der leichteren Zugänglichkeit vorzüglicher Werke. Als Trithemius Sponheim verließ, konnte er mit Recht sich rühmen, daß die von ihm gesammelte Bibliothek ihres gleichen nicht in ganz Deutschland fand. Auch zogen diese literarischen Schätze, verbunden mit dem großen Rufe der Gelehrsamkeit des Abtes, aus allen Theilen Europas ausgezeichnete und gelehrte Männer zum Besuche eines Klosters herbei, das man vorher kaum dem Namen nach gekannt hatte.

Schon frühe begann die literarische Thätigkeit unsers Trithemius. Zahlreiche Abhandlungen über Ascese und Klosterzucht rief das Bedürfniß der Zeit und seiner nächsten Umgebungen hervor. Seine historischen Arbeiten, namentlich seine Chroniken der Klöster Hirschau und Sponheim, dann sein Verzeichniß der Kirchenschriftsteller zählen noch jetzt unter den vorzüglichsten Quellen und Hülfsmitteln der Geschichte überhaupt und der Literärgeschichte insbesondere. Es ist beinahe unbegreiflich, wie er zu so zahlreichen, und zum Theil so umfassenden Arbeiten Zeit finden konnte, besonders wenn man bedenkt, wie sehr ihn auch die Angelegenheiten seines Klosters, so wie seines Ordens überhaupt, in Anspruch nahmen. Nicht nur war er stets ein thätiges Mitglied der alle drei Jahre

sich wiederholenden Provinzialcapitel, sondern er wurde auch häufig als Visitator aller in Schwaben, Franken und den Rheinlanden gelegenen Klöster seines Ordens verwendet.

Mehr als zwanzig Jahre hatte Trithemius auf solche Weise der Abtei Sponheim mit Ruhm vorgestanden, als der Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges — nach dem Tode Herzog Georgs von Landshut — Verwickelungen herbeiführte, welche für ihn höchst folgenreich wurden. Die getheilten Territorialverhältnisse der Grafschaft Sponheim bildeten die erste Veranlassung hiezu. Philipp der Aufrichtige, Kurfürst von der Pfalz, ein großer Freund und Beschützer der Wissenschaften, theilte den Schutz über das Kloster Sponheim mit dem Pfalzgrafen Johann von Simmern, einem gutmüthigen Herrn, dem aber alle wissenschaftlichen Bestrebungen fremd blieben. Es war natürlich, daß Trithemius sich vorzugsweise an den Kurfürsten hielt, der einen Kreis der gelehrtesten Männer seiner Zeit um sich in Heidelberg versammelt hatte; wir wollen hier, außer dem Bischof Dalberg, nur Celtes, Agricola, Reuchlin und Wimpheling nennen, die ersten Gründer der „Rheinischen Gesellschaft", zu der auch Trithemius gehörte, wenn er auch weit entfernt war, jener ausschließlich humanistischen Richtung zu huldigen, welche — wie die nächste Folge gezeigt — nur zu leicht auf Abwege führte. Eben so läßt es sich nicht rechtfertigen, wenn man, gleichwie z. B. Ullmann gethan, seinen Namen in Verbindung mit jenem Johann Wessels bringt, während seine Schriften darthun, daß er nie ein Haarbreit von dem Pfade der strengsten Rechtgläubigkeit abgewichen, was man bekanntlich von Wessel nicht rühmen kann.

Als der bayerische Krieg ausbrach, und die Hessen in die pfälzischen Lande einfielen, flüchtete Trithemius mit der Bibliothek des Klosters nach Kreuznach. Bald nach seiner Zurückkunft ward er vom Kurfürsten Philipp nach Heidelberg berufen, und diese Zeit wurde von der simmerischen Partei und überhaupt von den Feinden, die er im Kloster hatte, benützt, die schon früher im Geheimen gegen ihn angesponnenen Ränke zur

Ausführung zu bringen. Der Prior und der Kellermeister, beide nach der abtlichen Würde lüstern, standen an der Spitze der Umtriebe, welche auch von den benachbarten Aebten von St. Jacob zu Mainz und von Johannisberg im Rheingau unterstützt wurden. Wie Trithemius in einem vertraulichen Briefe selbst erzählt, waren diese auf seinen literarischen Ruhm eifersüchtig. Auf Befehl des Pfalzgrafen von Simmern wurden die in Sponheim zurückgelassenen Diener des Abtes verhaftet und peinlich verhört. Obgleich sich alle Beschuldigungen als unwahr erwiesen, und die Verhafteten alsbald wieder in Freiheit gesetzt wurden, so empfand Trithemius doch diese Beleidigung so tief, daß er beschloß, nicht mehr in seine Abtei zurückzukehren, ehe ihm vollkommene Genugthuung geworden. Der junge Kurfürst Joachim I. von Brandenburg — einer der ausgezeichnetsten Regenten seiner Zeit — befand sich gerade in Köln auf dem Fürstentage, welchen K. Maximilian zur Herstellung des Friedens im deutschen Vaterlande dahin berufen hatte. Als großer Freund der Wissenschaften hatte er schon längst den Wunsch genährt, die Bekanntschaft des Abtes von Sponheim zu machen, dessen Gelehrsamkeit er bewunderte. Trithemius folgte der erhaltenen Einladung, ward in Köln nicht nur von dem Kurfürsten Joachim, sondern auch von den andern Fürsten mit großer Auszeichnung behandelt, und da die Verhältnisse in Sponheim keine bessere Gestalt gewannen, ließ er sich von dem Ersteren bewegen, seinen Aufenthalt vorläufig am brandenburgischen Hofe zu nehmen.

Den 11. September 1505 kam er zu Berlin an, wo er von Seite des Kurfürsten die freundlichste Aufnahme fand, und nach dessen Wunsche sieben Monate lang verweilte. Berlin machte aber damals noch keinen Anspruch darauf, ein Sitz der Gelehrsamkeit zu seyn; Trithemius klagt in seinen Briefen, daß er den Umgang mit gelehrten Männern sehr hart vermisse; auch konnten ihm die eintönigen Steppen der Mark keinen Ersatz für die schönen Rheinlande gewähren. Ungern ließ ihn Kurfürst Joachim ziehen.

Zu Heidelberg angelangt, erfuhr Trithemius, daß Sponheim noch keine günstige Aenderung für ihn eingetr war. Die Conventualen — an ihrer Spitze der untreue P — drangen in ihn, entweder in das Kloster zurückzukeh oder seinem Amte zu entsagen. Ihr Undank empörte i „Wie könnte ich länger bei diesen Leuten bleiben“, schrieb an die Aebtissin von Seebach, „da weder sie mir treu s würden, noch ich jemals denen wieder vertrauen könnte, d mich so gräulich hintergangen haben.“ In demselben Auge blicke aber, da Trithemius sich entschloß, seinen bisherigen Wi kungskreis aufzugeben, bot ihm die Vorsehung ein ander Asyl. Der Abt des Schottenklosters (St. Jacob) zu Wür burg war schon seit längerer Zeit gesonnen, seine Stelle ni derzulegen; mit Bewilligung des Bischofes wurde dieselbe u serm Trithemius angeboten. Es war freilich nur ein arme gänzlich in Verfall gekommenes Kloster, in welchem nur d bis vier deutsche Mönche — in Ermanglung der Schotten - Wohnung und Unterhalt fanden. Dagegen aber konnte s Trithemius hier — ungestört durch weltliche Angelegenheiten - ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen und schriftstellerisch Arbeiten widmen. Er vermißte daher auch von seiner früher glanzvolleren Stellung in Sponheim nichts als die Biblioth die er während zwanzig Jahren mit so großem Aufwand u Mühe und Kosten gesammelt hatte. Das Hofleben konnte k nen Reiz für ihn haben. Mehrere der besten Fürsten sei Zeit, Kaiser Maximilian, Kurfürst Joachim von Brandenbu Pfalzgraf Philipp von Heidelberg, waren um die Wette b müht, ihn an ihren Hof zu ziehen, und machten ihm glä zende Anerbietungen; aber er zog die Einsamkeit vor. „W der Fisch im Wasser lebt“, sagt er, „so ist auch für den Mö Sicherheit nur im Kloster; deßhalb will ich lieber arm u zurückgezogen in meiner Zelle leben, als reich und prachtv im Gefolge der Fürsten.“

Zu jener Zeit gehörten Astrologie und Alchymie zu d Lieblingsstudien selbst der gelehrtesten Männer. Man glaub

damals allgemein, daß der Lauf der Gestirne die Schicksale der Menschen bestimme, daß es möglich sei, Gold zu machen, und daß es einen Stein der Weisen gebe, der die Unsterblichkeit verleihe. Auch Trithemius gab sich eine Zeit lang solchen unnützen Forschungen hin; doch erkannte er sehr bald ihre Verwerflichkeit. „Die Gestirne", sagt er in einem Briefe, „sind keine denkenden und fühlenden Wesen; sie haben auch keine Herrschaft über uns, die wir durch den Geist bewegt werden und als unsern Herrn Jesus Christus erkennen, der die Macht über Alles hat." Deßhalb nannte er auch die Astrologen „verwegene, eitle und lügenhafte Menschen, die nur auf Betrug sinnen und albernes Zeug schwätzen." In gleicher Weise bezeichnet er die Alchymisten als „Gecken und Affenschüler, als Feinde der Natur und Verächter der himmlischen Dinge."

Mit großer Vorliebe trieb er dagegen physikalische Studien; er nannte dieß die „natürliche Magie, durch welche sehr wunderbare Dinge auf natürliche Weise geschehen; denn Uebernatürliches sei nichts in ihm, außer dem christlichen Glauben, welchen nicht die Natur gegeben, sondern die göttliche Gnade." Seine außergewöhnlichen Kenntnisse in den Naturwissenschaften zogen ihm den Ruf der Zauberei zu; er selbst klagt darüber in einem Briefe an den Mathematiker Chapelier zu Paris: „Sehr Viele halten mich für einen Zauberer, und versichern, daß ich Todte erweckt, Geister aus der Unterwelt beschworen, künftige Ereignisse vorhergesagt, Diebe und Räuber durch Zauberformeln bezwungen. Dieß Alles sind Erdichtungen" u. s. w. Hierin lag auch der Grund, warum er sich scheute, seine Steganographie oder Anleitung zur Geheimschreibkunst bei seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen, um so mehr, als dieselbe nach dem Geschmacke der Zeit in magische Formeln eingekleidet war. Sie wurde, gleich vielen seiner Schriften, erst nach seinem Tode gedruckt.

In seinen Briefen gibt er zu, daß er die meisten Schriften der Magier gelesen habe, nicht um sie nachzuahmen, son-

dern um ihren verderblichen Aberglauben zu widerlegen. Die Letztere that er auch in einem eigenen Buche: „Gegen die Zauberer und die von der Kirche verbotenen eitlen und abergläubischen Zauberkünste", das er dem Markgrafen Joachim von Brandenburg widmete.

Er war ein Zeitgenosse des berufenen Schwarzkünstlers und Alchymisten, Doctor Faust, der auch eine Zeit lang sich zu Kreuznach — unter dem Schutze des Ritters Franz von Sickingen — aufhielt. Doch ließ er sich von dessen Künsten nicht blenden; in einem Briefe, der uns erhalten ist, bezeichnet er ihn geradezu als einen Narren und Betrüger.

Die streng kirchliche Gesinnung, welche Trithemius beseelte, war der Panzer, welcher ihn vor allen Verirrungen dieser Art schützte. „Die wahre Wissenschaft", schrieb er an seinen Bruder, „ist diejenige, welche zur Erkenntniß Gottes führt, die Sitten bessert, die Gelüste einschränkt, die Neigungen reinigt, die Einsicht alles dessen, was zum Heile der Seele nothwendig ist, befördert, und das Herz zur Liebe des Schöpfers entflammt."

Trithemius starb, dreiundfünfzig Jahre alt, den 16. December 1516 in seinem Kloster zu Würzburg. Wir dürfen ihn glücklich preisen, daß er die Anfänge jenes traurigen Abfalles nicht mehr erlebte, welcher unserem deutschen Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen, an denen es noch immer blutet. Hätte ihm die Mehrzahl der Geistlichen jener Zeit geglichen, gewiß es wäre nicht zu diesem Aeußersten gekommen.

XXIII.

Literatur.

Ueber die alten und neuen Schulen von J. W. Karl. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846, (Der Erlös zur Erziehung armer Waisen.)

Unter obigem bezeichnenden Titel erschien eine Broschüre von 138 Seiten, welche, des Gediegenen viel enthaltend, doch auch in einzelnen Sätzen billigen Widerspruch zu gewärtigen hat. Sie stellt namentlich den Gegensatz der neuern Methoden zu dem Lehrplan der Jesuiten, oder vielmehr des ganzen christlichen Alterthums, dar, und sucht nachzuweisen, daß der letztere nicht nur in der Bewahrung positiver Principien, sondern auch in der Erweckung und Kräftigung der Geister wesentliche Vorzüge vor den ersteren gehabt habe.

Im ersten Capitel redet der Verfasser von den Gymnasien und Lyceen im Allgemeinen, und zeigt, daß die alte Schule im Gymnasium Grammatik und Rhetorik alles Ernstes pflegte, zerstreuende Nebenfächer ausschloß, häufige Uebungen vornahm, und so den Studirenden Fertigkeit, Sicherheit und freie Bewegung beibrachte, im Lyceum sodann den mit kernhaften Gedanken ausgerüsteten Geist an das Studium der Physik und Philosophie gehen ließ. Die Geschichte ward damals im Unterricht zu wenig, und ist heutzutage wenigstens in den Gymnasien vielleicht in zu großer Ausdehnung berücksichtigt. Die neue Schule dagegen hat den

Knaben schon im Gymnasium auch die neuern Sprachen, den nicht bloß die Lineamente der Geographie und Naturkunde, son dern eine Art Statistik und Topographie, die specielle Naturg schichte und die Physik aufgebürdet, auch den Unterricht in d Mathematik ungebührlich erweitert, wie begreiflich mit großer B einträchtigung der Gründlichkeit und gestützt auf eine extreme Ut litätstheorie. Der zeitweilige Mißbrauch der Theorie hatte manch Geister dazu verleitet, diese selbst über Bord zu werfen; dieß B ginnen aber, mit den reformatorischen Bewegungen vom sechszeh ten Jahrhundert an Hand in Hand gehend, hat sich selbst gestra Die Theorie der Beredsamkeit und Dichtkunst wurde aus den Sch len verbannt; statt dessen wurde die Erklärung der lateinischen u griechischen Schriftsteller ausgedehnt, ohne Zweifel anfangs in d Absicht, durch das Studium der Kunstwerke die Theorie vorthe haft zu ersetzen. Unvermerkt jedoch ward das Mittel zum Zwe und gerade daraus bildete sich bald die einseitigste Theoretistere die man hatte vermeiden wollen, an der Stelle der lebensvoll Einübung sicherer Regeln. Treffend sagt der Verfasser: „A Eifer für die Kunst, aus Begeisterung für die Schönheiten d Alten, die durch sich selbst den Jüngling in das Heiligthum d Musen einführen sollten, aus Achtung gegen den künstlerisch Genius, der sich frei entwickeln müsse, hat man die Theorie w worfen, und wohin ist man gelangt? zur Geistesdürre der Phi logie. Man bringt viele Zeit mit der Untersuchung eines Bu stabens zu, und würdigt die Schönheit eines Gedichtes, einer R kaum eines Seitenblickes." Aus Mangel an Uebung in höh Klassen hat man ferner es heutzutage zwar weit gebracht im W sen, im Können jedoch ist man sehr zurückgeblieben, wie nam lich die seltenen Proben unserer Redekunst darthun dürften. D Philosophie aber, dieses wichtigste Studium, wird in jenem Sta der κατ' ἐξοχήν der philosophische seyn will, mit einer Art P pädeutik abgethan.

Im zweiten Capitel kämpft der Verfasser gegen die sogenan Fächerlehre. In der That kann den wahren Interessen des U terrichtes, die nicht von jenen der Erziehung getrennt werden k nen, nichts mehr entgegen seyn, als wenn die einzelnen Fä unter mehrere Lehrer vertheilt sind, oder gegentheils bereits i jeder nächsten Klasse auch schon der Lehrer wechselt, und so

Lehrer und Schüler ewig fremd bleiben. Die geistlichen Orden, und besonders die Jesuiten, in ihren Schulen haben es darin freilich von jeher anders gehalten, und nun sollten wenigstens die Vereine weltlicher Lehrer die guten Erfahrungen derselben zu benützen suchen. Viel treffliche Bemerkungen über den Nutzen einer weisen Zucht finden wir in diesem Capitel. Gegen eine Aeußerung über den Gebrauch heidnischer Schriftsteller als Schulbücher, welche in diesen Blättern, 12. Band, 9. Heft, sich vorfindet, ist in dem dritten Capitel eine Verwahrung eingelegt, welche von den bündigsten Zeugnissen älterer Kirchenschriftsteller zur Empfehlung des Lesers der klassischen Autoren begleitet ist. In sofern mit jenem Artikel das Lesen heidnischer Schriftsteller in den Schulen hätte beseitigt werden sollen, müßten wir uns freilich auch dagegen erklären; denn bei diesem Lesen gewinnt der Geist durch die strenge Form der alten Klassiker eine heilsame Schärfe und Sicherheit, sowie ein geschmackvolles Urtheil, und es kömmt bei den moralischen Nachtheilen, die davon entstehen könnten, nur darauf an, welcher Lehrer jene Schriffsteller erklärt, ob ein solcher, der das Gute vom Bösen unterscheiden, und beides als solches den Schülern darstellen kann, oder ein solcher, der den christlichen Begriffen fremd, darum auch in jeder andern Beziehung schädlich, und sobald als möglich von seinem Amte zu entfernen ist. In den heidnischen Schriftstellern trifft man ja auch nicht selten Grundsätze, die jedem Christen zu empfehlen sind; als Lehrbücher der christlichen Moral wird man sie ohnehin nicht aufstellen wollen; die Kirchenschriftsteller aber sind selten hinreichend musterhaft in der Form und anziehend für die jugendliche Fassungskraft. Ausgaben dagegen von ausgewählten Schriften der Kirchenväter, wie jene des P. Ventura, sind uns äußerst willkommen, damit Einiges davon, neben den alten Classikern, in der Schule gelesen, zur Lesung des Andern aber in den Jünglingen die Lust erweckt werde, und diese dadurch von schlechter, vager und einzig durch die Form reizender Lectüre bewahrt bleiben.

In dem Capitel von den Universitäten spricht der Verfasser hauptsächlich vom Studium der Theologie, und führt aus, wie in der alten Schule einheitlich eine Summe der Theologie, nämlich Dogmatik mit Anschluß von Moral und Kirchenrecht, vorgetragen, nur nebenher aber Schrifterklärung und Controverse gepflogen

wurde. Hat nun die neuere Theologie allerdings durch systematische Behandlung der Kirchengeschichte gewonnen, so steht sie dagegen durch die Zersplitterung in mehrere Fächer im Nachtheil, besonders wenn jedes einzelne Fach durch neue speculative Einleitungen fast gar nicht zu seinem innern Kern, zu seiner praktischen Bedeutung gelangen kann, und doch die Studirenden in allen Zweigen bestehen sollen. Durch das Eindringen der modernen Speculation ist selbst der positive Gehalt der Theologie vielfach in den Hintergrund getreten, doch darf auch dabei nicht vergessen werden, daß die Theologie, will sie nicht erstarren, alle neuen Ideen bewältigen muß, und daß sie gegenwärtig damit nur noch nicht zum Abschlusse gekommen ist. Unstreitig haben durch die Trennung der Disciplinen diese selbst gewonnen, und bei hinlänglicher Zahl von Docenten an den Hochschulen ließen sicher beide Zwecke sich erreichen. Doch darüber mögen die Theologen des Nähern sich mit dem Verfasser verständigen, uns interessirt zunächst das Allgemeine des Unterrichts, und da müssen wir noch mit dem Verfasser dem Rescripte des preußischen Ministers der Unterrichtsangelegenheiten, welches durch Einführung von Conversatorien auf den Universitäten Gründlichkeit und regeres Leben herbeiführen will, der Hauptsache nach beistimmen.

In dem, was der Verfasser über alte und neue Philosophie sagt, scheint er uns zu weit zu gehen, in sofern er der letzteren einen Fortschritt gegen die erstere abspricht. Seit die Scholastik sich in Formalismus verirrt hatte, mußte ein Gegensatz gegen sie sich erheben. Descartes begründete die neuere Schule, er hat, ohne es zu wollen, das Gute der Scholastik verdrängt, und der negativen Philosophie den Weg gebahnt; auf die Scholastik mag der Genügsame zurückkehren, zu Descartes aber kann er nicht zurückkehren, wenn er sich nicht selbst verlieren will. Alle folgenden Systeme sind nothwendige Durchgangspunkte für jenes Zurückkehren geworden, haben uns aber auch Ideen geöffnet, welche die Scholastik nicht kannte. Mit Schelling ist wenigstens zuerst wieder das Bedürfniß nach dem Positiven erwacht; Hegel, obwohl er die Negation am weitesten getrieben, hat doch, da er dem Gedanken die Realität vindicirte, den allein sichern Uebergang zu einer katholischen Philosophie vorbereitet, welche wir in Görres, Baader, Günther, Staudenmayr, und neuerlichst in Deutinger

herausleuchten sehen. Hat sich einmal die Ueberwindung des pantheistischen Standpunktes vollends herausgestellt, dann wird man den freilich mühsamen und verwickelten Fortschritt der neuen Philosophie zum klaren Selbstbewußtseyn nicht mehr abläugnen können. Die im letzten Jahrhundert, vermöge der allgemeinen Eitelkeit und der blendenden Außenseite protestantischer Wissenschaft auch bei den Katholiken eingerissene Neuerungssucht, und das durch die Einführung Kantischer Philosopheme in die Schulen, ja selbst in Katechismen, verbreitete Uebel sind freilich tief zu beklagen; selbst die Jesuiten zählten noch in der letztern Zeit ein paar Professoren, welche denselben gefolgt sind, und die daher auch der Schule Rosminis hätten tüchtigen Widerstand leisten können. Gleichfalls können wir die Irrthümer eines Hermes, eines Bautain, welche das Wesen der Theologie und Philosophie verkannten, nicht genug betrauern; doch hoffen wir, daß die positive Philosophie sich mit der Zeit überallhin Bahn breche, und die Zukunft wieder an das Jahrhundert des heil. Thomas anzuknüpfen vermöge; die Menschheit fällt, aber die göttliche Gnade richtet sie wieder auf.

In einem sechsten Capitel handelt der Verfasser noch über den Gebrauch der lateinischen Sprache. Die lateinische Sprache leistet durch ihre Unveränderlichkeit und Bestimmtheit Gewähr für die in ihr niedergelegten Urkunden, sie gibt ein einheitliches Band für den geistigen Verkehr der Völker, und in ihr sind Werke geschrieben, die allen Zeiten als Muster dienen. Der Gebrauch der lateinischen Sprache verhütet auch, daß die ersten Wahrheiten der Wissenschaft nicht so leicht unter leichtfertige Halbwisser divulgirt werden, und verhindert erfahrungsmäßig keineswegs die Ausbildung der Muttersprache eines Volkes. Referenten scheint jedoch, daß man bei diesen Behauptungen nicht zu weit gehen dürfe: die neuen Entdeckungen anderer Nationen erfahren wir jetzt auch ohne die lateinische Sprache, da sie alsbald in den verschiedenen Zeitschriften übersetzt erscheinen; die Erweiterung der Wissenschaften, namentlich der Philosophie, hat Ausdrücke geschaffen, und zum Theil aus dem Genius anderer Sprachen Ideen herausgeholt, die man vergeblich in lateinischer Sprache entsprechend wieder zu geben sucht; in der Muttersprache auch vermag sich der Geist freier, schneller und vollständiger zu entwickeln. Darum wünschen wir allerdings sehr, daß jeder Studirende Fertigkeit im Latein sich

erwerbe, aber keineswegs, daß Vorlesungen darin gehalten werden, die nur zu oft unverstanden bleiben.

Wir können dem Verfasser nicht weiter in verschiedene interessante Einzelnheiten folgen, und nur sein trefflich geschriebenes Werkchen Allen, denen die Interessen des Unterrichtes näher liegen, besonders empfehlen. Die Wichtigkeit einer guten Schulverfassung, und die Nichtigkeit so vieler modernen pädagogischen Bestrebungen werden jedem unbefangenen Leser daraus deutlich werden. Wir haben nur eines noch beizusetzen, daß nämlich der beste Schulplan ohne tüchtige Lehrer nichts frommt, und daß wir gerade hierin gegenwärtig am übelsten bestellt sind. So lange aber unsere Hochschulen, von welchen die Lehrer der Gymnasien ausgehen, nicht mit Lehrkräften besser bestellt werden, als sie in der That und nach den Nachweisungen, die Hofrath Buß erst neuerlich gegeben hat, es sind, so lange mögen wir auf eine allgemeine Besserung des Unterrichtswesens nur geradezu verzichten. Hoffen wir, daß die katholischen Regierungen Deutschlands diesen großen Nothstand in Erwägung ziehen und endlich beseitigen, zumal es sich dabei in letzter Instanz gegenüber dem allen Hoffnungen der Optimisten trotzenden Vorrücken der revolutionären Grundsätze, selbst um die künftige Existenz der deutschen Throne handeln dürfte, und nur durch Beförderung conservativer Ideen und Kräfte noch der Einfluß Deutschlands auf die übrige Welt zu sichern ist. Dieses Moment scheint uns zur Zeit das allerwichtigste und allerdringendste; mögen es die Gutgesinnten, ohne in diesen raschen Zeiten länger zu säumen, zu ihrem caeterum censeo machen, bis es über alle ihm entgegenstehenden, engherzigen Vorurtheile einen nachhaltigen Sieg davon getragen hat.

XXIV.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Diöcese Rottenburg.

Erster Artikel.

Vom Jahre 1803 bis 1812.

Einer nicht zu fernen Zukunft ist es aufbehalten, aus den mehr und mehr zu Tag tretenden Fäden, aus deren kunstvoller Verschlingung das merkwürdige Gewebe des würtembergischen „Landesbisthums" hervorgegangen ist, eine aktenmäßige Geschichte zu verfassen, um der Nachwelt das Bild einer Diöcese zu verzeichnen, welche in den Annalen der Kirchengeschichte nimmer ungenannt bleiben wird, so von einem vollendeten Musterbild eines durchweg unter administrative und polizeiliche Curatel genommenen, und schismatisch vom Mittelpunkt der Kirche abgesperrten Bisthumes die Rede seyn wird. Wir unsererseits beabsichtigen durch Mittheilung der folgenden Aktenstücke, denen wir eine geschichtliche Einleitung zu besserer Würdigung vorausschicken, nicht blos dem künftigen Geschichtschreiber Materialien an die Hand zu geben, sondern zugleich einen historisch-kritischen Commentar zu den in diesen Blättern veröffentlichten ministeriellen Schreiben an den verstorbenen Bischof Johann Baptist zu liefern, um das Erstaunen zu mildern, das in Kreisen über jene feine Ansprache entstanden ist, wo man der irrigen Meinung lebte, als sei es alleiniges Privilegium der in gewissen Schweizercantonen beliebten Urbanität, derlei Lectionen zu ertheilen. Wir werden jedoch nachzuweisen im

Stande seyn, daß man in Würtemberg nie so „zarte Rücksichten" gekannt hat, um solche Schweizercourtoisien, kirchlichen Behörden gegenüber zu desavouiren, und daß die Aeußerungen des Herrn von Schlayer im Jahre 1842 und 1843 nichts Anderes sind, als sinngetreue Wiederholungen eines Themas, das seit 1803 bereits in allen Tonarten der Kirche gegenüber gespielt worden ist.

In Folge des Vertrags vom 20. Mai 1802, der von Seite Würtembergs zu Paris mit dem ersten Consul abgeschlossen wurde, in welchem dem Herzoge Territorialentschädigungen zugesichert wurden, die seinem aus dem Krieg entsprungenen Verlust aller Art gleich seyn sollten und des Reichsdeputationsschlußes vom 25. Februar 1803, erhielt das bisher ganz protestantische Herzogthum Würtemberg katholische Landestheile und die kurfürstliche Würde. Weiteren Zuwachs an katholischen Landestheilen erhielt dasselbe durch den Preßburger Frieden, die Rheinbundsacte, den Wiener Frieden und die Verträge von Compiegne 1810 und mit Bayern 1811. Neben der exempten Propstei Ellwangen gehörten diese Landestheile nach der kirchlichen Ordnung den fünf Diöcesen: Constanz, Augsburg, Würzburg, Worms und Speier an. Da ein Bischofssitz selber nicht auch zugleich an Würtemberg gefallen war, so mußte ein neuer für die „zu gründende Hierarchie", welche Absicht von Kurfürst Friedrich schon in dem Organisationsmanifest *) von 1803 ausgesprochen war, errichtet werden, was aber erst am 20. Mai 1828 zu Stande gekommen ist.

Die neuen Landestheile hatten anfänglich eine eigene, von Altwürtemberg abgesonderte Verwaltung, und standen unter einer sogenannten Oberlandesregierung, welche zu Ellwangen ihren Sitz hatte. Diese oberste Behörde hatte zugleich „die landesherrlichen Rechte über das katholische Kirchenwesen", gegenüber den fünf

*) Organisationen, organische Edicte, organische Manifeste und dergleichen Produkte, wie sie so üppig auf dem möglichst nivellirten Boden des neunzehnten Jahrhunderts aufgewuchert sind, haben als die treffendsten Belege der Weisheit der modernen Staatskünstler gegründeten Anspruch auf Conservirung in Curiositäten-Cabineten, gleichwie auch die „Rottenburger Gottesdienstorganisation" in einem Mumienkasten noch für die späteste Nachwelt ein spectaculum mundi seyn wird.

„ausländischen“ Ordinariaten, zu vertreten; und zwar geschah dieß in einer Ausdehnung und Härte, wie sie von einer Regierung, welcher der moderne Polizeistaat als Ideal vorschwebte, und die der von ihr als bloßer Staatsanstalt betrachteten Kirche gegenüber eine unbedingte Machtvollkommenheit für sich in Anspruch nahm, nur immer zu erwarten war. Die österreichischen Verordnungen in Publico-ecclesiasticis und die von Kaunitz gegen den päpstlichen Nuntius in Wien geltend gemachten, und in der Verordnung vom 19. December 1781 publicirten Grundsätze wurden zur breiten Unterlage für die „landesherrlichen Rechte des jus reformandi und der sublimis advocatia ecclesiastica et inspectio“ genommen, und hiedurch selbst der Schimmer einer kirchlichen Selbstständigkeit durch das nun eingeführte Staatskirchensystem im Princip und in der Praxis vernichtet. Oder kann im Ernste noch von einem kirchlichen Rechte die Rede seyn, wenn Grundsätze geltend gemacht werden (wie in der Verordnung von Kaunitz geschieht), nach welchen „der Landesherr in vollem Maaße befugt ist, nach den Pflichten der oberhirtlichen Gewalt in allen denjenigen Gegenständen zu handeln und zu verfügen, welche nicht dogmatische und innerliche, die Seele allein angehende Dinge betreffen“, nach welchen ferner der Staatsgewalt eine Infallibilität zuerkannt wird, kraft welcher sie „nie in dem Fall sich befinden werde noch könne, irgend einem der Unterthanen etwas zu befehlen, was wider sein Gewissen seyn könnte, und daher keinen Ungehorsam besorge. In dem nicht zu vermuthenden Falle aber, wo Gewissens wegen Jemand nicht gehorchen zu können glaubte, werden Allerhöchst dieselben denjenigen, die also dächten, volle Freiheit lassen, aus deren Staaten, wohin sie wollen, sich zu begeben?“

Die damaligen Ordinariate zum Theil durch die stürmischen Ereignisse jener Zeit verschüchtert, und wenig geeignet, der mit aller Energie auf das unverrückt im Auge behaltene Ziel einer Musterstaatskirche lossteuernden Staatsbehörde mit gehörigem Nachdruck zu begegnen, zum Theil selber im Dienste eines kirchlich-revolutionären Zeitgeistes, wie er besonders in dem Dalberg'schen Generalvicar der Diöcese Constanz vertreten war, welcher den Trümmern der alten deutschen Reichsverfassung auch den alten Glauben und das alte Recht der Kirche nachzuschicken sich bestrebte,

ließen sich leider nur zu willfährig finden, die der Kirche so feindseligen Tendenzen des neuen Gouvernements zu fördern. Während nämlich die geistlichen Behörden durch mißverstandene Friedensliebe, in der sie ein Recht um das andere Preis gaben, in eine verzweifelte Haltungslosigkeit hineingeriethen, wußte sich die Staatsbehörde, eifersüchtig auf die strengste Durchführung ihres eben so klar in seinem Princip, als in all seinen Consequenzen von ihr durchschauten widerkirchlichen Systems, eben durch die rücksichtslose Consequenz ihrer Handlungsweise, ein gebieterisches Ansehen zu verschaffen, wodurch sie, abgesehen von der zu Gebot stehenden Gewalt, von vornherein in ganz entschiedenen Vortheil gegen gutgemeinte, aber thörichte „Beschwichtigungstheorien" kommen mußte. Dazu kam dem neuen Regimente eine Verfahrungsweise zu Statten, welche auch sonst den an die Stelle der alten deutschen Reichsverfassung getretenen bonapartischen *) und französisch-constitutionellen Regierungsweisen einen blendenden Schimmer zu verleihen, und ihre anderweitigen tiefen Gebrechen zu verhüllen oder doch zu mildern wußte, wir meinen die behende Rührigkeit, mit der man sich der materiellen Interessen zu bemächtigen, und manche unläugbare Uebelstände zu beseitigen verstand, ferner der schnell auf's Höchste gesteigerte administrative Mechanismus, dessen nivellirende Dressur und empörender Terrorismus für den Anfang weniger

*) „Sobald Curfürst Friedrich", schreibt A. Menzel in seiner Geschichte unserer Zeit, „ein Zögling der altfranzösischen Weltbildung, den Königstitel angenommen hatte, erklärte er seinen Landständen, daß die bisherige Verfassung aufgehoben sei, und daß ihm Jedermann unbedingten Gehorsam zu schwören habe. Fortan ward Würtemberg, vorher ein ganz verfassungsmäßiger Staat, völlig willkürlich nach den Launen eines Regenten behandelt, der wie früher für Friedrich von Preußen, so jetzt für Napoleon eine begeisterte Vorliebe gefaßt, und dessen Handlungsweise zum Muster genommen hatte. Neue Staatsbehörden, Rangordnungen, Hofämter, Titulaturen u. s. f. statt landständischer und reichsstädtischer Rechte und Verfassungen, waren also für die gutmüthigen, an allem Unheil ganz schuldlosen Schwaben das Ergebniß der französischen Revolution, deren Anstifter und Gehilfen so oft sich vermessen hatten, die Welt in reine bürgerliche Formen gießen zu wollen."

chtet und empfunden wurde, da man sah, wie schnell von ihm
ncher alte Schlendrian zum weichen gebracht wurde. In dieser
ziehung leistete das im Jahre 1806 errichtete geistliche „Raths-
llegium", das sich später den Namen eines „Königlichen katho-
chen (!) Kirchenraths" beilegte, Außerordentliches — leider jedoch nur
den Temporalien, während die geistlichen und kirchlichen Inter-
en durch die schrankenlose Willkür dieser Staatskirchenbehörde
e Einbuße erlitten, gegen deren Größe jeder zeitliche Gewinn
rschwindet. Mit sicherem Tacte hatte dieses Collegium mit ei-
r Anzahl subalterner Beamten, d. h. Decanen sich umgeben,
elche, je mehr sich der größere Theil von ihnen des eigentlich
iesterlichen Charakters zu entschlagen kein Bedenken trug, um so
fügiger in das kirchenfeindliche System sich eindressiren ließen,
nd allgemach, durchgeübt im Schreiber- und Beamtenthum, jene
arde bildeten, auf welche sich dasselbe in allen Fällen verlassen
unte, zumal wenn es galt, die Befeindung des katholischen Cul-
us durchzusetzen, wie es nur der kalte, systematische Fanatismus
er aufklärenden Revolutionsperiode wünschen konnte, der von dem
istlichen Rathe Werkmeister mit mehr als nikolaischer Vir-
uosität repräsentirt war. Wir werden in einem spätern Artikel die
on diesem Collegium geltend gemachten Grundsätze actenmäßig
erörtern.

Die Regierung entwickelte in den Instructionen, welche sie in
den ersten Monaten des Jahres 1803 für die Landesorganisation,
für die Landvögte und die Ober- und Stabsbeamten erlassen hatte,
genau und unverholen das System, nach welchem fortan von ihr
über die kirchlichen Verhältnisse der neu erworbenen Landestheile
sollte verfügt werden, woraus erhellet, daß die schon angeführte
Verordnung von Kaunitz an Härte noch überboten wurde.[1] Denn
außerdem, daß sie sich das Recht zusprach: „kirchlichen Gesetzen
vor der landesherrlichen Bestätigung die Gültigkeit
zu verweigern", erklärte sie sich auch berechtigt: „der Be-
kanntmachung scholastischer Lehrsätze die Einwilligung
zu ertheilen oder abzuschlagen." Nimmt man noch hinzu,
daß das weiter behauptete Recht „der Einwilligung in eine
bestimmte Liturgie" nicht etwa nur in den Actenschrank be-
graben, sondern mit einer Schroffheit ins Leben gesetzt wurde, die
es verdient, der Toleranz von Aarau und Waadt an die Seite

gesetzt zu werden, und daß das Patronatsrecht lediglich als Ausfluß der Territorialrechte in Anspruch genommen wurde, indem es in einer jener Instructionen heißt: „das Patronatsrecht ist Auswärtigen und Territorialbesitzern, welchen es erweislicher Maßen als ein besonderes weltliches Recht zustehet, nicht zu bestreiten, im Uebrigen aber als Emanation der Landeshoheit durchgängig anzusprechen", so wüßten wir wahrlich nicht, was noch fehlen soll, um nicht dieses System der legalen, modernen Kirchenverfolgung als das vollendetste der neuern Zeit zu proclamiren. Die weiteren, für das Forum der Staatsomnipotenz behaupteten Rechte sind nur Consequenzen aus dem Obigen, so: „das Recht, die Begehung der Festtage durch Gesetze einzuschärfen, zugleich aber zu wachen, daß dem Staate aus der Menge der Fest- und Feiertage kein Nachtheil erwachse; das Recht wegen wichtiger Ereignisse Festtage, so wie überhaupt öffentliche Gebete anzuordnen; das Recht der Aufsicht, daß in den Predigten und Gebeten nichts dem Staate Nachtheiliges vorgetragen werde, das Recht, Kirchen und kirchlichen Corporationen die Erwerbung weltlicher liegender Güter zu untersagen; das Recht, geistlichen Gütern und Stiftungen nach Vorschrift des westphälischen Friedens eine andere Bestimmung zu geben; das Recht, Concessionen zur Anlegung von Kirchhöfen zu ertheilen." ...

Daß das sogenannte placetum regium in einem solchen Systeme eine Hauptrolle spielen werde, versteht sich zum Voraus und wird durch eine Verordnung von 1803 bestätigt, nach welcher „die Decane und Pfarrer bei Strafe sich nicht unterfangen sollten, irgend eine von den geistlichen Stellen an sie erlassene Verordnung ohne landesherrliche Genehmigung zu promulgiren, weßhalb die decani dergleichen publicanda dem Landvogteigericht, die Pfarrer dem betreffenden Ober- oder Staatsamt jederzeit bei ihrem Empfang vorzulegen hätten." Wie eifersüchtig die Staatsbehörde schon von Anfang auf die unbegrenzte Ausdehnung dieser inspectio sublimis ecclesiastica bedacht war, läßt sich aus ihrem Verfahren gegen die von Wessenberg eingeführten Landcapitelsconferenzen ermessen. Obwohl Wessenberg von vornherein

diesen Conferenzen das Besprechen „von dogmatischen Lehren und in das Kirchenstaatsrecht einschlagenden Fragen“ untersagt hatte, „weil die Erörterung solcher Gegenstände für die Seelsorger entweder überflüssig und ohne praktischen Nutzen, oder denselben keineswegs zuständig seien“, so erließ dennoch die Oberlandesregierung vom 20. August 1803 eine Verordnung, nach welcher die Decanate den Landvogteien die Abhaltung jeder Conferenz anzuzeigen und die abzuhandelnden Gegenstände vorzulegen hatten, den Landvogteien aber aufgetragen ward, „ein Mitglied des Landvogteigerichts der Conferenz *ad audiendum et videndum*, daß nichts dem Staate und der öffentlichen Ruhe Nachtheiliges darin vorgehe, abzuordnen.“ Hätte etwa die Nuntiatur dem Herrn von Wessenberg dieß Ansinnen gestellt, die Empörung gegen solch „römische Anmaßung“ hätte kein Maß gefunden, und im Chore wäre die von ihm und Werkmeister verführte Clerisei in sein Nopopery eingefallen, allein mit einer Virtuosität, wie sie etwa nur Hrn. von Jaumann noch möglich ist, wußte dieser nicht so hochgefeierte „Mann des Fortschritts und der freieren Richtung“ diese büreaukratische Pille zu überzuckern, indem er in einem Erlasse vom 3. September 1803 ganz unschuldig erklärte: „es dürfte je zuweilen ein kurfürstlicher Commissarius sich bei den Capitelsconferenzen einfinden, und von deren innerer Einrichtung Einsicht nehmen. Wenn ein solcher Commissarius erschiene, so ist derselbe als Ehrengast aufzunehmen, und ihm der erste Platz einzuräumen. Indessen wird seine Gegenwart den geistlichen Conferenzdirector nicht hindern, die Leitung der Deliberationen fortzusetzen, denn die Absicht der Gegenwart eines kurfürstlichen Commissarii geht nicht dahin, den Gang der Deliberation zu stören, oder einen Einfluß in die Direction zu behaupten, sondern bloß sich von der Güte und Zweckmäßigkeit der Conferenzen zu überzeugen. Die Herren Geistlichen erhalten also hier eine sehr erwünschliche Gelegenheit, durch bescheidenes, kluges Benehmen ihre eigenen Personen und ihre Conferenzzusammenkünfte vortheilhaft zu empfehlen. Um gegen die kurfürstlich würtembergischen Behörden vertrauliche Offenheit zu bethätigen, ist jedesmal, so oft eine Conferenz an einem zum würtembergischen Gebiete gehörigen Orte abgehalten werden will, drei Wochen zuvor der Landvogtei Tag, Ort und

Stunde geziemend anzuzeigen, und anheimzustellen, ob ein H[illegible] Abgeordneter die Conferenz mit seiner Gegenwart beehren wolle.'

Dürfte man sich wundern, wenn bei so unerhörter Zungen fertigkeit, welche der Büreaukratie alle Wege glättete, die Omni potenzgelüste der letztern sich zu einem error invincibilis gesteiger haben sollten? Leider sind wir auch sonst noch der Wahrheit da[illegible] Zeugniß schuldig, daß bis auf die jüngste Zeit gerade von Seite[illegible] jener, welche von Gott den Beruf zum Hüter- und Wächteram[illegible] der kirchlichen Heerde besitzen, bei uns nichts unversucht gelassen worden ist, die Begriffe von der kirchlichen und weltlichen Gewalt in einer Weise zu verwirren, daß, wie es den Anschein hat, [illegible] glückliche Lösung nur durch die schwersten Opfer zu erkaufen ist. Einzig der heilige Stuhl hat auch unsere Diöcese nicht vergessen von ihm allein erhoffen wir darum auch Rettung aus der trostlo[illegible] sen Armseligkeit, in welche uns jene unselige Verblendung ge stürzt hat.

Noch ist die außerordentliche Aufmerksamkeit zu berühren welcher von Seiten des Staats auch die Rechte des Kirchenguts sich zu erfreuen hatten. Eine Instruction an die Landvogteien v[illegible] 1803 besagt hierüber Folgendes: „Oberaufsicht über Kirchengüter milde Stiftungen, deren Einkünfte, Verwendung und Verrechnun[illegible] im Allgemeinen sind als ein Ausfluß der Uns zustehenden Landeshoh[illegible] anzusehen, und sind insbesondere Stiftungen, wenn solche glei[illegible] zunächst unter Leitung der Beamten einem Theil der magistrati schen Behörden anvertraut worden, als öffentliche Anstalten [illegible] besonderen Aufsicht der Landvögte untergeordnet. Die Verwendung des Ueberschusses von derlei Einkünften muß vorzüglich zum B[illegible] huf staatspolizeilicher Anordnungen geschehen. Das gesammte s[illegible] genannte Kirchengut, oder das Vermögen der milden Stiftungen ist der allgemeinen Besteurung, wie jedes Privateigenthum, unter worfen. Im Uebrigen ist dasselbe nach Maßgabe d[illegible] Lokals und der besondern eintretenden Umstände dur[illegible] Unterhandlungen möglichst zu restringiren zu tra[illegible] ten, und hauptsächlich in katholischen Territorien genau zu b[illegible] stimmen, was eigentlich Kirchengut sei, wobei besonders auf d[illegible] von der Reichsdeputation dd. 11. Februar 1803 angenomme[illegible] Supplement des Entschädigungplans Rücksicht zu nehmen ist.“ W[illegible] che praktische Ausführung diese Instruction gefunden hat, d[illegible]

bezeugt der protestantische Prälat Pahl, wenn er in seiner „Geschichte Würtembergs" also schreibt: „Als man denn wahrnahm, wie die Pensionen der Geistlichen in den aufgelösten Stiften mit einer, die vorliegenden Gesetze verletzenden Kargheit bestimmt, die Besoldungen der alten Diener willkürlich vermindert, und die der neuen kaum auf das Nothdürftigste gesetzt, das Netz der Infamekation auch über solches Eigenthum der Kirche und der Wohlthätigkeitsanstalten, was dasselbe rechtlich nicht hätte berühren sollen, ausgeworfen, in der Ausscheidung des Staats- und Corporationsvermögens die leitende Norm immer durch das einseitige, landesherrliche Interesse gegeben, in der Stiftungs- und Communalverwaltung die weitläufigen und kostbaren Formen des altwürtembergischen Schreiberthums eingeführt, und überhaupt in der Weise der Verwaltung und ihren Entscheidungen nur zu wenig verheimlicht wurde, wie viel die über jedem Gesetz und jeder Verantwortlichkeit stehende Herrschaft sich gestatten dürfe, so ward der Regierung das Gute, was sie beabsichtigte oder leistete, nicht verdankt, und mit Schmerz erinnerte sich das Volk seiner glücklicheren Vergangenheit, die in der drückenden Gegenwart unwiederbringlich untergegangen war."

Also hatte sich die weltliche Gewalt vollständig der kirchlichen Verhältnisse der neuen katholischen Landestheile bemächtigt, und ihre eigene, unbeschränkte Machtvollkommenheit an die Stelle der von Gott verliehenen Autorität der Kirche gesetzt, so daß dieser auch nicht einmal nur der äußere Schein einer freien Bewegung belassen wurde, denn nach den jetzt geltend gemachten Grundsätzen durfte sie ihre Mission nur in der Weise und in der Ausdehnung vollziehen, als es im Gutdünken der Staatsgewalt lag, welche über und neben sich weder ein Recht noch einen Richter anzuerkennen gesonnen war. Auf dem so gelegten Boden sollte nun die „Landeshierarchie" aufgebaut werden, weßhalb man sich wohl nicht wundern darf, wenn der bischöfliche Stuhl von Rottenburg ein so klägliches Schauspiel bisher der Welt geboten hat, und am Ende selbst Johann Baptist in der künstlichen Schwebe sich nicht mehr behaglich finden konnte.

Als in Folge des Preßburger Friedens vom 26. December 1805 Kurfürst Friedrich die Königswürde angenommen hatte, hob er mit der alten ständischen Verfassung seines Stammlandes auch

die abgesonderte Verwaltung der neuen Landestheile auf, und [illegible] einigte das ganze Land unter Einem Staatsministerium. Nach [illegible] nem neuen Organisationsmanifeste vom 18. März 1806 hatte [illegible] ein vom Könige ernanntes geistliches Rathscollegium die über [illegible] Kirche in Anspruch genommenen Souverainitätsrechte auszuüb[illegible] Geistliche Mitglieder dieses unter einem weltlichen Vorstand ge[illegible] ten Rathes waren der spätere Bischof Johann Baptist [illegible] der berüchtigte B. von Werkmeister, Exconventual des Klo[illegible] Neresheim, der rührigste unter den damaligen geistlichen Kirch[illegible] feinden, welche für die Grundsätze der französischen Revolu[illegible] fanatisirt waren. Es ist für die Denk- und Gesinnungsweise [illegible] ses würtembergischen Kirchenrathes und der ihm Gleichgesinn[illegible] höchst bezeichnend, daß er, obwohl für „Freiheit und Gleichh[illegible] und die Ideen des contrat social schwärmend, deßungeachtet sei[illegible] ganze rastlose Thätigkeit als Mitglied jenes Collegiums und [illegible] Schriftsteller einer bonapartischen Kirchenverfolgung wid[illegible] Kaum nämlich war jenes Collegium, dessen Seele Werkmeis[illegible] war, etablirt, so erschien unter seiner Redaction die „Ulmer Ja[illegible] resschrift", welche es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das prakt[illegible] der Kirche gegenüber durchgeführte System auch in der Litera[illegible] zu vertreten. Hätte sich jedoch hierauf die Tendenz der Jahr[illegible] schrift beschränkt, so würden wir ihre Erwähnung hier für üb[illegible] flüssig halten; allein, als das Organ eines eben so frechen [illegible] niedrigen Deismus oder Berlinernikolaismus zog sie Alles, [illegible] einem Katholiken heilig und ehrwürdig ist, vor ihr wildes Re[illegible] lutionstribunal, um es mit Hohn und Verläumdung zu begie[illegible] und dem Clerus, dessen Lesegesellschaften die Ulmer Jahressch[illegible] durch eigenen Erlaß zur Anschaffung empfohlen war, ein [illegible] einzuträufeln, das seinen geistlichen Charakter von innen her[illegible] zersetze, und um so schneller seine Metamorphose zu einem kirch[illegible] räthlichen „Volkslehrer" bewerkstellige. Dieses Journal wird [illegible] mer als ein actenmäßiger Beweis dafür geltend gemacht wer[illegible] können und müssen, daß das kirchenräthliche System nur auf [illegible] Boden des Unglaubens und des Umsturzes der göttlichen Ordn[illegible] entstehen konnte, und daß es seinen Bestand nur auf den Trü[illegible] mern dieser Ordnung zu fristen vermöge.

Mit der Etablirung dieser Staatskirchenbehörde fallen [illegible] die ersten Bemühungen zusammen, welche von Seiten des O[illegible]

hauptes der Kirche gemacht wurden, auf canonischem Wege die kirchlichen Angelegenheiten der an Würtemberg gefallenen katholischen Landestheile zu ordnen. Von Regensburg aus nämlich wandte sich im Juli 1806 della Genga an den Minister des Auswärtigen, um die Unterhandlungen zu beginnen; da aber vom Letzteren die Bedingung gestellt wurde, daß dieß nur in Stuttgart geschehen könne, so verzögerte sich der Beginn der Unterhandlungen bis zum 25. September 1807, zu welcher Zeit es erst della Genga möglich wurde, sich nach Stuttgart zu begeben. Man wählte die Form einer Convention, und die Unterhandlungen wurden bis zum 1. November fortgeführt, als sie durch die plötzliche Erklärung des Nuntius, daß seine Vollmachten abgelaufen seien, und er sich nach Paris zu begeben habe, abgebrochen wurden. Der tiefere Grund dieser Unterbrechung läßt sich aus unserer bisherigen Darstellung wohl unzweifelhaft ermessen, und die weitere Geschichte unserer Diöcese bestätigt es nur zu deutlich, daß schon damals der Abschluß einer Convention nicht an der Ungeneigtheit des h. Stuhls, sondern an der Ungeneigtheit der Regierung, auf Ansprüche zu verzichten, gescheitert ist, durch welche die kirchliche Selbstständigkeit völlig vernichtet wurde. König Friedrich erklärte nun dem Nuntius: „daß er keine andere Rechte und Interessen, als diejenigen, welche er als König, Souverain und Vater seiner Unterthanen zu berücksichtigen habe, zu Rathe zu ziehen, solche Maßregeln treffen werde, welche er für das Wohl seiner katholischen Unterthanen für nothwendig und angemessen finde." Dennoch aber wurde im Jahre 1808 der geistliche Rath, Johann Baptist von Keller, zu weiterer Unterhandlung nach Rom abgesandt, allein diese Sendung wurde durch die Gefangennehmung Papst Pius VII. vereitelt, wie seine spätere nach Paris a. 1811 durch den von der französischen Regierung ihm verweigerten Zutritt zum heiligen Vater. Als im Jahre 1812 Klemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier, Bischof von Augsburg und Probst von Ellwangen starb, so suchte König Friedrich dieß Ereigniß zur endlichen Errichtung einer eigenen Landeshierarchie zu benützen, deßhalb designirte er den ehemaligen Weihbischof von Augsburg und Bischof von Tempe, Franz Carl, Fürsten von Hohenlohe, einen zwar gut gesinnten, aber gar schwachen Mann, zum Generalvicar für den würtember-

gischen Antheil der Diöcese Augsburg und den exemten Sprengel Ellwangen, um die bischöflichen Functionen in ihnen auszuüben. Es ist dieß wohl das einzige Beispiel in der ganzen Kirchengeschichte, daß ein akatholischer Souverain durch *ein* Machtgebot die Trennung einer Diöcese und die Belehnung mit der bischöflichen Gewalt für sich in Anspruch nimmt. Der neue königlich würtembergische Generalvicar erkannte das schwere Gewicht seiner Verantwortung, und suchte darum, mit Erlaubniß der Regierung, bei dem Metropoliten von Augsburg, dem Fürstprimas von Dalberg, um Bestätigung des Geschehenen nach. Letzterer zeigte sich nicht ungeneigt, nur verlangte er eine Königliche Erklärung, daß mit dem Generalvicariat zugleich auch ein geistlicher Senat soll errichtet und vereinigt werden, worauf ihm der Bescheid zu Theil wurde: „*daß Seine Majestät von einer weiteren Correspondenz Ihres Generalvicars mit dem Metropoliten keine Notiz nehmen werden.*" Endlich gestattete dem immer mehr beängstigten Bischof von Tempe die Regierung, daß er sich an den *päpstlichen Nuntius* in Luzern wende, der ihn, wie begreiflich, an das Augsburger Domcapitel verwies, welches bereits einen Capitelsvicar werde gewählt haben, der ihm die für würtembergische Unterthanen nothwendigen Facultäten delegiren könne. Als Hohenloh diese Antwort dem königl. Cultministerium mitgetheilt hatte, erhielt derselbe am 12. September 1812 die merkwürdige Resolution: „daß der König keineswegs in die Proposition des Nuntius einzugehen wisse, um so weniger, als er eines Theils den Einfluß eines auswärtigen, wenn gleich canonisch rechtmäßig constituirten Vicariats durchaus nicht gestatten werde, anderen Theils aber das sogenannte Generalvicariat weder in legaler Hinsicht gegen den Souverain, noch nach kanonischen Grundsätzen irgend einen rechtmäßigen Act vorzunehmen fähig, und daher nicht abzusehen sei, wie eine canonische Institution von Seite dieses anmaßlichen Generalvicariats, welches ohnehin mit den diesseitigen Verhältnissen ganz und gar nicht bekannt, und mithin von ganz unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen zu seyn scheine, zur Beruhigung des Gewissens des Bischofs dienen könnte. Der König erwarte also von den richtigen Ansichten desselben, daß auch er in Gemäßheit der einstimmigen, gutächtlichen Aeußerungen der geistlichen Räthe" (unter denen, wie bemerkt, der nachmalige

Bischof Johann Baptist saß, der, wie wir später noch sehen werden, gegen die Regierung mehr als dienstwillig zur Unterdrückung der Kirchenfreiheit sich finden ließ) „sich benehmen, und somit von der Antwort des Nuntius keine Notiz nehmen, sondern zu Folge seiner früheren, dem Geiste der canonischen (?!) Gesetze und den gegenwärtigen Umständen angemessenen Erklärungen sich nach den allerhöchsten Beschlüssen richten werde.“ Was geschah? Um der Welt das bisher noch nie gesehene Schauspiel eines von einer protestantischen Regierung etablirten, und mit canonischen Vollmachten versehenen Generalvicariats zu bereiten, fügte sich der Bischof von Tempe der königl. Resolution, und erhielt nach den folgenden allerhöchsten Bestimmungen die „canonische“ Institution.

Allerhöchste Bestimmungen,

das Generalvicariat und die bischöflichen Functionen in dem dießseitigen Antheil des Bisthums Augsburg betreffend.

1. Der Bischof von Tempe, Fürst von Hohenlohe, „übernimmt, nach den allerhöchsten Absichten und mit allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät, bis zur definitiven Organisation der katholischen Kirche im Königreich Würtemberg die Geschäfte eines Generalvicars und die bischöflichen Functionen für den dießseitigen Antheil des Bisthums Augsburg, und hat seinen Sitz in Ellwangen.

2. Als Generalvicar hat derselbe die Episcopaljurisdiction, wie sie bisher der Bischof von Augsburg in dem dießseitigen Bisthumsantheile ausübte, mithin nach der im Bisthum seither bestandenen Verfassung zu verwalten.

3. Der Generalvicar hat, wenn das placetum regium für bischöfliche oder Vicariatsverordnungen nachzusuchen ist, sowie in allen andern zur Kenntniß und Cognition der Staatsbehörde gehörigen Angelegenheiten sich unmittelbar an das königl. Cultministerium zu wenden, welches demselben die allerhöchste Entschließung eröffnen wird.

4. Die der Jurisdiction des Generalvicariats untergeordneten Pfarreien bestehen in ꝛc. ꝛc. (Folgen die Namen der Pfarreien.)

5. Dem Generalvicar sind für die ihn obliegenden Geschäfte

vier Räthe beigegeben, und für die Expedition ein Secretär und Kanzlist aufgestellt.

6. Zu Räthen sind ernannt: (Folgen die Namen.)

7. Zum Secretär der N. N.

8. Den Sitzungen, welche der Generalvicar mit seinen Räthen hält, haben immer die drei ersten Räthe beizuwohnen. Dem vierten ist wegen der weiten Entfernung gestattet, nur in wichtigen Fällen zu erscheinen. Minder bedeutende oder dringliche Gegenstände können mit alleiniger Zuziehung der zwei in Ellwangen wohnenden Räthe erledigt werden. Bei den Sitzungen führt der Bischof als Generalvicar das Präsidium, und hat, wenn *Paria* da sind, ein *votum decisivum*.

9. Zum Lokal für die Kanzlei sind vier Zimmer angewiesen ꝛc.

10. Als Bischof hat der Fürst von Hohenlohe die Ordination zwar wie bisher, aber immer in Ellwangen vorzunehmen.

11. Die der Ordination vorangehende Prüfung, so wie das Examen pro cura wird von den Räthen des Generalvicariats oder den Decanen vorgenommen.

12. Als Generalvicar hat der Fürst von Hohenlohe Sr. Königlichen Majestät den Eid der Treue, wie folgt, abzulegen: Ich schwöre und verspreche zu Gott auf sein heiliges Evangelium, Sr. Königl. Majestät meinem Allergnädigsten König und Herrn gehorsam und treu zu bleiben, nichts zu unternehmen noch zu gestatten, was dem Wohle Sr. Majestät, dem Interesse des Staats und den bestehenden Gesetzen zuwider wäre, und wenn ich erfahren sollte, daß in meinem Generalvicariatsbezirke oder sonst etwas zum Nachtheil Sr. Majestät und des Staates unternommen werden wollte, solches an Se. Majestät durch die mir angewiesenen Behörden zu bringen.

13. Die Räthe des Generalvicars haben gegen den geistlichen Rath den Revers auszustellen, daß sie den allerhöchsten königlichen Verordnungen auf keine Weise entgegenhandeln, und sich angelegen seyn lassen werden, ihre Pflichten gegen Se. Majestät und den Staat genauest zu erfüllen.

14. Durch ein Circular des königl. geistlichen Rathes wird den betreffenden Decanaten die Einrichtung des Generalvicariats

nd des dazu gehörigen Personals bekannt gemacht, und dieselben, wie alle ihnen untergeordneten Pfarrer angewiesen, dem Vicariat den Gehorsam in kirchlichen Angelegenheiten zu leisten, den bisher dem Bischof von Augsburg zu leisten hatten.

Ebenso ergeht von dem Generalvicar ein vorher zu allerhöchster Genehmigung vorzulegender Erlaß an diese Decane in gleicher Beziehung.

15. Die feierliche Einsetzung des Generalvicars und seiner Räthe geschieht durch den Minister der geistlichen Angelegenheiten, im Beiseyn sämmtlicher, dem Generalvicar untergeordneter Decane, so wie der Stadtgeistlichkeit von Ellwangen.

Diese Einsetzung fand auf die angegebene Weise in Ellwangen am 9. October 1812 statt, und die erstaunte Geistlichkeit des neuen Sprengels sah sich plötzlich unter einem Generalvicar, der für sein Amt lediglich keinen andern Titel geltend machen konnte, als das Machtgebot seines protestantischen Souverains. Ob von Seite des so gröblich in seinen Rechten verletzten Augsburger Domcapitels eine officielle Einsprache gegen diese Gewaltsmaßregel erhoben worden sei, darüber ist nie etwas bekannt geworden, nur so viel geschah von demselben, daß es dem Bischof von Tempe ein vom Fürstprimas von Dalberg erhaltenes Schreiben zuschickte des Inhalts: „es habe der Metropolit durch öffentliche Blätter die Nachricht erhalten, daß der würtembergische Antheil der Augsburger Diöcese getrennt von einem eigenen Generalvicar, dem Bischof von Tempe verwaltet werde. Er sei nun überzeugt, daß letzterer nicht ohne canonische Bevollmächtigung sich dieser Verwaltung werde unterzogen haben, und daß ihm dieselbe bei der fortwährenden Unzugänglichkeit des päpstlichen Stuhles von dem Augsburger Capitelsvicar werde subdelegirt worden seyn. Der Metropolit erwarte hierüber eine officielle Verläßigung." Zugleich ersuchte das Augsburger Domcapitel, „da es seinerseits eine officielle Kenntniß der würtembergischen Vorgänge nicht habe", um Auskunft, wie das erzbischöfliche Schreiben zu beantworten sei. Da die Voraussetzungen des Fürstprimas so gar nicht zugetroffen waren, so mußte also das Ellwanger Generalvicariat auf's Neue die Correspondenz mit Dalberg beginnen, um

von ihm wenigstens eine kirchliche Vollmacht zu erhalten, allein diesem trat die Staatsbehörde, die ein= für allemal sich selbst fü competent zur canonischen Bevollmächtigung hielt, entgegen, und gestattete endlich nach längeren Schwierigkeiten dem armen Hohenlohe nur so viel: „daß er zwar mit dem Fürstprimas correspondiren dürfe, daß aber der König von dieser Correspondenz durchaus keine Notiz nehmen werde weßhalb auch die zu erhoffenden Resultate nicht zu öffentlichen Kenntniß dürfen gebracht werden.“ Au die eingereichte Bittschrift ertheilte Fürstprimas von Dalberg, kraf seiner sede Pontificia impedita eintretenden Metropolitangewalt de vollzogenen Trennung seine Genehmigung, so wie dem Bischof von Tempe die canonische Bevollmächtigung, diesen Theil der Augsburge Diöcese tam in Pontificalibus quam in pastoralibus et Jurisdictionalibus bis zur gewünschten Errichtung der deutschen Diöcesanverfassung zu verwalten, wobei er jedoch die Rechte des päpstlichen Stuhl vorbehalte.“ Nun gab auch auf Anordnung der bayerischen Regierung das Augsburger Capitel dem Ellwanger Generalvicaria die den getrennten Sprengel betreffenden Acten heraus. Die Pfarrgeistlichkeit durfte jedoch von der erzbischöflichen Resolution officiel nicht in Kenntniß gesetzt werden, damit sie erkenne, auf welchem Rechtsboden und nach welchen Grundsätzen die würtembergische Regierung eine eigene Landeshierarchie zu gründen beabsichtige. —

Der folgende Artikel wird aufzeigen, wie derselbe radical Absolutismus weiterhin in die innern Verhältnisse des Generalvicariats echt bonapartistisch eingegriffen hat.

XXV.

Bursen und Convicte.

Es möchte kaum ein Gegenstand mehr der Aufmerksamkeit würdig seyn, als die dringende Nothwendigkeit, das Loos der großen Zahl armer Studirenden auf unsern Universitäten zu erleichtern. Abgesehen davon, daß die Menschenliebe im Allgemeinen dazu treibt, muß man auch vom Standpunkte der Wissenschaft es sehnlichst wünschen, daß einer größern Menge von Studirenden, als bisher, es möglich gemacht werde, sich, ohne mit den schwersten Nahrungssorgen zu kämpfen, der Beschäftigung mit den Wissenschaften hinzugeben. Gerade in Folge jenes Uebelstandes kann es leicht geschehen, daß ganz tüchtige Leute in ihrer Ausbildung zurückbleiben, die Freude an der Wissenschaft, die durchaus einen fröhlichen Sinn erfordert, verlieren, und somit auch in ihr späteres Berufsleben Unzufriedenheit und Mißvergnügen mit hinübernehmen. Es läßt sich nicht läugnen, daß in früherer Zeit, wo die Zahl der Studirenden überhaupt geringer war, in jener Beziehung besser

für die Armen gesorgt werden konnte, als jetzt, indem damals zur Aufnahme derselben die sogenannten Bursen bestanden, in welchen sie, außer freier Wohnung, auch freie Kost erhielten. Dieß Institut hatte freilich seine ganz eigenthümliche Bedeutung, welche mit der gesammten alten Verfassung der Universitäten zusammenhing. Diese Verfassung ist umgebildet worden; die Bursen sind untergegangen, aber ein mit der gegenwärtigen Organisation der Universitäten übereinstimmendes Surrogat für die Bursen ist bisher noch nicht in's Leben getreten. Der gegenwärtige Rector der hiesigen Hochschule, einer der Herausgeber dieser Blätter, hat daher, da der nachtheilige Einfluß, den die Armuth, trotz großer hier herrschender Wohlthätigkeit, auf die Studien übt, vielleicht nirgend dringender gefühlt wird, als gerade bei uns, bei dem letzten Stiftungsfeste der Universität die Gelegenheit ergriffen, einen Gedanken, den bereits sein Vorgänger im Amte ausgesprochen hatte, aufzunehmen und weiter auszuführen, den nämlich: daß es ungemein heilsam wäre, wenn an unserer Universität Convicte zur Aufnahme von Studirenden zu gemeinschaftlicher Wohnung und Kost in einer durchaus zeitgemäßen Form gegründet würden. Der Senat der Universität hat sich ebenfalls dafür entschieden, und es sind Seiner Majestät dem Könige die Statuten für die errichtenden Convicte nicht nur vorgelegt, sondern von Allerhöchstdemselben bereits genehmigt worden. Es steht daher, sobald die erforderlichen Geldmittel vorhanden seyn werden, durchaus kein Hinderniß mehr im Wege, daß dieses Institut zum Heile der Universität und unserer Studirenden in's Leben treten könne.

Um nun Diejenigen, welche an dieser höchst wichtigen Sache ein Interesse nehmen möchten, von derselben in nähere Kenntniß zu setzen, erlauben wir uns, theils die betreffenden Stellen aus der Rede des Rectors, theils die Grundzüge der Statuten mitzutheilen.

Ausgehend von der Geschichte der Gründung unserer Uni-

versität *), kam der Festredner auf die Bursen zu sprechen, und äußerte darüber Folgendes:

„In den Einrichtungen, welche gleich zu Anfang ebenfalls dahin verpflanzt wurden, gehören auch die sogenannten Bursae, von welchen mein hochwürdiger Vorgänger im Amte andeutungsweise zu reden Gelegenheit nahm. Zwar böte die frühere Geschichte unserer Hochschule noch manches andere Material, allein mich bestimmen Gründe, den eben berührten Gegenstand nochmals hervorzuheben."

„Die Bursae in Ingolstadt hatten die Bedeutung, wie ehedem in Paris die Collèges und noch jetzt in Oxford und Cambridge, die Colleges, daß sie Gebäude waren, in welchen eine Mehrzahl von Studirenden eine gemeinschaftliche Wohnung und Kost fanden. Dergleichen Bursae gab es daselbst wenigstens eilf, welche verschiedene Namen führten, z. B. die Bursa draconis, die Bursa Aristotelis, die Bursa Aquilae oder Ingolfingensis; besonders berühmt aber wurde die Bursa Liliorum wegen der literarischen Gesellschaft Aventins, die vorzüglich aus den Mitgliedern jener Genossenschaft hervorgegangen ist. Die Aufsicht über ein solches Institut führte ein Conventor Bursae, der eine nach der damaligen Verfassung der Universitäten allerdings erklärliche strenge Disciplinargewalt hatte. Diese darf man sich jedoch nicht so denken, als ob mit ihr nicht auch eine große gesetzliche Freiheit hätte Hand in Hand gehen können, denn wenn es in Ingolstadt war, wie es in Oxford ist, so muß in jenen Bursae ein gar fröhliches Leben geherrscht haben. Wie weit aber die Rechte der Bursales oder Scholares gegangen sind, davon ist Beweis, daß auch aus ihrer Mitte der Rector erwählt werden konnte. Vierzehn Jahre nach Grün-

*) Dem nächsten Lections-Cataloge unserer Universität werden „Beiträge zur Geschichte der Universität" als Programm vorangestellt werden.

dung der Universität bekleideten zwei Scholaren das damal alle Semester wechselnde Rectorat. Der erste war ein Jurist Graf Joachim von Oettingen; nach ihm wurde ein Studiosu Medicinae, Magnus Ayernschmalz, zum Rector gewählt, wel cher solches Vertrauen genoß, daß man ihm nicht, wie es i andern Fällen der Art wohl geschah, einen Vicarius zur Seit setzte. Aber bereits frühzeitig haben diese Bursae, und zwar wie der erste Biograph der Ludovica, Rotmarus, angibt, aus sehr beklagenswerthen Ursachen aufgehört. Einen andern Grund fügt — jene anerkennend — Mederer hinzu, den nämlich: daß das Georgianum, welches sich durch das Ansehen seines Grün ders, durch den Umfang seiner Gebäude und seine Privilegien auszeichnete, allmählich die Bursae in den Hintergrund ge drängt habe. „„Es waren aber die Bursen““, sagt Rotma rus, „„nicht weniger als die ganze Universität, die Facultät der Artisten und andere Collegien mit heilsamen Statuten und Lebensregeln, so wie mit Privilegien begabt und ausgerüstet; die Statuten bezweckten nichts Anderes, als das Wohl der Bursales, und bezogen sich auf ihre Studien und Sitten.““"

Nachdem dann mehrere Ereignisse des laufenden Studien jahrs besprochen, namentlich die Namen derjenigen verkünd worden waren, welche die Preise davon getragen hatten, fu der Redner fort:

„Ueberhaupt, was zur Förderung des Studiums un ihres m. a. Fr. mit der Wissenschaft enge verbundenen Wo les dient, wie muß dieß nicht einem jeden Ihrer Lehrer, ja Jedem, dem das Vaterland lieb ist, am Herzen liegen. Sind wie die so eben mit den Preisen gekrönten Arbeiten bewähren sehr erfreuliche Zeichen da, daß unsere Hochschule Früchte bringe in dem Sinne ihres großen Stifters und ihrer erhab nen Wohlthäter, so wollen wir uns doch darin nicht täusche daß dem freien Aufschwunge der Wissenschaft auch bei un manche Fessel angelegt ist. Als eine solche muß die leider i

mer mehr zunehmende Armuth unter den Studirenden bezeichnet werden. Ferne sei es von mir, die Armen gering zu achten, ich würde mich in gleichem Maaße gegen menschliches Gefühl und göttliches Wort verfehlen. Im Gegentheil, ich ehre die Armuth, sie hat die größten Verheißungen für sich, während für die Reichen sich im ganzen Evangelium kein Trost, und nur an einer fast verborgenen Stelle in andern Schriften des neuen Bundes in dem Worte: „„Geben ist seliger, denn Nehmen““, eine Hoffnung findet. Auch wäre es gegen die Wahrheit gefehlt, wollte man nicht anerkennen, daß mancher große Mann aus der ärmsten Hütte hervorgegangen sei, und daß die schönsten Talente mit der bittersten Armuth gepaart seyn können. Darum soll Wissenschaft den Armen zugänglich seyn, wie den Reichen. So wie aber die Verhältnisse sich nur zu oft gestalten, sind die Schwierigkeiten, welche sich hier in den Weg stellen, fast unüberwindlich, und es gehört eine wahre Geistesgröße dazu, um in allen den Kämpfen, die im Gefolge der Armuth bestanden werden müssen, den für die Wissenschaft erforderlichen fröhlichen Sinn zu bewahren. Ich darf mich einer jeden nähern Schilderung dieser bekannten Verhältnisse enthalten, aber mit Recht darf es gesagt werden, daß in dieser Beziehung nicht das Loos Einzelner, sondern Hunderter unserer Studirenden ein solches ist, daß für sie alle Freude aus dem jugendlichen Gemüthe entweichen muß, und daß sich über den zu reicher Erndte bestellten Acker der Wissenschaft eine trübe, schwere Wolke lagert, so schwer, daß sie die Aehren niederdrückt. Der hat ein steinern Herz, den dieß nicht jammert, der kein Gefühl für wahre Humanität, der nicht mit allem Ernste die große Gefahr, welche der Wissenschaft von hier aus droht, in Erwägung zieht."

„Verzeihen Sie mir, hochansehnliche Anwesende, wenn ich durch diese düstern Betrachtungen die Freude dieses Tages auch nur auf einen Augenblick störte. Gestatten Sie mir nur noch

die scheinbar hoffnungslose Frage: ist denn keine Hoffnung der Abhülfe da?"

„Nur mit der größten Undankbarkeit könnte man es verkennen, wie unendlich viel vom Throne bis hinab in die Sphäre des Bürgerthums in dieser Hinsicht in unserm Lande geschehen ist, und täglich noch geschieht. Die Universität selbst ist mit Stipendien ausgestattet; noch vor Kurzem hat des Königs Majestät einen neuen Fonds zu diesem Zwecke auch für uns eröffnet, und es haben bereits dreizehn unserer Studirenden theilweise ihre Subsistenz daraus erhalten. Auch von den Professoren wird trotz der in diesen theuern Zeiten sehr beschränkten Mitteln, wo es nur immer geht, geholfen. Aber all dieses reicht nicht nachhaltig aus, und doch kann mehr, als geschieht, kaum noch geschehen."

„Das „„Wenn"" hat in der Geschichte freilich keinen Werth, doch hat, seitdem der gegenwärtige Herr Prorector seine letzte Rede hielt, mich der Gedanke nicht verlassen: wenn, mit der Universität auch ihre Bursen fortbestanden, und wenn sie mit ihr eine zeitgemäße Umwandlung erhalten hätten, wie glücklich wäre dann das Loos einer großen Zahl der uns anvertrauten Jünglinge geworden, und wie würden die heutigen Mißstände wohl nicht in gleichem Maaße zu beklagen seyn. Das Institut selbst, als der Vergangenheit anheimgegeben, läßt sich nicht mehr zurückrufen, aber sollte es nicht möglich seyn, in einer andern Form, wie sie unserer Zeit entspricht, ein Convict und allmählich ein zweites und ein drittes zu begründen, worin unter Statuten, die nur das Wohl der Eintretenden, in Rücksicht auf ihre Studien und Sitten betreffen, unsere armen Comilitonen aller Facultäten eine Zuflucht fänden, damit auf diese Weise sie der Wissenschaft, und die Wissenschaft ihnen erhalten bliebe?"

„Aber woher sollen wir dazu die Mittel nehmen?! — Wenn Hamburg brennt, wenn die Donau, die Fluren ver-

heerend, Städte und Dörfer verwüstend, aus ihrem Bette tritt, wenn Hagelschlag die Feldfrüchte, und mit ihnen die Hoffnungen des Landmanns vernichtet, wann haben die Hülfsbedürftigen wohl je vergeblich an die Pforte der deutschen Herzen geklopft und — war die Wohlthätigkeit nicht stets des Bayerlandes schönste Zier? Im weiten Osten, wie im fernen West spenden die aus den Kreuzern bayerischer Wohlthäter erwachsenen Summen geistige und leibliche Hülfe. Und sollte der Hülferuf für einen der größten Nothstände unseres Vaterlandes ganz ungehört in Bayerns Gauen ertönen? sollte der Gedanke: für die Wohlfahrt der besten Söhne des Vaterlandes zu sorgen, an deren wissenschaftlicher und sittlicher Ausbildung das künftige Geschick desselben geknüpft ist, nicht einen Anklang finden? Daran darf man nicht zweifeln, auch dann nicht, wenn man selbst nur einen kleinen Stein zu dem Gebäude hintragen kann. Darum scheue auch ich mich nicht, das Geringe zu thun, was ich hierin zu Anfang vermag. Die Summe von Eintausend Gulden, welche mir allmählig für meine bisherige Stipendienverwaltung zu Theil geworden ist, habe ich nie als die meine betrachtet; falls Seine Majestät es also gestatten, restituire ich sie der Universität und füge ihr — durch die Kenntniß einer gleichen Absicht meines verstorbenen Freundes Möhler angetrieben — so lange ich das Stipendien-Ephorat verwalte, diejenigen zweihundert Gulden, welche mir seit dem Hinzukommen des allgemeinen Stipendienfonds zugehen, in der Hoffnung bei: daß es allmählig möglich werden wird, unter den vorangestellten Bedingungen nach den alsbald im Entwurfe vorzulegenden Statuten, vor Allem aber unter der allerhöchsten Genehmigung Seiner Majestät des Königs, ein solches Convict zu begründen. So gering jenes Scherflein ist, so zweifle ich dennoch nicht an dem Erfolg; besser klein angefangen und zunehmen, als groß beginnen und abnehmen. Ich denke dabei weder an eine Collecte im Lande, noch an eine Bürde für die Professoren der Universität, denn nur jener zu-

fällige Umstand, daß das Stipendiengeld selbst ein Armengeld ist, setzt mich in die Lage, ein Opfer zu bringen, welches keines ist. Aber daran denke ich, daß noch in mancher deutschen Brust ein edles, christliches Herz schlägt, das sich gerne — es sei wenig oder viel — an einer Sache betheiligt, bei welcher sich Nächstenliebe und wahrer Patriotismus die Hände reichen würden. Daran denke ich, daß das Bedürfniß ein so allgemein gefühltes ist, daß es nur des Aussprechens des Gedankens bedarf, um Viele zu gewinnen. Sollte es aber dennoch nicht in dem göttlichen Willen liegen, daß ein solches Werk in solchem Sinne in einer noch zu bestimmenden Frist zu Stande käme, so behalte ich mir, auch für den Todesfall, es vor, über jene Summen und ihren Zuwachs auf andere Weise zum Frommen der Studirenden unserer Universität zu verfügen. Gelingt diese Sache aber, dann möge die künftige Geschichte der Universität der lebendige Commentar des Stiftungsbriefes ihres Gründers, und zwar auch in den Worten seyn: daß „„auch die, so von niederer Geburt herkommen, zu hohen Würden und Stand gefördert werden.""

Bald nachdem die Rede gehalten worden war, sind die Statuten entworfen worden, und Seine Majestät haben geruht, dieselben unterm 16. August „mit dem Vorbehalte der weiteren, mit allerhöchster Genehmigung an der Hand der Erfahrung etwa einzuführenden Ergänzungen und Verbesserungen dieser Statuten zu bestätigen."

Im Einzelnen enthalten die Statuten folgende Bestimmungen:

§. 1.

„Ein Convict besteht aus der Vereinigung von Studirenden, die nicht die Zahl von dreißig überschreiten darf, unter einem vom Senate zu bestellenden und zu controllirenden Vorstande, zu einer gemeinsamen Lebensweise in Beziehung auf Wohnung und Kost."

§. 2.

„Der Zweck eines Convicts ist vorzüglich der: armen, jedoch talentvollen, fleißigen und sittlichen Studirenden die Möglichkeit zu gewähren, sich mit dauerndem Erfolge den Studien widmen zu können."

§. 3.

„Wohlhabendere Studirende sind von der Aufnahme in ein Convict nicht ausgeschlossen, sobald sie im Uebrigen die erforderlichen Eigenschaften (§. 4) besitzen, und eine quartaliter zu zahlende jährliche Pension von 250 fl. erlegen."

§. 4.

„Bedingung der Aufnahme sind ausgezeichnete Gymnasial- oder Lycealzeugnisse in Betreff der Sittlichkeit, des Fleißes und der Fähigkeiten, und zwar sollen zunächst nur Solche aufgenommen werden, welche bisher noch keine Universitätsstudien gemacht haben."

§. 5.

„Die Dauer des Aufenthaltes in einem Convicte darf die Zeit von fünf Jahren nicht übersteigen."

§. 6.

„Da die Aufnahme in ein Convict als eine Belohnung für Fleiß und sittliches Betragen anzusehen ist, so ist auch der Aufenthalt in einem Convicte an die Fortdauer jener Eigenschaften bei den Convictoren geknüpft (§. 16)."

§. 7.

„Der Vorstand eines Convictes soll ein unverheiratheter Mann von nicht zu vorgerücktem Alter seyn, welcher mit der erforderlichen Liebe zu den Studirenden auch denjenigen Grad von Bildung und persönlicher Würde besitzt, daß er jenen Achtung und Ehrerbietung einzuflößen vermag."

§. 8.

„Das Verhältniß des Vorstandes zu den Convictoren soll ein durchaus väterliches seyn, woraus auch für diese die Pflicht des Gehorsams gegen jenen von selbst folgt. Er hat die gesammte Hausordnung zu handhaben."

§. 9.

„Nächst dem im §. 8 angegebenen Princip soll das der möglichst großen Freiheit, so weit sie irgend mit der Natur des Institutes vereinbar ist, die Grundlage für die gemeinsame Lebensweise bilden."

§. 10.

„Jeder Convictor soll sein eigenes Zimmer haben, in welchem er schläft und arbeitet."

§. 11.

„Die Convictoren werden um fünf Uhr geweckt und haben sich um halb sieben Uhr zum Frühstücke und um halb ein Uhr zum Mittagstische, um acht Uhr zum Nachtessen einzufinden. Es soll ihnen eine gute, nahrhafte Kost und zu jeder Mahlzeit eine halbe Maas Bier verabreicht werden. Ueberhaupt soll eine sorgsame Pflege in leiblicher Beziehung für die Convictoren statt finden *)."

---

*) Wir halten dafür, daß dieser Punkt von größerer Wichtigkeit sei, als er auf den ersten Anblick erscheinen möchte. Die Verabreichung guter und reichlicher Kost hindert bei Jünglingen, die zum Theil noch im Wachsthum begriffen sind, den der Wissenschaft oft so verderblichen Geist des Mißmuths und der Traurigkeit, während Kargheit in jenem Punkte die Gemüther zurückstößt. Wir sind Alle — Menschen.

§. 12.

„Die übrige Zeit des Tages haben die Convictoren zu ihren Studien und angemessener Erholung zu verwenden; auch ist für diejenigen, welche Musik betreiben, eine Zeit am Tage zu ermitteln, wo sie, ohne die Uebrigen zu stören, dieser Beschäftigung ungehindert obliegen können.“

§. 13.

„Den Convictoren ist gestattet, ohne besondere Erlaubniß des Vorstandes auszugehen; nur das Ausbleiben beim Frühstück, Mittags- und Nachtessen muß vorher entschuldigt seyn.“

§. 14.

„Das Haus wird um zehn Uhr Nachts geschlossen.“

§. 15.

„Die Annahme von Besuchen ist den Convictoren gestattet, nur soll dafür gesorgt werden, daß dieß nicht auf dem Zimmer der Einzelnen, sondern in einem allgemeinen Sprechzimmer geschieht.“

§. 16.

„Strafen sollen keine bestehen, sondern, wenn im Falle von Contraventionen gegen die Hausordnung, namentlich bei Unehrerbietigkeit gegen den Vorstand, Unverträglichkeit mit den Convictgenossen, Unfleiß, Vernachlässigung des Collegienbesuches, überhaupt bei Uebertretung der akademischen Vorschriften, eine dreimalige freundliche Mahnung des Vorstandes erfolglos bleibt, ist nach vorgängiger Anzeige an den Senat, der Convictor zu entlassen; diese Entlassung ist daher auch die unmittelbare Folge der in §. 8, 9 2c. jener Vorschriften vorgesehenen akademischen Strafen.“

§. 17.

„Der durch Ausschließung eines Convictors erledigte Platz ist sogleich durch einen andern Studirenden wieder zu besetzen.“

§. 18.

„Trifft die Ausschließung einen der Pensionäre, so ist ihm die Rate, welche ihm für den Monat, in welchem die Ausschließung erfolgt, zusteht, herauszubezahlen.“

§. 19.

„Die Mitglieder der Convicte nehmen an den akademischen Ferien Antheil, und haben daher zu Ostern und Michaelis das Convict zu verlassen.“

§. 20.

„Das Stipendien-Ephorat ist das Organ, durch welches seitens des Senates die Convicts-Angelegenheiten unmittelbar geleitet werden *).“

---

*) An dieses sind daher auch alle die Convicte betreffenden Briefe zu richten.

XXVI.

Biographische Studien.

II. Johann Maier von Eck.

Die glorreiche Stellung, welche das Herzogthum Bayern im Zeitalter der Reformation als letzte Schutzwehr der alten Kirche in Deutschland einnahm, ist im Allgemeinen noch nicht gehörig gewürdigt. Doch scheint die Zeit nicht mehr ferne, in welcher die Geschichte ihre Gerechtigkeit üben wird; dann wird die universalhistorische Bedeutung dieses Widerstandes, welchen ein einzelnes deutsches Land der mächtigen antikirchlichen Bewegung entgegensetzte, die verdiente Anerkennung erlangen; — dann werden auch den Männern, welche die Vorsehung in jenen Stürmen an die Spitze der Vertheidigung gestellt, die ihnen gebührenden Kronen des Ruhmes nicht entgehen.

Unter diesen Männern steht der gelehrte Theolog Johannes Eckius oben an. Gleich Luthern war er der Sohn unbemittelter Landleute, — das Dörfchen Eck im Allgäu sein Geburtsort. Er wurde den 13. November 1486 geboren; es ist dieß derselbe Tag, an welchem vor mehr als eilfhundert Jahren der heilige Augustinus, dieser eifrige Bekämpfer der Irrlehren seiner Zeit, das Licht der Welt erblickt hatte.

Als sechsjähriger Knabe kam Eck zu einem Oheim nach Rotenburg am Neckar, wo er gründlichen Unterricht erhielt;

später studirte er zu Tübingen, Heidelberg und Köln, und kam dann nach Freiburg im Breisgau, wo er — noch nicht volle sechszehn Jahre alt — begann über Philosophie zu lesen, während er seine theologischen Studien fortsetzte, und zugleich juristische Vorlesungen, besonders den gelehrten Ulrich Zasius, hörte. Hier gab er im Alter von zwanzig Jahren seine erste Schrift — dialektische Uebungen — heraus. Im Jahre 1510 ward er von den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Bayern an die Hochschule Ingolstadt berufen, um den ersten Lehrstuhl der Theologie einzunehmen, womit auch das Prokanzler-Amt verbunden war. Ungeachtet er erst vierundzwanzig Jahre zählte, war der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit damals schon allgemein verbreitet; — Reisen, welche er in den Jahren 1515 und 1516 nach Bologna und Wien unternahm, wo er mit großem Erfolge öffentliche Disputationen hielt, mehrten sein Ansehen in der gelehrten Welt. Als im Jahre 1516 die Herzoge neue Statuten für ihre Landesuniversität entwerfen ließen, ward Eckius mit der Ausarbeitung mehrerer neuer Lehrbücher beauftragt, was er auch in unbegreiflich kurzer Frist bewerkstelligte.

Am 31. October 1517 schlug Luther seine berühmten fünf und neunzig Theses zu Wittenberg an. Eckius erkannte sogleich die häretische Richtung derselben. Auf Begehren des Bischofs von Eichstädt schrieb er in Eile einige Bemerkungen nieder, worin er auf die Uebereinstimmung mehrerer Sätze Luthers mit der Lehre der verrufenen Hussiten aufmerksam machte. Diese Bemerkungen, welche er Obelisken nannte, wurden ohne sein Vorwissen gedruckt, und Luther antwortete darauf mit einer heftigen Gegenschrift, die er Asterisken betitelte.

So war der Kampf eröffnet, an dem in Bälde nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa Antheil nahm. Unserm Eckius gebührt das Verdienst, der Erste in Deutschland, die wahre Bedeutung der ganzen Bewegung erkannt zu haben. Die Bekämpfung der neuen Irrlehre ward fortan für ihn Lebensaufgabe. Mit Freuden ergriff er daher die Gelegenheit, die

ihm geboten ward, in einer öffentlichen Disputation die Lehren und Institutionen der alten katholischen Kirche gegen die Angriffe Luthers und seiner Freunde zu vertheidigen. Auf der Pleissenburg zu Leipzig begann am 27. Junius 1519 das Kampfgespräch unter den Augen Herzogs Georg von Sachsen, welcher hoffte, daß auf diesem Wege entweder der Zwiespalt ausgeglichen werde, oder eine offenkundige Entscheidung erfolge, auf welcher Seite die Wahrheit sei. Nach übereinstimmenden Zeugnissen bekämpfte Eck seine beiden Gegner, Carlstadt und Luther, mit so unbestreitbarer Ueberlegenheit, daß auch Herzog Georg, der sich bisher auf die Seite der Neuerer geneigt hatte, von jetzt an mit Entschiedenheit ihre Lehren verwarf. Doch gestanden diese ihre Niederlage nicht ein; sie suchten vielmehr dieselbe durch die Heftigkeit neuer Angriffe zu verbergen. Eckius sah sich durch die Disputation veranlaßt, eine ausführlichere Abhandlung über den Primat des heiligen Petrus zu schreiben; dann unternahm er selbst die Reise nach Rom, um den päpstlichen Hof auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche der alten Kirche in Deutschland drohten. Nach reifer Berathung ward am 15. Junius 1520 die berühmte Bulle ausgefertigt, welche ein und vierzig Lehrsätze Luthers als ketzerisch bezeichnete, Luthern selbst aber eine letzte Frist von sechszig Tagen gewährte, um seine Irrthümer zu widerrufen.

Eckius bekam den Auftrag, als päpstlicher Nuntius diese Bulle in Deutschland zu verkünden; bei seiner Rückkunft fand er jedoch die Lage der Dinge mächtig verändert. Nach der Leipziger Disputation war den Neuerern der Muth sehr gesunken; Luther sprach schon davon, sich zu seinen Anhängern in Böhmen zu flüchten: da fand sich, durch Ulrich von Huttens Vermittelung, eine unerwartete Bundesgenossenschaft in dem revolutionären Theile der deutschen Ritterschaft; es war dieß eine mächtige Partei, deren Haupt, Franz von Sickingen, bereits einige der größeren Reichsfürsten mit Erfolg befehdet hatte. Nun war keine Rede mehr von Unterwerfung; der päpstlichen Bulle ward offener Trotz entgegengesetzt; Eckius, der

zu ihrer Verkündung nach Sachsen gereist war, sah sich am Leben bedroht, da die Wittenberger Studenten das Volk gegen ihn aufreizten. Von Luther selbst erschienen mehrere heftige Streitschriften: „von den neuen Eckischen Bullen und Lügen", — „wider die Bulle des Antichrists", — „Appellation an ein frei christlich Concilium von dem Papst Leo und seinem unrechten Frevel." — Da er sich darin bemühte, auch den jungen Kaiser für seine antikirchlichen Schritte zu gewinnen, wie ihm dieß mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen bereits gelungen war, so ließ Eck eine „Epistel an Kaiser Carl V." drucken, in welcher er vor den revolutionären Planen der Neuerer warnte. In den folgenden Jahren schrieb er „gegen die lutherischen Bilderstürmer", und „für die Ohrenbeicht", — dann in Rom, wohin ihn Papst Adrian VI. berufen hatte, „über Busse und Genugthuung." Er war noch hier, als dieser Papst starb, und hatte sowohl bei ihm, als bei seinem Nachfolger Clemens VII. mehrere wichtige Angelegenheiten der bayerischen Herzoge zu besorgen.

Nach Ingolstadt zurückgekehrt, widmete er sich wieder ganz seinem Lehramte, das ihm um so wichtiger erscheinen mußte, als die immer mehr hereinbrechende Fluth der Neuerungen vor Allem die Nothwendigkeit zeigte, Hirten und Lehrer zu bilden, welche die kommenden Generationen in der Reinheit des alten Glaubens zu bewahren vermochten. Zugleich dauerte auch seine literarische Thätigkeit und Kampflust fort; es würde uns zu weit führen, wenn wir alle größeren und kleineren Abhandlungen und Streitschriften hier aufzählen wollten, welche aus seiner Feder floßen.

Im Jahre 1525 reiste er nach England, und überreichte dem damals noch streng katholischen Heinrich VIII. sein Handbuch der Controverse. Im nächsten Jahre aber hielt er zu Baden in der Schweiz eine öffentliche Disputation mit Oekolampadius; er behauptete auch hier seine Ueberlegenheit; es erfolgte sogar eine Verordnung zu Gunsten des alten Glaubens: doch die Neuerer ließen sich durch Gründe nicht über-

weisen, und im Allgemeinen war das Resultat dasselbe wie zu Leipzig.

Eine höchst bedeutende Stellung nahm Eck auf dem Augsburger Reichstage von 1530 ein. Vom Kaiser selbst hieher berufen, war er der Angesehenste unter den anwesenden katholischen Theologen, welche hier nicht mehr als Privatleute erscheinen, sondern im Namen des Reiches zu schreiben und zu handeln hatten. Eck war es auch, der hauptsächlich die Feder führte, als es darauf ankam, die von den Neuerern übergebene Bekenntnißschrift zu widerlegen; eben so verhandelte er persönlich mit Melanchthon über die vorgeschlagenen Vergleichspunkte; er zeigte sich hiebei eben so nachgiebig in Nebendingen, als unerschütterlich in Vertheidigung der Hauptglaubenssätze.

Die folgenden zehn Jahre lebte er ganz seinem Lehramte, der Seelsorge seiner Pfarrgemeinde, und seinen literarischen Arbeiten. Im Jahre 1540 aber mußte er neuerdings auf einem Schauplatze erscheinen, auf welchen die Augen von ganz Europa gerichtet waren. Ungeachtet des Widerstandes mehrerer eifrig katholischer Fürsten, welche das Fruchtlose, ja Verderbliche der öffentlichen Disputationen über Religionsangelegenheiten längst eingesehen hatten, bestanden die kaiserlichen Minister auf der Wiederholung dieser Versuche. Eckius war auch hier wieder die Hauptperson auf katholischer Seite; bei dem Colloquium zu Worms führte er das Wort gegen Melanchthon, welcher ihm weder an Gelehrsamkeit, noch an Gewandtheit gewachsen war. Das hier unterbrochene Religionsgespräch ward zu Regensburg fortgesetzt; Eck fiel während desselben in eine schwere Krankheit; während er im heftigsten Fieber darniederlag, kamen Anfragen der katholischen Theologen und der bayerischen Herzoge. So leitete er selbst vom Krankenbette aus die Angelegenheiten. Der Erfolg war endlich derselbe, wie bei allen früheren Versuchen dieser Art.

Kaum genesen, schrieb Eck zwei Tractate, um die öffentliche Meinung über den ganzen Vorgang aufzuklären, und zu zeigen, daß die Katholiken bei den Vergleichshandlungen bis

an die äußerste Gränzlinie vorgegangen seien, daß es aber den Neuerern dabei nicht Ernst gewesen, indem sie unter dem Deckmantel der Unterhandlung nur für die Ausbreitung ihrer Lehre wirkten. Ueberhaupt dauerte Eck's literarische Thätigkeit bis zu seinem Tode unausgesetzt fort; er starb so zu sagen mit der Feder in der Hand. Seine Streitschriften gegen Luther und dessen Anhänger hat er selbst in mehreren Foliobänden gesammelt herausgegeben, eben so seine Predigten. Zu seinen späteren Arbeiten gehört eine deutsche Bibelübersetzung, in welcher er eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache darlegt.

Eckius erreichte nur ein Alter von sechs und fünfzig Jahren; zu Anfang des Jahres 1543 befiel ihn abermals eine heftige Krankheit, von der er nicht mehr erstand. Gestärkt durch die heiligen Sterbsacramente entschlief er fromm und gottselig am 10. Februar dieses Jahres. Der Parteihaß, der ihn schon im Leben verfolgt, ihm Habsucht, Hang zum Trunke und Unsittlichkeit vorgeworfen hatte, suchte auch die Umstände seines Todes zu entstellen: er sollte ohne Sacramente und unter Verwünschungen den Geist aufgegeben haben, was jedoch in den Ueberlieferungen von Augenzeugen seine Widerlegung findet. Was von seinem Leben Nachtheiliges erzählt wird, mag wohl eben so wenig Glauben verdienen, oder wenigstens übertrieben seyn. Uebereinstimmende Zeugnisse schildern ihn als einfach in seiner Lebensweise und Kleidung. Obgleich er mit Leichtigkeit hohe geistliche Würden und reiche Pfründen hätte erlangen können, hielt er vor Allem an seiner Professur fest; dabei begnügte er sich mit dem Eichstädtischen Canonicate, das damit verbunden war, so wie mit einem geringen Beneficium zu Ingolstadt; von Herzog Wilhelm hatte er jährlich zweihundert Gulden nebst einem Hirsche; vom Papste, der ihn zum Protonotar ernannt hatte, einen Beitrag zum Unterhalt seiner Schreiber. Wenn er zu Ingolstadt anwesend war, versah er außer seinem Lehr- und Universitätsamte auch die Geschäfte der ihm übertragenen Stadtpfarrei mit großer Sorgfalt, wie er denn namentlich alle Sonn- und Feiertage predigte. Die

vorgeschriebenen Fasten pflegte er sehr streng zu halten, indem er sich sogar auf Wasser und Brod beschränkte. Auch seine Wohlthätigkeit wird gerühmt.

Seine große Gelehrsamkeit ist selbst von seinen Feinden anerkannt worden. Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, unterstützt durch ungemeinen Scharfsinn und durch ein wirklich wunderbares Gedächtniß verschafften ihm den Sieg in den vielen öffentlichen Disputationen, die er hielt. Die theologische Facultät zu Ingolstadt hat sein Andenken durch ein Monument geehrt, dessen Inschrift ihn einen wundervollen Phönix unter den Theologen seiner Zeit nennt. Vor Allem aber wird darin der rastlose Eifer gepriesen, mit welchem er das alte Kirchenthum vertheidigte. Diese wichtige Stellung, die er einnahm als Vorkämpfer seiner Kirche gegen die Neuerer des sechszehnten Jahrhunderts, sichert seinem Namen auf immer einen ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte.

XXVII.

Literatur.

Der Pauperism in England 2c. 2c. von L. Th. Kleinschrod. 1845. Regensburg bei Manz.

Der Verfasser, welcher England selbst bereiste, hat im vorliegenden Werke eine dankenswerthe Arbeit geliefert. Wir sehen daraus, deutlicher als aus den Declamationen der Journale, bis zu welcher Höhe und durch welche Mißgriffe sich die drückende Last des englischen Armenwesens erhoben hat. Vor der Reformation hatte man, wie wir wissen, noch keine Ahnung solchen Zustandes; die geistlichen Stiftungen waren noch gut genug, die Hungernden zu sättigen und die Nackten zu kleiden; noch hatte die

Habgierde der Nation nicht den spätern großen Umfang erreicht, noch ruhte das Land, ohne in's Kleinliche zerstückt zu seyn, nicht in so gar wenig Händen, und noch hatte nicht die Rivalität der Fabrikherren die Arbeiter in den Stand von Unfreien herabgedrückt. Bald aber wuchs der Nothstand in's Erstaunliche, die gewöhnlichen Hülfsmittel reichten nicht mehr aus, und jetzt muß ein Eilftel der Bevölkerung auf öffentliche Kosten erhalten werden. Es ist wahr, daß Almosen nicht immer der Noth steuert, ja vielmehr, so unrichtig angewandt, wie lange Zeit in England, sie nur steigert; noch weit mehr mußte aber das Letztere der Fall seyn, seit auf dem Almosen nicht mehr die frühere Segensfülle ruhte. Eine fieberhafte Erregtheit war in die Nation gekommen, und hält sie noch in Besitz; das Gleichgewicht von Besitz und Proletariat ging verloren; die Moralität verschlechterte sich gleichfalls in den krankhaften Zuständen, und doch darf man auch die Schlechten nicht dem Schicksale überlassen. Anfangs fand noch kein Zwang statt, Almosen zu geben; bald aber ward die Almosenverweigerung bestraft, und nach und nach ist die Armensteuer in England und Wales von einer halben Million bis über sieben Millionen Pfunde gestiegen. Der Bettel ward verboten, ja wiederholter Rückfall in denselben zeitenweise sogar mit dem Tode bestraft, und dennoch nahm die Zahl der Bettler zu, und die Brauchbarkeit der Arbeiter ab. Die Reichen wie die Armen mußten für die Größe des Staates und seiner Kirche büßen, und schlagende Belege gibt uns die Geschichte des englischen Armenwesens dafür, daß die Engherzigkeit der erstern und die communistischen Strebungen der Armenklasse den eigenen Urhebern verderblich sind, daß sie aber auch nur durch ein wahrhaft religiöses Princip bewältigt werden können.

Bevor nun dieses in England wieder volle Geltung erlangt, sieht man sich genöthigt, das Armenwesen, so sehr auch der Municipalgeist des Engländers, und mit Recht, sich dagegen sträubt, unter die centrale Leitung der Regierung zu bringen. Solcherlei Betrachtungen scheinen uns in dem Buche zu liegen, wenn auch nicht deutlich ausgesprochen; es dürfte aber für Jeden, den das Armenwesen nur einigermaßen angeht, interessant seyn, in die Einzelheiten desselben, so weit sie eben England betreffen, aber auch für unsere Zukunft lehr- und warnungsreich sind, nach den statistischen, historischen, legislativen und administrativen Momenten

eingeführt zu werden, wenn der [illegible] [illegible] geleistet hat. Zwei Hauptgrundsätze sind die nothwendigen Stützen der jetzigen englischen Armengesetzgebung, ohne die sich die Zahl der Armen nur noch stärker mehren würde, nämlich: daß die Werkhäuser nicht den Privaterwerb beeinträchtigen dürfen, sondern an die Zuschüsse des Armenfondes gewiesen sind, und dann: daß die Lage des aus öffentlichen Fonds Unterstützten jener eines unabhängigen Arbeiters der untersten Klasse nicht vollständig gleichkommen soll. Freilich stehen schon oft die Arbeiter der untersten Klassen elend genug da, freilich kann in den Werkhäusern das Familienleben nicht fortbestehen, aber die eiserne Nothwendigkeit gebietet so, und wirklich hat die Anzahl der Unterstützung Suchenden abgenommen. Wir auf dem Continent mögen dabei an die weise Lehre denken: principiis obsta, uns vor Ueberproduction, wie vor Zunahme der Arbeitslosen hüten, und nicht immer großartigen Plänen der Eitelkeit nachhängen, während wir das Wesentliche außer Acht lassen, oder doch ihm nur geringe Sorge zuwenden; uns möchte es sonst noch übler ergehen, da wir außer uns wenig Hülfsquellen haben, und da eben gewöhnlich ein Fehler viele andere Fehler und Leiden hervorruft, die man leider am liebsten nur wieder mit Palliativen curirt. Eine tüchtige Regulierung der Auswanderungen kann auch hierin viel Verlegenheiten ersparen, und ohne Erfolg ist es, sich dagegen zu sträuben, da wir noch keineswegs an der räthlichen Gränze derselben angelangt sind.

Was die Disciplin der englischen Werkhäuser betrifft, so möchten die Straffälle zu viel clausulirt seyn, die Herren Capläne zu wenig zu thun haben; auch ist die Verordnung, daß Niemand zum Gottesdienst einer andern Confession gezwungen werden dürfe, nicht besonders eingehalten worden.

In neuester Zeit hat man begonnen, die Armenkinder in eigene Institute zu sammeln, wo sie nicht bloß unterrichtet, und zwar Knaben und Mädchen in derselben Schule, sondern auch zur Arbeit angewöhnt werden; der Plan dieser Schulen scheint aber etwas gekünstelt. Auch die Armengesetzgebung hat Irland seine Stiefkindslage empfinden lassen; ist dort schon der unabhängige Arbeiter oft dem äußersten Elend preisgegeben, lebt er fast nur von schlechten Kartoffeln, und sieht oft das ganze Jahr kein Fleisch in seiner schlechten Lehmhütte, in der noch dazu meist zwei Fami-

lien zusammenwohnen, wie mag es erst dem eigentlichen Armen gemäß dem oben angeführten Principe ergehen; und doch mußte man einerseits der Vermehrung der Armenzahl, andererseits der Hungersnoth, die in manchen Jahren nach Hunderten dahinraffte, begegnen. Besser mag es gehen, seit O'Connell den Muth des Volkes und dessen Liebe zur Selbsterhaltung wieder gehoben hat. Seltsam klingt es, daß laut Artikel 19 des Armengesetzes kein Geistlicher in den Armenpflegschaftsrath gewählt werden darf; ferner, daß die Höherzahlenden mehr Stimmen haben sollen, obwohl sie dem Volksleben meist ferner stehen, und mitunter nicht geringe Schuld am Elend der Proletarier tragen; auch soll außer in den Werkhäusern gar keine Unterstützung aus öffentlichen Fonds gewährt werden. Verlassen wir das traurige Bild, und wiederholen nur noch dem Verfasser unsern Dank für den gründlichen, wohlgeordneten Beitrag zur Kenntniß des Pauperism in England.

XXVIII.

Nassauische Kammerverhandlungen über katholische Angelegenheiten.

I.

Wer sich dessen erinnert, was in einem früheren Artikel dieser Blätter über die Zusammensetzung der Nassauischen Deputirtenkammer mitgetheilt worden, wird nicht im mindesten darüber in Zweifel seyn, in welcher Weise katholische Angelegenheiten in derselben behandelt werden konnten. Es bedarf keiner speciellen Angaben, um es weiter darzulegen, wie man dort allem Katholischen mit rohem Haß entgegengetreten. Gleichwohl will ich zur Beleuchtung der katholischen Zustände im Herzogthum Nassau auf einige Verhandlungen der Deputirtenkammer sowohl, als der Herrenbank näher eingehen.

Als das Wichtigste nehme ich zuerst das Schulwesen. Ueber die Anstalt, worin sämmtliche Elementarlehrer des Herzogthums gebildet werden, über das Schullehrer-Seminar zu Idstein kam es in der Herrenbank wie in der Deputirtenkammer zu lebhaften Erörterungen. Die sämmtlichen katholischen Elementarlehrer des Herzogthums, das ungefähr zur Hälfte aus Katholiken besteht, werden in einer Lehranstalt gebildet, die man unbedenklich eine protestantische nennen kann, da sowohl der Director, als auch die große Mehrzahl der Seminarlehrer zur protestantischen Confession gehören, und die noch dazu an einem Ort sich befindet, wo wiederholt eine den Katholiken feindselige Gesinnung sich gezeigt, und wo in der letzten Zeit (noch vor wenigen Tagen) das skandalöse Auftreten jener wandernder Prediger der Rongesecte mit mehr Eclat als irgendwo im Herzogthum statt gefunden.

Die Verhältnisse des Schullehrerseminars in Idstein glaube ich nicht besser schildern zu können, als durch wörtliche Anführung dessen, was eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der Landesdeputirtenversammlung, Hr. Schultheiß Höchst von Obertiefenbach, in der Sitzung derselben vom 27. Mai 1846 vorgetragen. In der Sitzung vom 6. April war der Kammer durch ihren Präsidenten angezeigt worden, daß Hr. Höchst den Antrag gestellt habe, es möge eine eigene Bildungsanstalt für katholische Schullehrer errichtet werden. Aus sehr nahe liegenden Gründen nahm derselbe seinen Antrag zurück, um statt dessen „einen Wunsch bezüglich dieses Gegenstandes in's Protokoll niederzulegen.“ In folgender Weise erklärte und motivirte er diesen seinen Wunsch:

„Meinen, in der Sitzung vom 6. April dieses Jahres angekündigten Antrag, daß eine eigene Bildungsanstalt für katholische Schullehrer errichtet werde, will ich als Wunsch in der heutigen Sitzung zu Protokoll erklären, indem ihm als solchem die nämliche Folge von Seiten der Staatsregierung gegeben werden kann, die ihm auch bei der Behandlung als Antrag zu Theil werden könnte. — Zur Begründung desselben

erlaube ich mir Folgendes vorzutragen, und verwahre mich zugleich gegen den etwaigen Einwand, als verlange ich für die Katholiken des Herzogthums etwas Absonderliches, eine Begünstigung, deren sich dieselben anderwärts nicht zu erfreuen hätten. Ich erlaube mir, die verehrliche Versammlung darauf aufmerksam zu machen, daß nicht nur die sämmtlichen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz eigene katholische Schullehrerseminarien längst errichtet haben — Würtemberg im Jahre 1825 zu Gemünd, Baden im Jahre 1824 zu Mörsburg und 1828 ein zweites zu Ettlingen, Kurhessen im Jahre 1830 zu Fulda, Großherzogthum Hessen im Jahre 1820 zu Bensheim — sondern auch, um von andern Ländern zu schweigen, Preußen deren nicht weniger als acht besitzt, zu Braunsberg, Breslau, Brühl, Glogau, Langenhorst, Posen und Trier. — Allerwärts hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß durch Vermischung der Confessionen an den Schullehrerseminarien höchst verderblicher religiöser Indifferentismus herangezogen werde. — Als unser Schullehrerseminarium im Jahre 1817 errichtet wurde, sollte dasselbe ein gemischtes seyn. War es dieß aber in der Wirklichkeit? Die Thatsachen mögen antworten. Der Director gehörte zur evangelischen Confession, beide Conrectoren und drei Nebenlehrer zu derselben. Die Katholiken des Herzogthums, und sie bildeten stets fast die Hälfte der Bevölkerung, sahen sich genöthigt, ihre Söhne, welche sie dem Lehramt widmen wollten, in einer ungemischten und ausschließlich protestantischen Anstalt erziehen zu lassen. Fünfzehn Jahre hindurch dauerte dieser Mißstand, und auch da noch erreichten die Beschwerden der katholischen Unterthanen nichts weiter, als daß im Jahre 1832 ein katholischer provisorischer Hülfslehrer angestellt wurde, und es verflossen weitere neun Jahre, ehe dieser im Jahre 1841 zum ordentlichen Seminarlehrer ernannt ward. Seitdem ist in der allerjüngsten Zeit durch weitere Anstellung eines katholischen Nebenlehrers zwar die dankbar anzuerkennende Absicht zu Tag gelegt worden, der Anstalt zu dem Charakter einer gemischten, mehr paritätischen zu verhelfen.

Allein erstens ist die Direction fortwährend in protestantischen Händen, und da der katholische Geistliche, welcher den Religionsunterricht ertheilt, nicht zu dem ordentlichen Lehrpersonal gezählt, somit nicht stimmberechtigt ist, so erscheint das katholische Interesse bei allen Fragen, welche die Aufnahme der Zöglinge, Vertheilung der Stipendien, das Erkenntniß schwerer Censuren, Ausweisungen, Anschaffung von Büchern zur Seminarbibliothek u. s. w. betreffen, offenbar nicht in dem Maßstab vertreten, welchen ein wirklich paritätisches Verhältniß erheischt. Sodann ist der Ort, wo das Lehrerpersonal sich befindet, Idstein, ein fast ganz protestantischer. Die wenigen dort befindlichen katholischen Familien und das enge Kirchlein, in welchem diese ihren Gottesdienst halten, bieten den katholischen Jünglingen durchaus nicht die Gelegenheit, in den Uebungen der Gebote ihrer Kirche in Haus und Familie und dem Anblicke ihres erhebenden Cultus in einem größeren Gotteshause heranzuwachsen und gekräftigt zu werden zu Männern, die einst zu Lehrern der Jugend in's Land entsendet, dieser in und außerhalb der Kirche vorleuchten sollen. — Der bloße Religionsunterricht, auch der beste und wärmste, reicht hierzu nicht aus. Ein Anderes ist Lehre, ein Anderes Leben. Ich will dieß nur an einem Beispiel zeigen. Wird der Jüngling dem in der Lehre eingeschärften Gebote seiner Kirche: „Du sollst die gebotenen Fasttage wie auch den Unterschied der Speisen halten", nicht allzuleicht im Leben untreu, wird es ihm nicht selbst erschwert werden, sich an den Freitagen u. s. w. der Fleischspeisen zu enthalten, wenn er, wie in Idstein, genöthigt, in protestantischen Familien und mit protestantischen Mitschülern zusammen zu wohnen und zu speisen, vielleicht selten oder nie die Wahl hat zwischen Fleisch- und Fastenspeise, vielleicht auch durch Rede und Schriften an dem Werth dieser und anderer Gebote irre gemacht wird? Ich habe von protestantischen Vätern reden hören, die ihre Söhne nicht an katholische Anstalten schicken möchten, aus Furcht, daß sie von der katholischen Kopfhängerei angesteckt werden könnten. Ich bin

aber der Meinung, daß es viel leichter ist, sich zur Theilnal
am Genusse verlocken zu lassen, als zum Entsagen und
Abbruch thun. Und die mancherlei Klagen über Lehrer,
che sich über die Gebote der Kirche zum Aergerniß der
meinde hinaussetzen, bestätigen diese alte Erfahrung. —
die wenigen katholischen Familien Idsteins bei weitem nicht
erforderliche Anzahl von Kindern darbieten zu den katechet
Uebungen für siebenzig katholische Seminaristen, das will
nur im Vorbeigehen berühren. — Diese Verhältnisse rei
an sich schon hin, meinen Wunsch zu rechtfertigen, daß,
in den andern Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz,
auch den katholischen Bewohnern des Herzogthums ein eig
katholisches Schullehrerseminar bewilligt werden möge. —
erscheint jedoch dieser Wunsch insbesondere noch begründet
die Zahl der katholischen Zöglinge, welche im Jahre 1845
und sechszig betrug, 1846 aber, ungeachtet der Zurückwei
von sechs, die Zahl von ein und siebenzig erreicht. — In
sämmtlichen Schullehrerseminarien Deutschlands ist die Zahl
Zöglinge selten über achtzig, im Durchschnitt weit unter se
zig, und die Männer vom Fach stimmen in der Ansicht
ein, daß nur bei einer solchen mittlern Zahl die Disciplin
der innige Verkehr zwischen Lehrern und Zöglingen gede
könne. Für Idstein ist im Jahre 1846 die Gesammtzahl der
linge auf einhundert und siebenzig festgesetzt. Es hat dies
große Anzahl von Zöglingen schon seit Jahren die Trenn
in Parallelklassen bei zwei Klassen veranlaßt, und es
dasselbe (wenn anders die Anstalt eine dem Bedürfniß, be
ders der katholischen Gemeinden, entsprechende Anzahl von
rern liefern, mithin künftig noch mehr Aspiranten aufneh
soll) auch bei der dritten Klasse geschehen müssen. So
also schon faktisch eine Trennung der die Interessen des
terrichts und der Disciplin gefährdenden allzu großen An
der Zöglinge bewirkt; mein Wunsch bezweckt nur, daß hi
gleichzeitig das Interesse der Katholiken berücksichtigt, daß
nen statt eines protestantischen, oder im besten Falle

gemischten Schullehrerseminars ein eigenes katholisches beständig, nur zu einer katholischen, dem nassauischen Staate des Landes errichtet werde.— Die verehrliche Versammlung wird durch das Vorgetragene meinen Wunsch hinlänglich begründet finden, und ich hege das Vertrauen zu derselben, daß sie ihm ihre Zustimmung nicht versagen, und ihn der Regierung zur Berücksichtigung empfehlen werde."

Bei der auf den vorstehenden Vortrag des ehrenwerthen Hrn. Höchst folgenden Verhandlung blieben die darin angeführten Thatsachen unwidersprochen. Die Jahrelang fortgesetzte Verletzung der confessionellen Parität von Seiten des Nassauischen Gouvernements in einer so wichtigen Angelegenheit tritt an dem einen Beispiel deutlich genug hervor. So möge denn das unbestrittene Factum als den Geist dieser Regierung, die die offenbarsten Rechte der Katholiken mißachtet und verletzt, speciell bezeichnend hiermit in die Rollen der Geschichte eingetragen seyn.

Gegen die Thatsachen, wie gesagt, konnte man nicht reden. So erhob man sich denn gegen das Princip confessioneller Trennung. In diesem Sinne sprachen zwei protestantische Geistliche, der geheime Kirchenrath und designirte Nachfolger des Landesbischofs Hr. Wilhelmi von Wiesbaden, und Hr. Decan Senfft von Usingen; sodann die Advokaten Heeser und Hergenhan von Wiesbaden. Hr. Heeser sagte kurz und bestimmt: „Ich kann den ausgesprochenen Wunsch nicht unterstützen, weil ich möglichste Einheit der Volksbildung in unserm Lande für höchst nothwendig halte, und in confessioneller Hinsicht schon so viele Trennung vorgenommen worden ist. Wenn das jetzige Seminar zu klein ist, so wäre ein zweites, wie das bisherige zu errichten, eher wünschenswerth." Herr Hergenhan, der ein Freund von Phrasen und Tiraden ist, und gelegentlich Stellen aus Dichtern citirt, kam aus dem Hundertsten in's Tausendste, nach Art rabulistischer Advokaten, und verweilte, von dem eigentlichen Gesichtspunkt ableitend und die Sache verwirrend,

namentlich bei Papst Urban's VIII. Abendmahlsbulle, die er, wie er sagte, bei sich in Händen hatte.

Herr Siebert, Gutsbesitzer von Hademar, der den von Hrn. Höchst ausgesprochenen Wunsch theilte, jedoch wenig Hoffnung sah, daß er erfüllt werde, wollte wenigstens die Regierung an die Handhabung der Parität erinnern. „Verschiedene Gründe (sagte er), die für die Theilung des überfüllten Seminars und für die Errichtung einer Anstalt zur Bildung katholischer Lehrer vorgebracht worden, finde ich erheblich. Indessen kann noch längere Zeit vergehen, ehe dieser Wunsch Berücksichtigung erhält. Damit jedoch, wie die Billigkeit es erheischt, unterdessen etwas geschehe, so bitte ich, die Versammlung möge wiederholt der Regierung zu erkennen geben, daß sie wünsche, es möge bei Anstellung der Lehrer am Seminar zu Idstein die Parität der Confessionen in der Art möglichst hergestellt werden, daß auch namentlich bei dem Wechsel des Directors auf die Parität Bedacht genommen werde, indem hierdurch der Zweck theilweise erreicht wird."

Vager und leerer konnte nicht wohl etwas vorgebracht werden, als das, was der Regierungscommissär, geheime Rath Vollpracht, erwiederte. Derselbe erhob sich und sprach: „Es lassen sich über den, von einem verehrlichen Mitgliede gestellten und jetzt als Wunsch in das Protokoll niedergelegten Antrag wegen Errichtung eines eigenen Schullehrerseminars zur Bildung katholischer Elementarlehrer, je nach dem Standpunkte, von welchem man dabei ausgeht, sehr verschiedene Ansichten aufstellen, und ich beabsichtige nicht, mich in die Discussionen hierüber, die in's Endlose ausgedehnt werden könnten, näher einzulassen. Ich beschränke mich nur darauf, die Grundsätze zu bezeichnen, welche die Regierung bei Leitung des öffentlichen Unterrichts beobachtet. Nach der Gesetzgebung des Herzogthums ist die Leitung des gesammten öffentlichen Unterrichts Staatssache, und die Regierung wird weder eine Einrichtung treffen noch dulden, welche eine Abweichung hiervon herbeiführen könnte. Dagegen hat sich die Regierung zur

[illegible] und [illegible] Schullehrerseminar [illegible] [illegible] ich [illegible] Seminar [illegible] Schullehrerseminar [illegible] Seminar [illegible] Schullehrerseminar zu [illegible] [illegible] sich ergeben hat: ob aber diese Unterstützung so groß ist, daß daraus die Errichtung eines zweiten Seminars, welche nach dem Antrag die [illegible] Einrichtung zunächst in Frage kommen soll, mit Nothwendigkeit hervorgehe, kann ich ohne genauere Informationen vorerst nicht beurtheilen. Nach den Ergebnissen einer vor noch nicht langer Zeit vorgenommenen Prüfung hat man Ursache, mit den Leistungen des Seminars vollkommen zufrieden zu seyn, und die größere Schülerzahl hat bis jetzt einen nachtheiligen Einfluß in dieser Beziehung nicht ausgeübt. Was die Besetzung der Lehrerstellen an dem Schullehrerseminar betrifft, so ist es ausdrücklich als Grundsatz ausgesprochen, daß dabei auf confessionelle Parität die möglichste Rücksicht genommen werden soll, und wenn dieses bis jetzt nicht immer hat geschehen können, so hat es in andern Verhältnissen als in der Absicht der Regierung seinen Grund."

Der Präsident der Kammer richtete an dieselbe die Frage, ob sie den von Hrn. Höchst vorgetragenen Wunsch unterstütze. „Ich ersuche Diejenigen, die sich dafür erklären, durch Aufstehen von ihren Sitzen dieß zu erkennen zu geben."

Nur drei Deputirte, die Herren Schütz, Siebert und Baldus, erklärten durch Aufstehen ihre Zustimmung.

II.

Dieselbe Discussion hatte unter den Mitgliedern der Herrenbank statt gefunden. Als Wortführer der Katholiken sprachen hier Graf v. Walderdorff und Frhr. v. Schütz-Holzhausen. Alle andern anwesenden Mitglieder derselben, mit Ausnahme des Frhrn. v. Wintzingeroda, sprachen sich in einer den Katholiken feindlichen Weise aus, und traten auf als die Verfechter der gegen dieselben so lange Zeit hindurch geübten Ungerechtigkeit.

Das, was in der Sitzung der Herrenbank vom 1. Mai 1846 vorgekommen, wollen wir um so mehr auszugsweise hier mittheilen, weil es für die Gesinnungen und Einsichten der Majorität dieser Versammlung einen Maßstab gibt. Was jedoch die Aeußerungen des Hrn. General von Kruse betrifft, so erlauben wir uns die Bemerkung, daß wir dieselben mehr einer momentanen Verstimmung und leidenschaftlichen Erregtheit, als Mangel an Nachdenken und Einsicht zuschreiben.

Nachdem in der angeführten Sitzung die Verhandlungen über den Exigenz-Etat der Landesregierung, die Lehranstalten betreffend, geschlossen worden, nahm Frhr. v. Schütz-Holzhausen das Wort über das Seminar zu Idstein, und äußerte unter Anderm:

„Er erlaube sich einige Worte über einen Gegenstand zu reden, der nicht nur für ihn allein, sondern für einen sehr beträchtlichen Theil der Unterthanen von der höchsten Wichtigkeit sei. Es betreffe die Errichtung eines eigenen katholischen Schullehrerseminars, getrennt von dem bisherigen, an einem katholischen Ort. — Die wahrhaft religiöse Ausbildung derer, welche bestimmt seien, die Jugend zu unterrichten und theilweise zu erziehen, sei zu wichtig, als daß man nicht Alles aufbieten sollte, sie möglichst vollkommen zu erreichen. Dieß könne aber nach seiner Ansicht nur in einer Anstalt geschehen, wo der Director und der Lehrer mit den Schülern von gleicher Confession seien, und wo der Gottesdienst in möglichst würdi-

ger und erhabener Form begangen werde, und so auf jugendliche Gemüther ein tiefer Eindruck gemacht würde. Nehme man auf alles dieses keine Rücksicht, so entstehe leicht ein religiöser Indifferentismus, den er für einen Jeden, besonders aber für den Lehrer, für das Schlimmste halte, was ihn treffen könne. — — Die Wahrheit des eben Gesagten sei auch in andern Staaten faktisch längst anerkannt worden, denn in den meisten deutschen Staaten finde man nach den Confessionen getrennte Lehrerseminarien, und nur im Herzogthume allein bestehe ein paritätisches Institut."

Weiter sprach der Redner davon, wie ihm auch in anderer Beziehung die Trennung des Seminars geboten erscheine. „Er habe Erkundigungen eingezogen, und daraus ersehen, daß die Zahl der Zöglinge in keinem ausländischen Seminar hundert betrage, ja größtentheils unter dieser Zahl zurückbleibe. Das Seminar in Idstein habe im Jahre 1846 hundert und siebenzig Schüler, worunter einundsiebenzig Katholiken. Mehrere Aspiranten hätten wegen Ueberfüllung der Anstalt zurückgewiesen werden müssen, was wegen des stets noch fühlbaren Mangels an Lehrern nicht erwünscht seyn könne. Die Beaufsichtigung und der Unterricht der Zöglinge könne natürlich nicht so umfassend seyn, als dieß bei einer geringen Anzahl der Fall seyn würde. Auch habe man sich schon genöthigt gesehen, das Seminar faktisch durch Errichtung sogenannter Parallelklassen zu trennen, wodurch, wenn der Unterricht nicht leiden solle, die Anstellung mehrerer Lehrer nöthig werde. Wenn diese Trennung nun, statt nach Klassen, nach der Confession vollzogen würde, so dürften sich die hierdurch entstehenden Kosten nur auf die Anstellung eines Directors und weniger Lehrer, so wie auf die Beschaffung eines Schullokals beschränken, und nicht mit dem zu erreichenden Zweck der bessern religiösen Ausbildung der künftigen Lehrer, und Gewährung eines dringenden Wunsches einer so großen Anzahl von Unterthanen in Vergleich zu ziehen seyn. Er schließe mit der Bitte, daß das von ihm Gesagte zur Kenntniß des hohen

Gouvernements gebracht, und dieses dadurch veranlaßt werden möge, den Ständen eine Proposition zur Errichtung eines katholischen Lehrerseminars baldigst vorzulegen."

Hr. v. Kruse: „Er vermöge nicht einzusehen, wodurch eine Trennung der beiden Confessionen in dieser Lehranstalt, resp. die Errichtung zweier verschiedenen, lediglich nach Confessionen getrennten Lehrerseminarien irgendwie motivirt werden könne, man müsse denn die leider schon vorhandene und ohnehin täglich größer werdende Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten noch immer vermehren wollen."

Hr. v. Gagern: „Er sei mit Hrn. v. Kruse durchaus einverstanden, und würde es als einen beklagenswerthen Rückschritt ansehen, wenn man in der Trennung der Schulanstalten nach Confessionen noch weiter gehen wolle, als dieses bis jetzt geschehen. Wenn in andern Staaten eine solche Trennung statt gefunden, so halte er es für sehr erfreulich, daß es im Herzogthume noch nicht so weit gekommen ist."

Hr. v. Zwierlein (der Sohn): „Auch er beklage, daß die Gelehrtenschulen bereits nach Confessionen getrennt seien, und könne nicht wünschen, daß man hierin noch weiter gehen möge."

Hr. v. Marschall: „Er mache nur noch darauf aufmerksam, daß bei weiterer Durchführung einer solchen Trennung der Schulanstalten nach Confessionen, welche er als ein wahrhaft beklagenswerthes Ereigniß bezeichnen müsse, auch eine Separation des gesammten Centralstudienvermögens, je nachdem solches früherhin einer katholischen oder protestantischen Lehranstalt angehört habe, eintreten müsse."

Hr. v. Schütz: „Hiergegen finde er nichts zu erinnern."

Hr. v. Gagern: „Er hebe nur noch hervor, daß die beantragte Errichtung eines katholischen Schullehrerseminars voraussichtlich auch die Scheidung des gesammten Elementarunterrichts nach sich ziehen würde."

Hr. v. Bismark: „Wenn der Religionsunterricht im Seminar confessionell getrennt werde, so scheine ihm dieß ge-

rung; alle übrigen Lehrgegenstände seien seiner Ansicht nach dem confessionellen Gesichtspunkte fremd."

Hr. v. Kruse: „Es lasse sich nicht verkennen, daß eine nothwendige Folge der von dem Frhrn. v. Schütz vorgeschlagenen Maßregel die Trennung des Elementarunterrichts nach Confessionen schon aus dem Grunde seyn werde, weil man dasjenige, was man jetzt dem Schullehrerseminar Schuld gebe, dann den confessionell gemischten Elementarschulen Schuld geben werde."

Hr. v. Schütz: „Wenn in einer Gemeinde die zur Errichtung einer Schule gesetzlich erforderliche Anzahl Kinder einer jeden Confession vorhanden sei, so halte er allerdings auch eine solche Trennung für wünschenswerth."

Hr. v. Wintzingeroda: „Er sehe nicht ein, wie es für den, getrennten Religionsparteien gleich werthvollen und nothwendigen, je nach Zeit, Ort und Persönlichkeiten bald von einer Seite, bald wechselseitig gefährdeten Familien- und bürgerlichen Frieden heilsam seyn solle, daß in sehr verschiedenem Religionsunterricht stehende junge Leute auf einem so engen Felde, wie ein Lehrerseminarium sei, ohne dringende Ursache zusammengebracht werden. Immerhin noch schlimmer und nachtheiliger wäre Gehässigkeit confessionellen Ursprungs, wenn man ihr zeitweise nicht sollte entgehen können, auf ein und derselben Lehranstalt, und vielleicht auf dieser mehr oder weniger im Verborgenen wirkend, als unter getrennten Anstalten."

Hr. v. Kruse: „Wenn aus confessionellen Gründen eine Trennung des Seminars beliebt werden sollte, so müsse er dieß wegen der dadurch voraussichtlich entstehenden Reibungen, und überhaupt wegen der unausbleiblichen Rückwirkungen auf das Herzogthum als ein wahres Unglück für das Land ansehen."

Graf v. Walderdorff: „Die Lebhaftigkeit, mit der die Versammlung den von Hrn. v. Schütz in Anregung gebrachten Gegenstand aufgegriffen und besprochen, habe ihn wahrhaft gefreut, indem sie ihm den Beweis gegeben, daß den

verehrlichen Mitgliedern der Versammlung religiöser Eifer beiwohne. — — Seine innige Ueberzeugung sei, daß Zwietracht und Disharmonie unter den verschiedenen Confessionen eigentlich nur in Religionsunkenntniß ihren Grund habe. Unter Angehörigen verschiedener Confessionen, welche in ihrer Religion tüchtig durchgebildet wären und religiösen Eifer hätten, walte sicher stets wahre Duldung, und werde der confessionelle Friede so leicht nicht getrübt werden. Ein ruhiges Zusammenleben, das auf confessioneller Unkenntniß und Indifferentismus beruhe, sehe er als kein Glück an. — Er müsse sich hiernach mit dem Antrag des Hrn. v. Schütz, welcher eine gründlichere religiöse Durchbildung der katholischen Lehre bezwecke, durchaus einverstanden erklären. Es werde sicher auf die religiöse Bildung, und folgeweise auf die Gesittung des ganzen Volkes den wohlthätigsten Einfluß haben, wenn den Volkslehrern genaue Kenntniß ihrer Religion und religiöser Eifer beiwohne. Mangele den Lehrern gründliche Religionskenntniß und der religiöse Eifer, so werde sich Lauheit in religiösen Angelegenheiten auch im Volk verbreiten, was er als ein großes Unglück für das Land ansehen müsse. — — Nach dem, was in neuerer Zeit in Idstein, dem Sitz des Seminars, in confessioneller Beziehung vorgekommen, könne seiner Ueberzeugung nach in dieser Stadt eine Anstalt zur Bildung katholischer Lehrer mit Erfolg nicht mehr wirken."

Hr. Präs. Möller (Regierungscommissär): „Rücksichtlich der confessionellen Vorgänge in Idstein, die eben berührt worden, habe die Regierung amtlichen Bericht eingezogen; eine Veranlassung zu einer Untersuchung habe sich jedoch nicht ergeben."

Hr. v. Schütz bemerkt hierauf: „daß nach den von ihm eingezogenen Nachrichten die fraglichen Vorgänge sich anders zugetragen hätten."

Hr. v. Zwierlein (der Vater): „Da die Trennung des Seminars nach Confessionen in ihren Folgen leicht dahin füh-

ren könne, die confessionelle Einigkeit zu stören, so müsse er sich gegen eine solche Maßregel aussprechen."

(Wegen vorgerückter Tageszeit wurde die Sitzung geschlossen.)

III.

Ein Antrag, auf den dem Vernehmen nach das bischöfliche Ordinariat großes Gewicht legte, machte der Domherr und Pfarrer, Hr. Schütz, von Elfeld, — den Antrag nämlich, daß der im Jahre 1838 mit der großherzoglich hessischen Regierung abgeschlossene Vertrag, durch welchen Gießen zur katholischen Landesfacultät in der Weise bestimmt wird, daß nur den Nassauischen katholischen Theologen, welche daselbst ihre Studien machen, Stipendien verabreicht werden, — aufgehoben, den katholischen Theologen die Wahl der Facultät frei gestellt, und ihnen die zum Besuch derselben erforderlichen Stipendien verwilligt werden.

In einer frühern Sitzung war von der Kammer der Antrag des Hrn. Decan Senfft von Usingen, daß der mit der hannöverschen Regierung abgeschlossene Vertrag, nach welchem die Universität Göttingen zur Landesuniversität für die Studirenden aus dem Herzogthume Nassau bestimmt wird, aufgekündigt werde, — einstimmig angenommen worden. Es ist nun merkwürdig, wie sich dieselbe Kammer bei dem ganz ähnlichen Antrag des Hrn. Schütz benahm, der freilich die katholischen Theologen betraf, und von der katholischen Geistlichkeit ausging.

In der Rechtfertigung seines Antrags hatte Hr. Schütz bemerkt: „Ich habe bei frühern Landtagen wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß dieser Vertrag aufgehoben und es den katholischen Theologen, unbeschadet ihrer Stipendien, freigestellt werde, eine beliebige Facultät in der oberrheinischen Kirchenprovinz zu besuchen. Als man von Seite der Regierung sich dazu nicht geneigt zeigte, schlug ich einen andern Weg ein; ich empfahl, daß, wenn man denn den Vertrag nicht aufheben wolle, und diesem Vertrage zufolge nur den

Studirenden zu Gießen Stipendien aus dem katholischen Centralkirchenfond verwilligen dürfe, man wenigstens im Interesse der intellectuellen Bildung der Studirenden denjenigen einen unverzinslichen Vorschuß leisten möge, die es vorzögen, ihre Studien auf einer andern Facultät zu machen. Auch das fand keine Berücksichtigung, und ich sehe mich genöthigt, das, was ich bisher als Wunsch ausgesprochen, jetzt als Antrag erscheinen zu lassen. — — Ich muß auf einen Uebelstand hinweisen, der nicht anders als nachtheilig auf die Bildung unserer katholischen Theologen wirken kann. Es sind meistens noch ganz junge Leute, die als Professoren nach Gießen berufen werden. Ich bin weit entfernt, das Talent und die wissenschaftliche Bildung dieser Herren in Zweifel ziehen zu wollen; aber geläugnet kann es nicht werden, daß hier wie allenthalben die Uebung den Meister macht, und daß selbst bei gleicher Befähigung der nachgehende Professor selten das zu leisten vermag, was der bereits erfahrene praktische leistet. Hiezu kommt, daß ein Mann von literarischem Ruf in der Regel in Gießen nicht sehr lange verbleibt, und daß gerade die Ausgezeichnetsten unter den Professoren dem Ruf an andere Universitäten folgen."

Darauf sprach der Antragsteller von den gesteigerten Forderungen, die jetzt an die künftigen Staatsdiener gemacht werden, und fuhr fort: „Von diesen Forderungen sind die katholischen Theologen nicht ausgenommen; sie sollen wie die übrigen Studirenden einem gleich strengen Examen unterworfen werden. Will man aber den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen. Fordert man von den katholischen Theologen eine gleich gründliche Vorbildung, so wäre es ungerecht, wenn man ihnen nicht die Gelegenheit geben wollte, auf diesem Fundament gleichmäßig fortzubauen, sich eine ihrer Vorbildung entsprechende Ausbildung zu verschaffen. Dieses zu bewirken, ist der Zweck meines Antrags. Ich fordere Aufhebung des beregten Vertrags, weil ich jeden Universitätszwang für nachtheilig halte, und nur in der freien Wahl der Facultäten den

Studirenden die Möglichkeit gegeben sehe, sich für ihren künftigen Beruf nöthige, allseitige und gründliche Bildung zu verschaffen."

In dem zur Prüfung des Antrags gewählten Ausschuß, der aus vier Protestanten (den Herren Wilhelmi, Jais, Senfft und Hergenhahn) und einem Katholiken (Hrn. Baldus) bestand, erklärten sich die Erstern gegen, die Letztern für den Antrag.

Herr Baldus sagt in seinem Separatvotum, mit Rücksicht auf den wegen Göttingen von der Kammer gefaßten Beschluß unter Anderm: „Ich will darauf aufmerksam machen, daß die Versammlung bei einer andern Gelegenheit doch offenbar dem Princip gehuldigt hat, daß indirekter Zwang für die Studirenden, der denselben eine freie Wahl unter den Universitäten beschränke, nicht zu billigen sei. Namentlich ist geltend gemacht worden, nicht billigen zu können, daß die Bewilligung von Stipendien an die Bedingung geknüpft werde, eine zur Landesuniversität erhobene Hochschule eines andern Staates zu besuchen. — Die Versammlung hat auch ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß es der Sache nicht förderlich seyn könne, irgend eine Universität zur Landesuniversität zu erheben, wo solche nicht im Lande selbst bestehe. Auch sei eine derartige Bestimmung weder zeitgemäß, noch den Verhältnissen vieler Studirenden entsprechend. Ganz überflüssig sei es insbesondere, eine Hochschule in einem andern Staat zur Landesuniversität für studirende Nassauer zu bestimmen. — Die Versammlung hat sich endlich in dem Wunsch vereinigt, die Regierung zu ersuchen, den Studirenden freie Wahl unter den deutschen Universitäten zu lassen, ohne deßfalls Ansprüche auf Stipendien zu verlieren. Dem bei den Verhandlungen über Göttingen ausgesprochenen Grundsatz huldige ich aus ganzer Seele, und ich werde ihm immerfort und allenthalben huldigen, weil er der gemäßigsten Freiheit und der Gerechtigkeit entspricht. Nach meinem Dafürhalten läßt sich nun aber bei katholischen Theologen so wenig, wie bei andern Studirenden hinsichtlich der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Ausbildung, wofür die

die freie Wahl der Universitätsfacultät aus leicht zu ermessenden, gewiß uns Allen vor Augen schwebenden Gründen erforderlich ist, eine Ausnahme begründen. — Aber auch die Bestimmungen des im Ausschußbericht angeführten landesherrlichen Edicts vom Jahre 1830 treten der Anwendung dieser Grundsätze durchaus nicht entgegen. Der auf den vorliegenden Antrag influirende §. 25 des Edicts lautet wörtlich: „„Ein jeder der vereinten Staaten wird, wo dieß nicht bereits statt findet, für die zweckmäßige Bildung der Candidaten des katholischen geistlichen Standes dadurch sorgen, daß entweder eine katholisch-theologische Lehranstalt errichtet und als Facultät mit der Landesuniversität vereinigt werde, oder daß die Candidaten nöthigenfalls aus den allgemeinen katholischen Kirchenfonds der Diöcese unterstützt werden, um eine auf diese Art eingerichtete Universität in der Provinz besuchen zu können."" Hiernach ist es durchaus nicht geboten, eine Universität, wenn sie nicht im Lande besteht, für katholische Theologen zur Landesuniversität zu erheben. Und will man den Worten: „„um eine auf diese Art eingerichtete Universität in der Provinz besuchen zu können"", einen andern Sinn geben, als ich ihn darin zu finden vermag, so dürfte sich doch gewiß höchstens nur behaupten lassen, daß die katholischen Theologen auf die in der oberrheinischen Provinz bestehenden, oder noch zu errichtenden Universitätsfacultäten angewiesen seien. Der Aufhebung des Vertrags mit der Hessischen Regierung wegen der Facultät zu Gießen ist meiner Ansicht nach nicht das Mindeste im Wege. Eine Aufkündigung ist zulässig, da dieselbe im Vertrag selbst vorbehalten ist. — Mich leitet, ich wiederhole es, nur der Grundsatz: Gestattung möglicher Freiheit und gerechter Gleichheit. Ich trage deßhalb darauf an, daß die verehrliche Versammlung sich in dem Sinne des Antrags dahin aussprechen möge, daß auch den katholischen Theologen frei gestellt bleibe, eine deutsche Universität, wenigstens in der oberrheinischen Provinz besuchen zu können, ohne daß ihnen deßwegen

die Ansprüche auf Stipendien aus den katholischen Central-kirchenfonds verloren gingen."

In der Sitzung vom 9. Mai kam es zur Verhandlung über diese Motive. Der Antragsteller sagte: „Ich befürchte nicht, daß hier andere Motive als bei der Landesuniversität Göttingen Sie leiten werden. Die Verhältnisse sind hier wie dort dieselben. Was also dort den Hauptgrund abgab, gibt ihn auch hier ab. Consequenz ist es, was ich von jedem gebildeten, vorurtheilsfreien Mann erwarte; und Consequenz und nichts anderes ist, was ich von Ihnen verlange. Wie aber auch immer Ihr Urtheil ausfallen mag, mir genügt es, den Antrag gestellt, das Rechte gewollt zu haben. Das Weitere müssen wir dem Publikum überlassen; seinem Urtheil können wir nicht vorgreifen; es mag entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist."

Hr. Siebert: „Der Antrag bezweckt eine gründliche, intellectuelle Bildung der katholischen Theologen. Ich sollte denken, ein solcher Antrag müsse der Versammlung, wie der Regierung willkommen seyn, wo jetzt doch Alles nach Bildung und Fortschritt strebt; und ich kann der Ablehnung eines solchen Antrags nicht beistimmen. Wenn Alles fortschreitet, sollte man doch auch den katholischen Theologen tiefere Bildung nicht verkümmern wollen. Ich bin für den Antrag, und stelle der Versammlung anheim, sich die Sache noch einmal wohl zu überlegen, ehe sie ihre Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit dem Urtheil des Publikums übergibt; denn, meine Herren! das Publikum wird, meiner Ansicht nach, sich nicht reimen können, wie man hier anders, als bei Göttingen, verfahren will, und allerdings die Consequenz vermissen."

Nachdem noch einige Deputirte gesprochen, äußerte sich der Regierungskommissär, Hr. Vollbracht, wobei er unter Anderm, merkwürdig genug, bemerkte: „Abgesehen von der Verabfolgung der Stipendien ist mit der Errichtung dieser Facultät kein Universitätszwang für die katholischen Theologen im Herzogthum verbunden." (Gerade um die Belassung der Sti-

pendien handelte es sich für die, meist dürftigen, katholischen Theologen.) Darauf ward auf den Wunsch des Hrn. Vollbracht die Sitzung in einen sogenannten allgemeinen Ausschuß verwandelt, dessen Verhandlungen geheim gehalten werden. Nachdem die Sitzung wieder eröffnet worden, sagte Herr Hergenhahn unter Anderm: „Die Herren, welche die Versammlung gewarnt haben, sich dadurch, daß sie hier anders verfahren, als bei Göttingen, keiner Inconsequenz schuldig zu machen, und wohl zu bedenken, wie das Publikum darüber urtheilen werde, machen dem Ausschuß jetzt schon den Vorwurf der Inconsequenz, indem sich dieser bereits gegen den vorliegenden Antrag ausgesprochen hat. Die Herren drohen uns gewissermaßen mit der öffentlichen Meinung! Ich glaube aber weder, daß wir mit ihr in Zwiespalt gerathen werden (?!), noch würde ich derselben, selbst wenn es der Fall wäre, meine Ueberzeugung unterordnen.“ Und sehr naiv äußerte sich im Verlauf seiner Rede der angeblich freisinnige Deputirte: „Wenn einer der Herren Deputirten in seinem Separatvotum sich für völlige Freiheit in der Wahl der Universität ausspricht, so bin ich im Allgemeinen (!) allerdings auch dafür. Im gegenwärtigen Falle (!!!) aber haben ohne Zweifel besondere (!?) Gründe obgewaltet, diese Freiheit zu beschränken.“ Sehr natürlich; die Freiheit nimmt man nur für sich in Anspruch, indem man sich vorbehält, gegen Andersdenkende Terrorismus und Willkür ganz nach Belieben auszuüben.

Hr. Siebert, dem das „mit der öffentlichen Meinung drohen“ besonders galt, erwiederte: „die Erklärung, welche ich gegeben, ist meine Ansicht der Sache. Ansichten und Meinungen kann jedes Mitglied in der Kammer frei aussprechen; dieß kann nicht als Drohung angesehen werden.“

Hr. Baldus: „Ich muß auf das zurückkommen, was ich in meinem Separatvotum ausgesprochen habe. Ich habe das Interesse der Studirenden im Auge, und will eben deßwegen nicht Zwang beim Besuch der Universität. Derselbe Grundsatz hat mich auch bei dem früheren Antrag wegen Göttingen

geleitet. Ich will, daß die Freiheit der Studirenden nicht beschränkt werde. Ich muß noch besonders dabei bemerken, daß die, katholische Theologie Studirenden in der Regel unbemittelt sind, und in der Bestimmung, daß ihnen nur in Gießen Stipendien verabreicht werden sollen, allerdings ein indirekter Zwang liegt."

Letzteres war die Erwiederung auf die obige Behauptung des Hrn. Vollbracht.

Der Präsident der Kammer, Kirchenrath Otto, stellte nun die Frage, ob „die Versammlung ihre Zustimmung zu dem Vorschlag des Ausschusses ertheile, daß der Antrag des Hrn. Schütz abgelehnt werde."

Diese Frage ward von 17 (!!) Stimmen bejaht, und nur von vier Stimmen (den Hrn. Schütz, Höchst, Siebert, Baldus) verneint.

IV.

Im Verlauf der vorstehenden Mittheilungen sind mehrere protestantische Geistliche genannt worden, die als Deputirte in der Kammer sitzen, die Herren Wilhelmi aus Wiesbaden, Senfft aus Usingen und Otto aus Herborn. Dagegen ist nur ein katholischer Geistlicher, Hr. Schütz aus Elfeld, aufgetreten. Dieß ungleiche Verhältniß, daß drei protestantische Geistliche und nur ein katholischer in der Kammer sitzen, besteht fortwährend.

Die katholische Geistlichkeit sendet einen, die protestantische dagegen zwei Vertreter in die Kammer, obwohl die Bevölkerung des Herzogthums ungefähr zu gleichen Theilen beiden Confessionen angehört. Der dritte protestantische Geistliche, Kirchenrath Otto, Director des protestantisch-theologischen Seminars zu Herborn sitzt darin als Vertreter des Lehrerstandes. Es wird nämlich der Abgeordnete des Lehrer- oder sogenannten Gelehrten-Standes von zehn Wahlmännern gewählt, von denen unseres Wissens acht der protestantischen Confession angehören, und deren Wahl seit langer Zeit auf den Director des protestantisch-theologischen Seminars gefallen ist.

In Betreff des ungleichen Verhältnisses der Vertretung der Geistlichkeit stellte Hr. Schütz in der Sitzung vom 19. Mai den Antrag: „die Versammlung wolle ihre Verwendung bei der Regierung dahin eintreten lassen, daß die zwischen den Geistlichen der beiden christlichen Confessionen bezüglich der Vertretung in der Deputirten-Versammlung noch bestehende Ungleichheit ausgeglichen, und der betreffende Passus in der Verfassung, in diesem Sinne abgeändert, demnächst den Ständen vorgelegt werde." Er bemerkte dabei unter Anderm: „Vieler Worte bedarf es wohl zur Rechtfertigung eines Antrags nicht, der, wie das Recht und die Billigkeit, so auch die Verfassung auf seiner Seite hat. Zur Zeit, wo dem Herzogthume die Verfassung gegeben wurde, bestanden in demselben noch drei christliche Confessionen, die evangelisch-lutherische, die reformirte und die katholische. Jede dieser Confessionen sollte einen Vertreter bei den Ständen haben. Die Verfassungsurkunde spricht sich wörtlich darüber also aus: „die Inspectoren der evangelisch-lutherischen und der reformirten Geistlichkeit, sodann die Landdechanten der katholischen versammeln sich an einem bestimmten Tage unter dem Vorsitze eines von uns anzuordnenden Commissarius. Eine jede dieser Wahlversammlungen erwählt einen Landesdeputirten; auf völlig gleiche Weise die Vorsteher der höheren Lehranstalten Einen." — Diese Worte der Verfassung bedürfen keiner Interpretation, sie interpretiren sich selbst; nach ihnen sollen, wie die Lehranstalten, so auch die Geistlichen, nach ihren Confessionen durch einen Abgeordneten vertreten werden. Nun haben sich aber die protestantischen Confessionen zu einer evangelisch-christlichen Kirche vereinigt, und es dürfte hier das bekannte: „cessante causa cessat effectus" Anwendung finden. Vergleicht man die Seelenzahl der Katholiken mit der der Evangelisch-Christlichen, so ist, das werden Sie mir zugeben, der Unterschied nicht von der Art, daß die Vertretung, wie sie gegenwärtig besteht, gerechtfertigt wäre. Einige Tausende oder Zehntausende mehr oder

weniger können in dem vorliegenden Falle keinen Ausschlag geben.

Der Antrag kam jedoch nicht zur Verhandlung, da die Kammer schon mit der Sitzung vom 27. Mai geschlossen wurde. Hr. Schütz erklärte in der Sitzung: „Mir genügt es schon, daß die Kammer den Beschluß gefaßt hat, meinen Antrag zur Erörterung bringen zu wollen, und ich behalte mir vor, im nächsten Jahre darauf zurückzukommen."

V.

Die eben erwähnte Schlußsitzung glaubte der Deputirte, Hr. Dresel, Weinhändler aus Geisenheim, nicht zu Ende gehen lassen zu müssen, ohne vor seinen Collegen noch einmal mit einer wortreichen Rede aufzutreten. „Meine Herren! wenn ich am Schlusse des dießjährigen Landtages nochmals in diesem Saal meine Stimme erhebe, zurückblickend auf unsere dießjährige Thätigkeit, auf das, was wir gethan, was wir entweder unvollendet zurückgelassen, oder gar nicht begonnen haben, so kann ich hierbei weder die Absicht haben, Lob noch Tadel auszusprechen, sondern wir wollen uns erinnern der großen Verpflichtungen, welche wir übernommen haben. — Gebunden durch die Enge der Zeit, und Viele von uns noch gehemmt durch die Unbekanntschaft mit den äußeren und gesetzlichen Verhältnissen des Standes eines Deputirten, zu welchem sie das ehrende Vertrauen unserer Mitbürger zum ersten Mal berufen hat, können wir uns eben so wenig bergen, daß wir dasjenige nicht erreicht haben, was wir erstreben wollten, als wir es unsern Committenten verübeln können, wenn dieselben mit dem, was wir beantragt und erreicht haben, nicht besonders befriedigt seyn sollten. — Ich wenigstens für meinen Theil glaube, daß wir es denjenigen schuldig sind, welche uns mit dem höchsten Vertrauen, das der Bürger dem Bürger schenken kann, beehrt haben, hier am Schluß der dießjährigen Diät ein Vertrauensvotum, wenn auch nicht allein für die Regierung, doch besonders für das Volk niederzulegen,

damit man uns, die Nassauischen Deputirten, in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht gänzlich unebenbürtig erkläre unserer Collegen in andern deutschen Ländern, vorzüglich jener in Baden, auf welche, als eine Zierde des Vaterlandes, jeder deutsche Freund von gesetzmäßiger Freiheit und Gleichheit mit Stolz hinblickt. Wenn auch, meine Herren! bisher in diesem Saale noch nicht gestritten worden ist um des Menschen und des Bürgers höchste Güter, um die Hoheitsrechte des Volkes, um das Recht, frei zu denken und frei zu sprechen, wenn noch nicht gerechtet wurde über jene unveräußerlichen Rechte der Menschheit, über allgemeine Religionsfreiheit, über das Recht der freien Association, über das heiligste Recht des Menschen, seine Gedanken vermittelst der Presse vernehmbar zu machen für jedes Ohr, eine Freiheit, welche erkämpft haben alle civilisirten Nationen der Welt, deren das deutsche Volk, das gesinnungstüchtigste und gebildetste von allen, trotz der heiligsten Versprechung zu berauben, nicht allein unter uns, sondern noch weit mehr in England und Frankreich eine unerhörte Gewaltthat genannt wird; wenn wir alle diese Rechte während dieser Diät auch nicht als unser gutes Recht von der Regierung dringend verlangt haben, so können wir doch eines Theils nicht verkennen, daß uns die herzogliche Regierung mit Wohlwollen und Offenheit entgegengekommen, daß sie namentlich, was ihr gewiß zur höchsten Ehre gereicht, und worin sie andern Regierungen als Muster voranleuchtet, sich jeder Einmischung in die Wahlen mit nicht genug anzuerkennender Verfassungstreue enthalten, und uns eben so liberal die Einsicht des Budgets u. s. w. offen gelegt hat; anderntheils aber auch nicht, von kleinlicher Eitelkeit verleitet, bereden, als hätten wir Großes vollbracht und den mächtigen Anforderungen der vollendeten Zeit und den Wünschen des Volkes, die leider schon zu lange fromme Wünsche geblieben sind, vollständig Genüge geleistet. Denn in Erkämpfung aller eben erwähnten und anderer Rechte sind wir hinter den Erwartungen zurückgeblieben" u. s. w. u. s. w. ꝛc. ꝛc.

Die vorstehenden Worte haben wir auch namentlich deßhalb angeführt, um auf das zurückzukommen, was am Anfang eines frühern Artikels über Nassauische Kammerverhandlungen über das Benehmen des Wahlcommissärs, geheimen Rath Vollbracht, in diesen Blättern mitgetheilt worden ist. In das von Hrn. Dresel dem geheimen Rath Vollbracht gespendete Lob können wir nicht einstimmen, und müssen es auf's Bestimmteste in Abrede stellen, daß der Hr. Wahlcommissär „sich jeder Einmischung in die Wahlen mit nicht genug anzuerkennender Verfassungstreue enthalten habe." Wir sprechen hier nur von der Verfahrungsweise desselben in den Fällen, wo für noch zu wählende Deputirte sich keine Stimmenmehrheit gebildet hatte.

Um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, wollen wir den Bericht des „zur Prüfung der Wahl der Landesdeputirten aus der Zahl der Grundeigenthümer des Wahlbezirks Weilburg" ernannten Ausschusses aufschlagen. Nachdem darin mitgetheilt worden, daß nur zwei Candidaten die absolute Stimmenmehrheit erhalten haben, heißt es weiter: „Da noch drei Deputirte zu wählen waren, für welche keine absolute Stimmenmehrheit sich gebildet hatte, so wurden auf die schon bei frühern Wahlen in Gebrauch gekommene Weise von dem Herrn Wahlcommissarius drei Candidaten zur Wahl proponirt, und die Wahlmänner aufgefordert, sich sämmtlich auf eine Seite des Saales zu stellen, und ihre Meinung in der Art auszusprechen, daß diejenigen, welche gegen den zu proponirenden Candidaten stimmen wollten, auf die entgegengesetzte Seite des Saales träten."

Hören wir nun auch, was die Verfassungsurkunde für solche Fälle bestimmt. Es heißt hier im §. 6 also: „In allen Wahlversammlungen ohne Unterschied entscheidet die absolute Stimmenmehrheit. Die Abstimmung über geeigenschaftete Candidaten zu Landesdeputirten wird so oft in der Versammlung wiederholt, bis die absolute Stimmenmehrheit für einen jeden Einzelnen entschieden ist." (Sammlung der landesherrlichen Edikte Bd. I, S. 8.)

damit man uns, die Nassauischen Deputirten, in den Sa
des deutschen Vaterlandes nicht gänzlich unebenbürtig er
unserer Collegen in andern deutschen Ländern, vorzügl
jener in Baden, auf welche, als eine Zierde des V
terlandes, jeder deutsche Freund von gesetzmäßi
Freiheit und Gleichheit mit Stolz hinblickt. W
auch, meine Herren! bisher in diesem Saale noch nicht
stritten worden ist um des Menschen und des Bürgers hö
Güter, um die Hoheitsrechte des Volkes, um das Recht,
zu denken und frei zu sprechen, wenn noch nicht gerechtet w
über jene unveräußerlichen Rechte der Menschheit, über al
meine Religionsfreiheit, über das Recht der freien Asso
tion, über das heiligste Recht des Menschen, seine Geda
vermittelst der Presse vernehmbar zu machen für jedes
eine Freiheit, welche erkämpft haben alle civilisirten Nati
der Welt, deren das deutsche Volk, das gesinnungstüchti
und gebildetste von allen, trotz der heiligsten Versprechun
berauben, nicht allein unter uns, sondern noch weit meh
England und Frankreich eine unerhörte Gewaltthat gen
wird; wenn wir alle diese Rechte während dieser Diät
nicht als unser gutes Recht von der Regierung dringend
langt haben, so können wir doch eines Theils nicht verken
daß uns die herzogliche Regierung mit Wohlwollen und D
heit entgegengekommen, daß sie namentlich, was ihr gewiß
höchsten Ehre gereicht, und worin sie andern Regierungen
Muster voranleuchtet, sich jeder Einmischung in die W
mit nicht genug anzuerkennender Verfassungstreue entha
und uns eben so liberal die Einsicht des Budgets u. s
offen gelegt hat; anderntheils aber auch nicht, von kleinl
Eitelkeit verleitet, bereden, als hätten wir Großes vollb
und den mächtigen Anforderungen der vollendeten Zeit und
Wünschen des Volkes, die leider schon zu lange fromme W
sche geblieben sind, vollständig Genüge geleistet. Denn in
kämpfung aller eben erwähnten und anderer Rechte sind
hinter den Erwartungen zurückgeblieben" u. s. w. u. s. w. x

Die vorstehenden Worte haben wir auch namentlich deßhalb angeführt, um auf das zurückzukommen, was am Anfang eines frühern Artikels über Nassauische Kammerverhandlungen über das Benehmen des Wahlcommissärs, geheimen Rath Vollpracht, in diesen Blättern mitgetheilt worden ist. In das von Hrn. Dresel dem geheimen Rath Vollbracht gespendete Lob können wir nicht einstimmen, und müssen es auf's Bestimmteste in Abrede stellen, daß der Hr. Wahlcommissär „sich jeder Einmischung in die Wahlen mit nicht genug anzuerkennender Verfassungstreue enthalten habe." Wir sprechen hier nur von der Verfahrungsweise desselben in den Fällen, wo für noch zu wählende Deputirte sich keine Stimmenmehrheit gebildet hatte.

Um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, wollen wir den Bericht des „zur Prüfung der Wahl der Landesdeputirten aus der Zahl der Grundeigenthümer des Wahlbezirks Weilburg" ernannten Ausschusses aufschlagen. Nachdem darin mitgetheilt worden, daß nur zwei Candidaten die absolute Stimmenmehrheit erhalten haben, heißt es weiter: „Da noch drei Deputirte zu wählen waren, für welche keine absolute Stimmenmehrheit sich gebildet hatte, so wurden auf die schon bei frühern Wahlen in Gebrauch gekommene Weise von dem Herrn Wahlcommissarius drei Candidaten zur Wahl proponirt, und die Wahlmänner aufgefordert, sich sämmtlich auf eine Seite des Saales zu stellen, und ihre Meinung in der Art auszusprechen, daß diejenigen, welche gegen den zu proponirenden Candidaten stimmen wollten, auf die entgegengesetzte Seite des Saales träten."

Hören wir nun auch, was die Verfassungsurkunde für solche Fälle bestimmt. Es heißt hier im §. 6 also: „In allen Wahlversammlungen ohne Unterschied entscheidet die absolute Stimmenmehrheit. Die Abstimmung über geeigenschaftete Candidaten zu Landesdeputirten **wird so oft in der Versammlung wiederholt, bis die absolute Stimmenmehrheit für einen jeden Einzelnen entschieden ist.**" (Sammlung der landesherrlichen Edikte Bd. I, S. 8.)

Der große Unterschied zwischen obigem Wahlm
der Bestimmung der Verfassung springt in die Auge
kurz zu sagen: an die Stelle des geheimen Scrutinium
öffentliche gesetzt. Die Bedeutung dieser Veränderu
keiner Erörterung.

Jedenfalls würde man jenen Wahlmodus doch
gelten lassen können, wenn der Wahlcommissär diejeni
daten proponirte, die die größte relative Stimmenme
ben. Ueberspringt er dieselben aber, so mag er für
son erhebliche Gründe für sein Verfahren haben, d
der Wähler tritt er jedoch zu nahe, die schon durch
stimmung ihre Meinung ausgesprochen haben. Sin
jetzt durch obigen Modus zu öffentlicher Abstimmung
so tragen dieselben, großen Theils schlichte Landl
Schüchternheit und aus vielfachen Rücksichten Bede
öffentlich zu prononciren, zumal dem hohen Staatsbe
genüber, für den es ja eine Art Beleidigung ist, wei
die andere Seite treten. Mag nun auch zuweilen d
commissär mit einer gewissen Mäßigung verfahren,
bleibt es immer. Ganz unabhängige Leute propon
ten. Am liebsten nimmt er Schultheißen, Oberschul
dgl. Dießmal war freilich unter den von ihm p
Schultheißen ein eben so gesinnungstreuer, als in hoh
befähigter Deputirter, was wir hier, den frühern
gänzend, anzuführen nicht verfehlen wollen.

XXIX.

Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Diöcese Rottenburg.

Zweiter Artikel.

Das Provicariat in Ellwangen und der weltliche Generalvicariatsrath.

Nach dem Tode des Würzburger Bisthumsverwesers, des Generalvicar Schenk von Stauffenberg, übernahm Bischof von Tempe unter gleichem Titel, wie den Augsburger Antheil, so auch den zu Würtemberg gehörenden von der Diöcese Würzburg. Nach der Befreiung des heiligen Vaters aus der französischen Gefangenschaft wurde der geistliche Rath von Keller nach Rom gesandt, um für das Generalvicariat die päpstliche Genehmigung nachzuholen, die demselben im Jahre 1816 durch ein Breve zu Theil wurde. Auf die Bitte des Königs erhielt überdieß der genannte geistliche Rath die Würde eines Bischofs von Evara, das Amt eines Provicarius apostolicus für den Fall der Verhinderung des Generalvicars, und noch das Recht der Nachfolge. Ausdrücklich waren im päpstlichen Breve dem Generalvicar von Hohenlohe all jene Vollmachten übertragen, welche ehemals den Bischöfen von Augsburg und Würzburg entweder von Rechtswegen, oder aus einer Gewohnheit, oder durch ein Privilegium zugekommen waren; allein nach dem Vorausgegangenen wird man sich nicht wundern, wenn diese Vollmachten ein wenig anders, nach dem Gutdünken der Regierung, bestimmt wurden. Zwar durfte der Generalvicar seinen Sprengel von der päpstlichen Genehmigung in Kenntniß setzen; aber der Leser wird kaum seinen Augen trauen, wenn er aus der folgenden

merkwürdigen Urkunde ersehen muß, daß der neue Provicar von der Regierung sich dazu benützen ließ, dem armen Bischof von Tempe die Flügel noch mehr zu beschneiden. Eine (allerhöchste) Verordnung vom 22. October 1816 läßt nämlich den guten Bischof von Tempe Folgendes sagen:

„Nachdem wir zu unserer Erleichterung in den uns obliegenden bischöflichen und Generalvicariats=Geschäften uns veranlaßt gefunden haben, unseren geliebten Bruder, den von Seiner päpstlichen Heiligkeit neu ernannten und geweihten Bischof von Evara, Staatsrath Johann Baptist von Keller, welcher durch ein von dem heiligen Vater an ihn erlassenes Breve aus besonderer Fürsorge für das Wohl der Gläubigen unseres Generalvicariatssprengels die Vollmacht zur dereinstigen Nachfolge in unserem Amte erhalten hat, in unmittelbarer Verbindung mit uns und dem uns anvertrauten Generalvicariat zu bringen, so haben wir, im Einverständnisse mit Sr. päpstlichen Heiligkeit und nach erfolgter allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät, den genannten Bischof von Evara zu unserm Provicar ernannt, und demselben die dazu nöthige Vollmacht ertheilt. Da es nun nothwendig ist, das Verhältniß desselben sowohl gegen uns selbst, als gegen die zu unserem Generalvicariat gehörigen Räthe und die bei der Kanzlei angestellten Personen näher festzusetzen, so wollen wir hiemit, nach genommener Rücksprache (?!!) mit unserm Provicar, dem Bischof von Evara, Folgendes als unabweisliche Norm bestimmt und angeordnet haben:

1) Wird der Bischof von Evara, so oft wir ihn im Falle einer Verhinderung darum ersuchen, die Pontificalhandlungen sowohl in unserem Generalvicarsprengel, als auch wenn sonst von einem auswärtigen Bischof eine Requisition an uns gelangen sollte, der wir zu entsprechen gehindert wären, mit Einverständniß des Letzteren an unserer Stelle übernehmen.

2) Werden wir, wie bisher, das Präsidium in den Generalvicariatssitzungen und in Hinsicht auf alle Vicariatsgeschäfte mit allen daraus fließenden Wirkungen führen.

3) Unser Provicar, Bischof von Evara, welcher uns die Versicherung gegeben hat, daß er sich beeifern werde, in allen Angelegenheiten unseren Wünschen und Absichten entgegen zu

kommen, und sich gemeinschaftlich mit uns zu benehmen, übernimmt das Directorium in den Sitzungen und in der Kanzlei, sorgt für die Beobachtung der erforderlichen Form in der Geschäftsbehandlung, und gibt sein Votum zuletzt.

4) Vermöge des Directorii liegt dem Provicar ob, alle Aufsätze, ehe sie expedirt werden, zu revidiren, und darauf zu sehen, daß in der Kanzlei nichts ausgefertigt werde, worauf er nicht eigenhändig das *expediatur* geschrieben hat,

5) und eben so versieht er alle Expeditionen neben unserer Unterschrift mit der seinigen.

6) So gern wir geneigt sind, in allen Geschäften des Generalvicariats zunächst auf die Ansicht unseres geliebten Bruders, des Bischofs von Evara, Rücksicht zu nehmen, so behalten wir dennoch Uns und unserm Provicar ausdrücklich vor, im Falle der Verschiedenheit der Ansichten die Sache vor den Vicariatsräthen zu reproponiren, und dazu die etwa abwesend gewesenen oder außerordentlichen Räthe zu berufen, wo sodann der Beschluß in der verhandelten Angelegenheit von uns ausgesprochen wird.

7) In allen Gegenständen aber, welche die Mitkenntniß und Einwilligung des Staates vermöge des *jus supremae inspectionis et circa sacra* erfordert, wird unser Provicar, falls er sich mit unsern Ansichten und dem Beschluße des Generalvicariates nicht vereinigt, dadurch alle Collisionen mit der Staatsbehörde zu vermeiden suchen, daß er als Director die Expedition zurückhält, und vordersamst auf Communication mit der geeigneten Staatsbehörde anträgt, um vor der Fassung eines Beschlusses die Ansichten derselben zu erbitten, und die erforderliche Kenntniß aller eintretenden Verhältnisse, auch der einschlagenden Staatsgesetze und Verordnungen zu erhalten, wobei es dem Bischof von Evara unbenommen ist, seine verschiedene Ansicht der Sache in einem besondern Schreiben verschlossen beizulegen.

8) Diese Communicationen mit der Staatsbehörde, namentlich mit dem königlichen Kirchenrath, geschehen in allen auf die Erledigung eines einzelnen Falles sich beziehenden Angelegenheiten und zwar in Form eines Schreibens Unseres Generalvikariats, welches unser Provicar, Bischof von Evara, als Director unterzeichnet und der Secretair contrasignirt. Wir zweifeln nicht, hiedurch im Wege der Vorbereitung und auf eine einfache Weise die Ansichten der Staatsbehörde zu erfahren, und die so wünschenswerthe Uebereinstimmung Unserer Verfügungen mit den Staatsgesetzen und Anordnungen zu erreichen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß Beschlüße wegen allgemeinen Anordnungen, allenfallsige Beschwerden unseres Generalvicariats, so wie rein bischöfliche und persönliche, Uns oder unseres Provicars betreffende Angelegenheiten nur an das königl. Cultministerium in der bisherigen Form gerichtet werden.

9) Im Falle unserer Abwesenheit oder anderer Verhinderungen ist hiemit unser Provicar, Bischof von Evara, autorisirt, pro jure in unsere Befugnisse einzutreten, und unsere Jurisdiction auszuüben, so wie unser Provicar im Falle seiner Abwesenheit oder Verhinderung einen unserer Räthe mit unserem Einverständnisse an seine Stelle und in seinen Angelegenheiten zu substituiren hat.

10) und 11) beziehen sich auf zwei geistliche Räthe, und sind von keinem Interesse.

Nach allen diesen Bestinnmungen werden sich nun, wie wir vertrauen, gleich unserem geliebten Bruder, dem Bischof von Evara, sowohl unsere Generalvicariatsräthe, als das untergeordnete Kanzleipersonal zu achten wissen, und mit diesem Vertrauen finden wir uns um so mehr beruhigt, als wir die Ueberzeugung haben, daß dadurch der Geschäftsgang erleichtert und das Wohl der unserer geistlichen Leitung anvertrauten Gläubigen befördert wird."

Ellwangen, den 22. October 1816.

Franz Karl, Fürst von Hohenlohe,
Bischof von Tempe, Generalvikar.

Diese Bestimmungen sind dem Bischof von Tempe nicht bloß in den Mund gelegt, sondern ihm in Wahrheit aufgedrungen, was daraus hervorgeht, daß derselbe, als am 28. September der Bischof von Evara, Staatsrath von Keller, in der Eigenschaft als Provicar in Gegenwart des königlichen Commissairs Schmitzgrollenburg, damaligen Directors des königlichen Kirchenraths feierlich installirt wurde, gegen die Punkte 5 bis 8 Protest einlegte, und ausdrücklich erklärte, er habe in Stuttgart mit seinem Provicar gar keine Rücksprache nehmen können. Hierauf entgegnete der bekannte Schmitzgrollenburg: daß, was den Punkt 5 betreffe, der Präsident gar nicht unterschreibe, sondern nur der Director; überhaupt aber dürfe er sich als königlicher Commissär auf keine Einsprache einlassen, sonst müßte die Installation unterbleiben.

Ob von Seite des Staatsraths von Keller Einsprache erhoben worden sei, daß er als Provicar zugleich die Rolle eines geistlichen Polizeicommissairs, gegenüber seines Generalvicars, zu übernehmen habe, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben; wohl aber mag er sich später, da er sich über die bekannte schmähliche Aeußerung empörte, die einem machttrunkenen Mitglied des Kirchenraths in unbewachtem Augenblick entschlüpft war: „wir brauchen nur einen Salber, d. h. Weihbischof, alles Uebrige besorgen wir", nicht ohne Beklommenheit an seine dießfallsige Stellung erinnert haben.

Das Generalvicariat brachte im Jahre 1817 zur Erleichterung seiner Geschäfte von freien Stücken die Aufstellung eines weltlichen Rathes in Antrag, auf welchen die Regierung begreiflicher Weise ganz bereitwillig einging; war ja hiedurch doch wieder eine neue Gelegenheit gewonnen, die ohnehin schon so knappen Polizeifesseln noch enger zu schnüren. Zu spät nun erkannte das Generalvicariat das Unglückselige seines Antrags, und wollte der Gefahr dadurch begegnen, daß es seinen Geschäftskreis durch eine eigene Instruction zu normiren suchte, die aber von der Regierung verworfen wurde. In dem auf diese Angelegenheit bezüglichen Erlasse vom 23. Januar 1818 äußerte sich der damalige Minister des Innern, von Otto, in einer Weise, die nur ein zu deutlicher Beleg ist, daß die Gesinnungen der Regierung

gegen die Kirche noch dieselben waren, wie a. 1803. Dieser Erlaß lautet nämlich:

1) Bekanntlich sind die katholischen Einrichtungen, welche Seine Majestät bisher auf eine so wohlthätige und großmüthige Weise genehmigt haben, nur provisorisch und vorbereitend für die künftige definitive Organisation, welche erst durch ein Concordat mit dem päpstlichen Hofe und die davon abhängige Einrichtung eines Landesbisthums festgestellt werden kann. Bis dahin glaubt man Alles bei der Einrichtung belassen zu müssen, wie solche im Jahre 1812 bei Aufstellung eines inländischen Generalvicariats getroffen, und von Sr. Heiligkeit genehmigt worden.

   Die Vereinigung der vormaligen Constanzer Diöcese erforderte die Vermehrung des Personals, ohne den Geschäftsgang zu ändern, und veranlaßte die Zutheilung eines weltlichen Rathes, welchen das Generalvicariat schon in seiner Note vom 22. Mai 1817 selbst in Antrag gebracht hat.

2) Man war darüber vereinigt und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß dieser weltliche Rath als geübter Jurist besonders dazu helfen sollte, bei allen vorkommenden Geschäften die rechtlichen Verhältnisse herauszuheben, und die einschlagenden Gesetze in Vortrag zu bringen, daß er aber, weil er keine geistliche Gewalt hat, in allen Gegenständen des Glaubens, der Lehre und in Allem, was in dem Cultus und der Disciplin unmittelbar daraus abgeleitet wird, keine zählende Stimme haben könne, sondern solche der Berathung und Entscheidung der durch die Weihe und Vollmacht nach kirchlicher Ordnung allein dazu berufenen geistlichen Räthe ausschließend überlassen bleiben müsse.

   Dieses kann aber nicht hindern, daß der Justitiar nicht wirklicher bischöflicher Rath sei, der ganz abgesondert von den Verhältnissen eines königlichen Dieners gleich den bischöflichen geistlichen Räthen die Rechte und das Interesse der Kirche zu vertreten, und so wie die geistlichen Räthe beides in Einklang mit den Verhältnissen zu dem Staate zu bringen hat, von welchem die Kirche aufgenommen, geschützt und dotirt (?!!) ist.

3) So wie Se. Königl. Majestät bei der gleichförmigen Aufstellung und Salarirung eines weltlichen Mitgliedes des Generalvicariates nur diese Absicht mitverbinden konnte, eben so können Höchstdieselben aber auch erwarten und fordern, daß dieser weltliche Rath nicht als untergeordneter Beamter der geistlichen Mitglieder der Kirchenbehörde betrachtet und behandelt werde, den man nur consulendo benützen, dem man nebenbei aber auch Geschäfte, die außer dem Beruf eines wirklichen Mitgliedes des Collegiums liegen, auftragen könne. So wenig sich hiezu ein weltlicher Rath verstehen wird, eben so entfernt werden, wie der Unterzeichnete nicht zweifelt, die geistlichen Räthe seyn, diesen Rath, bloß weil er weltlich ist, nicht als wirklichen Collegen anzuerkennen, und ihm Sitz und Stimme in dem Collegium streitig zu machen.

4) Wenn deßhalb schon jetzt in dem oben bemerkten provisorischen Zustande der inländischen Kirchenbehörde eine Abtheilung des Generalvicariats in Ordinariat und Officialat in Antrag gebracht wird, so muß der Unterzeichnete dagegen bemerken, daß diese Abtheilung bisher nicht statt hatte, und daß es zweifelhaft scheint, ob diese aus frühern Zeiten hergeleitete Einrichtung jetzt noch nothwendig ist, wo die Bischöfe keine Landesherren mehr sind, und die exemtio fori selbst von dem päpstlichen Hofe für die Geistlichen nicht mehr in Anspruch genommen wird, wie die neuesten Concordate mit Frankreich und Bayern beweisen, auch ob eine solche Abtheilung von dem Landesherrn in der Hinsicht genehmigt wird, daß dazu eine besondere Kanzleieinrichtung erforderlich wird, wenn der aufgestellte Kanzleiverwalter davon ganz ausgeschlossen werden sollte. Bekanntlich ist auch in früheren Zeiten diese Eintheilung der katholischen Kirchenbehörde nie allgemein und nur in Deutschland und Frankreich wegen des großen Umfangs der Diöcesen und der Menge der Geschäfte üblich gewesen, vielmehr hat der Vicarius generalis in der Regel beide Stellen in sich vereinigt, und wird auch fast immer von der römischen Curie officialis genannt.

Ohnehin wird Niemand mißkennen, wie schwer es ist, die Geschäfte rein abzusondern, welche eigentlich zum geistlichen

Forum gehören, und bei welchen gar keine Beziehung au rechtliche Verhältnisse im Allgemeinen oder insbesondere au die Gesetze des Landes eintreten könnte, wovon selbst di kirchlichen Strafen und die Disciplinarcorrectio nicht auszunehmen seyn dürften, weil sich im Grunde kein Strafe ohne rechtliche Principien anwenden läßt.

Selbst bei Untersuchungen in Glaubenssachen bleibe immer Rechte der Personen zu berücksichtigen, gegen welch die Untersuchung gerichtet ist, und die Cult- und Disciplinarsachen können leicht das Interesse eines Staates berühren, dessen Bürger verschiedener Confession zugethan sind Bei dieser Schwierigkeit einer genauen Geschäftstrennung würd es am Ende von der willkürlichen Berufung abhängen, o der Justizrath Theil nehmen soll oder nicht, und dadurc könnte leicht Veranlassung zu Mißhelligkeiten im Collegium ge geben werden.

Es versteht sich dabei von selbst, daß es dem Bischo der in der Regel dem Generalvicariat gar nicht anwohn ganz überlassen werden muß, für die spiritualia und mer episcopalia einen Senat von Geistlichen zu berufen, um de ren Rath zu vernehmen, den er aber zu befolgen bekanntli nicht gebunden ist. Ganz anders verhält es sich mit de Generalvicariat, als für die kirchlichen Angele genheiten der katholischen Unterthanen niederge setzte Behörde, welche ein Collegium bildet, de der Generalvicar präsidirt und worin *majora* en scheiden, deren Beschluß der Bischof selbst nic umändern kann.

5) Wenn nun nach all diesem kein Grund vorhanden ist, dies Generalvicariatscollegium in zwei verschiedene Stellen abzu theilen, so kann auch der Umstand, daß einer der bischöfl chen Räthe weltlichen Standes ist, um so weniger eine Ve anlassung dazu geben, als das Collegium eminent aus Geis lichen besteht, indem sechs geistlichen nur ein weltlicher Ra beigeordnet ist, folglich die majora, welche entscheiden, imme von Geistlichen herrühren, der Beschluß oder die Verordnun im Namen des Generalvicariats oder Bischofs ausgeht un Niemand behaupten kann, daß ein Laie eine geistliche Juris

diction ausübe. Es ist aber nicht allein in den vormaligen geistlichen Staaten, namentlich in dem Erzbisthum Mainz, von jeher üblich gewesen, weltliche Räthe den geistlichen Behörden beizuordnen, sondern auch in neuern Zeiten ist dieß wirklich der Fall in Nachbarstaaten, und bekanntlich verbieten die Canones dem Bischof oder Generalvicar nicht, einen Laien zum Rath oder Assessor zu nehmen.

Der Unterzeichnete zweifelt nicht, diesen Bemerkungen werden Se. Bischöflichen Hochwürden und das nachgesetzte Generalvicariat zu der Ueberzeugung führen, daß dieses Collegium seinen einzigen weltlichen Rath, bloß weil er ein Laie ist, von keiner collegialischen Berathung ausschließen könne, und daß derselbe, wie die geistlichen Räthe, ein mitzählendes Votum haben müsse, wobei er sich jedoch von selbst bescheiden wird, daß in allen Sachen des Glaubens, der Lehre und in Allem, was in dem Cultus und der Disciplin unmittelbar daraus abgeleitet wird, seine Stimme nicht mitzählen könne, weil ihm die hiezu erforderliche geistliche Gewalt abgeht. Hiernach muß der Unterzeichnete darauf antragen, daß Se. Bischöfliche Hochwürden diesen Gegenstand nochmal in Berathung des ganzen Generalvicariats nehmen lassen, und dazu den Justizrath Koch um so mehr beiziehen, als die von ihm verlangte schriftliche Aeußerung über diesen Gegenstand indessen bei dem Generalvicariat eingekommen seyn wird, und durch gegenseitiges vertrauliches Benehmen am leichtesten eine Vereinigung erzielt werden dürfte. Indem der Unterzeichnete dem Resultat der nochmaligen Berathung entgegen sieht, gibt er zu erkennen, wie er glaube, daß die noch bestehenden verschiedenen Ansichten über die Dienstverhältnisse des Justitiar als Kanzleiverwalter dadurch am besten sich ausgleichen dürften, wenn dem Justizrath Koch der Auftrag gegeben wird, wie bei allen Collegien eine Kanzleiordnung zu entwerfen, welche die Geschäftsbehandlung und amtlichen Verhältnisse des Kanzleiverwalters genau bezeichnet, in dem Generalvicariat discutirt und festgestellt, sodann durch die unterzeichnete Stelle zur höchsten Genehmigung vorgelegt wird.

Stuttgart, den 23. Januar 1818.

Minister des Innern

von Otto.

Die Allerhöchste Instruction für den weltlichen Rath lautet also:

1) Der weltliche Rath hat allen, sowohl ordentlichen als außerordentlichen Sitzungen ohne Ausnahme anzuwohnen, und ihm steht in allen bei denselben im Vortrag gebrachten und verhandelten Gegenständen eine mitzählende Stimme zu, mit Ausnahme jedoch der rein geistlichen Sachen, bei welchen er aber mit einer berathenden Stimme nicht ausgeschlossen werden kann.

2) Hienach hat derselbe nur eine berathende keine mitzählende Stimme:

   a) bei Allem, was religiöse Dogmen und Maximen, oder das Innere des Glaubens zum Gegenstand hat;

   b) bei Handlungen, welche in Folge der aus dem Wesen und der Grundlage der Religion nothwendig hervorgehenden Meinungen, Glaubens- und Sittenlehren pflichtgemäß unternommen werden;

   c) bei Allem, was zu den inneren wesentlichen kirchengesellschaftlichen Einrichtungen und Formen, sofern solche auf Glaubensunterricht und Sittenleitung nothwendig berechnet sind, gehört. Es sind also hieher zu rechnen: die Gegenstände des Glaubens, des Cultus und der Liturgie, die canonische Institution auf Kirchenstellen, admissio ad curam.

2) Eine mitzählende Stimme soll der weltliche Rath haben, wo es immer von bürgerlichen Rechtsbeziehungen sich handelt, und bei allen jenen Gegenständen, bei welchen das Interesse des Staats und die Rechte der Staatsbürger in irgend eine Berührung kommen, folglich

   a) bei allen Gegenständen der Gesetzgebung, welche nur das Zufällige der Religion und Disciplin betreffen (!!!);

   b) bei Gegenständen der Jurisdiction, in sofern hier eine Communication von Seiten der Staatsbehörden und der Gerichtsstellen mit dem Generalvicariat eintrete, mithin bei Rechtsstreitigkeiten über die Herstellung baufälliger Kirchen und die Wohnung der Geistlichen, bei Bestimmung des beneficium competentiae;

c) bei allen Strafsachen ohne Ausnahme, welche beim Generalvicariat vorkommen;

d) bei allen Sachen des Cultus, die mit dem Staate in Beziehung stehen, z. B. Buß- und Bettage, außerordentliche Andachten, Prozessionen, Wallfahrten. Bei allen diesen und damit verwandten Gegenständen soll der weltliche Rath in Hinsicht der Abstimmung mit den übrigen geistlichen Räthen ganz gleich behandelt werden.

3) In Beziehung auf die Kanzlei des Generalvicariats hat der weltliche Rath:

a) die Aufsicht über das Secretariat, die Registratur und den Schreibtisch, und für die Ordnung in der Kanzlei zu sorgen. Zu diesem Ende nimmt er

b) die nöthige Einsicht von allen Protokollen, ehe sie von dem Secretair zur Registratur abgegeben werden, mit seinem Vdt.;

c) er sorgt für schleunige und richtige Expedition. Der Secretair hat demselben jedes Concept einer Ausfertigung zuerst zur Revision vorzulegen, und nur dann, wenn er sein Vdt. beigesetzt hat, wird es dem Referenten zugestellt;

d) jede Reinschrift, ehe sie dem Directorium zur Unterschrift vorgelegt wird, soll ihm zur Einsicht zugestellt und von ihm bei der Contrasignatur des Secretairs mit einem Zeichen versehen werden (Vc. sind dieß bedeutungsvolle Zeichen);

e) Ihm soll die unbeschränkte Einsicht und der Gebrauch der Registratur offen stehen;

f) wenn er Unordnungen oder Nachlässigkeit bei den Kanzleigeschäften wahrnimmt, so hat er dieselben zu rügen.

Der Unterzeichnete eröffnet diese höchste Entschließung dem Hochwürdigen Generalvicariat, dieselbe in allen Theilen sogleich in Vollzug zu bringen.

Stuttgart, den 25. Mai 1818.

Der Minister des Innern
von Otto.

Es eröffnet einen betrübenden Blick in „die Loyalität“, die, gegenüber dem heiligen Stuhle, hier und in der oberrheinischen Kirchenprovinz überhaupt während der mit demselben gepflogenen Unterhandlungen beliebt wurde, wenn ein vom Minister des Innern, Schmidlin, unterzeichnete Entschließung an das Generalvicariat zu Rottenburg vom 7. Februar 1822 also lautet:

„Dem Hochwürdigen Bischöflichen Generalvicariate wird in Beziehung auf die in dessen Note vom 10. d. Mts. gegen die Wiederbesetzung der erwähnten Rathsstelle enthaltene Einsprache in Gemäßheit der angeführten allerhöchsten Entschließung bemerkt, daß die Frage über die Aufstellung eines weltlichen Justizrathes bei dem künftigen Domcapitel kein Gegenstand der Verhandlung mit dem heiligen Stuhle hat seyn können, noch auch künftig seyn wird, daß vielmehr Seine Königliche Majestät Ihre Entschließung hierüber, wie solche dem Generalvicar eröffnet worden ist, längst gefaßt haben, worauf Höchstdieselben unabänderlich bestehen, und das bischöfliche Generalvicariat auf jene frühere Entschließung verwiesen haben wollen.“

Ein fast unmittelbar darauf folgender Erlaß des königlichen Kirchenraths vom 16. Febr. 1822 wiederholt die Instruction des weltlichen Rathes vom 25. Mai 1818, und schließt mit den Worten:

„Endlich darf der Justizrath Nichts zugeben, was gegen die Gerechtsame, das Wohl des Staates oder gegen die öffentliche Ruhe laufen würde. Den Sitz hat derselbe, wie bisher, nach den geistlichen Räthen zu nehmen, unbeschadet seines persönlichen Vorranges vor den jüngern, mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Domcapitularen.“

Dieser schmähliche Argwohn, der in einer geistlichen Behörde immerdar eine Rotte Meuterer oder Aufrührer voraussetzt, der aus Vorsorge das spanische Hemd umgelegt werden müsse, ist doch gewiß ein offener Beweis, wie unwillkürlich sich in den Argwöhnischen das Bewußtseyn des absoluten Widerspruches ihres Staatskirchensystems mit den Grundsätzen und dem Wesen der katholischen Kirche geltend macht.

Sollte es nun auch wahr seyn, was einmal in der würtembergischen Ständekammer Domdecan v. Jaumann in Widerspruch

mit den angeführten Urkunden behauptete, daß der weltliche Rath wohl Sitz, aber nicht Stimme im Domcapitel habe, so ist doch so viel gewiß, daß derselbe bei dem collegialischen Geschäftsgange als Kanzleidirector jeden Erlaß des Bischofs, der nicht per majora zu Stande gekommen ist, durch Verweigerung eines Vdt. verhindern kann, wie dieses schon auch der Fall war; überdieß bewacht dieser apocrisiarius des Ministers jeden Laut und jede Gebährde der Capitularen, um nöthigen Falles dem Ministerium hierüber Mittheilungen machen zu können. Bei den bekannten Eigenschaften des Domcapitels hat er jedoch nicht, wie ein napoleonischer College auf dem Concilium zu Paris den rücksichtslosen Freimuth des damaligen Erzbischofs von Bordeaux und dessen Worte zu befürchten: „monsieur le commissair vous es ici de la part de l'empereur pour garentir la liberté des voix, et vous voyez, que j'en profite.

XXX.

Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen.

Zwei Ereignisse, deren Kunde sich von Berlin aus in den jüngsten Wochen verbreitete, sind durch ihre Bedeutsamkeit innerhalb und außerhalb Preußens vielfach der Gegenstand des öffentlichen Urtheils geworden; wir meinen die beabsichtigte Gründung zweier Zeitungen, einer protestantischen in Berlin, einer katholischen in der Rheinprovinz, und die Ernennung des Hrn. v. Düesberg zum Finanzminister. Beides können wir im Allgemeinen erfreuliche Zeichen der Zeit nennen, durch welche sich auf's Neue der wohlwollende, Gerechtigkeit liebende Sinn Friedrich Wilhelms IV. einen Anspruch auf den Dank aller preußischen und deutschen Katholiken erworben hat.

Das Erstaunen, welches die Ernennung eines Katholiken zum Finanzminister — bis dahin ein unerhörter Fall in den preußischen Annalen — erweckte, beweist, wie sehr man sich gewöhnt hatte, die Zurücksetzung der Katholiken als den natürlichen normalen Zustand anzusehen, und welchen Einfluß die Phrasen von Parität und Toleranz auf das wirkliche Leben ausübten. Es mögen die Empfindungen vielfach denen ähnlich gewesen seyn, welche die alten römischen Patrizier hegten, als der Erste aus den Reihen der Plebejer zu der Würde eines Consuls gelangte, nachdem auch hier die Parität in der Theorie längst anerkannt war.

Wir wollen hoffen, daß hiemit ein Hauptring in der alten Zauberkette gebrochen sei. Freiherr von Loe hat bekanntlich auf dem jüngsten rheinischen Landtag, wie die Historisch-politischen Blätter seiner Zeit erwähnt, mit seinem gewohnten Freimuthe auf das grelle Mißverhältniß beider Confessionen in den höheren Regionen des Staatsdienstes nicht mit vagen Phrasen, sondern mit selbstredenden Ziffern hingewiesen; möge daher mit der Ernennung des ersten katholischen Ministers ein Anfang gemacht seyn, diesem allgemein gefühlten und laut beklagten Mißstand ein Ende zu machen; mögen dem katholischen Minister auch katholische Räthe, katholische Generale in der Armee und katholische Präsidenten in den Provinzen zur Seite treten, und die Parität der Confessionen in dieser Beziehung endlich eine Wahrheit werden. Niemand wird davon einen größeren Vortheil ziehen, als die Regierung selbst, indem dadurch einerseits ein wesentlicher Grund der Mißstimmung der Gemüther wegfällt, und sie selbst, die Regierung nämlich, nicht ferner mehr nur einseitig von höheren Organen der einen Confession in den Angelegenheiten der anderen bedient, vor Mißgriffen bewahrt wird, die sie, selbst bei dem besten Willen, aus Unkenntniß der Sachen und Personen, fast nicht vermeiden könnte.

Auch die Gründung zweier neuen Zeitungen können wir mit aufrichtiger Freude nur willkommen heißen. Einer Seits

sehen wir auch darin einen Fortschritt zur wahren Toleranz, daß sich die Regierung, seien ihre Gründe welche sie wollen, endlich bewogen gefunden hat, nach der ertheilten Concession für die Oderzeitung,[1] auch in die Gründung einer katholischen Zeitung für die Rheinprovinz zu willigen. Auch dieß beweist größere Nachgiebigkeit gegen gerechte Forderungen, die früher abgewiesen wurden, was ebenfalls auf dem jüngsten rheinischen Landtag zur Sprache kam. Anderer Seits muß es uns nicht minder erfreulich seyn, zu sehen, daß achtbare Männer, wie die Unterzeichneten, an die Spitze des Berliner Unternehmens treten. Möge dadurch der Armseligkeit und gänzlichen Nichtigkeit des Berliner Zeitungswesens, dessen sich Preußen und Deutschland so lange schämen mußten, der Todesstoß versetzt werden. Allein auch schon der Versuch, dieser Misere entgegenzutreten, verdient unseren Dank. Bedurfte Preußen, bedurfte Deutschland jemals, daß Männer von achtbarem Charakter, von gereifter Erfahrung, gleich erhaben über kriechende Augendienerei der Regierung, wie über schmeichlerische Popularitätssucht sich an die Spitze großer Organe zur Leitung und Aufklärung der öffentlichen Meinung stellten: so ist dieß gewiß gegenwärtig im höchsten Grade der Fall, wo die Verwirrung mit jedem Tage wächst, wo überall die Flammen aus dem vulkanischen Boden aufschlagen, wo unsere ganze Existenz jeden Augenblick in Frage gestellt wird, wo die größten socialen Fragen zu lösen sind, und die alten Palliativen nicht mehr vorhalten wollen, wo die Kräfte der Zerstörung im Sturme glaubens- und gesetzloser Leidenschaften, von Genußsucht getrieben, auf alles Bestehende losstürmen, und ihnen, wie sie in Jungen und Alten toben, gegenüber eine abgenutzte Maschine steht, die sich selbst der freien Bewegung beraubt hat, und nun keinen Rath weiß, den Sturm zu beschwören, der ganz außer ihrem Calcül lag.

Die Anerkennung, die wir bereitwilligst allem Löblichen, was dem Unternehmen der beiden Zeitungen zu Grunde liegt, gezollt haben, wird uns hoffentlich nun auch berechtigen, unsere

Bedenken zu äußern, welche das Programm, das Einzige, wa
bis jetzt zur Beurtheilung der Ausführung vorliegt, in uns er
weckt hat. Nur eine Bemerkung müssen wir vorausschicken
da nämlich, so viel die Sache bisher bekannt geworden, di
Regierung hiebei nur in so weit betheiligt ist, als sie die Con
cession ertheilt hat: so treffen die folgenden Bemerkungen nich
sie, sondern die Unternehmer, die uns für ihr Programm ein
stehen müssen. In wie weit die Regierung selbst die eine die
ser Zeitungen oder beide durch Subventionen unterstützen, un
ihrer freien Entwickelung fördernd oder hemmend gegenüber tre
ten wird, bleibt vorläufig außer Betracht, da es der Zukunf
angehört.

Noch einen Umstand müssen wir hier erwähnen. Ma
sollte denken, wenn Etwas für die Oeffentlichkeit geeignet sey
müsse, so wäre es doch wohl das Programm einer Zeitung
welches gleichsam ihre Thronrede bildet. Wie jedoch öffentlich
Blätter berichteten, that der Geh. Reg. Rath Brüggemann
der dieß Programm zuerst an den Rhein brachte, damit äußer
geheim; nur sehr Wenigen wurde es unter dem Siegel de
höchsten Verschwiegenheit, wie ein Staatsgeheimniß, dort mi
getheilt. Und doch verkündete dies Programm die Nachrich
von der ertheilten Concession eines katholischen Blattes; es wa
gewissermaßen im Namen beider Blätter als ihre Einleitun
geschrieben und bestimmt, Theilnahme und Mitarbeiter zu ge
winnen. In diesem Sinne wurde es auch in der That von seine
protestantischen Theilnehmern solchen, sowohl in Preußen als au
auswärts, die man für gesinnungsverwandt hielt, mitgetheil
ohne daß man an eine Geheimhaltung gedacht hätte. Dadurc
trat denn der höchst seltsame Umstand ein, daß man z. B. i
Bayern dieß Programm kannte, daß es in Gesellschaften be
sprochen wurde, daß die Augsburger Allgemeine (s. Num. 214 u
215 Beilage) Auszüge mit begleitenden Bemerkungen mittheilte
während in Rheinpreußen Männer, die man in öffentlichen ka
tholischen Angelegenheiten gewohnt ist, an der Spitze zu sehen
kaum Bruchstücke dieses dort so geheim gehaltenen Manifeste

zu Gesicht bekommen konnten. Woher dieser Gegensatz? Lag der Grund dieser Geheimhaltung etwa darin, daß der Geh. Reg. Rath Brüggemann mit dem von ihm unterzeichneten Programm selbst nicht zufrieden war, und daß er davon einen ungünstigen Eindruck auf die rheinischen Katholiken befürchtete? Wir wissen es nicht; allein wir sind fest überzeugt, er hätte in diesem Falle dem zu gründenden Blatte einen besseren Dienst erwiesen, wenn er, statt jener diplomatischen Reserve, mit Andeutung der schwierigen Umstände, frank und frei seine theilweise Unzufriedenheit mit dem ungenügenden Programm ausgesprochen hätte, und überhaupt offen zu Werke gegangen wäre. Er hätte dadurch viel eher Vertrauen erweckt, während er jetzt, wie wir fürchten müssen, die öffentliche Meinung, die ohnehin einem solchen Unternehmen, das einen halb officiellen Anschein trägt, nicht allzu günstig ist, nur mit doppeltem Mißtrauen erfüllt hat, so daß die Verwirklichung des projectirten Blattes, wenn nicht schon gar aufgegeben, so doch in's Unbestimmte vertagt erscheint. Doch wir wollen dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen, und theilen daher das Actenstück selbst in seinem ganzen Umfange mit; sie mögen dann urtheilen, worin die Besorgnisse Brüggemanns ihren Grund haben mochten.

Programm.

Es ist zunächst in Berlin ein Kreis von Männern zusammengetreten, um ein neues Zeitungsunternehmen zu gründen. Dieser Kreis wendet sich an Alle, denen ernstlich daran liegt, die großen Fragen der Gegenwart auf friedlichem Wege gelöst zu sehen. Er setzt bei den Gleichgesinnten voraus, daß sie an eine nicht etwa erst künftig kommende, sondern jetzt schon, ob auch mangelhaft bestehende sittliche Weltordnung glauben, daß sie die Ueberzeugung haben, es vernichte alles gewaltthätige Auflösen des Bestehenden das Gute mit dem Schlechten, das Gute, das überall, wie verborgen auch vor dem oberflächlichen Blick, da ist, und das nur der richtigen Pflege und

Theilnahme bedarf, um aus sich und im Guten das Schlechte zu überwinden.

Das beabsichtigte publicistische Unternehmen soll also diesen Sinn des Rechts vertreten, und die dem selbstsüchtigen Streit und der offenen oder verkappten Gewalt abzugewinnenden Güter dieses Rechts wie seine eigenen theuersten betrachten. Daher erscheint es zunächst als eine Opposition gegen die Oppositionspresse, aber auch so nur gegen diejenigen Organe derselben, die dem Bestehenden, weil es besteht, feind sind, und zu seinem Sturze es entweder offen anlaufen, oder so weit sie dieß nicht können, heimlich untergraben, unbekümmert um das, was unter den Trümmern mit verschüttet werden wird. Unsere Opposition dagegen aber wird, weit entfernt Schmähung einer vermeinten Bosheit zu seyn, sich immer nur mit dem Princip des Gegentheils auseinander zu setzen suchen, aus den schwachen Angriffsmitteln nur auf die Schwäche des Princips weisen, ohne mit jenen selbst den Partisankrieg subjectiver Empfindlichkeit zu führen. Die Böswilligen suchen wir nicht in den Parteien; wir finden sie in unserer Nähe oft genug und unter den Fittigen unseres eigenen Paniers.

Unser Unternehmen schließt aber selbst die Opposition nicht aus, so fern es sich frei nach jeder Seite hin gegen jede kehren will, von der bewußt oder unbewußt die Kräfte des zerstörenden Princips gestärkt werden könnten.

Alle Spannungen der Zeit fallen innerhalb des Verhältnisses zwischen Staat und Volk, Regierende und Regierte; denn auch die socialen Fragen werden und müssen innerhalb jenes Verhältnisses entschieden werden, da in letzter Instanz stets der Staat als die höchste Gewalt in der Gesellschaft sein ausschlaggebendes Wort sprechen muß.

Es ist aber ferner alles Bestehende als solches concentrirt im Staat und seiner Regierung, denn unter ihr ebben und fluthen die Elemente des gesellschaftlichen Lebens, die Staatsregierung faßt sie in ihre Dämme ein. — Soll also für's Bestehende in die Schranken getreten werden, so muß ein Organ, wie

das beabsichtigte, Freund der Regierung seyn, Freund und eben deßhalb nicht Knecht oder Diener. So nur kann es, was es in gleicher Weise seyn will und soll, Freund des Volks, Vermittler zwischen Beiden bleiben.

So wenig das Volk, die Regierten, wenn sie die Regierung sich gegenüber sehen, wenn sie diese außer sich wissen (was auch von der rein demokratischen Repräsentationsform des Staats nicht beseitigt wird), im Stande sind, Wollen und Thun der Regierung klar und unbefangen wie ihr eigenes Herz zu durchschauen, so wenig ist umgekehrt die beste Regierung überall im Stande, von ihrer natürlichen Stellung aus sich ganz in das Wesen des Volks zu versenken. Es ist da ein Zwischenraum vorhanden, der um so größer und bedeutender wird, je mehr das eigenthümliche Leben auf jeder Seite in sich rege geworden, dasjenige zu seyn strebt, was das Ganze durchdringe.

Daß der Staat, die Regierung zu weit greife, von sich aus das ganze Geschäft der Leitung des gesellschaftlichen Lebens übernehmen wolle, ist eine auch heute noch viel gehörte Klage, deren Grundlosigkeit nur der falsche oder schwache Freund des Bestehenden behaupten kann. Die Ueberzeugung aber, die auch wir theilen, daß dieses in bester Absicht geschieht, hebt den Uebelstand nicht auf. Daß das Volk zu weit greife, die Sphären seiner eigentlichen Bethätigung überschreite, ist nicht weniger wahr.

Bei dem vorhandenen und von Niemand zu leugnenden Zwiespalt den ersten Schritt zur Wiederausgleichung durch die Regierten gleichsam als ihre Schuldigkeit thun zu lassen, kann nur eine kurzsichtige und der Regierung scheinfreundliche Meinung fordern. Das Volk bewegt sich nach Trieben, die Regierung mit Bewußtseyn. Dem Wissenden und dazu dem, der durch seine ganze Stellung an's Handeln gewiesen ist, gebührt die Initiative. Sie ist seine Ehre, wie das Siegel seiner Macht. Daher wird eine weise, innere Staatspolitik aus dem zum Theil schon verlassenen Weg noch weiter ausbeugen, wird

fortfahren, für die eigene sociale Bethätigung des Volks innerhalb seiner selbst in den verschiedenen natürlichen Kreisen, und zwar in allen — Raum zu schaffen, sich aber in den still und hoch überwachenden Mittelpunkt des Staatslebens, der zugleich damit der energische Punkt der nun frei gewordenen Thätigkeit nach außen ist, zurückzunehmen, und dadurch auf ihren rechten Standpunkt emporzuheben. Hat sie sich selber erst gestellt, das Volk so gestellt, dann kann sie den Feind, sollte er wirklich als ein Eindringling im Volke leben, fest und ohne ihn weiter mit dem Volke selbst zu verwechseln, in's Auge fassen, dann hat sie die rechte Waffe in der Hand, ihn zu vernichten, aber auch dann erst ist die Möglichkeit eingetreten, daß das organisch „voll" entwickelte Volk als Ganzes der Regierung gegenüber gefahrlos, vielmehr das Gesammtwohl fördernd zur Erscheinung kommen kann.

Wenn Preußen (und von ihm soll unser Unternehmen, das in Preußen sein Daseyn findet, besonders reden) als europäischer Großstaat den andern Weltmächten gegenüber das geistige mehr als das materielle Gewicht in die Wagschaale legen kann, und seine Aufgabe hier eine weniger dankbare ist, so steht es dafür als Glied des deutschen Bundes um so zukunftreicher und größer da. Auf eine natürliche Weise, ungesucht, Gewicht und Ehre weniger nehmend als empfangend, werden ihm, werden seiner, wenn nicht nur besonnen, sondern auch hochherzig geführten Politik herrliche Loose zufallen. Denn die deutsche Zukunft, die deutsche Einheit, jetzt durch den Zollverein, Süddeutschlands Gedanke, Preußens Werk, in commerciellem Sinn neu angebahnt, beruht zum großen Theil auf Preußen, kann nur durch seine fördernde Mitwirkung, in freier Verbindung mit anderen kleineren, rein deutschen Staaten zur Reife und Wahrheit gelangen, und so sich die neue zur vollen Ergänzung des Gesammtvölkerlebens noch fehlende Großmacht, Europas Herz in die Weltgeschichte einführen.

Zeit und Kraft für die Staatsregierung Preußens, sich mit dieser Frage der äußern Politik, die zugleich wieder zur

innersten, weil zur nationalen wird, immer großartiger zu be-
fassen, geht aus jenem richtigen Verständniß der eigenen inne-
ren Politik hervor. Die Liebe der andern deutschen Stämme
kann nichts Kleines für Preußen, seine Regierung und sein
Volk seyn. Nie mehr sollte diese Liebe dadurch zurückgedrängt
und selbst in entgegengesetzte Gefühle verwandelt werden, daß
preußische Organe der öffentlichen Meinung, statt zu warten
bis das Lob aus der Mitstämme Mund ertönt, und zu wirken,
daß es ertöne, die Posaune einer Selbstverherrlichung und Er-
hebung über die andern erschallen lassen, die zum wenigsten
das tiefste Gefühl, was der Mensch im irdischen Gesellschafts-
verband hat, das nationale, das deutsche kränkt. Von den
besten Preußen ist übrigens dieser Geist in allen Zeiten abge-
wiesen worden, und namentlich seit den Scharnhorst's und
Stein's ging der Saame einer deutschen Gesinnung in Preußen
nie aus. Preußen hat seine eigene Geschichte vor bald zwei-
hundert Jahren glänzend begonnen, und glänzender als irgend
ein anderer Staat schon vor bald hundert Jahren auf ihre
Höhe geführt. Seine deutsche Geschichte hat es vor dreiund-
dreißig Jahren mit Opferkraft angefangen, ihre Fortführung und
Vollendung ist von nun an die erhabene Aufgabe seiner großen
Politik.

Indem wir dieses besonders festhalten, wünschen wir, daß
das beabsichtigte Unternehmen Freunde, Mitbegründer, thätige
Theilnehmer, so weit die deutsche Zunge klingt, finden möge.

Praktisch ist die Zeit durch und durch geworden — von
der überall nun knarrenden Maschine an bis zu den letzten und
höchsten Fragen des menschlichen Gemüths nach Gott und gött-
lichen Dingen, die nicht mehr theoretisch durch die Philosophie,
vielmehr durch die lebendige Theologie entschieden werden sollen.

So ist es denn auch geschehen, daß fast ohne Ausnahme
alle politischen Zeitungen eine gewisse religiöse und kirchliche
Färbung angenommen haben. Wo dieß, wie bei manchen je-
doch als ein von außen Auferlegtes nicht aus dem wesentlichen
Streben des Blattes Hervorgegangenes erscheint, kommt auch

eine vielfach störende, und das Vertrauen und die sonst tüchtige Haltung des Blattes schwächende Unangemessenheit zu Tag. Denn wir sind der Meinung, daß nichts durch ein Blatt sich bewegen soll, was sich nicht aus seinem Kern hervorbewege.

Wir wollen, daß unser Unternehmen jeder Zweideutigkeit und Trübung fern bleibe. Wir stehen auf der Seite des positiven Christenthums; aber nichts desto weniger bleibt unser Unternehmen ein politisches. Es werden die Grundsätze, nach denen das Gesammtleben der Gesellschaft zu beurtheilen ist, zunächst immer aus dem Staatszweck abgeleitet werden, der kein anderer ist, als die Fortbildung des Rechts zum Wohl Aller; aber wir wollen es nicht für ein Geringes halten, daß eben diese Grundsätze in vollem Einklang mit dem Wesen der christlichen Kirche stehen, die ihre eigene Aufgabe nicht außerhalb des christlichen Staates, sondern in der gegenseitigen Durchdringung mit ihm lösen will, deren Ziel zwar jenseits, deren eigene Dießseitigkeit aber ein dem Staat und ihr Gemeinsames ist.

Damit aber auch hier das Unbestimmte und Unlebendige bloßer Abstraction vermieden und aus dem Bestehenden gewirkt werde, so ist die Absicht, zwei Blätter zu gründen, entsprechend den beiden großen Confessionen der abendländischen Christenheit, Deutschlands und Preußens.

So gewiß ein äußerliches und oberflächliches Vermengen, eine Gleichgültigkeit gegen die bestehenden geistigen Unterschiede auf dem religiösen Gebiet keine bessern Erfolge hat, als die Polemik der Persönlichkeiten, die nicht die Wahrheit, sondern nur das Ihre sucht: so gewiß ist auch, daß eine ernste Vertiefung beider Confessionen in ihr eigenes Innerstes, eine von Würde und Wahrhaftigkeit getragene gründliche Auseinandersetzung vor allem Andern dazu dienen muß, den bürgerlichen, den sittlichen Frieden, die politische Eintracht für die großen Zwecke zu fördern, zu deren Erreichung unser Unternehmen in dieser Zeit seinen Beitrag liefern soll. Jedes der beiden Blätter wird, nicht indem es den Lobredner, sondern indem es den

freimüthig ernsten Beurtheiler der Zeiterscheinungen seiner Kirchengemeinschaft macht, das gemeinsame, sittliche und politische Ziel verfolgen, und durch solche Freiheit seine Unabhängigkeit auch nach dieser Seite, wie die ächte Verbrüderung, die zwischen beiden Blättern besteht, zeigen.

Wir haben für beide Blätter die Hauptgesichtspunkte ihrer Haltung und Leitung angegeben. Was alle andern in der Gegenwart sonst lebhaft angeregten Fragen betrifft, so hoffen wir, daß sie an ihrem Ort und zu rechter Zeit so besprochen werden, daß man erkenne, wir seien nicht gegen die Sache, sondern nur gegen ihre einseitige, durch Uebermuth und Leichtsinn, durch Leidenschaft und Haß verunreinigte Betreibung.

Auch wir gehören dem Volke an, — aber die öffentliche Meinung scheint uns, betrachten wir den Kreis sämmtlicher Organe derselben, noch nicht geschlossen. Es bleibt vielmehr eine Pforte offen, vielleicht kleiner und enger, als die andern vorausgebauten Triumphbogen, — doch steht die Hoffnung, die dieses Programm dictirt hat, fest: daß der beste Theil des deutschen Volks, der ernstere, gewogenere, sittlich strengere, der Mannestheil diesen Durchgang mit uns suche. Die jüngste Zeit hat das richtige Naturverhältniß der Altersstufen verkehrt. Die Jünglinge sind in luftigen Reigen vorausgeflogen, Männer und Greise haben mit ihnen, mehr als sich für sie schickte, jugendlich gethan. Soll es besser werden, so muß die gesunde Natur wieder in ihr Recht eintreten: der Mann muß voran. Ihm gehört die Gegenwart zum Handeln, wie dem Jüngling zum Lernen.

Beide Blätter werden mit dem 1. October dieses Jahres, das eine in Berlin, das andere in Cöln erscheinen. Beide werden als eigentliche politische Zeitungen die Weltereignisse so vollständig wie möglich berichten, und überhaupt in der Form keine Auszeichnung vor den andern größern Blättern suchen, unter denen wir uns denjenigen anschließen wollen, die sich

bestreben, den raisonnirenden Charakter mit dem erzählenden zu vereinigen.

Berlin, den 27. Juni 1846.

(Gez.) Besser, Buchhändler, Dr. Brüggeman, Geh. Reg. Rath, Dr. Kortüm, Geh. O. R. R., Dr. Lachmann, Professor, Dr. Lichtenstein, Geh. Med. Rath, Dr. Parthey, Dr. Pertz, Geh. Reg. Rath, G. Reimer, Buchhändler, Dr. Stahl, Professor, Ulrich, Geh. Ober. Trib. Rath.

Wer dieß Programm mit Aufmerksamkeit durchliest und auf den Kern seiner etwas stark nebulosen und in unklarem Zwielicht gehaltenen Redefiguren sieht, dem wird es nicht entgehen, daß es ganz und gar auf protestantischem Boden steht; die Worte: „Der Staat muß stets in letzter Instanz als die höchste Gewalt in der Gesellschaft sein ausschlagendes Wort sprechen", würden allein schon hinreichen, Verdacht zu erwecken, daß es die Lehre von der Omnipotenz des Polizeistaates als sich von selbst verstehend verkünde. Das Katholische in diesem Manifeste verhält sich zum Protestantischen kaum wie die zwei unterzeichneten Katholiken zu den acht Protestanten. Es kann daher auch eigentlich nur als die Ankündigung der Berliner Zeitung angesehen werden; allein nichts desto weniger gibt es sich als den Herolden beider Blätter, die nach ihm in „ächter Verbrüderung" verbunden sind, indem es ausdrücklich beifügt: „Wir haben für beide Blätter die Hauptgesichtspunkte ihrer Haltung und Leitung angegeben."

Es wird hienach sehr begreiflich, wenn Herr Brüggemann am Rhein mit einem also abgefaßten Manifeste nicht offen hervortrat; war ja dort Clemens August noch im frischesten Gedächtniß, gegen den eben der Staat, von den leitenden Grundsätzen des angekündigten Berliner Blattes ausgehend, als die höchste Gewalt in der Gesellschaft sein ausschlaggebendes Wort in letzter Instanz nicht

nur sprechen, sondern auch zur Ausführung hatte bringen wollen. Gegen eine principielle Verbrüderung dieser Art hätten daher die rheinischen Katholiken sogleich Einspruch thun müssen, und sie würden gewiß ihr höchstes Befremden ausgesprochen haben, wie man ihnen ein solches Ansinnen nur stellen könne. Dieß ihr Befremden mußte sich noch mehr steigern, wenn sie auf das zurückblickten, was in Angelegenheiten der katholischen Journalistik jener neuen, in Berlin ertheilten Concession vorangegangen war. Die Weise, wie man sich diese Vorgänge in der That bei den Besprechungen über die neu zu gründende Zeitung in's Gedächtniß zurückrief, war ohngefähr folgender Art, wie wir aus der besten Quelle versichern können; denn was wir hier mittheilen, ist nicht am Schreibtisch ersonnen, es sind Thatsachen, Allen bekannt.

Im Jahre 1843 beabsichtigte man in Koblenz eine katholisch-politische Zeitung zu gründen; die Unterzeichner des Programms waren wenigstens theilweise auch in den obern Regionen als Männer bekannt, die neben der Anhänglichkeit an ihre Kirche das Princip einer wahren Legitimität und eines echten Conservatismus, der eben so fern dem Radikalismus, als Absolutismus steht, unter allen Umständen vertheidigten. Das Gesuch um Ertheilung einer Concession ward abgeschlagen, weil kein Bedürfniß vorhanden sei. — Die Actenstücke sind abgedruckt in den Historisch-politischen Blättern Bd. 12, S. 556 ff.

Um dieselbe Zeit verwendeten sich die nämlichen Männer um Aufhebung des Verbots der Historisch-politischen Blätter; später ging dasselbe Gesuch von andern rheinischen Städten aus. — Alle Gesuche wurden abschlägig beschieden.

In der Zeit, wo also für die Herausgabe einer katholischen Zeitung am Rhein kein Bedürfniß vorhanden war, und wo der Münchener Zeitschrift der Eingang verwehrt wurde, — gründete die Regierung aus Staatsmitteln, und somit auch mit den Geldern der Katholiken, zum Schutze des „historischen Protestantismus", den Rheinischen Beobachter. — Ein Blatt,

das sich alsbald eben so feindlich der katholischen Kirche, als freundlich jedem Absolutismus, und mochte er auch eine Ausgeburt des allerschlechtesten Radikalismus, wie in Aargau und Waadt seyn, bewies, — ja selbst in Belgien die Radikalen gegen die conservativen Freunde der Regierung in Schutz nahm.

Vorher schon war dem Verleger und Eigenthümer der Rhein- und Moselzeitung von Berlin ein aus Staatsmitteln wenigstens theilweise salarirter sogenannter Gelehrter, der Dr. Melzer zugesandt worden, um denjenigen Ideen und Gesinnungen, deren Verbreitung man wünschte, auch am Rheine Eingang zu verschaffen. — Melzer führte aber die Redaction auf eine Weise, daß die Rhein- und Moselzeitung, mit Ausnahme eines Theils von Beamten, die aus Rücksichten das Abonnement nicht zu kündigen wagten, in kurzer Zeit fast alle Abonnenten verlor. — Hierdurch sah sich der Verleger gezwungen, den Dr. Melzer fortzuschicken und seiner Zeitung eine andere Richtung zu geben; obgleich nun dieselbe Vieles zu wünschen übrig ließ, so war sie doch ein Nagel in die Todtenlade des Rheinischen Beobachters, was wohl, ohne Zweifel nicht ohne Veranlassung seiner hohen Gönner, den Professor Bercht zu Anfang dieses Jahres vermochte, einen Versuch zu machen, mit dem Koblenzer Blatt ein Kartell dahin zu schließen, daß künftig beide Zeitungen sich nicht mehr gegenseitig anfeinden, sondern eine jede, von ihrem Standpunkte aus, die eine den historischen Protestantismus, die andere den historischen Katholicismus vertheidigen solle. — Da der Verleger hierauf nicht einging, so ließ Bercht seinem Ingrimm gegen die Rhein- und Moselzeitung vollen Lauf, und hoffte sie besonders durch eine verächtliche Behandlung zu ruiniren, wodurch er aber nicht dieser, sondern sich selber nur neuen Schaden zufügte, — so daß sein Blatt am Ende ganz unhaltbar wurde. — Das Mißlingen dieses Versuches konnte in Berlin nicht unbeachtet bleiben.

Man gelangte dort endlich zu der Ueberzeugung, daß der unrheinische „Rheinische Beobachter" — dem conservativen

rincip nicht nur keinen Nutzen, sondern den empfindlichsten
chaden brachte.

Nach diesen Erfahrungen hätte man also wohl erwarten
irfen, man würde in Berlin endlich dem so oft geäußerten
Junsche der rheinischen Katholiken Gehör schenken, und das
erbot gegen die Historisch-politischen Blätter aufheben. Statt
ssen aber erging umgekehrt in Breslau eine erneute Verfol-
ıng, und die Polizei gab sogar den Buchhandlungen auf, alle
re Abonnenten namhaft zu machen. Eben als sich die Kunde
von verbreitet hatte, erschien nun der geheime Regierungs-
th Brüggemann mit dem oben mitgetheilten Programm, das
seiner unklaren Fassung, sich immer in verschwimmenden
albtönen und seltsamen, verblümten Redensarten und Bildern
vegend, keineswegs geeignet war, dem Unternehmen Vertrauen
gewinnen. Es trägt vielmehr selbst die Verlegenheit an der
tirne, die überall anzustoßen fürchtet und die Gegensätze ver-
itteln möchte, und darum nirgends mit der Sprache deutlich
ıd offen herausrückt. Am allerwenigsten aber kann, abgese-
n von dem Inhalt und den zu Grunde liegenden Principien,
ne solche Sprache am Rhein Glück machen, wo man, ganz
uf das Praktische gerichtet, jedes Ding kurz und gut beim
chten Namen zu nennen liebt, und hinter gedrechselten, ge-
chraubten Redensarten nur einen unfruchtbaren, lächerlichen
ormelpedantism sieht, von dem nichts zu erwarten steht, oder
allerlei verdächtige, das Licht scheuende Absichten im Hinter-
halt vermuthet.

Hätten die Unternehmer der beiden Zeitungen das Ver-
trauen der Katholiken sich sichern wollen, so wäre der gerade,
der einfache Weg auch der sicherste gewesen. Mit Hinweglas-
sung aller jener Principien, welche nur für einen Protestan-
ten und für ein protestantisches Blatt Geltung haben, mußten
sie die Parität beider Confessionen und die Achtung der gegen-
seitigen Rechte an die Spitze stellen. Die Anerkennung dieser

Parität von Seiten der Regierung war es, welche diese zu der gleichzeitigen Ertheilung beider Concessionen vermochte; die Achtung der beiderseitigen Rechte war das Band, welches die durch die Confessionen getrennten Unternehmer einigen konnte. Auf diese Weise haben wir gesehen, wie in den deutschen Ständeversammlungen zuweilen, wenn auch selten, Protestanten sich in religiösen Fragen, einzig den Standpunkt des Rechtes im Auge, der gekränkten Rechte der Katholiken annahmen und umgekehrt; eben so haben auch die Historisch-politischen Blätter, um nur ein Beispiel anzuführen, wiederholt Gelegenheit gefunden, rühmend der sonst ganz protestantischen Basler Zeitung zu gedenken, weil sie verschiedentlich in den religiösen Fragen der Schweiz nicht auf die Parteileidenschaft, sondern auf das beschworne Recht sah, welches gegen die Katholiken auf's schmählichste gekränkt wurde; aus demselben Grunde haben wir auch der Oberdeutschen Zeitung von Giehne unsere Achtung nicht versagt, obschon ihr Redacteur keineswegs unserer Confession, wie Jeder weiß, angehört.

Diese Rechtsparität und die Anerkennung derselben war, wie gesagt, das Band, welches die acht Protestanten und die zwei Katholiken der beiden Zeitungen vereinigen mußte; in allem Uebrigen aber mußten beide Confessionen und die beiden Redactionen volle Freiheit haben, sowohl die Grundsätze ihres Glaubens zu entwickeln, als auch die Irrthümer der Gegenseite, versteht sich immer in dem Geiste christlicher Liebe und Verträglichkeit, zu bekämpfen. Diese besondern Gesichtspunkte festzustellen, wäre einfach der Inhalt für die beiden Programme der einzelnen Zeitungen gewesen, die darin zu ihren Confessionsverwandten gesprochen hätten. Wie aber nun die Sache steht, so sollen wir das protestantische Programm als für beide Blätter geltend annehmen. Herr Geh. Regierungsrath Brüggemann, dessen Absichten wir übrigens durch diese Erörterung nicht zu nahe treten wollen, scheint dieß in der That auffallend spät gefühlt zu haben, daher seine Zurückhaltung hinsicht

dieses jedenfalls höchst übereilt unterzeichneten Programms, auf dessen einzelne Sätze wir bald näher eingehen wollen. Wenn übrigens, was verlautet, wahr ist, — und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, – daß die beiden Katholiken, Ulrich und Brüggemann, die Ertheilung einer Concession für eine rheinische katholische Zeitung zur Bedingung ihres Beitrittes zu der Berliner protestantischen gemacht, so sind ihnen hiefür die Katholiken allerdings zu Dank verpflichtet; sie wären es aber noch mehr, wenn beide Männer ihr Werk dadurch vollendet hätten, daß sie mit Geltendmachung des Standpunktes vollkommener Parität von vornherein auf der Nothwendigkeit gesonderter Programme bestanden wären.

Die einzige Weise, wie dieser Nachtheil einigermaßen wieder gut gemacht werden könnte, wäre, wenn das neue rheinische Blatt eine tüchtige Redaction erhielte, wenn ein Mann an seine Spitze träte, dessen religiöse Gesinnung, dessen Charakter und dessen schriftstellerische Leistungen vollgültige Bürgschaft leisteten für die Unabhängigkeit und die katholische Haltung seiner Zeitung, und so das allgemein erwachte Mißtrauen besiegten. Da die Zeitung in Köln erscheinen soll, so kann ohnehin die Rede nicht davon seyn, daß sie unter der Leitung eines Berliner Comites stehen werde, so wie sich auch kein Mann von Charakter hergeben wird, das, was er selbst verantworten muß, unter fremde, und noch dazu so entfernte Vormundschaft zu stellen. Freie Bewegung ist die erste und unumgängliche Bedingung für das Aufkommen eines Zeitblattes; die zweite ist, daß seine Redaction das allgemeine Vertrauen besitze, und diese Bedingung ist namentlich am Rhein unabweislich, weil es dort der Vereinigung aller Kräfte, sowohl der materiellen, als der geistigen bedarf, um ein größeres Unternehmen dieser Art durchzuführen, und die tausend Schwierigkeiten, die sich ihm nothwendig entgegenstellen werden, zu überwinden. Nur zu bald wird die Redaction sich hiervon überzeugen. Wir unserer Seits weit entfernt, einem solchen

Blatte mit gehässiger und kleinlicher Mißgunst gegenüberzutreten, würden es als die willkommenste Erscheinung auf das freudigste begrüßen, sollte auch hier und da die Absicht dazu mitwirken, die gefürchteten oder beneideten Historisch-politischen Blätter dadurch allgemach in den Hintergrund treten zu machen. Einem besseren Ritter räumen wir gern die Stühle ein; übrigens ist Raum genug für Viele da, und je mehr ihrer sind, desto besser!

Wie öffentliche Blätter berichteten, so soll Dr. W. Junkmann dieser ausersehene Redacteur seyn; eine Wahl, welche bereits in der Augsburger Allgemeinen lobend erwähnt wurde. Wir selbst kennen ihn persönlich nicht; allein auch wir hören von den verschiedensten Seiten sowohl was seine religiöse Gesinnung, als auch was sein Talent betrifft, das er bereits durch seine Gedichte und seine Beiträge in der Münster'schen Zeitschrift bewährt habe, nur das Allerrühmlichste. Eine Zeitung, an deren Spitze er treten wird, davon läßt sich darum auch nur das Beste hoffen, und ohne Zweifel wird er dazu ein anderes Programm schreiben, als das oben mitgetheilte, welches wir nun noch kurz durchgehen wollen.

Uebrigens fürchten wir, wird das Rheinische Unternehmen an der einfachen Alternative scheitern: in Berlin will man kein ernstlich katholisches Blatt, sonst würde man das Verbot gegen die Historisch-politischen Blätter nicht fortbestehen lassen, am Rhein aber wird man eine andere Zeitung, als eine katholische, weder mit Beiträgen, noch mit Actien unterstützen.

(Schluß folgt.)

XXXI.

Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen.

(Schluß.)

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, unter Umständen, wie sie gegenwärtig in Berlin obwalten, ein gemeinschaftliches Programm für eine protestantische und eine katholische Zeitung zu schreiben; ein Programm, das so allgemein gehalten sei, daß zehn Männer, Katholiken und Protestanten, es unterzeichnen könnten, und das zu gleicher Zeit auch wieder keiner der zehntausend Glaubens- und Meinungsverschiedenheiten, in welche der Protestantismus in göttlichen und weltlichen Dingen auseinanderläuft, zu nahe träte, und das doch zugleich auch wieder nach der vorherrschenden Ueberzeugung seiner Hauptunternehmer einen positiven Charakter tragen sollte. Eine solche Aufgabe, ein wahrer Eiertanz, ist allerdings geeignet, unser Mitleiden für den in Anspruch zu nehmen, dem sie als Redacteur zu Theil ward; sie hat etwas Aehnliches mit der Abfassung einer Adresse für eine Kammer, wo die Ansichten nach den Köpfen verschieden sind, und die Verschiedenheit Lebensfragen betrifft, und der Spruch: „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß", der Hauptgrundsatz ist. Wir können uns lebhaft vorstellen, welche Mühe der Redacteur sich gab,

um seinen Sätzen die Knochen zu brechen, damit das Ganze eine Moluskengestalt gewinne; und wie dann bei der gemeinsamen Berathung dennoch der Eine Dieß, der Andere Jenes auszusetzen, zu mildern und zu schärfen fand, und wie dem Einen vielleicht zu stark schien, was dem Andern noch viel zu schwach ausgedrückt war. Kurz, wundern dürfen wir uns nicht, daß zuletzt ein so seltsames Produkt als Endresultat zu Tage kam, wie es uns nun vorliegt. Gestehen müssen wir jedoch, daß wenn es die Aufgabe war, Alles in einen verschwimmenden Nebel einzuhüllen, die Redaction eine meisterhafte genannt werden kann; denn selbst das, was man ohne Gefahr klar und deutlich, schlecht und recht, in gemeinem Deutsch sagen konnte, wie es der Hausverstand spricht, ist hier von einer pretiosen, parfümirten Nebelwolke umflort, so daß man sich bei jeder Zeile fragen muß, wen und was meinen denn diese Herren eigentlich mit ihren blumigen Redensarten?

Gleich der Anfang trägt diesen höchst allgemeinen Charakter. Es richtet sich an Alle, welche die Fragen der Gegenwart auf friedlichem Wege gelöst sehen möchten, die an eine jetzt schon, wenn auch mangelhaft bestehende sittliche Weltordnung glauben, und nicht durch gewaltthätiges Auflösen das Gute mit dem Schlechten dem Untergange preisgeben wollen. Wider selbstsüchtigen Streit und offene oder verkappte Gewalt für die Pflege des Guten und des Rechtes in die Schranken tretend, erscheint das Unternehmen daher zunächst „als eine Opposition gegen die Oppositionspresse." Bis hierhin wäre Alles so ziemlich klar. Allein nun kommen die Cautelen und die Halbtöne, damit man ja nicht glauben solle, es trete entschieden der Revolution und den von ihr abgeleiteten Principien entgegen. O nein! seine versöhnende Friedensliebe beabsichtigt keinen so grausamen Vernichtungskrieg, den man des Obscurantism, des Fanatism, ja vielleicht gar des Ultramontanism beschuldigen könnte. Es bescheidet diese feine Opposition: „aber auch so nur gegen diejenigen Organe der Oppositionspresse, die dem Bestehenden

weil es besteht, feind sind und zu seinem Sturze es entweder offen anlaufen; oder so weit sie dieß nicht können, heimlich untergraben, unbekümmert um das, was unter den Trümmern mit verschüttet werden wird.“ Wir müssen gestehen, rechnet man allenfalls die Grundsuppe des allerschlechtesten, mordbrennerischen, hirnwüthigen Radikalism einiger Baselländler und Sonierten hinweg, so wird die Berliner Zeitung wenige Feinde zu bekämpfen haben, die den Grundsatz aufstellen: das Bestehende muß fallen, nicht weil es unseren Ansichten und Interessen zuwider ist, sondern weil es besteht; es heißt das ohngefähr so viel, als ob sie gesagt hätten: wir wollen nur die bekämpfen, die verderbliche Lehren nur deßwegen verbreiten, weil sie verderblich sind. Man sieht, daß diese Kriegserklärung jenen Spruch: wasch mir den Pelz, und mach mich nicht naß, wohl zu beherzigen wußte. Allein die Großmuth dieses sanftmüthigen Kriegsmanifestes geht noch weiter; sogar bei denen, die das Bestehende, weil es besteht, umstürzen wollen, redet es von einer „vermeinten Bosheit“, die vor seiner Lanze und „dem Partisankrieg subjectiver Empfindlichkeit“ sicher sei; nur gegen das Princip habe es seinen Kriegsmuth gerichtet, dem es seine schwachen Angriffsmittel zur Selbstbewahrung vorhalten wolle. Während es also bei den schlimmsten Revolutionären nur eine „vermeinte Bosheit“ findet, kehrt die unnatürliche Mutter ihr Schwert gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, indem das Programm sagt: „Die Böswilligen suchen wir nicht in den Parteien; wir finden sie in unserer Nähe oft genug, und unter den Fittigen unseres eigenen Paniers.“ Nach diesem seltsamen Bilde von einem gefiederten Panier zu schließen, denkt das Programm etwa an den preußischen Adler? jedenfalls ist es wohl kein Pelikan, der bekanntlich seine Jungen mit seinem Blute ernährt, und sie nicht als „böswillige“ preisgibt.

Nachdem sie sich übrigens das Recht der Opposition auch nach anderer Seite hin vorbehalten, folgt das Dogma von

dem Staat als „höchster Gewalt", in dem und in dessen Regierung sich alles Bestehende als solches concentrire; hierüber haben wir bereits unser Bedenken geäußert. Ihr Organ soll Freund und deßhalb nicht Knecht der Regierung, es soll zugleich auch Freund des Volkes seyn, und Beide, Regierung und Regierte, vermitteln. Zugegeben wird nun als unläugbares Uebel das Zuweitgreifen der Regierung, oder der Alles administriren wollenden Büreaukratie; diesem aber der andere Satz zugleich gegenübergestellt: „daß das Volk zu weit greife, die Sphären seiner eigentlichen Bethätigung überschreite, ist nicht weniger wahr." Die Initiative des Einlenkens aber wird der Regierung zugeschoben; denn „das Volk bewegt sich nach Trieben, die Regierung mit Bewußtseyn." Dieß ist eine jener echt berlinischen Phrasen, von der man nicht begreifen kann, wie jene Männer sie mit ihren Namen besiegeln konnten. Sie ist die weitere Ausführung von jenem Mysterium des abstrakten Staates als höchster Gewalt und höchster Intelligenz; sie ist ein neuer Beweis dafür, wie der, welcher sie schrieb, selbst in dem Wahne jener eben gerügten Allregiererei befangen lag; denn wenn das Volk sich nach Trieben, wie das Thier, bewegt, die Regierung aber, wie der Mensch, mit Bewußtseyn: was kann das Thier Vernünftigeres thun, als Alles und Jedes dieser höchsten Staatsintelligenz zu überlassen? In welcher Welt todter Abstractionen lebt man doch in Berlin! Wie oft wurden nicht Regierungen von ihren Trieben und Leidenschaften in den Abgrund des Verderbens gerissen, während Männer aus dem Volke, ja die gesunde Stimme des Volkes ihnen ihr Schicksal mit ruhigem Blicke vorausverkündete. Seltsam! die Männer, die diese Phrase niederschrieben, oder wenigstens billigten, sagen am Ende ihres Programmes: „Auch wir gehören dem Volke an", also auch sie bewegen sich nach Trieben, und wollen doch Volk und Regierung aufklären. Und in welcher merkwürdigen Lage befindet sich der Geh. O. R. R. Kortüm, der laut dem Begleitschreiben des Programmes vo

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] begangen — [illegible] Liebe — [illegible]
[illegible]
[illegible]
ige [illegible] hinreichend. Kein Wunder daher [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] nur die bekannte Lehre, welche der Minister [illegible] den
Einwohnern der Stadt Elbing gab, [illegible] noch stärker
ausgesprochen. Der Minister sprach denselben [illegible] doch
nicht allen Verstand ab, sondern verlangte nur, daß sie mit
ihrer „beschränkten" Einsicht die Maßregeln der Regierung nicht
messen sollten. Fordert aber eine solche Theilung nicht blinden
Gehorsam von Seite des Volkes und der Kirche gegen diese mit
der materiellen Gewalt bekleidete Intelligenz? Wohin können,
wohin werden solche Grundsätze führen, wornach selbst der
passive Widerstand als hochverrätherische Rebellion erscheinen
muß.

Das Dogma wird inzwischen von dem Programm in dieser Weise nebelhafter Abstractionen weiter entwickelt: es wird darin von einem „Wissenden" gesprochen, von dem man nicht weiß, ob damit der König, oder die Regierung als Abstractum, oder die Beamten gemeint sind; die Unwissenden aber werden natürlich wieder jenseits gesucht werden müssen. Die Phrasen nehmen aber hier einen so hohen, bilderreichen Schwung, daß wir gern von dem Privilegium unserer Unwissenheit Gebrauch machen, um ihm nicht zu folgen.

Jetzt wendet sich das Programm an Preußen, von dem das Unternehmen ausgehe. Natürlich wird hier sogleich wieder des geistigen Gewichtes gedacht, welches dasselbe als europäischer Großstaat, den andern Weltmächten gegenüber, in die

Wagschaale lege. Uns wundert nur, daß man nicht hier, wie es vielfach geschehen, dasselbe Verhältniß geltend gemacht, wie zwischen Regierung und Volk, daß nämlich Preußen als der Staat der Intelligenz, als „*der Wissende*" derjenige sei, welcher sich auf der Weltbühne mit Selbstbewußtseyn bewege, während die übrigen Staaten nur ihren Trieben folgen. Bereits wird in den Betrachtungen der Augsburger Allgemeinen dieses Selbstlobes gedacht. Es heißt dort: „Alles, was sich zwischen den europäischen Großmächten verhandelt, ist *politischer Natur*, und handelt es sich dabei von einem geistigen Gewicht, so wird dieses wohl da zu suchen seyn, wo größere politische Bildung ist, die ohne politisches Leben und den bildenden Gang der öffentlichen Berathungen undenkbar ist. Sie wird weder von den Kathedern gespendet, an denen es in Preußen nicht fehlt, noch aus dem Bureau, in dem allerdings eine große Zahl sehr erfahrener Räthe das Tagewerk der Verwaltung besorgt u. s. w."

Wenn das Programm weiter, von Preußen als einer deutschen Bundesmacht sprechend, sagt: „die deutsche Zukunft, die deutsche Einheit — könne hauptsächlich durch Preußens fördernde Mitwirkung, *in freier Verbindung mit anderen kleineren*, rein deutschen Staaten zur Reife und Wahrheit gelangen, und so sich die neue, zur vollen Ergänzung des Gesammtvölkerlebens noch fehlende Großmacht, Europas Herz in die Weltgeschichte einführen" — so liegt hierin allerdings einiges Wahre; allein das Programm hätte der deutschen Einheit förderlicher das Wort geredet, wenn es bei Abfassung dieser Phrasen seine selbstsüchtigen Gedanken von preußischer Hegemonie der deutschen Vaterlandsliebe geopfert, und nicht bloß von „*einer freien Verbindung mit andern kleinern, rein deutschen Staaten*" gesprochen, sondern auch einem anderen großen deutschen Bundesglied, Oesterreich, einen gebührenden Antheil an der deutschen Zukunft gegönnt hätte.

Nachdem das Programm es nun auf nichts Geringeres abgesehen hat, als Preußen, in Verbindung mit den kleineren rein

deutschen Staaten, zum Herzen Europas zu machen, zollt es
auch der Bescheidenheit einen kleinen Tribut. Es sagt: „Die
Liebe der andern deutschen Stämme kann nichts Kleines für
Preußen, seine Regierung und sein Volk seyn. Nie mehr sollte
iese Liebe dadurch zurückgedrängt und selbst in entgegengesetzte
Gefühle verwandelt werden, daß preußische Organe der öffent-
chen Meinung, statt zu warten bis das Lob aus der Mit-
ämme Mund ertönt, und zu wirken, daß es ertöne, die Po-
aune einer Selbstverherrlichung und Erhebung über die andern
schallen lassen, die zum wenigsten das tiefste Gefühl, was der
Mensch im irdischen Gesellschaftsverband hat, das nationale,
as deutsche kränkt."

Dieß ist ein sehr löblicher Vorsatz, zu dem wir von
erzen Amen sprechen würden, wenn nur nicht das Programm
ch in den folgenden Zeilen sogleich selbst dagegen versündigte.
Denn wir ersehen daraus, daß dieses allem Selbstlobe entsa-
ende Preußen „seine eigene Geschichte vor bald zweihundert
ahren glänzend begonnen, und glänzender als irgend
in anderer Staat (!!), schon vor bald hundert Jahren
uf ihre Höhe geführt." Wenn es dann weiter heißt: „Seine
eutsche Geschichte hat es vor drei und dreißig Jahren mit
Opferkraft angefangen, ihre Fortführung und Vollendung ist
on nun an die erhabene Aufgabe seiner Politik", so ist dieß
wieder eine höchst seltsame Theilung: zweihundert Jahre hat
man an sich gedacht und für seine Größe gesorgt, und war
och auch ein deutsches Reichsland; und erst seit drei und drei-
ig Jahren hat man, und zwar mit Opferkraft, angefangen,
n das arme Deutschland zu denken, und will sich nun, ver-
mittelst der kleineren Glieder desselben, zum Herzen Europas
ufschwingen! Und dieß sagt man in demselben Augenblick, wo
man feierlich alles Selbstlob abschwört, und warten und wir-
ken will, bis dieß Lob aus der Mitstämme Mund ertöne!
Hienach, wenn die Sachen sich wirklich also verhalten sollten,
würde man es den kleineren Mitstämmen wohl schwerlich übel
nehmen können, wenn sie erst einige Proben von der Uneigen-

nützigkeit dieser erst dreiunddreißigjährigen deutschen Vaterlands-liebe und ihrem Siege über die zweihundertjährige Selbstliebe abwarten wollten.

Möge das neue Blatt dieß wohl beherzigen, und, mit Beseitigung aller Nebenabsichten und aller Großsprecherei, der Träger einer wahrhaft deutschen, das ganze Vaterland umfassenden Gesinnung seyn, und „Mitbegründer, thätige Theilnehmer, so weit die deutsche Zunge klingt", werden ihm nicht fehlen.

Von der Politik wendet sich das Programm zur Theologie, und wir erfahren, daß es hier auf dem Boden des positiven Christenthums stehe. Allein einerseits werden in dem Begleitschreiben die Fragen von Staat und Kirche als offene erklärt, andererseits aber wird auch hier wieder der Staatszweck oben angestellt, indem es heißt: „Es werden die Grundsätze, nach denen das Gesammtleben der Gesellschaft zu beurtheilen ist, zunächst immer aus dem Staatszweck abgeleitet werden, der kein anderer ist, als die Fortbildung des Rechts zum Wohl Aller; aber wir wollen es nicht für ein Geringes halten, daß eben diese Grundsätze in vollem Einklang mit dem Wesen der christlichen Kirche stehen, die ihre Aufgabe nicht außerhalb des christlichen Staates, sondern in der gegenseitigen Durchdringung mit ihm lösen will, deren Ziel zwar jenseits, deren eigene Dießseitigkeit aber ein dem Staat und ihr Gemeinsames ist." So das Programm.

Wer aber wird nach den früher von ihm dargelegten Grundsätzen über diesen vollen Einklang des Christenthums und des Staatszweckes zu entscheiden haben? Wem wird die Deutung des Christenthums obliegen? was wird, wenn sich zwischen dem zeitweiligen vermeinten Staatszwecke, dieser sogenannten Fortbildung des Rechtes zum Wohl Aller, Disharmonien ergeben sollten, diese zu lösen haben, und, wenn sie unlösbar sind, wer wird nachgeben? Erinnern wir uns, daß schon früher der Staat, d. h. die Regierung als „die Wissende" erklärt wurde, so steht ihr hiernach auch nur allein das

Urtheil darüber zu, was „zum Wohl Aller" gereicht, und ist sie demnach der Ansicht, daß z. B. die Dogmen der katholischen Kirche nicht zum Wohl Aller gereichen, daß vielmehr z. B. die Grundsätze des Deutschkatholicismus, insbesondere dem Wohle der Katholiken entsprechender sind, als die der römisch-katholischen Kirche, so werden die Unternehmer von ihrem Standpunkte aus dieß um so mehr vertheidigen müssen, als sie in Beziehung auf die Kirche den Staatszweck nicht sowohl in die Aufrechthaltung des bestehenden Rechtszustandes, als vielmehr in die Fortbildung des Rechts gesetzt haben. — Unrichtig wäre die fernere Behauptung, „das Ziel der Kirche sei jenseits" — wenn dadurch ausgesprochen werden sollte, daß es die ausschließliche Aufgabe des Staats sei, für die Veredlung und Sittlichung der Unterthanen zu sorgen, — womit nichts weniger gesagt wäre, als daß ihm, „dem Wissenden", allein, mit Ausschluß der Kirche, oder doch nur mit Verwendung derselben, in sofern er dieß seinem Zwecke entsprechend erachte, das ganze Unterrichtswesen anheimfalle. Allerdings ist das Ziel der Kirche, alle Menschen der ewigen Glückseligkeit zuzuführen; in sofern liegt dasselbe also jenseits, — nicht minder ist es aber ihre Aufgabe, auch dießseits deren Wohlergehen zu fördern, und würde es ihr überhaupt unmöglich seyn, das Erstere zu erreichen, wenn es ihr nicht gestattet wäre, dießseits die Mittel anzuwenden, die zu dessen Erreichung erforderlich sind; wonach es denn nicht zweifelhaft seyn dürfte, daß der hierhin gehörige Theil des Unterrichts und der Erziehung ihr, und nicht dem Staate gebühre.

Wenn das Programm endlich am Schluße, offenbar damit durch keine Polemik „die ächte Verbrüderung" der beiden neuen Blätter gestört werde, die Confessionen im Interesse des Friedens auf eine ernste Vertiefung in ihr eigenes Innerstes verweist, so müssen wir die Freiheit der Erörterung hiegegen in Schutz nehmen, die das Berliner Blatt in seinem Begleitungsschreiben seinen eigenen Mitarbeitern, die Fragen von Kirche und Staat für offen erklärend, zusichert. Die Ka-

tholiken werden daher auch ihren Antheil an dieser Freiheit verlangen und sagen: „Die Wahrheit ist nur eine, vielfach der Irrthum; es ist aber die Aufgabe der katholischen Kirche, die sich des ausschließlichen Besitzes der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange bewußt ist, den Irrthum zu bekämpfen. Dabei genügt aber offenbar nicht eine ernste Vertiefung in ihr eigenes Innerstes; es genügt nicht, bloß zu zeigen, daß sie im Besitze der Wahrheit ist, sie muß auch zeigen, daß der Irrthum Irrthum ist, — eine Polemik ist daher, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, entweder selbst der Glaubensmengerei, oder Gleichgültigkeit zu verfallen, oder Schuld daran zu seyn, daß Andere ihr verfallen, nicht zu vermeiden. — Aber zu verlangen ist von ihr, daß sie ohne Verletzung der Persönlichkeiten und in jeder Beziehung mit ehrlichen Waffen geführt werde."

Kommen wir zum Schluße. Wie groß auch immer unsere Bedenken seyn mögen: so sehen wir es dennoch, wie wir bereits früher gesagt, als einen erfreulichen Fortschritt an, daß Männer, die in so mancher Hinsicht eines ausgezeichneten Rufes genießen, sich ein politisches Organ schaffen wollen, damit nicht, wie bisher, die Leitung der öffentlichen Meinung dem blinden Ohngefähr und den unfähigsten und unwürdigsten Händen überlassen bleibe, so daß man Berlin in dieser Beziehung so gut wie gar nicht zählt.

Möchten sie aber dabei wohl bedenken, daß die Zeit vorüber ist, wo man sich mit leeren Phrasen abspeisen ließ, daß Deutschland für seine Achtung Thaten verlangt. Preußen hat alle Mittel in Händen, sie zu gewinnen, und Niemand wird daran zweifeln, daß sein König von den besten Absichten beseelt sei; mögen ihm aber auch die Männer der That zu ihrer Erfüllung nicht fehlen, mögen sie, ehe sie von einer glänzenden Vergangenheit und einer noch glänzenderen Zukunft, die ihrer warte, sprechen, zuerst und vor Allem sich von dem Gefühl ihrer Pflichten gegen Preußen und gegen Deutschland

durchbringen — und die bereitwillige Anerkennung Deutschlands wird ihnen nicht entgehen. Dieß ist unser Wunsch, den wir dem neu entstehenden protestantischen Berliner Blatt zurufen, und sollte das katholische am Rhein unter W. Junkmann zu Stande kommen, so wüßten wir es mit keinem besseren zu begleiten.

Uebrigens ist es die höchste Zeit, daß man sich in Berlin zusammennehme, will man nicht allen Credit verscherzen; denn nichts kann in einem größern Mißverhältniß stehen, als die Ansprüche, welche man dort von jeher als von sich selbst verstehende macht, und die Leistungen, welche zu Tage treten. Die Verhandlungen der Synode sind eben nicht die erfreulichsten dort, sie werden, wie zu fürchten steht, das Uebel mit Hin- und Herreden umgehen, statt es zur Crise zu bringen, oder es zu heilen; sonst aber verlautet in der Regel von dort wenig Anderes, als ein durch seine Frivolität widerwärtiger und schnell verwehender Enthusiasmus für Tänzerinnen und Sängerinnen und Clavierspieler. Die gleiche Frivolität, die sich jüngst dem speculirenden Schwindelgeiste in Eisenbahnactien hingab, hat auf diesem Feld, wo die Phrasen und Illusionen mit blanker Münze bezahlt werden müssen, eben jetzt eine herbe Züchtigung erfahren; mögen die materiellen Bankerotte, die sie nach sich gezogen, dazu dienen, einen ernsteren Geist zu erwecken, um einen größeren moralischen Bankerott zu verhindern; und mögen alle diejenigen, welche wahrhaft den tragischen Ernst der Zeit und die verhängnißvolle Lage unseres Vaterlandes fühlen, sich nicht in ihrem schweren, wenig beneidenswerthen Tagewerk zurückschrecken lassen, und eine immer regere Theilnahme finden.

XXXII.

Das Herzogthum Westphalen.

Kaspar, Dietrich, Wilhelm und Ferdinand von Fürstenberg.

Veranlaßt durch die Westphälischen Schilderungen.

Vor einiger Zeit enthielten diese Blätter einen Aufsatz, worin, außer dem Münsterland und dem Paderbörnschen, auch das Herzogthum Westphalen, namentlich das Sauerland besprochen wurde. Da derselbe, obwohl nicht von feindlichen Intentionen ausgehend, doch Vieles in zu ungünstigem Licht darstellt, so möchten wir, abwehrend, erläuternd und berichtigend, einige Bemerkungen hinzufügen, die die Redaction selbst dadurch veranlaßt hat, daß sie gleich beim Abdrucke jenes Aufsatzes dazu aufforderte, daß auch die, welche die Sache anders ansähen, ihre Meinung nicht zurückhalten möchten. Ich habe bisher gesäumt, mich zu äußern, weil ich erwartete, daß Andere, denen es näher lag als mir, auf jene offenbar aus dem Münsterland kommenden Mittheilungen antworten würden.

Der Boden des Sauerlands ist größtentheils wenig fruchtbar: nur durch beharrlichen Fleiß werden ihm die nicht reichlichen Spenden abgewonnen. Es folgt von selbst, daß die Bewohner eines solchen Landes auf Nachdenken, Thätigkeit, Sparsamkeit hingewiesen sind. Und das ist denn auch durchgehends der Charakter der Sauerländer. Daher auch in dem meist so

wenig günstig ausgestatteten Lande vielfach der erfreulichste Wohlstand sich findet, und aus den vom Schinkenrauch gebräunten Häusern blühende Gesichter hervorschauen, und auf Feld und Straße gutgekleidete Menschen uns begegnen. Und die Söhne dieses Landes haben es immer verstanden, auch außerhalb des engern Heimathlandes, da, wo sie mit Andern in Concurrenz kamen, in unverhältnißmäßig großer Zahl zu den hohen Beamtenstellen aufzusteigen. So war es z. B. zur Zeit, wo das Sauerland zum Erzstift Köln gehörte; so später nach der Vereinigung desselben mit dem Großherzogthum Hessen. In der Regel haben dieselben dann, da sie in der stiefmütterlich bedachten Heimath den Werth der Güter der Erde um so mehr schätzen gelernt, mehr als Andere zu großem Wohlstand zu gelangen gewußt; namentlich sah man sie immer darauf ausgehen, sich einträglichen Grundbesitz zu verschaffen: wie denn der Sauerländer sich nicht leicht ein höheres Erdenkleinod als wohlabgerundeten Grundbesitz zu denken vermögen wird.

In dieser Hinsicht also stimmen wir im Allgemeinen mit den in jenem Aufsatz geäußerten Ansichten überein. Wenn es aber heißt, „die häuslichen Verhältnisse seien locker", — so steht Alles, was wir selbst gesehen und vernommen haben, mit dieser Behauptung in Widerspruch. In Bezug auf die ehelichen Verhältnisse haben nach unsern Erfahrungen die guten Sitten des Volks die schönsten Proben bestanden. Sehr viele Sauerländer ziehen handeltreibend oder als Frachtfuhrleute in ferne Länder, und lassen oft auf lange Zeit die Hausfrau einsam in der Heimath. Dennoch ist Untreue unerhört. In den armen Gegenden der obern Ruhr, aus denen zumal viele in die Ferne ziehen, ward mir von einem Fall erzählt, der dort vorgekommen war. Als der Mann heimkehrte und die Untreue erfuhr, legte er sich nieder, und nach drei Tagen lebte er nicht mehr; vor Gram war er gestorben.

Auch darf man unseres Bedünkens nimmermehr vom Sauerland sagen: „das Volk, obwohl katholisch, sei bis zur Gleichgültigkeit lau, und lache nur über die Schaaren frommer Wall-

fahrer." Allerdings ist auch im Religiösen das kühle Wesen der Sauerländer nicht zu verkennen. Was uns in manchen Gegenden Süddeutschlands, namentlich in Altbayern, wenn wir in die Kirchen treten, so tief ergreift, dieß fromme, innige Hingeben und gänzliche Versenken in Andacht und Anbetung, — vor dem wir Andern, die wir aus den nördlichen Gegenden kommen, im innersten Herzen gedemüthigt dastehen, — das finden wir freilich im Sauerland nirgend; und der Marien-Cultus namentlich fehlt dort, und (troß des Rufes des Muttergottesbildes der Kapuziner von Werl) überhaupt in Westphalen gänzlich. Auch haben wir im gesammten Westphalen, das Sauerland nicht ausgenommen, eine Art von ketzerischer Zweifelsucht gefunden, die sich auch in allen Dingen des täglichen Lebens zeigt; wie man denn gar zu oft, wenn man zu reden aufhört, da, wo Andere ihre volle Zustimmung äußern würden, den Westphalen ganz kühl erwidern hört: „dat sall wal sien!" (Das mag wohl seyn!) Aber im Allgemeinen hängen die Sauerländer fest an ihrem Glauben; und sie sind so weit davon entfernt, über Wallfahrer zu lachen, daß diese sparsamen, jede Ausgabe wohl überlegenden Leute auf ihre Kosten die Höhen hinan Stationsbilder errichten, und mit Andacht dahin wallen.

Da nun aber hierüber in diesen Blättern Behauptung gegen Behauptung steht, so will ich in die Geschichte zurückgreifen, und das, was Niemand bestreitet, in Erinnerung bringen.

Bekanntlich ist in Folge der Reformation Westphalen so wenig, als irgend ein anderes deutsches Land von Krieg und Zwiespalt verschont geblieben. Am ersten erinnert man sich hierbei der Münster'schen Gräuel. Wie im Paderborn'schen der Geist der Schwindelei und Verwirrung um sich gegriffen, hat unlängst Ranke in seiner Schrift, „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat", von neuem erzählt. Der Abfall des Kölnischen Kurfürsten, Gebhard Truchseß, brachte die Schrecken des Kriegs in die gesammten westphälischen Besitzungen des Erzstiftes Köln.

Indem man jener Zeiten gedenkt, und sich freut, daß in den eben genannten westphälischen Ländern die Fluth der Reformation zurückgedrängt worden, drängt sich die Frage auf nach denen, die dort die Heroen der Restauration gewesen. Und da sind es denn insbesondere Männer aus dem Sauerland unter denen, die fest und erhaben über dem Getümmel da standen, an denen die wilden Wogen sich brachen, die auch in jenen Gegenden die Massen fortrissen.

Ich will hier nur die Gebrüder Kaspar und Dietrich von Fürstenberg nennen. Wenn ich an Kaspar von Fürstenberg, den Land-Drost von Westphalen, denke, so steht mir immer das Bild vor Augen, das er bei seinem Stuhl in der Kirche zu Attendorn aufstellen ließ: Abraham, der im Begriff steht, seinen Sohn Isaak zu opfern. Es drückt gewissermaßen die innersten Gedanken desselben aus, denen alle seine Handlungen entsprachen, und charakterisirt gleichsam sein ganzes Wesen. Unerschütterlich, vor keiner Aufopferung zurücktretend: so finden wir ihn während des ganzen Truchsessischen Krieges, bei all den Gefahren und Nachtheilen, die sich für ihn daran knüpfen. Seine damals in Trümmer gelegte Stammburg „zur Waterlappe" hat sich bis auf diesen Tag noch nicht wieder erhoben. Von Besitzung zu Besitzung vertrieb ihn Gebhard Truchseß, und nahete selbst dem „Schnellenberg", dem festen Fürstenbergischen Schloß, das allein damals dem Flüchtigen noch Sicherheit gab, als er zu Attendorn verweilte, wo er in roher Brutalität die Priester nöthigte, Weiber zu nehmen, damit er, der eidbrüchige Erzbischof, auch einen Clerus habe, der seine Gelübde nicht gehalten. Zuletzt mußte Kaspar von Fürstenberg, für den angestammten Glauben Alles opfernd, bei seinem Bruder Dietrich in Paderborn ein Asyl suchen. Als bald hernach Gebhard's Gegner, Ernst von Bayern, auf allen Punkten siegreich war, und Kaspar von Fürstenberg hoch in Ehren und Ansehen stand, — war es der früher so strenge und kriegerisch gesinnte Land-Drost, der den neuen Kurfürst für Alle, die Gebhard Truchseß angehangen hatten, zu Vergeben und Vergessen

stimmte. (Im Archiv zu Herdringen sind reichhaltige Nachrichten über Kaspar von Fürstenberg, welche, verbunden mit den gedruckten Berichten, das schönste Material zu einer ausführlichen Biographie desselben bilden. Möchten die Grafen und Herren von Fürstenberg es sich angelegen seyn lassen, daß durch würdige Abfassung derselben dem ruhmreichen Ahnherrn, durch den hauptsächlich das Geschlecht so hoch an Ansehen und Reichthum erhoben worden, das so lange vorenthaltene Denkmal gesetzt werde!)

An Gesinnung, Einsicht und Thatkraft steht Dietrich*) von Fürstenberg, der Bischof von Paderborn, seinem Bruder Kaspar würdig zur Seite. Wie das Paderbörn'sche in der größten Gefahr stand, und Dietrich von Fürstenberg bei seiner Erhebung auf den Bischofssitz den katholischen Glauben hier aufrecht erhielt und für die Zukunft sicherte, das wollen wir hier mit den Worten eines ihm nicht günstigen Geschichtschreibers anführen. Ranke in dem oben angeführten Werk, nachdem er von Gebhard Truchseß und seinem Vorfahren im Erzstift, namentlich in Westphalen, gesprochen, fährt darauf also fort: „Jener Heinrich Sachsen-Lauenburg, — welcher das Beispiel Gebhard's nachgeahmt haben würde, wenn es gelungen wäre, — Bischof von Paderborn, Osnabrück, Erzbischof von Bremen, ritt eines Sonntags im April 1585 von dem Hause Vöhrde nach der Kirche: obwohl er jung und kräftig war, auch keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, starb er

*) In den **Monumenta Paderbornensia** wird Dietrich von Fürstenberg immer Theodor genannt, und derselbe Fehler findet sich durchgehends bei Ranke. Der Irrthum ist dadurch entstanden, daß die frühern lateinischen Actenstücke ihn **Theodericus** nennen, welchem Wort bekanntlich im Deutschen Dietrich, nicht Theodor entspricht. Noch bis zu unsern Tagen war der Bischof Dietrich von Paderborn beim Volk unter dem Namen Micken-Dirks bekannt, — von den Micken, einer Art von Broden, die nach einer von ihm gemachten Stiftung auch nach seinem Tod unter die Armen vertheilt wurden. Dirks ist aus **Diedericus** entstanden.

doch noch in demselben Monat. Die Wahlen, die hierauf erfolgten, schlugen nun sehr zum Vortheil des Katholicismus aus. Der neue Bischof in Osnabrück unterschrieb wenigstens die professio fidei: ein entschiedener katholischer Eiferer aber war der neue Bischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg. Schon früher als Domherr hatte er seinem Vorfahren Widerstand geleistet, und bereits im Jahre 1580 das Statut bewirkt, daß künftig nur Katholiken in das Capitel aufgenommen werden sollten: schon hatte er auch ein paar Jesuiten kommen lassen, und ihnen die Predigt im Dom, so wie die obern Klassen des Gymnasiums anvertraut, obwohl das letztere nur unter der Bedingung, daß sie sich keiner Ordenskleidung bedienen sollten. Wie viel leichter aber ward es ihm nun, diese Richtung durchzusetzen, nachdem er selber Bischof geworden war. Jetzt brauchten die Jesuiten nicht mehr ihre Anwesenheit zu verheimlichen; das Gymnasium ward ihnen unverholen übergeben; zu der Predigt kam die Katechese. Sie fanden hier vollauf zu thun. Der Stadtrath war durchaus protestantisch; unter den Bürgern fand man kaum noch Katholiken. Auf dem Lande war es nicht anders. Die Jesuiten verglichen Paderborn mit einem dürren Acker, der ungemein Mühe mache und doch keine Früchte tragen wolle. Endlich, in dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, sind sie dennoch durchgedrungen."

Noch an zwei andere berühmte Männer dieses edlen, dem Sauerland angehörigen Geschlechtes will ich mit wenigen Worten erinnern, an Wilhelm und Ferdinand von Fürstenberg, die sich beide durch ihre Anhänglichkeit an den katholischen Glauben ausgezeichnet haben, für den der Erstere in härtester Gefangenschaft schmachten mußte.

Wilhelm von Fürstenberg ward im Jahre 1556 Coadjutor Heinrich's von Galen, des Heermeisters des deutschen Ordens in Liefland. Er war von lebhaftem, thatkräftigem, vielleicht zu stürmischen Wesen. Ihn hielt der Heermeister für den Würdigsten, und wünschte ihn sich zum Nachfolger, zum großen

Verdruß des Ordensmarschalls, Kaspar von Münster. Bald hernach (1557) starb der Heermeister, und Wilhelm von Fürstenberg kam an seine Stelle. Im Jahre 1559 ward Gotthard von Kettler Coadjutor. Der Heermeister, dessen Gesundheit gelitten hatte, übertrug dem Letztern die Regierung und zog sich in die Festung Fellin zurück, die für uneinnehmbar galt. Das Jahr darauf erschienen die Russen vor dieser Veste und beschossen dieselbe, so daß sie in Flammen aufging, bis auf fünf Häuser. Dazu kam, daß die Soldaten meuterisch wurden und ihren Sold verlangten. Sie übergaben die Veste den Russen. Wilhelm von Fürstenberg ward nach Moskau gebracht und hier in den Straßen der Stadt herumgeführt, um wie ein wildes Thier dem Volk zum Schauspiel zu dienen. Da er Verrath am Orden standhaft von sich wies, erlangte er selbst dann seine Freiheit nicht, als aus Deutschland eine Gesandtschaft in Moskau erschien, die sich im Namen des Kaisers und des Hochmeisters für ihn verwandte und großes Lösegeld anbot *). Der Czar ließ ihn zu sich kommen, versprach ihm nicht bloß die Freiheit, sondern auch den erblichen Besitz Lieflands, wenn er es als russisches Lehen annehmen wolle. Der greise Heermeister wollte sein Gewissen nicht beflecken, und wies standhaft das Anerbieten von sich. So blieb er denn im Gefängniß und fand hier seinen Tod. — Anders dachte und handelte Wilhelm's Nachfolger, Gotthard von Kettler, der zu einer Familie des Münsterlandes gehörte. Kettler unterwarf Liefland dem König von Polen, ward lutherisch und verließ den Orden mit

*) In den **Monumenta Paderbornensia** wird auf den Bericht der nach Moskau geschickten, aus vier Deutschordensrittern und zwei Rechtsgelehrten bestehenden Deutschordens-Gesandtschaft verwiesen, und Einiges daraus mitgetheilt. Möchten doch die Herren von Fürstenberg dafür sorgen, daß der ganze Bericht, eine so interessante und authentische Quelle, gedruckt werde! — In den **Monumenta Paderbornensia** sind übrigens in den genealogischen Angaben, die Wilhelm v. Fürstenberg betreffen, einige Unrichtigkeiten.

einer großen Anzahl seiner Ritter. Er ward Herzog von Kurland und Semgallen. Für sich und seine männlichen Nachkommen erhielt er von Polen diese Länder zu Lehen. Er heirathete Anna von Meklenburg, die Tochter Herzog Albrecht's. Seine Descendenten regierten bis zum Jahre 1711. — Hätte Wilhelm von Fürstenberg gedacht wie Albrecht von Brandenburg, so wäre Liefland an die Fürstenberg gekommen, mit derselben Berechtigung wie Preußen an die Hohenzollern. Aber Wilhelm starb lieber im Kerker, als solchen Verlockungen Gehör zu geben. Ehre seinem Andenken! Und möge das leuchtende Beispiel seines Lebens und Leidens dem noch jetzt in so vielen Zweigen blühenden Geschlecht auch künftighin als ein viel schönerer Schmuck erscheinen, als der unabsehbare Güterbesitz, dessen es sich erfreut!

Bekannter als die Vorigen, weil er unserer Zeit näher steht, und durch seine Schriften sich gleichsam selbst ein Denkmal gesetzt hat, ist Ferdinand von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn, der Enkel jenes vielerprobten Landdrosten, Kaspar von Fürstenberg, und des oben erwähnten Bischofs Dietrich, Großneffe und Nachfolger auf dem bischöflichen Sitz, der Liebling, ja der Freund Papst Alexanders VII., der zur Zeit, wo Ferdinand im ersten Jünglingsalter stand, des Münsterschen Friedenscongresses wegen längere Zeit in Westphalen gelebt hatte *). Als er, des Papstes geheimer Kämmerer, in Rom verweilte, ward er abwesend zum Bischof von Paderborn gewählt. Die historischen Denkwürdigkeiten seiner Diöcese hat er in dem bekannten, in lateinischer Sprache verfaßten Werk

*) Die Reise von Köln nach Münster schildert Papst Alexander VII. (der früher Nuntius in Köln gewesen) in der Sammlung seiner lateinischen Gedichte, betitelt Musae juveniles, worin er auch andere Reisen beschreibt, die er in Deutschland gemacht hat, z. B. seine Reise von Aachen nach Trier. Ferdinand von Fürstenberg ist der erste Herausgeber jener Gedicht-Sammlung Papst Alexanders VII.

beschrieben, das in drei Ausgaben, und jüngst in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Was er sonst noch geschrieben hat, findet sich nebst den nähern Angaben über seine Lebensverhältnisse in den literaturhistorischen Werken aufgezeichnet.

Hier will ich nur mit einigen Worten des Antheils gedenken, den er einem Werk von nicht genug anzuerkennender Bedeutung gewidmet. Es ist das große Geschichtswerk der Bollandisten, das er unablässig durch Wort und That befördert hat. Als Bollandus und Henschen zur Erforschung des Materials zu dem umfassenden Werk durch Papst Alexander VII. und den General der Jesuiten, Goswin Nickel, nach Rom zu kommen eingeladen worden waren, die Gesundheitsumstände des Bollandus aber ihm die Reise zu machen nicht erlaubten, ging Henschen, von Papebroch begleitet, nach der Hauptstadt der Christenheit. Hier verweilte damals Ferdinand von Fürstenberg, und es bildete sich zwischen ihm und Henschen ein inniges, ja ein trautes Freundschaftsverhältniß. Nach Westphalen zurückgekehrt, blieb der Fürstbischof auf jede Weise für Henschen's und Papebroch's Unternehmen thätig. Auf's Dringendste lud er sie dann auch ein, nach Westphalen zu kommen. Henschen, schon in Jahren vorgerückt, konnte die beschwerliche Reise nicht machen. Statt seiner ging Pater Janning als Begleiter Papebroch's nach Paderborn. Als der erste Band des „Monat Mai", aus den ersten drei Abtheilungen bestehend, erschienen war, traten sie die Reise an, im Herbst des Jahres 1680. Wie war der Fürstbischof erfreut und aufgeheitert, als sie kamen, besonders durch Papebroch's sehr erwünschten Anblick. Obwohl an einer heftigen und langwierigen Krankheit, am Stein, leidend, war er der freundlichste und aufmerksamste Wirth. Acht Tage blieben sie bei ihm in seinem Pallast zu Neuhaus. Dann fuhr er mit ihnen nach dem Kloster Bödeke, wo sie so viel werthvolle Handschriften fanden. Für die Ausdauer und Gelehrsamkeit, die die beiden Gelehrten durch die bisher erschienenen Bände bewiesen, remunerirte er sie „re ac spe" auf's reichlichste. Um sie zu ehren, ließ er sie

auf ihrer Rückkehr mit sechs Pferden nach Münster fahren. Hier erfuhren sie, daß Pater Henschen vom Schlag gerührt worden. Da war nichts mehr im Stande, sie hier aufzuhalten. Gleich am andern Morgen, auf's eiligste, reisten sie von Münster ab. Abends kamen sie nach Coesfeld. Zwei Tage später erreichten sie Emmerich. Aber auf der letzten Strecke, wo sie drei Meilen weit, ohne zu ruhen, zu Fuß gegangen waren, um noch die Stadt zu erreichen, hatte die Wanderung sie so angegriffen, daß namentlich Papebroch, als er im Jesuitenkloster zu Emmerich ankam, vor Ermüdung nicht essen noch trinken konnte. Des andern Tags, wo Papebroch sich etwas erholt hatte, gingen sie nach Roermonde, und von da nach Antwerpen, wo sie zu ihrer großen Freude den trefflichen Greis nicht allein noch am Leben, sondern auch ein wenig auf der Besserung fanden.

Der Fürstbischof selbst erlebte nur noch Weniges von den Arbeiten dieser Gelehrten. In allzu frühem Tode brach das für die Freundschaft wie für die Freuden der Wissenschaft so empfängliche Herz. (26. Juni 1683.)

Indem ich nun die vorstehenden kurzen Mittheilungen über das Herzogthum Westphalen und die am meisten verbreitete Familie desselben schon schließe, und dabei wünsche, daß sie Andere zu weitern Ausführungen veranlassen mögen, will ich noch die Worte hinzufügen, womit der Fürstbischof Ferdinand sein berühmtes Werk über die Merkwürdigkeiten des Bisthums Paderborn (Monumenta Paderbornensia) beschließt: „Die Fürstenbergische Familie, gleich allen andern alten und edlen Geschlechtern, verdankt das erste Aufkommen der Familie dem Waffendienst und Rittersinn, Blüthe und höheres Wachsthum aber ernsten und gelehrten Studien, denen sie in diesem und im vorigen Jahrhundert so obgelegen, daß sie von Päpsten und Bischöfen, von Kaiser und Fürsten Auszeichnungen erwarben. Als die andere feste Stütze der Familie darf man wohl mit Recht die von den Vätern ererbte Gesinnung nennen, die standhafteste Anhänglichkeit an die katholische Religion, Frömmigkeit und

Gottesfurcht, Treue und Gehorsam gegen den Regenten, Liebe zum Heimathland; gegen Arme und Betrübte allzeit mild und zur Hülfe bereit, den Klöstern zugethan, sorgsam der Kirchen sich annehmend, Liebe zu geistlicher Lebensweise, sodann eine nie gestörte, brüderliche Einigkeit in der Familie. So lange unsere Familie hierauf, gleichsam wie auf zwei Fundamental-Balken, erbaut bleibt, wird sie, vor dem Sturz gesichert, fest stehen und dauern. Und damit ihr Spiegel und Beispiel ernster Studien und der von den Vätern ererbten Tugend nimmer fehle, daß sie darauf ihren Blick hinrichte, deßhalb habe ich die vorstehenden Familien-Nachrichten zusammengestellt."

XXXIII.

Briefliche Mittheilungen aus der Diöcese Münster, die Bischofswahl betreffend.

Münster im August. Wie begreiflich, ist jetzt bei der Erledigung des bischöflichen Stuhles Alles bei uns in Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Es ist rührend, zu sehen, wie das im Münsterlande noch so gläubige Volk herzlich und anhaltend an dem Fuße der Altäre flehet, um einen Oberhirten, wie ihn die schwierigen Verhältnisse dieser Zeit erheischen, um einen Bischof, der da eintrete in die Fußstapfen unseres unvergeßlichen, um die Kirche Gottes so hoch verdienten Caspar Maximilian. Diese Gebete des Glaubens, wir sind dessen gewiß, werden den Beistand des heiligen Geistes herabrufen auf die bevorstehende Bischofswahl. Und sehen wir dann auf das hohe Wahlcollegium in Münster, so dürfen wir mit Grund wohl nicht besorgen, daß auch nur irgend ein Element desselben versucht wäre, den Wirkungen des göttlichen Geistes ein Hinderniß in den Weg zu legen, und zu vereiteln die Gebete der Diöcesanen. Nein, wir hegen die tröstliche

Gewißheit, daß alle Capitularen auf's innigste durchdrungen sind von der Heiligkeit und Wichtigkeit des von ihnen vorzunehmenden Actes, von dem Heil oder Verderben für Tausende abhängt, — daß sie demnach auf das gewissenhafteste die den Wahlact normirenden Bestimmungen des Kirchenrechts, besonders die des Concils von Trient beobachten, und ohne alle Nebenrücksichten auf sich oder auf Andere in oder außer dem Capitel, einzig und allein ihr Augenmerk richten werden auf den, der dignior et Ecclesiae magis utilis ist. Es sind dieß Männer, die da wissen, was der Eid bedeutet, den sie schwören, und die heilige Communion, die sie empfangen unmittelbar vor der Wahl. Sie werden sich weder von eigensüchtigen Absichten der Ambition oder sonstigen Interesses — irgend einem do ut des, noch von Rücksichten nach was immer für einer Seite hin, von keinerlei Vorstellungen und Einflößungen, sondern einzig von der Ueberzeugung leiten und bestimmen lassen, daß sie von dieser Handlung ganz besonders dereinst Rede stehen müssen dem obersten Hirten der Seelen, dem Richter der Lebendigen und der Todten. Darüber also, was so klar und jedem Zweifel entrückt ist, sind wir, wie gesagt, außer Besorgniß. — Einen Punkt jedoch, den dieser oder jener im guten Glauben falsch auffaßt, müssen wir hier einer besondern Betrachtung unterziehen. Die über die Art der Wahl der Bischöfe in jenen Ländern Deutschlands, deren Souveraine Protestanten sind, erlassenen Bullen und Breven bestimmen im Interesse eines friedlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, daß die zur Wahl berechtigten Domcapitel unter andern Eigenschaften der zu Wählenden auch darauf sehen sollen, daß dieselben keine den Landesfürsten minus gratae personae seien. Dadurch ist hier und da die Praxis entstanden, daß, um sich insbesondere über die letztere Qualität zu vergewissern, unter Beiseyn eines landesherrlichen Commissarius, von den Capitularen eine Art Vorwahl abgehalten wird, die darin besteht, daß man sich über die dem Landesherrn vorzulegende Liste der Candidaten verständigt. Auf dieser Liste bezeichnet, resp. streicht dann der Landesherr die weniger genehmen Personen, oder erklärt von der Einen oder Andern, daß sie ihm genehm seien.

Hierüber ist zunächst zu bemerken, daß eine solche formelle Vorwahl den speciellen Bullen und Breven sowohl, als dem Kirchenrechte überhaupt unbekannt, daher eine aus unzeitiger Conni-

venz der Wähler gegen die Zumuthungen der Regierungen hervor gegangene Neuerung ist. Wer da weiß, wie die Capitularen in mehreren Diöcesen der großen Mehrheit nach beschaffen sind, für den bedarf es wahrlich keines weitern Nachweises, daß die Freiheit der Wahl im Sinne und Geiste der Kirche dadurch beengt wird. Ist wohl anzunehmen, daß mancher Capitular die Charakterfestigkeit besitzen wird, dem offen oder verdeckt gegebenen Winke des landesherrlichen Commissarius: diesen oder jenen Candidaten unberücksichtigt zu lassen, oder der Liste einzuverleiben, keinerlei Rechnung zu tragen? Experientiae docent.

Bezeichnet dann der Landesherr einen der ihm vorgelegten Candidaten als personam besonders gratam, so ist bei dem metus reverentialis eines guten Theils der Wähler eine solche Bezeichnung ad instar praecepti — von Freiheit, also Canonicität der Wahl nimmer die Rede. — Noch ärger aber kann diese Freiheit beeinträchtigt werden, wenn der Landesherr die personas ingratas streicht, und nur die personas gratas stehen läßt, das Capitel dagegen außer seinem Gremium keinen würdigeren, darum zu wählenden Priester kennt. Statt aller Fiction unter solchen Verhältnissen möglicher Fälle sei hier denn zum Belege eines wirklich vorgekommenen Erwähnung gethan. Ein Capitel bezeichnete sich auf der Liste in allen seinen Gliedern als wahlfähig. Eines der Mitglieder war dann als persona gestrichen; ein anderes ex consensu caeterorum als unfähig erkannt; andere erklärten zum Voraus, die Wahl nicht annehmen zu wollen (welchen Einfluß der landesherrliche Commissarius auf diese Erklärung geübt, bleibe dahingestellt); und zwei waren darauf noch übrig, zwischen welchen die Wahl möglich war. Wohl die passive Wahl; keineswegs aber die active, da diese Beiden auf einen einzigen beschränkt waren. Hieraus ergibt sich zur Genüge, wohin das landesherrliche Recht, personas ingratas zu bezeichnen, führen kann und führt, für die Fälle wenigstens, in welchen die Capitel in der Aufstellung des Verzeichnisses der Wahlcandidaten sich auf ihr Gremium beschränken.

Faßt man diesen Mißstand, wie sich's gebührt, in's Auge, so läßt sich nicht denken, daß Rom besagtes Recht, welches es den Fürsten eingeräumt, in einem solchen Sinne habe verstanden wissen wollen.

Sollen die Wähler auf die Genehmheit der Wahlcandidaten
len, so ist doch damit keineswegs gemeint, daß dieselbe in der
lher üblichen, und nur durch menschliche Rücksicht der Wahlcol-
len möglichen Weise declarirt werde. Nein, ut vobis constet
rabilis heißt es in einem dieser für die Diöcesen Preußens gül-
m apostolischen Schreiben *). Der Weg, zu dieser Kenntniß zu

---

*) Pius Pap. VII. richtete dasselbe dd. Rom 16. Juli 1821 an die Domcapitel Preußens. Es dürfte Manchem nicht unangenehm seyn, clausulam concernentem hier ganz zu lesen: „Hac tamen occasione speciatim vos alloqui per epistolam voluimus, nedum ut gratulatione communi Deo benedicamus, sed ut in gravissimo electionum negotio vestram religionem, prudentiam, integritatem vehementissime excitemus.

Sint vobis ab oculos (dicimus animi sensu, quo maxime possumus sollicito) sint vobis ob oculos jugiter, quae Tridentina Synodus dissertissime praescripsit iis omnibus, qui *ad promotionem praeficiendorum, quacumque ratione operam suam praestant.* (Sess. 24, Cap. I, de reform. et Sess 6, Cap. I, de reform.)

De omnipotentis Dei gloria res est, de bono animarum, de aeterna salute etiam vestra. Non alium idcirco finem in suffragatione habere vos oportet, nisi ut religionis utilitatibus et gregis incolumitati consulatis: *alienis autem vos peccatis communicare*, affirmant Tridentini Patres, *nisi quos digniores et Ecclesiae magis utiles non quidem precibus vel humano affectu, aut ambientium suggestionibus, sed eorum existentibus meritis judicaveritis, praefici diligenter curetis:* Vestri quippe studii ac suffragii rationem reddetis ipsi Deo, *qui requiret de manibus vestris sanguinem ovium, si quae ex malo Pastorum regimine interierint.* Cum vero ad Religionis incrementa, utilioremque Episcopalis muneris procurationem summopere intersit, mutuam servari utriusque potestatis concordiam, quandoquidem ex Ivonis Carnotensis testimonio, *cum Regnum et Sacerdotium inter se conveniunt, bene regitur Mundus, floret et fructificat Ecclesia:* Vestrarum partium erit eos adsciscere, quos, praeter qualitates caeteras ecclesiastico jure praefinitas, prudentiae insuper laude commendari nec Serenissimo Regi minus gratos esse noveri-

gelangen, ist nur den Wahlcollegien überlassen — *vos* curabitis; bei der seither üblichen Procedur müßte es aber, wäre sie im Sinne Roms, darum rechtmäßig heißen: Serenissimus rex oder princeps sive ejus gubernium curabit, ut vobis constet.

Ist dieß aber offenbar contra mentem Sedis apostolicae, so fällt auch der etwa vorzubringende Einwand: der seitherige Gebrauch sei per consuetudinem recipirt, um so mehr weg, als es sich hier um ein wesentliches Recht der Kirche handelt, eine Präscription dagegen also nicht zulässig ist. — Sollte nicht auch die Erwartung, man werde gedachtem apostolischem Schreiben von Seite der Capitel die eben angedeutete Erklärung geben, Ursache gewesen seyn, daß man dasselbe Jahre lang in Berlin zurückgehalten?

Wen wir nun mit allen guten Katholiken der Diöcese zum Bischof wünschen? Keinen Andern, als der nach den canonischen Vorschriften, also frei wird gewählt werden, ohne daß menschliche Nebenrücksichten, die sich so leicht einschleichen, simonistische Verträge oder Confidentien dazwischen treten, welche die Wirkungen des heil. Geistes, die Gebete des Volkes, das jetzt so dringend, so herzlich und anhaltend fleht, vereiteln. Das hochwürdige Domcapitel verbürgt uns das Zutrauen, daß alles das fern gehalten bleibe, was dem Geiste Gottes, und dem Wohle der Diöcese entgegensteht.

Ob nun die göttliche Fürsehung mit einem jungen oder bereits an Jahren vorgeschrittenen Oberhirten uns bescheren möge, dürfen wir dem Allwaltenden bemüthig anheimstellen. Nicht wir wagen es, vorlaut einzudringen in die Pläne des Allerhöchsten, oder dem Weltallsordner die Wege zu bezeichnen.

Noch am Todestage weiland unsers hochwürdigsten Bischofs, Caspar Max, ist durch einstimmiges Votum der Domcapitularen der hochwürdigste Weihbischof und Generalvicar, Dr. F. A. Melchers, welcher eine lange Reihe von Jahren hindurch die Diöcese Münster als Generalvicar mit ausgezeichneter Thätigkeit und allgemein

---

tis, de quibus antequam solemnem electionis actum ex Canonum regulis rite celebretis, ut vobis constet, curabitis."

dankbarer Anerkennung verwaltete, zum Vicarius Generalis Capituli ernannt. Obgleich vorgerückten Alters, genießt der hochwürdigste Bischof noch viele körperliche Rüstigkeit und Kraft des Geistes, so daß er auch schwierigen Arbeiten mit einer gewissen Leichtigkeit sich in eigener Person unterzieht. Die specielle Bekanntschaft mit allen Verhältnissen der Diöcese und den Persönlichkeiten des Diöcesanclerus, dessen größter Theil unter seiner Leitung im bischöflichen Seminar erzogen worden, erleichtert gerade ihm nicht wenig die große Bürde seines Amtes. Der liebe Gott erhalte ihn noch lange zum Segen unserer Diöcese.

XXXIV.

Zeitläufte.

Der Kirchenstaat und die Kirche. — Die Verdummung des deutschen Philisteriums durch die Presse. — Der Kirchenstaat allen Gebrechen weltlicher Staaten ausgesetzt. — Die große radikale Partei in Europa, in den protestantischen und in den katholischen Ländern. — Die Emigrationen. — Die Carbonarie in Italien. — Ihre Angriffe von England und Frankreich aus. — Ihr Streben nach absoluter Herrschaft, blutiger Terrorism. — Die Beschwerden des Kirchenstaates. — Erwiederung einer semiofficiellen römischen Schrift in Betreff: der Anstellungen, der Kleinkinderbewahranstalten, der Gesetzgebung, der Gefängnisse, des Armenwesens, der Eisenbahnfrage. — Rückblick auf Gregor XVI. und den Charakter der päpstlichen Regierung im Laufe der Jahrhunderte.

Den 28. August 1846.

Daß der Kirchenstaat nicht die Kirche sei, ist eine Wahrheit, die für jeden denkenden Menschen billig keines Beweises bedürfen sollte. Das jedesmalige Haupt der Kirche ist zugleich weltlicher Landesherr in einem bestimmten Gebiete zwischen Ferrara und Terracina, und in dieser Hinsicht ein italienischer Fürst wie jeder andere. Dennoch liegt es im Interesse der Gegner der Kirche, beiderlei Sphären von Vorstellungen mög-

lichst durcheinander zu werfen. Lebt der Haß gegen die katholische Wahrheit überhaupt nur von der Unwissenheit und de Verwirrung der Begriffe, so liegt in diesem Falle die Takti ungemein nahe: auf den Kirchenstaat ganze Berge von Schmach und Hohn zu wälzen, um Unkundige oder Beschränkte durc dieses Mittel zu möglichst schiefen und verkehrten Urtheilen übe die Kirche zu verleiten. Insbesondere ist, was Rom betrifft nicht leicht eine Lüge so albern und ungereimt, als daß z. B der Brockhaus'sche Lügenmoniteur oder der Nürnberger Correspondent sie dem deutschen Philisterthume nicht vorsetzen sollte Denn dieß Geschlecht pocht auf seinen täglich mehr zusammen schwindenden Ruf gründlicher Wissenschaft, und weiß doch nich wie unwissend, beschränkt und kindisch leichtgläubig es unte dem Einflusse solcher Tagespresse schon geworden ist, und welche wahrhaft Schauder erregenden Fortschritte es noch täglid unter eben diesen Pädagogen auf der Bahn der Verdummun macht. Neben dieser Journalistik ist selbst der Constitutionel ein geistiger Riese, zu dem die Leipziger Blätter oder das Frankfurter Journal mit kindischer Schüchternheit emporstaunen. Den „ewigen Juden", über den heute Frankreich die Achseln zuckt und an den dort Niemand denkt, citirt diese Presse in baarem Ernste als historische Quelle, und freut sich, durch den kriminalklugen Herrn Sue in Paris endlich recht hinter die Schliche der Ultramontanen gekommen zu seyn.

Durch diese theils perfiden, theils unsäglich einfältigen Machinationen ist nun der Kirchenstaat in der Phantasie der besagten Philisterwelt eine Art Wechselbalg und Hampelmann geworden, ein wahres Compendium alles politischen Unsinns, ein Inbegriff jeder erdenklichen Verkehrtheit und Schlechtigkeit. Für den Augenblick wird freilich Pius IX. zu den Sternen erhoben, obwohl diese Sorte von deutsch-liberalen Lobern sich des eigentlichen Grundes ihrer günstigen Meinung gerade so viel, oder so wenig bewußt ist, wie der Motive des Abscheus gegen seinen Vorgänger. Das Eine ist ihnen im Grunde eben so wenig ernstlich gemeint, wie das Andere. Es

l eben ein hohles, leeres, eitles, darüber hin fahrendes Ge=
hwätz in den Tag, über den Tag, ohne klargedachtes Mo=
v, ohne Zusammenhang, heute so, morgen anders; wie es
ch die Wortführer des tiefdenkendsten, ernstesten, gründlichsten
olkes in Europa unter dem Einflusse unserer Censur und son=
igen Präventivmaßregeln nach gerade haben angewöhnen las=
n. Sie wären gerne noch boshafter und giftiger, als sie sind,
itten sie nur mehr geistige Mittel dazu. Wer sich viel mit
eser Tagespresse beschäftigen muß, begreift: warum der tief=
nnige Sprachgebrauch gerade unseres Volkes den Teufel dumm
nnt. Wenn sie erst sehen werden, daß Pius IX. die Klöster
ı Kirchenstaate nicht secularisirt, die Jesuiten nicht aufhebt,
e Ronge'sche Religion nicht anerkennt, sich nicht verheira=
et, — dann werden die Tröpfe *), die dieß Alles und mehr
ch mit fester Zuversicht täglich und stündlich erwartet haben,
h ganz enttäuscht und verstimmt fühlen. Alsdann wird das
bgequäck in Leipzig und anderswo, plötzlich wie es angefan=
n, auch wieder verstummen. Glücklicherweise erfährt das ehr=
ürdige Oberhaupt der Kirche von dem Einen so viel wie vom
ndern, und wird davon so wenig auf betrübende, wie auf
heiternde Weise berührt.

Dieß Alles beweist aber auf's Neue nur: daß es für die
tholische Welt in Deutschland vom höchsten Interesse ist,
öglichst genügende Aufschlüsse auch über die innern Verhält=
sse des Kirchenstaats zu erhalten. Zunächst steht so viel fest:
ıs weltliche Patrimonium des heiligen Petrus ist nicht die

*) Der Sprecher, ein unter rhein=preußischer Censur erscheinendes Organ des Ultraradikalismus, meldet in seiner Nummer vom 5. August Folgendes: „Der neue Papst hat sich erst spät dem geistlichen Stande gewidmet. In seiner Jugend war er Oberlieutenant im zweiten Garderegiment des Kaisers Napoleon; von da trat er in österreichische Militärdienste.“ Dieß als Probe, welches Vertrauen die deutsche, wie die französische revolutionäre Presse in ihren Mittheilungen über römische Verhältnisse verdient.

Kirche; das Papstthum hat auf diesem Felde keine höhere Verheißung für sich, und auf keinen überirdischen Beistand zu rechnen. So steht der heilige Stuhl in seiner weltlichen Verwaltung den gewöhnlichen Uebelständen, unter denen alle heutigen Regierungen ohne Ausnahme seufzen, er steht den Gefahren, welche alle bedrohen, mit gewöhnlichen Mitteln und Kräften gegenüber, während andererseits der Augenschein beweist: daß der Kirchenstaat die unentbehrliche Unterlage der weltlichen Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes ist. Die weltliche päpstliche Regierung ist hiernach weder jenes Scheusal, zu dem Unwissenheit, Hoffart und bewußte Lüge sie dießseits der Berge zu machen pflegen, noch das Urbild eines Musterstaates. Sie leidet sowohl unter unverschuldeten, in der heutigen Zeit liegenden Uebelständen, als unter Mißbräuchen der Verwaltung, welche bis vor Kurzem allerdings ernste Besorgnisse einzuflößen geeignet waren. Wir sind jedoch nicht so glücklich in oder außerhalb Europa ein Land zu kennen, in welchem (nur in andern Formen und aus verschiedenen Gründen) nicht genau dasselbe der Fall wäre. Mit einem Worte: die Regierung des Kirchenstaats ist eine weltliche Regierung, wie jede andere, und der dortige Zustand hat seine glänzenden und seine dunkeln Seiten. Beide bedürfen also, wie jede menschliche Verfassung und Verwaltung, von Zeit zu Zeit bessernder Hülfen und Reformen, und nur wenn der Kirchenstaat sich hartnäckig gegen beide verschließen wollte, würde er rettungslos das Siegel seines Unterganges an der Stirne tragen. Die Vorsehung schickt diesem Lande also von Zeit zu Zeit einen Regenten, der auch in dieser untergeordneten, weltlichen Sphäre das Nöthige nachholt oder vorkehrt. — Ein solcher Reformator ist, wenn Gott Segen und Gedeihen gibt, Pius IX. Der freudige Enthusiasmus seiner Unterthanen über den Act landesherrlicher Milde, mit dem er, nach dem Muster und Vorgange Oesterreichs, Verzeihung (nicht Amnestie) über Jene aussprach, die sich politischer Umtriebe schuldig gemacht hatten, oder derselben verdächtig waren, wird ihm, wie sich mit Zuversicht hoffen läßt, sein

chwieriges Geschäft nicht wenig erleichteren. Einstweilen ist so
iel gewiß: daß der Schritt, den er that, nicht nur unerläß-
ch nothwendig war, sondern daß er auch, wenigstens für
ie nächste Zukunft, jene Gefahren entfernt, die den Kirchen-
aat noch vor wenigen Monaten mit einer nahen Crisis be-
rohten.

Unter diesen Umständen haben wir aus mehreren, augen-
heinlich halboffiziellen Denkschriften, die in den letzten Mona-
n der Regierung Gregor's XVI. erschienen, mannigfache Be-
hrung geschöpft, sowohl über bestimmte, thatsächliche Verhält-
sse, als insbesondere über den Geist der päpstlichen Regie-
ng. Es ist zu bedauern, daß diese Quellen im katholischen
eutschland, wo doch so viele französische Schriften von höchst
eifelhaftem Werthe nur zu bereitwillig und eilig übersetzt
rden, so völlig unbekannt geblieben sind *). Der Raum
aubt uns nicht, alle dort gegebenen, zum Theil höchst in-
essanten Andeutungen über Detailfragen hier aufzunehmen.
ir wollen uns nur darauf beschränken: einige Gesichtspunkte
rvorzuheben, die als Anhaltspunkte für die Beurtheilung der
itlichen Verhältnisse des Kirchenstaats dienen können.

Wer die heutige Lage der römischen, wie aller übrigen
lienischen Regierungen richtig würdigen will, darf vor einer
oßen Thatsache nicht die Augen verschließen. Es hat zu
len Zeiten und in allen Ländern Solche gegeben, die aus
alen oder temporären, wahren oder eingebildeten Gründen
it ihrer Landesobrigkeit unzufrieden waren. Dermalen aber
bt es in ganz Europa eine Partei, die in kirchlicher, politi-
her, socialer und scientifischer Hinsicht verfeindet mit Allem
d Jedem, was besteht, absichtlich und bewußt auf Zertrüm-
erung und Umsturz aller äußern und innern gesellschaftlichen

*) Die erwähnten Denkschriften sind Widerlegungen revolutionärer Pamphlete, und führen den gemeinschaftlichen Titel: **Commento a due opusculi politici stampati a Parigi nel Settembre 1845. Italia Novembre 1845.**

Einrichtungen, auf planmäßige Umwälzung aller Verhältnisse rechnet, unausgesetzt für diesen Zweck arbeitet, und zu diesem Weltbrande rastlos feuergefährliche Stoffe zusammenträgt. Man pflegt sie die radicale zu nennen, und der Ausdruck ist sofern nicht unrichtig gewählt, als er den Vorsatz und das Streben bezeichnet, das Werk der Zerstörung bis auf die untersten Fundamente des Baues der Gesellschaft durchzuführen.

Wie diese Partei in stetiger historischer Entwickelung aus den kirchlichen Zerwürfnissen und politischen Krankheiten der letzten drei Jahrhunderte entstanden ist, wie sie sich zu dem Jakobinismus der neunziger Jahre verhält, wie zu dem älteren Liberalismus, der das Heil der Welt in der ganz äußerlichen Nachahmung englischer Verfassungsformen suchte, dieß Alles zu untersuchen, ist hier weder der Ort, noch die Absicht. Genug, sie besteht in allen Ländern Europas ohne Ausnahme. In ihrem Wesen und Kerne allenthalben die nämliche, trägt sie nach Art und Gelegenheit ein verschiedenes Costum, bedient sie sich mannigfach wechselnder, hier nationaler, dort confessioneller Stichwörter, verfolgt sie je nach dem Bedürfnisse der Lokalität des Augenblicks, so oder anders benannte Mittelzwecke, ist sie, nach dem Grade ihres Einflusses auf die Massen, die zuletzt mit der Faust den Streit ausfechten sollen, von größerer oder geringerer Gefahr und Gemeinschädlichkeit. Im Ganzen oder Großen aber ist sie in Zweck und Mitteln allenthalben die nämliche, und aller Orten solidarisch verbunden. Innerhalb dieser Partei schwindet aber auch, was wohl zu bemerken ist, der Unterschied der religiösen Bekenntnisse auf ein Minimum, so wie andererseits katholische und protestantische Länder gleichmäßig der Gegenstand ihrer Umtriebe und Angriffe sind. Mit einem Worte: der Radikalismus ist ein aufs Extrem getriebener, so kirchlicher wie politischer Autoritätsprotest, und seine Adepten gehören ihrer Taufe nach, wenn sie überhaupt getauft sind, in ziemlich gleichem Verhältnisse der Kirche, wie den Confessionen an. Dieß auf der einen oder andern Seite nicht anerkennen wollen, wäre ein großer Irrthum.

Der Unterschied liegt nur darin, daß der Katholik, der sich dem Radikalismus ergibt, von vornherein mit seiner Kirche gebrochen hat, während der Protestant Gefahr lauft, dorthin zu gelangen, wenn er auf der Spur der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts recht consequent und entschieden weiter schreitet. Aber für jede monarchische Regierung, überhaupt für jeden geordneten, geselligen Zustand ist, ohne Rücksicht auf den Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses, die durch das radikale Treiben herbeigeführte Gefahr die nämliche. Es wäre eben so irrig, zu behaupten, daß die neue, in die Tiefe gehende Revolution, mit welcher jene Partei die Welt bedroht, nur protestantischen Staaten gefährlich werden könne, als es eine, zwar von allen kirchenfeindlichen Organen wiederholte, aber darum nicht weniger absurde Behauptung ist: daß die Umwälzung nur in katholischen Ländern einen geeigneten Boden für ihre zerstörende Wirksamkeit finden werde. Die Wahrheit ist: daß in den romanisch-katholischen Ländern, wo der Gegensatz gegen den alten, rechtlichen Bestand am entschiedendsten hervortreten mußte, und die Widerstandsfähigkeit der ältern Ordnung der Dinge am größten war, die Revolution der Zeit nach **zuerst** zum Ausbruche kam. Weil aber hier das eigentliche Volk an seinem Glauben und in seiner Kirche einen Anhaltspunkt und ein rettendes Brett im Schiffbruche fand, so hat in jenen Ländern der Umformungsproceß zwar unter furchtbaren Wehen und gewaltigen Erschütterungen, aber dennoch ohne völlige Auflösung aller socialen Bande, ohne Versinken der gesammten Bevölkerung, in die thierische Barbarei eines neuen Heidenthums vor sich gehen können. Täuschen nicht alle Zeichen, so beginnt das revolutionäre Fieber im romanischen Süden schon bedeutend nachzulassen. Dermalen greift aber dieselbe politisch-sociale Krankheit in den germanischen und skandinavischen Norden hinüber, und in wenigen Jahrzehnten wird die Geschichte um eine Reihe großer Erfahrungen reicher seyn. Dann wird die Welt inne werden, wie sich das Gemälde der Revolution auf protestantischem Hintergrunde ausnimmt.

Seine thätigsten und energischsten Factoren hat der heutige Radikalismus in den Emigrationen. Jene Umwälzungen, welche seit 1815 in Portugal, Spanien, Piemont, Frankreich, Neapel, den Legationen, Polen und verschiedenen deutschen Ländern siegten oder fehlschlugen, haben einen neuen Stand in der europäischen Gesellschaft geschaffen, den der politischen Flüchtlinge. Was früher, ohne daß sich sofort ein offener Kriegszustand daraus entwickelt hätte, unerhört und unmöglich war, das wurde seit jener Zeit der regelmäßige, natürliche, wenn auch nicht völkerrechtlich anerkannte, so doch geduldete Zustand. Die flüchtig gewordenen Anstifter der Empörungen, die gewerbmäßigen Entrepreneurs der Revolution für ganz Europa, schlugen in der Schweiz, in Frankreich, in England ihren ruhigen Wohnsitz auf, und constituirten sich dort unter dem Schirme des neu eingeführten Asylrechts als öffentlich bestehende, zum Theil selbst von den Regierungen mit Wartgeldern Unterstützte Corporationen. Als solche führten sie mit brandstifterischen Pamphleten, mit Aussendung von Aufhetzern und Agenten, mit geheimen Umtrieben aller Art einen unterirdischen Krieg gegen die Regierungen ihrer Heimath, dem, so oft sich die Gelegenheit dazu günstig zeigte, Einfälle bewaffneter Banden folgten. Ohne Kriegserklärung, mit Mord und Brand und Plünderung proklamirten diese dann die Insurrection, schritten sofort zur Einsetzung provisorischer Regierungen, und erhoben, wenn das wahnsinnige Unternehmen an dem Widerstande der gesetzlichen Ordnung der Dinge scheiterte, ein Wehgeheul durch ganz Europa über die Verletzung der Humanität des Zeitalters und fluchwürdige, finsterer Jahrhunderte würdige Barbarei der bestehenden Regierungen, welche sich nicht ohne Schwertstreich stürzen lassen wollten.

Das Land, welches unter diesem abnormen Zustande der Dinge am meisten zu leiden hatte, war bisher die italienische Halbinsel. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß auch dort die Revolution nicht im eigentlichen Kerne des Volkes und

seinem aus einer allzugedrückten Lage entspringenden Mißvergnügen wurzelt. Die politische Krankheit haust dort ursprünglich in einer, während der französischen Invasion künstlich angepflanzten, als Geheimbund constituirten Secte, welche durch eine Art Terrorismus, den sie mit Gift und Dolch über die Majorität des Volkes übte, lange Zeit zu großer Gewalt gelangt war. Eine der uns vorliegenden Denkschriften *) bemerkt sehr richtig: daß die Carbonarie im Kirchenstaate verhältnißmäßig am wenigsten, und nur in den Theilen desselben Eingang gefunden, wo mehrmaliger Regierungswechsel, große ökonomische Zerrüttungen und andere Umwälzungen ihr den Boden bereitet hatten. „Damals wie jetzt", sagt diese Schrift, „gab es dort Menschen von ungeheuerm Ehrgeiz und zügellosen Gewohnheiten, die nach Reichthümern lechzten und zugleich Verschwender, Ungläubige, Skeptiker oder Utopisten waren, maaßlos in ihren Gedanken und thöricht in ihren Herzen. Diese sammt und sonders bildeten in Italien die Carbonarie. Daß die Schlauesten die Uebrigen betrogen und beherrschten war natürlich. Sie schufen eine geheime Regierung, die Todesurtheile durch ihre Meuchelmörder vollstrecken ließ. Fast jeden Tag kamen durch die Hand unbekannter Banditen Magistratspersonen, Priester und Privatpersonen um. Dieß ist kein Phantasiegemälde, sondern auch die von liberalen Federn geschriebene Geschichte bezeugt es. Aus diesem Zustande der Dinge und aus der Existenz einer solchen geheimen Verbindung floßen die anderen Uebelstände. Der erste war der: daß alle Privatfeindschaften und sogenannten Vendetten unter den Deckmantel des Interesses der Secte schlüpften. Jeder Bösewicht, jeder Verbrecher fand dort Stützpunkte, Gefährte und Helfer, wenn es nöthig war, auch falsche Zeugen. Ein zweites Uebel war die völlige Verfälschung des sittlichen Gefühls. Drittens trachtete die Secte, jedes neue Gesetz und jede neue Einrichtung zu einer Waffe umzuschaffen, womit die Regierung bekämpft, zu

*) **Riflessioni sul manifesto publicato a Rimini dai Ribelli.**

einem Mittel, womit sie gestürzt werden sollte. Diese Uebel, welche der Carbonarismus erzeugte, waren über die ganze Halbinsel verbreitet, und in jedem Lande überließ man sich mehr oder weniger denselben Ausschweifungen."

Bekanntlich haben alle italienischen Regierungen gegen den sectirerischen Geheimbund der Carbonarie einen lange dauernden, energischen Vertilgungskrieg geführt. Als endlich die Secte gesprengt war, zog sie sich in die Zufluchtsstätten zurück, welche ihr Frankreich und England öffneten. Von dort aus suchte sie unausgesetzt die öffentliche Meinung von Europa irre zu leiten, und Unruhe, Spannung, Mißtrauen und Besorgniß in allen Ländern Italiens nicht ausgehen zu lassen. Unausgesetzt war diese Clique von italienischen Flüchtlingen beflissen, den Funken des politischen Mißvergnügens, wenn sich irgend die Gelegenheit dazu bot, zur verzehrenden Flamme anzufachen. Glücklicherweise zeigt es sich bei den letzten Unternehmungen dieser Art, daß die revolutionäre Emigration keine Wurzel mehr im eigentlichen Volke Italiens hatte. „Es wäre leicht", sagt darüber die obengenannte Denkschrift, „darzuthun, woher die Impulse der letzten Umwälzungsversuche in den Legationen gekommen sind. Im Jahre 1843 spann die sogenannte nationale oder unitarische Faction der Giovine Italia in Malta, Corfu, Neapel und Livorno ein Complot an. Es gelang ihr, eine Handvoll Müssiggänger zu verführen, die in dem Landgebiete von Bologna die Fahne der Empörung erhoben. Von dem Gemetzel in Barcellona und der spanischen Anarchie her kam der verwegenste Abentheurer der Faction nach Bologna. Aber es gelang ihm nicht, die Bevölkerung auch nur im geringsten in Bewegung zu bringen. Der ganze Versuch dauerte kaum so lange Zeit, als die heutigen Normannen zu einer ungeordneten Flucht nöthig hatten. Eben diese Befreier, welche, wie sie sagten, von dem Wunsche beseelt waren, bloß den Kirchenstaat zu reformiren, gingen von dort nach Cosenza in Calabrien, wo sie bekanntlich ergriffen und todtgeschossen wurden."

„Kaum waren zwei Jahre verflossen, als nicht nur der

päpstlichen, sondern auch der französischen Regierung bekannt wurde, daß neue Umtriebe angesponnen waren. Ein anderer Anschlag gegen das Gebiet des heiligen Stuhls wurde vorbereitet; auch dießmal nicht in den Legationen, sondern in London von dem Haupte des jungen Italiens (dem aus Genua entwichenen Advokaten Mazzini), dem gewiß an dem Königreiche Sardinien mehr lag, als am Kirchenstaat. Einer kleinen Zahl von Abentheurern, die von außenher hereinkamen, gelang es inzwischen ein Städtchen in den Legationen zu überfallen. Von dort vertheilten sie sich, gut mit Waffen versehen, in Banden, die den gebirgigten Theil dieser Provinzen durchstreiften. Aber welche Aufnahme, welche Sympathien fanden sie im Volke? oder welchen Heroismus entwickelten jene wenigen päpstlichen Unterthanen, welche es ihnen zu verführen gelang? In der obern Romagna floh der Haufe der Rebellen bei der ersten Bewegung der Truppen, und wagte auch nicht einmal den Versuch eines Widerstandes; vergebens verlockten sie in der Romagnola bei Ferrara das Volk, auf dessen Erhebung sie vornämlich gerechnet hatten; in der Legation von Bologna leisteten die Einwohner der Regierung bewaffnete Hülfe, um die fremden Banden, als sie sich zuerst von der toskanischen Gränze her zeigten, gefangen zu nehmen. Mit einem Worte: man kann auf den Charakter des Attentats und auf die Sympathien des Volkes für dasselbe aus der Schnelligkeit schließen, mit welcher die, welche den Einfall in das Gebiet gewagt, und jene, die sich mit ihnen eingelassen hatten, Rettung auf fremdem Grunde und Boden suchten." Uebrigens setzt die Denkschrift mit großem Rechte hinzu, daß die eigenen Manifeste und Bekanntmachungen der Faction den deutlichen Beweis liefern, daß es bei allen diesen Unternehmungen keineswegs bloß auf den Kirchenstaat, sondern auf die ganze Halbinsel abgesehen war. Eine kleine Zahl von Nationalitätsfanatikern träumt von einer italienischen Volkseinheit nach französischem Muster, während dem wirklichen Volke dort nichts fremder und verhaßter ist, als jeder derartige Gedanke. Italien ist, wie kein

anderes Land in Europa, die eigentliche Heimath des Lokal-
täts- und Municipalitätsgeistes. Eine Centralisation im mo-
dern revolutionären Sinne findet dort schlechthin keine Wurzel
im Volke, und ein gesammtitalienischer Patriotismus wird als
reines Kunstprodukt einiger Stubengelehrten und Poeten, von
der eigentlichen Masse nicht einmal verstanden. Uebrigens
sucht die Faction, dort wie in gewissen andern Ländern, die-
sen rein gemachten, künstlich erzeugten und objectlosen Vater-
landsfanatismus der Jugend aus keinem andern Grunde an-
zuerziehen, als um selbige hernach als Hebel für die Zwecke
der Revolution in Bewegung setzen zu können. Frägt man
aber nach dem eigentlichen letzten und höchsten Zwecke aller
dieser Anstrengungen, Ränke und Umtriebe, so steckt hinter dem
Schwulste aller afterpatriotischen Phrasen, aller Beschwerden
über wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche einfach nichts An-
deres: als der brennende Durst der Wissenden innerhalb der
radikalen Partei nach absoluter Herrschaft. Ist dieses Ziel
einmal erreicht, so soll, wie sie dessen auch unter sich gar kein
Hehl haben, ein gewaltthätiges und tyrannisches Schreckensre-
giment gegründet werden. Eine der uns vorliegenden Denk-
schriften theilt folgende Stelle aus einer Art Instruction oder
Revolutionsplan mit, der lebhaft an ähnliche Anschläge der

galizischen Verschwörung erinnert. Unsere Quelle setzt hinzu,
daß diese Aeußerungen noch zu den mildesten gehören. „Un-
sere Feinde", heißt es dort, „sind viele. Vor allen andern die
Geistlichkeit, der Adel, viele Eigenthümer, zuletzt auch die An-
gestellten der Regierung. Unter dem Rufe der Freiheit müssen
in allen Städten Revolutions-Commissionen gebildet werden,
welche sich der verdächtigsten unter den eben angezeigten Per-
sonen zu bemächtigen haben, die, wenn sie frei oder am Le-
ben bleiben, der Sache großen Schaden zufügen könnten. Als
Regel für die Urtheile der gedachten Commissionen sind zwei
Klassen von Personen zu unterscheiden: 1) Solche, die sich
gegen die Sache (der Revolution) gleichgültig verhalten, und
den Parteigängern derselben keine Beleidigung zugefügt haben,

der Regierung aber aus Liebe zur Ruhe zugethan sind. Diese muß man sich bemühen, in unser Interesse zu ziehen. 2) Jene, die, gleichviel ob Beamte oder nicht, sich öffentlich als unsere Feinde gezeigt und uns auf jede Weise gequält haben; diese müssen vornämlich aus dem Wege geschafft werden. Die Art ihrer Verhaftung darf nicht gewaltsam seyn; sie muß zur Nachtzeit geschehen. Man setzt sie in's Gefängniß und tödtet sie. Man muß hierbei mit der größten Klugheit und Verschwiegenheit verfahren, und das Gerücht verbreiten, als seien sie versteckt, oder exilirt, oder vorläufig verhaftet. Dieses Alles aber, um nicht Tumulte zu erregen, oder Schrecken einzuflößen, wie dieß bei den Septembrisaden geschah. Die Art der Hinrichtung sei kurz und ohne Qual."

Gegen diese sich immer wiederholenden Attentate dieser Secte nun wurde die päpstliche Regierung mit Absicht und Vorbedacht zu den bekannten kostspieligen Vertheidigungsanstalten genöthigt, damit diese dann wieder als Grund und Vorwand zur Erregung neuer Unzufriedenheiten benutzt werden könnten. Der revolutionären Emigration war und ist es um nichts weniger, als um Verbesserung der Lage des Kirchenstaats, und Beförderung des Glückes und Wohlstandes seiner Einwohner zu thun. Im Gegentheil! sie bedarf der Uebelstände, sie bedarf der Noth und der Unzufriedenheit des Volkes als Mittel zu ihrem Zwecke, und scheut nichts mehr, als kräftige und energische, von den Regierungen ausgehende Reformen. Sie wollte und will, hier wie in andern Ländern, nicht diese oder jene wahre oder vermeintliche Verbesserung, sondern die Revolution um der Revolution willen. Sie bezweckt weniger eine ideale Schöpfung, als den Untergang alles Bestehenden im Staat und Kirche, und eine allgemeine Verwirrung, während welcher sie, die Faction, sich dann der Zügel der allerabsolutesten Herrschaft bemächtigen könnte. Deßhalb predigt sie als ersten und obersten Grundsatz ihrer Politik, und als nothwendige Bedingung alles politischen Heils, Mißtrauens der Unterthanen gegen ihre Regierungen wie eine Art Pflicht, und

eine natürliche, sich von selbst verstehende Stimmung. Auf diesem Wege konnte sie mit ziemlicher Sicherheit zuerst allgemeines Unbehagen, dann Conflicte und Reibungen, zuletzt vollständigen Umsturz aller Verhältnisse herbeizuführen hoffen.

Dieß ist die Lage der italienischen Länder und des Kirchenstaates insbesondere, auf den diese Partei sich immer zuerst und hauptsächlich mit ihren Angriffen geworfen hat. Daher ist es eine absichtliche, oder gedankenlos nachgesprochene Entstellung der Wahrheit: daß das römische Volk seine Regierung hasse, oder zu Veränderungen und Empörungen geneigt sei. Nicht Volk und Regierung stehen einander wie zwei Parteien gegenüber, sondern auf der einen Seite die unermeßliche, ruhige, friedliche, aber passive Majorität der Bevölkerung, die sich nicht so elend fühlt, um in der Revolution ihr eigenes Heil zu suchen, und auf der andern eine kleine, aber energische und überaus active, factiöse, zu jedem Verbrechen fähige und aufgelegte Minorität, welche die Revolution als Princip zu ihrem Ausgangspunkte nahm, und junge, unerfahrne, leicht zu berückende Jünglinge zu verführen und in ihre Netze zu ziehen wußte, um, wenn sie der Freiheit beraubt oder landflüchtig geworden waren, sie und ihre Familien mit der bestehenden Ordnung der Dinge zu verfeinden. Pius IX. hat der Partei diese mächtige Waffe zu entwinden gewußt, und die Sache an der Wurzel angefaßt. Er hat jetzt die Masse der Bevölkerung unbedingt für sich, und der Moment ist gekommen, wo diese über die wahre Lage der Dinge ohne Mühe aufgeklärt werden kann, sobald, was schwerlich lange ausbleiben wird, die Feinde ihres Friedens und Wohlseyns neue Versuche machen, Unglück zu stiften, und um ihrer egoistischen Zwecke willen Verderben zu säen. Denn täuscht uns nicht Alles, so ist es der Plan dieses Papstes, das zu thun, was über kurz oder lang in allen Ländern geschehen muß, wenn Europa nicht durch den Sieg des Radikalismus in thierischer Barbarei zu Grunde gehen soll: den Kern des Volkes für das Gute zu ge-

winnen, und damit der Revolution einen Damm, an dem sie sich breche, entgegenzusetzen.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung der wahren Lage der Dinge bleibt uns noch übrig, von einigen, das Einzelne betreffenden Einwendungen und Vorwürfen gegen die Regierung und Verwaltung des Kirchenstaates zu sprechen. Die Wortführer der Revolution haben diese Beschwerden in ihren Manifesten und Proklamationen sattsam artikulirt, und die liberale Presse in Deutschland und Frankreich hat sie mit dem ihr eigenthümlichen oben geschilderten Maaße von Gründlichkeit und Sachkenntniß blindgläubig nachgesprochen. Sehen wir jetzt, was die päpstliche Regierung (wohlverstanden noch unter Gregor XVI.) darauf erwidert hat.

„Die päpstliche Regierung", so lautet die erste jener oft gehörten Anschuldigungen, „ist eine Priesterregierung, welche die Zulassung von Weltlichen zu öffentlichen Aemtern verweigert. In der Verwaltung lähmt selbst die religiöse Thätigkeit die Wirksamkeit der Staatsgewalt, und die geistlichen Gerichte ziehen jede Art von Personen vor ihr Forum."

Die uns vorliegende Denkschrift erwiedert hierauf, daß wenn die Geistlichkeit nicht von der Regierung ausgeschlossen ist, die Civilisation dabei noch keineswegs übel fährt. Ob Frankreich nicht groß und glorreich gewesen sei, als es Cardinäle zu Staatsministern hatte? In allen Monarchien werde zu den höchsten Staatsämtern, oder zur Mitgliedschaft in der Pairskammer des Parlaments, hohe Geburt, ererbter Reichthum oder sonst ein Stand und Titel gefordert, „Erfordernisse, die nicht immer eine Bürgschaft für Wissenschaft und Kenntnisse sind, durch welche doch oft ein Priester aus der demüthigsten Lebensstellung sich zu fürstlichem Glanze erhebt. Diese Erwägung sollte doch Jenen nicht so fern liegen, welche sich etwas darauf zu Gute thun, daß sie die Sache des Volkes in der bürgerlichen Gesellschaft gegen die Aristokratie vertheidigen." Umgekehrt wird aber die Thatsache: daß die Laien im Kirchenstaate von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen

seien, auf das bestimmteste in Abrede gestellt. „In jeder Provinz ist nur ein Geistlicher bei der Regierung, und dieß ist ein Cardinallegat oder delegirter Prälat. Die ganze öffentliche Verwaltung ist weltlichen Beamten anvertraut. Die Regierungsconsulten, die Justiz, die Polizei, die Administration, die ökonomischen Verhältnisse, das Militärwesen. Zu geschweigen die ansehnliche Zahl von Beamten, die von den freistehenden Provinzial- und Communalverwaltungen abhängen, und welche bei der öffentlichen Wohlthätigkeit beschäftigt sind. Die Besoldungen entsprechen dem Range, einige sind sogar beträchtlich; das Loos der ausgedienten Beamten, das ihrer Wittwen und Kinder ist durch ein vorsorgliches Gesetz in Betreff der Pensionen gesichert. Denen also, welche sagen, daß die päpstliche Regierung Niemanden eine Laufbahn im Civildienste eröffne, kann geantwortet werden: daß jeder andere europäische Staat, wenn man die Verhältnisse vergleicht, in Beziehung auf öffentliche Anstellungen, hinter der Freigebigkeit der päpstlichen Regierung zurückstehen muß. Aber noch mehr, nicht nur daß in den geistlichen Gerichtshöfen des Staats Laien den größern Theil der Angestellten bilden, so verschafft auch der kirchliche Vorrang des heiligen Stuhles seinen weltlichen Unterthanen sehr viele Anstellungen bei solchen rein geistlichen Behörden, die in Rom nicht bloß für das beschränkte Interesse des Kirchenstaats, sondern für die weit umfassenden Angelegenheiten der Christenheit eingesetzt sind. Was sind neben dieser Masse der verschiedenartigsten Aemter, die Laien übertragen werden, die hohen Regierungsposten, welche wenigen Cardinälen und einigen Prälaten vorbehalten sind? Dazu kömmt noch, daß die Prälaten, welche in den drei höchsten Gerichten sitzen, strenge genommen nicht einmal Geistliche genannt werden können. Der größere Theil derselben ist nicht gehalten, die Weihen zu haben; der zeitweilige Cölibat, dem sie unterworfen sind, verpflichtet eben so wenig auf die Dauer, als der der Militärpersonen unter andern Regierungen." Hierzu fügt die Denkschrift noch eine andere sehr schlagende Bemerkung, über die Bedeutung der Einrichtung,

daß gerade im Kirchenstaate gewisse hohe Staatsämter nothwendig mit Cardinälen besetzt seyn müssen. „Keinem Monarchen, auch dem constitutionellen nicht, ist es verboten, die höhern Aemter, die Ministerposten, die Anführerstellen im Heere, überhaupt die wichtigen Stellen mit seinen eigenen Söhnen, Brüdern oder andern Verwandten zu besetzen, weil gerade diese das größte Interesse an der Vertheidigung des Thrones und am allgemeinen Wohle des Staates wie der Unterthanen haben." Die Anwendung auf die Cardinäle liegt so nahe, daß sie keiner weitern Ausführung bedarf. Man kann nur noch hinzusetzen, daß wenn, wie in Rom, aus unabweisbaren Gründen das Oberhaupt des Staates nothwendig immer Priester seyn muß, die Natur der Sache auch die Besetzung der höchsten Regierungsämter mit Geistlichen fordere, weil sonst der Papst einer ihm völlig fremden weltlichen Staatsbeamtenschaft ganz isolirt gegenüberstehen, und ein Gegensatz hervortreten würde, der für die Regierung des Kirchenstaats keineswegs förderlich wäre.

Daß im Kirchenstaate die geistliche Thätigkeit die Wirksamkeit der Staatsgewalt beeinträchtige, und daß die Gerichte der Kirche anmaßlicherweise weltliche Personen oder Sachen vor ihr Forum zögen, ist, nach der Erklärung der uns vorliegenden Denkschrift, einfach nicht wahr. Es besteht eine Verordnung, noch vom 10. November 1834, welche die Amtsgewalt der verschiedenen Gerichtsbarkeiten auf's neue getrennt, und den Umkreis ihrer Gewalt scharf bestimmt hat. Die Zuständigkeit der kirchlichen Gerichte ist dort auf die rein geistlichen Gegenstände beschränkt. Selbst geistliche Personen und piae causae müssen allenthalben, wo sie nicht Beklagte sind, vor weltlichen Gerichten Recht nehmen.

In Betreff der Kleinkinderbewahranstalten sagt die Denkschrift, daß im Kirchenstaate Einrichtungen vorhanden seien, welche den Nutzen derselben zu erreichen und die damit verbundenen Gefahren zu vermeiden suchten. Unter dem Namen der Maestre delle Scuole pie beständen allein in Bologna

seit zweihundert Jahren vier Anstalten, welche nach der Sprache dieses Jahrhunderts ohne Zweifel Asyle für Kinder genannt werden müßten. Aber sie verdanken ihr Entstehen nicht dem heutigen Philantropismus, sondern der christlichen Liebe unserer Vorväter. „Man darf nicht verschweigen", sagt eine andere der uns vorliegenden Quellen, „daß der Afterliberalismus sich der Kleinkinderbewahranstalten auch im Kirchenstaate bemächtigen möchte, um seine verderblichen Grundsätze (insbesondere die Gleichgültigkeit gegen den Glauben der Kirche) in die Volksmassen zu werfen, und diese durch vermeintliche Werke der Liebe für seine politische Zwecke zu bearbeiten." Daher auch der in manchen Ländern wahrhaft abgeschmackte Enthusiasmus für diese, wenn sie mit Takt und Verstand und ohne schlechte Nebenabsichten gehandhabt würden an und für sich ganz wohlthätige Einrichtung.

Ueber die Jesuiten, von denen die Zeitungen zu berichten wissen, daß sie den gesammten Unterricht im Kirchenstaat als Monopol betrieben, sagt die erwähnte Denkschrift: sie seien in den Legationen so gut wie ganz unbekannt, und besäßen dort kein einziges Haus.

Wird die weltliche Gesetzgebung im Kirchenstaate als ungewiß, unvollständig und willkührlich geschmäht, so weist die Denkschrift darauf hin, daß die päpstliche Regierung in mehreren wichtigen Zweigen der Gesetzgebung andern Regierungen vorausgegangen ist, die sonst als die aufgeklärtesten und intelligentesten gerühmt werden. Eine Verordnung vom 10. November 1834 regelt das Civilverfahren, ein organisches Gesetz vom 5. November 1831 den Criminalproceß, ein Gesetz vom 20. September 1832 handelt von den Verbrechen und Strafen. Es verdient hierbei bemerkt zu werden, daß die päpstliche Regierung in Beziehung auf das Strafverfahren schon vor fünfzehn Jahren dieselben Grundsätze aufgestellt hat, welche erst vor wenigen Wochen die preußische Regierung versuchsweise für den Gerichtsbezirk des Berliner Kammergerichts einführte.

Ueber die Gefängnisse sagt unsere Quelle: daß die päpst

liche Regierung schon vor langer Zeit den ersten Gedanken jenes Pönitentiärsystems faßte, dessen Einführung jetzt, wie etwas durchaus Neues von mehreren Regierungen versucht wird. Auch ist seit 1831 kein Staatsverbrecher hingerichtet worden, wenn er nicht zugleich des Mordes schuldig war.

An der Spitze des Finanzwesens steht eine Congregazione di Revisione, an welcher auch weltliche Mitglieder aus den verschiedenen Provinzen des Kirchenstaates Theil nehmen. Diese sorgt für die Beobachtung des Etats. In jeder Provinz ist ferner der Chef der Verwaltung ein Consulta von vier weltlichen Mitgliedern beigeordnet, so wie bereits das Gesetz vom 5. Juli 1831 Communal- und Provincialräthe einsetzt, die aus der freien Wahl aller Eigenthümer, Gelehrten, Handelsleute, Handwerker und Künstler hervorgehen.

Ueber die Abgaben sagt unsere Quelle nur, daß sie geringer als in vielen andern monarchischen Staaten, jedenfalls aber von minderm Betrage als in irgend einem Repräsentativstaate sind. Im Kirchenstaate gibt es keine Patente und keine Gewerbsteuer, eben so wenig Abgaben von Thüren und Fenstern. Die Wohlthätigkeit wird nicht als Armentaxe vom Gesetz befohlen, sondern im Namen des Evangeliums, als freiwilliges gutes Werk geübt. Zahlreiche, auf eigenen Stiftungen beruhende Hospitäler sorgen für arme Kranke und Hilfsbedürftige aller Art, Waisenhäuser für die Findlinge. Die Armen sterben hier nicht vor Hunger auf den Straßen, wie in gewissen andern Hauptsitzen der europäischen Civilisation, sie werden aber auch nicht vor die Gerichte geschleppt, wenn sie die Mildthätigkeit der Vorübergehenden ansprechen. Dieß ist die einfache Folge davon, daß dort die gesetzliche Wohlthätigkeit unbekannt ist. Aber eben so unbekannt ist jenem Lande auf der andern Seite auch der Pauperismus der Manufacturstaaten geblieben. Das römische Gebiet ist vor der Geisel der Baumwolleninduſtrie und ihrem Gefolge von Uebervölkerung und Elend durch eine gnädige Fügung Gottes bisher bewahrt geblieben. Wer, weil er in ganz Rom vielleicht

hundert, oder auf's Höchste hundert und fünfzig Bettler in den Straßen und vor den Kirchthüren sah, von der Armuth im Kirchenstaate spricht, weiß nicht was er redet. Der Arbeits- lohn ist dort im Steigen begriffen, eine „unübersteigliche Klippe für jene Arten von Industrie, welche die Armuth der Gegen- den bezeichnen, wo sie empor kommen." Doch haben sich jene Arten der Betriebsamkeit, wo es sich um Benutzung von Na- turschätzen handelt, in neuerer Zeit, durch die Regierung be- günstigt, gehoben, wie z. B. die Industrie der Metallwaaren die Schwefelgruben in der Romagna, die Eisenhütten. Den noch bedarf selbst für den Ackerbau der Kirchenstaat noch de aushelfenden Handarbeit der Neapolitaner und der Lombarden Daher sind auch die periodischen Veröffentlichungen der Spar kassen ein unwiderlegliches Zeugniß des steigenden ökonomische Wohlstandes der niedern Volksklassen, eben so wie der Cour der römischen consolidirten Schuld an den Börsen von Pari und London Kunde von dem wachsenden Credite des Staat gibt. Ueber die Eisenbahnen äußert sich die schon vor drei Vier teljahren geschriebene Denkschrift in einer wohl zu beherzigen den, ruhigen Weise. Es sei falsch, daß ihre Anlegung verbo ten sei. Eine chimärische, zum Actienschwindel führende Unter nehmung fremder Speculanten wolle man freilich nicht. Abe den Eisenbahnen an sich sei die päpstliche Regierung nicht zu wider, „da diese in Kurzem eine politische und öko nomische Nothwendigkeiten aller Staaten seyn wür den." Auch sey es unüberlegt, dem Kirchenstaate zuzumuthen daß er, in Mitte des projectirten italienischen Bahnnetzes be legen, den Anfang machen solle. Wie wenn nun die benach barten Staaten nicht auf den Plan eingingen? Die päpstliche Regierung habe keine Eile und könne nicht getadelt werden wenn sie von der Zeit und der Erfahrung Rath erwarten zögere, ehe sie in dieser Hinsicht einen Entschluß fasse.

Aus allen Diesem erhellt so viel: daß Gregor's XV Regierung nicht das war, wozu der Constitutionel oder die Bro haus'sche Zeitung sie gerne machen möchten: ein, jeder Be

besserung und jedem wahren Fortschritte von vorn herein und ohne weitere Untersuchung abgeneigter, stumpfsinniger Stabilismus. Pius IX. wird nach Zeit und Gelegenheit wichtige Reformen vorzunehmen haben. Aber zwischen seiner Regierung und der seines Vorgängers wird ein weit geringerer Contrast bestehen, als er in manchen andern Staaten, welche so häufig als politische Musterbilder gepriesen werden, bisher noch regelmäßig nach jedem Wechsel des Herrschers einzutreten pflegte. Der Kirchenstaat ist, was man auch an ihm tadeln möge, wenigstens nicht das Land der politischen Experimente. „Er ist", wie eine der uns vorliegenden Denkschriften sagt, „die älteste Regierung in Europa. Er hat seinen Charakter auch seit der Restauration (im Jahre 1814) nicht geändert. Eine Regierung, welche so viele Jahrhunderte über dauert, und durch so viele Umwälzungen durchgegangen ist, aber mitten unter Ruinen unversehrt blieb, ist ohne Zweifel schon an sich eine wunderbare Thatsache. Mit leichter Mühe wird Jeder begreifen, daß eine so beschaffene Regierung mit großer Weisheit geordnet seyn muß. Sie ist nicht auf die Gewalt gegründet, auch nicht auf eine beständig centralisirende Allesregiererei. Hat dieser Staat Jahrhunderte hindurch ein Beispiel unveränderter ruhiger Entwickelung gegeben, so kann dieß nur aus der Güte, der Gerechtigkeit, der Einsicht seiner Regenten, so wie aus der Wohlfahrt und Sicherheit erklärt werden, welche hieraus für deren Unterthanen floß. Die päpstliche Regierung war ihrer Natur nach geeignet, alle jene Veränderungen zu ertragen, welche die veränderten geselligen Verhältnisse von Zeit zu Zeit erforderten. W e r e i n e w a h r h a f t e v e r g l e i c h e n d e G e s c h i c h t e d e r p o l i t i s c h e n E i n r i c h t u n g e n E u r o p a s e n t w ü r f e, k ö n n t e s i c h ü b e r z e u g e n, d a ß d i e r ö m i s c h e n P ä p s t e i n v e r s c h i e d e n e n E p o c h e n d e n a n d e r n F ü r s t e n E u r o p a s i n g u t e n u n d n ü t z l i c h e n N e u e r u n g e n v o r a n g e s c h r i t t e n s i n d. Kein Gerichtshof hatte mehr Ruf und größere Autorität, als die Rota in Rom. Die ersten Grundlinien des Pönitentiärsystems finden sich in den päpstli-

chen Gesetzen. Das gerichtliche Verfahren, wie es sich in Rom nach dem Vorbilde des römischen Rechts und unter dem mildernden Einflusse der kirchlichen Bestimmungen bildete, wurde ein Muster für alle nördlichen Völker. Der glückliche Zustand des Ackerbaus in der Mark und in der Romagna gibt der Weisheit der administrativen Gesetze des Kirchenstaates günstiges Zeugniß. Wer weiß nicht, welche Anstrengungen gemacht sind, den Ager Romanus zu bevölkern? Die Anlagen, welche den Lauf des Po und der andern Flüsse im obern Theile des Kirchenstaates regeln und einfriedigen, waren der Gegenstand der Beobachtung und des Studiums auch für die französischen Ingenieure. Die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die Pius VI. unternahm, ist vielleicht das größte Werk, welches im achtzehnten Jahrhundert begonnen wurde, um den Reichthum und die Wohlfahrt eines Volkes zu vermehren."

„Uebrigens darf man den Kirchenstaat nicht mit den Reichen anderer großen europäischen Nationen vergleichen. Dort konnte jene Entwickelung des Handels und der Industrie nicht eintreten, welche in andern Ländern Statt hatte. Dem widersprechen die geographischen Bedingungen, und die Kleinheit des päpstlichen Gebietes, ja selbst die Natur seiner Bevölkerung und ihr ökonomisches System. Aber Rom wurde der Sitz der schönen Künste, welche die Religion belebte, und auf dieses Ziel lenkten sich die Bemühungen seiner Einwohner. Dieß ist auch ein Ziel, so groß und edel wie jenes der Industrie und des Handels, welches andere Nationen sich vorsteckten. Es setzt eine unwandelbare Achtung vor der Freiheit und der menschlichen Würde voraus, und kann ohne Zweifel auch der Ruhm eines Volkes seyn. Wissenschaft und Kunst haben im Kirchenstaate immer geblüht. Und ohne auf das Jahrhundert Leo's X. zurückzugehen, ohne die bedeutenden Männer herzuzählen, die bis auf unsere Tage in Rom und Bologna lehrten, so sind in jedem Theile des Kirchenstaats zahlreiche Anstalten für (unentgeltlichen) Unterricht und Erziehung. So hatte schon lange vor der französischen Revolution die päpstliche

Regierung ihren milden und civilisirenden Charakter bewährt, und die Unterthanen der väterlichen Macht des heiligen Stuhls dachten an keine Umwälzung, sie hielten sie nicht für möglich." . . . .

„Im Gegensatz gegen die griechisch-römische Civilisation gründet sich die europäische auf die Entwickelung der Institutionen des Friedens und auf den Wetteifer Aller. Nun hat keine Regierung mehr, ihrem Charakter nach, den Frieden geliebt, und keine hat, ihrer Natur nach, weniger kriegerische Einrichtungen und Gewohnheiten nöthig. Was den allgemeinen Wetteifer betrifft, so weiß Jeder, daß im Gebiete des Papstes die Laufbahn der Ehren und des Dienstes Allen ohne Ausnahme offen steht. Hier gibt es kein Privilegium der Geburt; der Adeliche wie der, welcher aus dem niedern Volke stammt, können nach jedem, auch dem höchsten Posten streben. Und seit der ältesten Zeit werden viele Aemter vom höchsten Einfluß den Consistorialadvokaten oder sonst bedeutenden Rechtsgelehrten gegeben, obwohl diese dem Laienstande angehören. Nie hat die päpstliche Regierung, ihrem Charakter treu, den Vortheil einer Klasse über den der andern eine Herrschaft üben lassen. Sie hat in bewunderungswürdiger Mischung die Interessen der Armen und der Reichen, des Adels und der Bürgerschaft, der Provinzen und der Hauptstadt mit einander ausgesöhnt. Und diese Abwägung, diese Mischung hat im Kirchenstaate so mächtig gewirkt, daß jenes gewaltige Ringen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, welches mehr oder weniger ganz Europa erschüttert, dort niemals bekannt gewesen ist. Mit einem Worte, die päpstliche Regierung ist die für *dieses Land* am meisten passende Regierung gewesen, und hat gethan, was sie sollte und konnte, um dessen Wohlfahrt und Wachsthum zu fördern. Oft haben ihre Feinde sie mit den theokratischen Regierungen des Orients verwechseln wollen, und gegenkirchliche Beobachter haben diese Verläumdung bereitwillig angenommen. Aber die geistliche Regierung hat immer die ewigen Interessen der Religion von den zeitlichen des Staates

unterschieden. Und dennoch ist diese geistliche Regierung, gerade weil hier kein besonderes Interesse vorherrscht und kein Stand die andern Klassen der Gesellschaft beleidigt, auch niemals unverträglich gewesen mit irgend einem wahren, socialen Fortschritt." ..... „Was war Rom unter der heute so bewunderten napoleonischen Verwaltung? Eine Provinzialstadt des französischen Reichs, und ihre Bevölkerung nahm reißend ab. Bologna verlor seine Seidenindustrie, die es reich gemacht hatte. Die Meisterstücke der Kunst wurden zur empfindlichsten Beleidigung der kunstliebenden Bevölkerung des Kirchenstaates nach Paris geschleppt. Braucht man noch die Abneigung derselben gegen die Conscription *) zu erwähnen, um den Enthusiasmus zu erklären, mit welchem Pius VII. empfangen ward als er aus der Gefangenschaft heimkehrte?"

Diese Auseinandersetzung empfehlen wir Freunden und Gegnern, daß sie daraus den Zustand des Kirchenstaates auch von einer andern Seite dargestellt finden, als der gewöhnliche, ganz einseitige, und manche schlagende Wahrheit enthält. Uns scheint es außerdem, daß aus ihr tiefe politische Einsicht in die Verhältnisse und Bedürfnisse dieser Zeit spreche, eine Einsicht, die vielleicht nicht immer allen Denen beiwohnen dürfte, welche sich unaufgefordert berufen fühlen, Hofmeisterstelle bei der päpstlichen Regierung zu vertreten.

*) Die römische Regierung legt sich nicht das Recht bei, Jemanden zur Wahl des Soldatenstandes wider seinen Willen zu zwingen. Sie kann sich daher nur durch Werbung eine bewaffnete Macht verschaffen. Auch ist die Abneigung des Volkes im Kirchenstaate gegen den erzwungenen Kriegsdienst so groß, daß die (momentane) revolutionäre Regierung von 1831 in den Legationen gleich mit der Erklärung anfangen mußte: die Conscription werde nicht eingeführt werden. Unter diesen Umständen liegt die (allerdings kostspielige) Werbung von Schweizertruppen so nahe, daß es nicht nöthig ist, dieselbe zu rechtfertigen. Damit ist freilich nicht geläugnet, daß es im höchsten Grade wünschenswerth wäre, diese kostspielige Waffe durch zuverlässige, einheimische Soldtruppen zu ersetzen. Es handelt sich nur um die faktische Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Vorschlags.

XXXV.

Literatur.

I.

Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes von Dr. Andreas Wagner, Professor 2c. 2c. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1845.

Der Verfasser dieses Werkes gehört zu den, ungeachtet einiger Rücktritte, immer seltener werdenden gläubigen Protestanten; er weist auch seinen gläubigen Sinn auf allen Seiten desselben, und verdient darum, so wie für die zu Tage geförderten Resultate unsere Hochschätzung und dankbare Anerkennung. Er schildert zuerst die beiden bisher hauptsächlich geltend gemachten geologischen Hypothesen, den Neptunismus und Vulkanismus, welch letzterer nicht viel vom Plutonismus differirt, bereits aber dem deutschen Dichterfürsten, der in der Geologie noch ein Schüler Werners war, in seiner Nichtigkeit erschien. Die Versöhnung und Berichtigung beider Hypothesen liegt aber im Chemismus, welchen der Verfasser nach seinem Urheber, Oberbergrath Fuchs, klar und bündig darstellt, dazu noch eine von dem letztern verehrten Chemiker und Geologen für dieses Werk eigens verfaßte, besonders wichtige Antwort auf die Einwürfe von Berzelius beibringt. Zwar hat man bisher schon die Schöpfungsurkunde der in den letzten Jahrhunderten so vielfach mißbrauchten heiligen Schrift gegen die Angriffe

mißgünstiger Geologen auf verschiedenen Standpunkten zu verthei-digen vermocht, aber den rechten Einklang der geologischen Thatsachen mit dem altehrwürdigen inspirirten Berichte des Moses zeigt uns erst die chemische Hypothese, und eine darauf begründete vollständige Auseinandersetzung dieses Einklanges, wie sie der Verfasser obigen Werkes gibt, war darum schon lange ersehnt. Die Annahme eines Centralfeuers widerlegt der Verfasser nach einer akademischen Abhandlung Schafhäutels. Bei der Darstellung der geognostisch geologischen Verhältnisse unserer Erdrinde beseitigt Wagner durch eigene Beobachtungen die Angaben von Buch's über die Dolomitbildung im Fassathal gänzlich; selbst trachytischen Formen bestreitet er ihre plutonische Bildung mit Glück, was wir um so eher für möglich halten, als in einzelnen trachytischen Felstrümmern schon Infusorienreste entdeckt wurden. Ob Conglomerate nur chemisch gebildet seien, wie der Verfasser annehmen möchte, bezweifeln wir übrigens. Ueber die fossilen Thierreste und Pflanzenabdrücke und Versteinerungen äußert er sich dahin, daß die meisten davon nicht so sehr von den jetzt existirenden sich unterscheiden mögen, als man gewöhnlich annimmt, macht auch darauf aufmerksam, daß die Altersverhältnisse derselben nicht mit Zuverlässigkeit zu bestimmen sind. — Nicht auf die geologischen Verhältnisse allein beschränkt sich indeß das Werk, sondern auch die Entstehung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes wird darin gründlich besprochen; es weist die spätere Schöpfung des Menschen, die Abstammung von einem Paar, die ursprünglich höhere Cultur, den Grund der Racenverschiedenheit, die sprachliche Einheit der Völker nach, und würdigt die thörichten Fabeln vom Urschleim, von mehrfachen Autochtonen und von der Heranbildung des Menschen aus dem Affen in treffender Weise; über verschiedene Schädelbildungen sind reichhaltige Beobachtungen beigebracht. Den größten Werth legt der Verfasser selbst auf die vierte Abtheilung, auf die Vergleichung mit den mosaischen Urkunden; er hält hier die Traditionen der Völker gegen die rationalistischen und pantheistischen Angriffe aufrecht, weist die Irrthümlichkeit in den großen chronologischen Zahlen der Inder, Chinesen und Aegypter nach, bringt aber über den Thierkreis zu Denderah zu wenig vor, worüber man bei Wiseman besseres nachlesen kann. Wagner nimmt zwi-

schen dem ersten und zweiten Vers der Genesis eine längere Periode an, schätzt auch die ersten drei Schöpfungstage für länger als die übrigen, und will jener früheren Periode die Versteinerungen des Uebergangsgebirges vindiciren, welche Marcel de Serres dem Werke des dritten Tages zuschreibt, ob mit sicherem Rechte, darüber läßt sich wohl noch discutiren. Es wird dann noch das Nöthige über das Paradies und die Zeit vom Falle bis zur Sündfluth beigebracht, letztere aber ausführlicher besprochen, und namentlich von der Arche und den darin befindlichen Geschöpfen die rechte Ansicht aufgestellt; schlüßlich die Völkertafel der Genesis in Kurzem erörtert. — Manchmal wünscht man freilich noch bestimmtere Resultate angegeben, die, wenn auch die Wissenschaft im Ganzen noch neutral sich verhält, doch z. B. über die Racen, über die Fluth ꝛc. ꝛc. vorhanden sind, und die der Verfasser wohl bei einer zweiten Auflage nachbringen wird; im Ganzen aber enthält das Werk eine solche Menge von Thatsachen, daß man jeden Widerspruch unbegreiflich finden möchte, wenn nicht die eigensinnige Beschränktheit mancher Gelehrten zu bekannt wäre, kraft welcher z. B. Burmeister in der hallischen Literaturzeitung den Verfasser auf's derbste und unbilligste angegriffen, sich selbst aber damit gebrandmarkt hat. Bei einer neuen Auflage möchte wohl auch die neueste Rotationshypothese von Streffleur in Wien ein wenig zur Sprache kommen, welche neben viel Falschem auch einiges Wahre enthält, und nach welcher hauptsächlich das Wasser anfänglich von den Polen zum Aequator abfloß. Sollten wir dem verdienten Lob noch einen kleinen Tadel anfügen, so wäre es der, daß der Verfasser dem Titel Geschichte der Urwelt nicht völlig genügt hat, da er über die Entstehung und Ausbildung anderer Weltkörper Mehreres hätte vorbringen müssen, womit er dann freilich in ein weites Conjecturalgebiet gerathen wäre; durch den Titel auch erfuhren wir zum erstenmale, daß der Verfasser nicht Professor der Zoologie, wie wir glaubten, sondern der Geologie sei. Die Darstellung ist klar und angenehm, die Ausstattung dem entsprechend.

II.

Geographie des Menschen, ethnographisch, statistisch und historisch von Fr. von Rougemont; übersetzt von Hugendubel; 2 Bände, Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1839.

Seltsam mag es scheinen, daß in diesen Blättern ein Lehrbuch der Geographie zur Anzeige gebracht wird. Indeß die Geographie hat namentlich durch Ritter und Humbold einen früher nie geahnten Aufschwung erlangt, und erst seit man die Erde und den Menschen in ihrer Wechselbeziehung auffassen gelernt hat, ist sie zu einer der schönsten und fruchtbarsten Disciplinen des Geistes erwachsen, ist sie wahrhaft eine Wissenschaft geworden, würdig der Theilnahme eines jeden erleuchteten Erdenbewohners, und die ganze Thätigkeit des ihr sich Widmenden in Anspruch nehmend. Wenn aber auch noch, wie im obgenannten Buche der Fall ist, die tiefern Beziehungen der Natur zur Religion und zum Christenthum auf der ganzen Erde dargestellt werden, wenn dadurch die Natur erst in ihrem rechten Lichte und die Religion in ihren vielfachen Segnungen erscheint, dann mögen wir uns einer solchen neugewordenen, umfassenden Wissenschaft um so mehr erfreuen, und zumal in einer Zeit, welche die Wissenschaften so gerne zum Angriffe gegen die Religion benützt. — Die Natur zeigt uns die Weisheit, Güte und Allmacht des Schöpfers in unzähligen Erscheinungen, wenn wir diese recht aufzufassen wissen, und sie führt uns dadurch zum Preise des Allerhöchsten; der Mensch ist zum Herren der Natur bestimmt worden, mit seiner Veredlung im Christenthum wird, auch sie veredelt; die Geographie aber enthüllt uns eben den Schauplatz der Natur und der menschlichen Thätigkeit in der größten Ausdehnung, und in dieser Beziehung aufgefaßt, verliert sie auch die bisherige Trockenheit eines bloßen Registers. Hören wir, welchen Standpunkt zu diesem Behufe der Verfasser sich gewählt hat: „Nur der Christ", sagt er in der Einleitung, „kann die verschiedenen Einflüsse der Natur auf den Menschen bis in ihre letzten Aeußerungen verfolgen, ohne Gefahr zu laufen, das Daseyn der Seele zu läugnen und seine Freiheit zu mißkennen; er allein kann auch den Menschen in seiner Verbindung mit Gott betrachten, ohne

in Versuchung zu gerathen, seine Beziehungen zur Natur zu vergessen. Mit Freimüthigkeit und ohne materialistischen Rückhalt stellt er jedes Volk nach Charakter und Geschichte als den Abdruck seines Vaterlandes dar; denn er weiß, daß jeder Mensch in dem Grunde seines Wesens das unzerstörliche Bild Gottes trägt, dem die Natur nur eine besondere Gestalt gibt. Drei eben so einfache als unerschütterliche Grundsätze leiten ihn bei seinen Untersuchungen: die irdische Natur ist mit Rücksicht auf den Menschen geschaffen worden, und übt einen von Gott gewollten Einfluß auf die Völker aus; der Mensch, durch seinen Geist in genauer Verbindung mit Gott, und eben dadurch erhaben über jedes vernunftlose Wesen, kann nichts destoweniger nur auf der Erde leben, und sich unter dem wohlthätigen Einflusse der Natur entwickeln; die Sünde, welche nicht von Gott kommt, hat den Menschen verunreinigt, die Natur verwirrt und ihre Wechselbeziehungen so verändert, daß sie in vielen Fällen verderblich für den Menschen geworden sind." Mit letzterem Satze tritt Raugemont auch den optimistischen Ansichten mancher Naturkundigen entgegen, wie er noch weiter ausführt; in den Racen der Menschheit sieht er deutlich die von der Bibel angedeutete Degeneration, und bringt darüber die treffendsten Beobachtungen vor, in denen sich eine ganze Culturgeschichte und Geographie, so wie das Gesammtleben der durch Christus nunmehr erlösten und zu glorreicher Erneuerung berufenen Erde wiederspiegelt; ihm ist aber auch nicht die Erde das verächtliche Weltkörperchen der Deisten, sondern das Judäa der Sternenwelt. — Solcher Anschauungen vollführt der Verfasser nun die Schilderung der fünf Welttheile und der sie bewohnenden Völker durch, und neben so vielen sich darin findenden trefflichen Ansichten mag man gern einige Fehler für verzeihlich halten, z. B. das gänzlich ungerechte, nur der protestantischen Beschränktheit entsprossene Urtheil über die Bayern und Oesterreicher, das leider ein gar weithin verbreitetes ist, und nur durch ernstere Anstrengungen unsererseits in wissenschaftlichem Streben und Fördern zerstört werden kann. Dem Buche ist noch im Anhang eine sehr klare Beschreibung der Oceane, ihrer Strömungen und Winde nach Berghaus beigegeben. Wir schließen unsere Anzeige, indem wir zum vorgängigen Unterricht in der Geographie auch das Handbuch der vergleichenden Erdbeschreibung von demselben Verfasser für Schulen empfehlen, wie wir denn auch

wünschen, daß der geographische Unterricht wenigstens in den höhern Lehranstalten eifriger als bisher gefördert werden möge, zumal in einer Zeit, wo die Erde immer rascher sich enthüllt, und die fernsten Länder durch schnelle Communikation einander näher rücken, und Ueberschau der Weltverhältnisse darum immer nöthiger wird.

XXXVI.

Biographische Studien.

III. Wolfgang Müller.

Die großen Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich schon in den ersten Zeiten ihrer Anwesenheit in Bayern nicht nur um die Wissenschaften im Allgemeinen, sondern vorzüglich um die Erziehung der Jugend und um die Erhaltung der Rechtgläubigkeit im Lande erworben hatte, waren die Ursachen daß Herzog Albrecht der Großmüthige in seinem Testamente allen seinen Erben und Nachkommen die Verpflichtung auflegte die beiden von ihm zu Ingolstadt und München gestifteten Collegien „Gott dem Allmächtigen zu Lob, Land und Leuten zu Nutzen, und zu Auferbauung der Kirche Gottes, Pflanzung auch Rettung der alten, wahren katholischen Religion, in beständigen Würden und Kräften zu erhalten.“ Als er starb hatte jedoch das Collegium der Jesuiten zu München noch keine eigene Kirche, obgleich der Zudrang des Volkes zu allen von ihnen gehaltenen Andachten und Gottesdiensten ganz außerordentlich war. Herzog Wilhelm beschloß daher — bald nach seinem Regierungsantritte — im Sinne des väterlichen Testaments, für den verdienstvollen Orden in der Hauptstadt einen großartigen Tempel zu bauen. Von vielen Seiten wurden der

usführung dieses Vorhabens Hindernisse in den Weg gelegt;
er der Herzog beharrte mit Festigkeit auf seinem Entschlusse;
n 18. April 1583 wurde von ihm selbst in Gegenwart sei-
r Mutter und Großmutter, der Herzoginnen Anna und Ja-
bäa, seiner Gemalin Renata, seines Bruders Ferdinand und
ner Söhne Maximilian und Philipp, dann drei päpstlicher
sandten — Buonhuomo, Malaspina und Ringuarda — mit
ßer Feierlichkeit der Grundstein der neuen Kirche gelegt.
r Plan zu dem imposanten Bauwerke wurde höchst wahr-
einlich von dem herzoglichen Hofmaler und Baumeister, Frie-
ch Sustris, gemacht; die technische Ausführung leitete ein
facher Steinmetzmeister in München, Namens Wolfgang
üller, von dessen Lebensumständen wir außerdem nur wenig
ssen. Im Jahre 1537 geboren, war er bei dem Beginne
Baues 46 Jahre alt. Unbestreitbar gehörte ein Mann
n Entschlossenheit und Selbstvertrauen dazu, ein so küh-
s Bauwerk auszuführen. Ein colossales, halbkreisförmiges
nnengewölbe von 114 Fuß Spannung*) deckt das ganze
4 Fuß lange Hauptschiff der Kirche; es ruht auf jeder Seite
f vier Hauptpfeilern, zwischen welchen sich kleine Seitenka-
llen befinden. Nach einem Querschiffe von entsprechender
eite folgt ein schöner heller Chor, welcher das Ganze wür-
g schließt.

Dieser Chor war in der ursprünglichen Anlage etwas
einer, und stand mit einem Thurme in Verbindung, welcher
lerdings dem Gebäude von außen zur Zierde gereicht haben
ürde. Als aber der ganze Bau sich bereits seiner Vollen-
ung nahte, bemerkte man, daß der Thurm Risse bekam und
ich etwas auf die Seite neigte. Die schlechte Beschaffenheit
es zu den Grundmauern verwendeten Baumaterials wurde
später als die Ursache erkannt. Es war am 2. Mai 1590,

*) Wir finden in einer alten Aufschreibung vom Jahre 1589, daß „Wolfen Müller, Steinmetzn und Maurern, von wegen Beschlü-ßung des grossen Gewölbs in der Hn. Patrum der Societät Jesu neuer Kirchen von Sr. f. Gn. 50 fl. verordnet worden.“

daß Herzog Wilhelm eine Commission beauftragte, den Schaden zu besichtigen und die gehörigen Maßregeln vorzukehren. Da die Gefahr des Einsturzes indessen von Tag zu Tag drohender wurde, so begann man in Eile, den Thurm von unten zu stützen, und von oben wieder abzutragen, während aus demselben die Glocken, so wie aus der Kirche die Altäre entfernt wurden; eben so flüchteten auch die Einwohner aus den Nebenhäusern. Mit dem Abtragen wurde vom 4. bis zum 10 Mai fortgefahren. Am Abende dieses Tages, nachdem all Arbeiter sich bereits entfernt hatten, stürzte der Thurm plötzlich in sich selbst zusammen, und begrub nur die nördliche Hälft des Chors, auf welcher er theilweise ruhte, unter seinen Trümmern; das große Gewölbe des Langhauses aber, dieses Meisterwerk der Baukunst, blieb gänzlich unversehrt. Durch ein besondere Gnade der Vorsehung ward auch nicht ein Mensch getödtet oder verwundet.

(Wir haben dieser Umstände, wie wir sie in den noch vorhandenen Acten verzeichnet fanden, etwas ausführlicher erwähnt, weil Hr. von Lang in seiner „Geschichte der Jesuiten in Bayern" eine gänzlich entstellte Erzählung des ganzen Vorfalles gibt. Allerdings war ein fremder Baumeister protestantischer Religion gerade in München anwesend, Namens Antonio Valliento, von welchem jedoch ein Zeugniß in französischer Sprache bei den Acten liegt, worin er nach genommenem Augenschein versichert, daß keine Gefahr vorhanden sei.)

Herzog Wilhelm sah in dem Vorfalle eine Aufforderung den Chor der Kirche nach einem schöneren und erweiterten Plane aufzubauen; Friedrich Sustris machte die Aufrisse dazu. Der bisherige Baumeister, Wolfgang Müller, ward zur Strafe auf acht Tage bei Wasser und Brod in den Falkenthurm gesetzt. Von dort reichte er eine Verantwortungsschrift ein, welche leider nicht mehr vorhanden ist; auch findet sich nicht, welche Entschließung darauf erfolgte. Wahrscheinlich in Verwechselung mit dieser Strafe hat sich im Volke lange Zeit die Sage erhalten, der Baumeister der Kirche habe aus Angst, da

das allzuweite Deckengewölbe des Hauptschiffes einstürzen möchte, sich heimlich entfernt.

Müllers Bildniß wird noch in der Sakristei der Michaels-Kirche aufbewahrt *); es hat die Aufschrift:

„Anno 1585 hat Wolfgang Müller, ein Steinmetz, seines Alters 48 Jar, die Kirchen vnd das Collegium erbawet."

XXXVII.

Briefliche Mittheilungen eines Deutschen aus Amerika.

Maryland im Juli 1846.

Seltsam! ich habe mir schon von Jugend auf gewünscht, still und geräuschlos zu leben, und hab's doch bis jetzt nicht dazu bringen können. Auch erinnere ich mich gar wohl, wie ich als lutherischer Student in meiner deutschen Heimath dann und wann, oft mitten in Gesellschaft, von stillen Klostermauern und einem einsamen Leben träumte, und etwas später ward mein Ideal, in einer frommen, entlegenen Dorfgemeinde lutherischer Prediger nach dem alten Ritus zu seyn — und doch kam ich nach New-York, diesem abscheulichen Babylon der neuen Welt, und bin zuletzt gar Zeitungsschreiber geworden, deutsch-amerikanischer Zeitungsschreiber, dem das in publicum prodire zur andern Natur werden soll, und der mit Juden, Heiden, Freimaurern und Sectirern in die Schranken treten muß, wo einem wahrlich alles „Schwärmen in Gefühlen" und alle Poesie verschwinden. Amerika ist das Land der unheimlichsten, herzlosesten Prosa. Selbst die Natur zeigt dieses an, sie ist stumm und todt; da

*) Seit einigen Jahren befindet es sich nicht mehr hier, sondern in der königl. Gemäldesammlung zu Schleißheim.

ist kein Sang von Nachtigallen oder Lerchen, und selbst
Schwalben zwitschern nicht so schön. Doch gibts Mocki
Birds mit schönen blauen Federn, wie unsere schön geputz
Gentlemen und Ladies, aber sie singen einen häßlichen Gesa
Amerika, das Land der Freiheit, hält viele Tausende in
Teufels Knechtschaft, denn ich bin überzeugt, daß in kein
civilisirten Lande der Erde, nach Verhältniß der Einwohn
zahl — die vereinigten Staaten zählen circa drei und zwan
Millionen — so viel dem Satan gedient wird, wie hier.
vergeht kein Tag, an welchem ich nicht von Ehebrüchen, E
führung und Verführung, Nothzucht, Straßenraub, Einbru
Mord, Selbstmord, Vatermord und anderen Gräueln l
Und das Fluchen, Schwören und Gotteslästern nimmt so furc
bar überhand, daß man keinen Tritt aus der Hausthür th
kann, ohne diesen teuflischen Gesang zu hören*). — Das e
zige Gute für uns Katholiken ist hier dieses, daß man u
gewähren läßt, und in der Ausübung des Glaubens uns ni
hindert, daß auch Alles zu schreiben erlaubt ist, und wir u
gegen die Häretiker, Juden- und Heidenchristen vertheidi
können, ohne vorher bei der Obrigkeit anzufragen. Indeß
entwickelt die Propaganda des Freimaurerwesens und des
tichristenthums tagtäglich ungeheure Kräfte; fast ein Halbh
dert deutscher Zeitungen — der englischen ist Legion —
hen im Dienste der unsaubern Sippschaft, und wir Katholi
sind offenbar im Nachtheil. Und soll auf dem Gebiete der Jo
nalistik für unsere deutschen Katholiken etwas gewirkt und
antichristlichen Presse kräftig entgegengearbeitet werden, so m
auch von außen mehr Hülfe, auch materielle Hülfe komm
Die Katholiken sind zwar im Ganzen nicht so furchtbar a
wie es oft den Anschein haben möchte, aber es fehlt noch i
mer an dem gemeinsamen Geist, der entschieden darauf hinw

---

*) Meine Frau, eine geborne Amerikanerin, sagt mir wohl, daß
nicht so arg losziehen soll; Amerika habe doch auch gute Leute.
ist auch wahr.

daß Organe für die gute Sache bestehen können. Bleibt aber ein solches dennoch, durch anderweitige Hülfeleistung, so wird auch in dieser Beziehung das katholische Bewußtseyn immer mehr erstarken, und im Verlaufe der Zeit aus eigenem Antrieb und von eigener Kraft getragen, noch mehr Organe der Art in's Leben rufen und auch unterhalten.

Unsere St. Alphonsuskirche ist ein schönes Gotteshaus, die schönste deutsche Kirche in den vereinigten Staaten, aber leider noch nicht ganz vollendet, weil der nervus rerum gerendarum fehlt.

Mein hochverehrter Freund! ich kann Gott nie genug dafür danken, daß er mich zum wahren Glauben gebracht hat, und es thut mir in der Seele wehe, daß meine Eltern, Verwandten und Freunde dieß nicht erkennen wollen. Wie unglücklich sind doch die Folgen der so gepriesenen Reformation!— Mit starker Gewalt zieht es mich oft in die liebe Heimath, die ich nun schon bei neun Jahren nicht mehr gesehen habe.

Als ich das elterliche Haus verließ und nach Amerika ging, da hatte ich freilich keinen Gedanken, daß ich als Katholik Briefe in die Heimath schreiben würde, und doch sagte mir die Frau eines gewissen Landpredigers bei Friedberg einst: „Sie machen's noch wie Werner, und werden katholisch.“ Ich hatte mich nämlich im Hause des Predigers gegen jenes Schmähpamphlet ausgesprochen, das der Apostat Helfrich von Holzhausen gegen den katholischen Glauben drucken ließ. Ja, wunderbar sind Gottes Wege. Ich möchte alle meine Universitätsfreunde aufmuntern, doch nach Amerika zu kommen, und einmal in Augenschein zu nehmen, wie es eigentlich mit dem Protestantismus steht, wenn er ganz ungehindert seiner vollen Entwickelung überlassen ist. Ich möchte ihnen Allen zurufen: Thut eure Augen auf, vergleichet, prüfet — hier die tausend Secten mit der Bibel in den Händen, und auf der andern Seite die heilige Kirche, die hier und überall ein und denselben Glauben uns verkündet rc. Neuerdings erregt ein altlutherischer Prediger, Namens Wyneken, der seit kurzer

Zeit hier eine Gemeinde angenommen hat, vieles Aufsehen, weil er Crucifix, Lichter und Hostien beim Abendmahl gebraucht, weil er die Leute ermahnt, ihm ihre Sünden zu beichten, und die Calvinisten und Rationalisten tüchtig herfegt, weil er endlich von der Union der Lutheraner und Reformirten nichts wissen will, und auf den katholischen Glauben nicht so dumm losschimpft, wie die andern Secten. Er scheint mir ein braver Mann zu seyn, und ist vielleicht auf richtigem Wege, wenn ihn nur der Hochmuthsteufel, der solchen Predigern oft innewohnt, nicht in der Verblendung erhält. Ein Prediger seyn und Pfarrer heißen, Lehrer des „reinen Wortes" seyn in Luthers apostolischer Weise — ist gar zu glorreich, und ist ein mehr als menschlicher Beruf. Solchen Leuten hält es schwer, den katholischen Kinderglauben zu lernen; doch bei Gott sind alle Dinge möglich, ich selber hab's erfahren.

Die guten Patres Redemptoristen scheinen mir besonders an ihrem Platz zu seyn. Ich will damit aber nicht im Geringsten würdigen Priestern zu nahe treten. — Das Volk hat eine ganz besondere Vorliebe für die Redemptoristen, und ich bin überzeugt, daß, wenn immer ein tüchtiger Oberer an die Spitze gestellt wird, dieser Orden in den vereinigten Staaten noch Außerordentliches wirkt. Ich sage das nicht aus Parteilichkeit, sondern aus Wahrnehmungen.

Der oberste Grundsatz in der hiesigen politischen Welt ist die „Souverainetät des Volkes"; wer gegen diesen Glaubensartikel verstößt, der ist ein politischer Ketzer, und wird ohne alle Widerrede anathematisirt. Ferner rühmen sich unsere Politici, daß unsere Staatsverfassung so ein herrlich Ding sei, denn da könne Einer auch ohne den lieben Gott ein guter Bürger seyn; das ist ja eben die Glorie des Ganzen, daß der Staat ohne Religion, ohne Kirche ganz independent dasteht! Gnade Gott einem politischen Zeitungsschreiber, der sich untersteht, zu sagen, daß diese Glorie nicht vom ächten, sondern nur von Flittergold.

Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutscher Hand.

New-York, Ende Juli 1846.

Die hiesige Redemptoristen-Nothkirche in der dritten Straße, etwa dritthalb Tausend Menschen fassend, in welcher das von dem frühern Secretär des Missionsgeschäftes, dem hochw. Hrn. Stumpf, uns übersendete große Altarblatt, die Geburt Christi vorstellend, gewaltig paradirt, ja allein die ganze Kirche belebt und schmückt, steht nun zwei und viertel Jahre; in dieser Zeit hat ihr Besuch allmählig also zugenommen, daß sie an größeren Festtagen für die zuströmende Menge beinahe zu klein ist; die verhältnißmäßig große Anzahl von Stühlen im Schiffe und auf der beiderseitigen Tribune, vier Bänke tief, sind fast alle an Mann gebracht; zu ihrem Ertrage kömmt noch das jährliche Opfer und das Schulgeld.

Der hochw. P. Rumpler hat vor Kurzem noch eine dritte Quelle des Ertrages zur Bestreitung der Schulden, die auf der Kirche lasten, und der Schulbedürfnisse ins Leben gerufen, nämlich einen Verein zum Aufbau der Kirche, zu welchem jedes Mitglied monatlich den gewiß sehr mäßigen Betrag eines Schillings (ein Achtl Pf.) beisteuert; dieser Verein kann jährlich gegen 1200 Pf. zurücklegen, wenn anders seine Mitglieder den anfänglichen Eifer beibehalten, worauf aber nach unser anderweiten Erfahrung durchaus nicht zu rechnen ist; wozu überdieß die Schwierigkeit kommt, daß bei der zunehmenden Menge der schulfähigen Kinder in Kurzem noch zwei Schulzimmer eröffnet werden müssen, die schon bereit stehen, um Knaben und Mädchen voneinander zu scheiden, was eine Ausgabe von abermals 8 bis 900 Pf. für neue Schullehrer nöthig machen wird, welche Ausgabe selbst die Berufung von Schulschwestern nicht verringern würde, da man doch bei der Kirche eines Orgelspielers und bei der Schule eines englischen Sprachlehrers benöthiget, der hier unentbehrlich ist, und dessen Stelle neue Ankömmlinge aus Europa nicht ersetzen würden.

Wahrlich, das Kirchen- und Schulhausbauen ist in diesem Lande bisher noch ein ungelöstes Problem geblieben; denn man hört zwar oft, daß neue Kirchen gebaut, aber niemals, daß sie schuldenfrei geworden seien. Vor einem halben Jahre ward eine englische, nicht unbedeutende Kirche hier in Bloomendale eingeweiht; ein fähiger, anscheinend eifriger Irländer ward zum Hirten der zahlreichen Gemeinde bestellt; allein vor wenigen Tagen verließ er plötzlich den Platz, und reiste in seine Heimath, wie man sagt, aus Hoffnungslosigkeit, die bedeutenden Schulden jemals tilgen zu können; der deutsche Pfarrer ebendaselbst, wiewohl herzhafter als sein Amtsbruder, befindet sich, wie wir ziemlich gewiß wissen, ganz in derselben Lage. Die deutsche Nothkirche in der bedeutenden Stadt Albani unserer Diöcese, künftighin wie man hofft, ein eigener Bischofssitz am Hudson, wird allem Anscheine nach zusammenfallen, bevor eine neue von Backsteinen gebaut werden kann, obgleich die Grundmauern dazu bereits gelegt sind; ja man ist nicht einmal im Stande, den jährlichen Grundzins zu bezahlen, und schwebt in Gefahr, den Grund wieder verkaufen zu müssen. Die Ursache davon ist theils die große Armuth der Deutschen, theils ihre geistige Verkommenheit und Geistesverarmung schon von der Heimath her, und noch mehr hier durch den täglichen Verkehr mit Irrgläubigen, Freimaurern und ihrer Abart, den Oathfellos; wahrhaftig das Elend der Deutschen in manchen Orten, und fast durchaus auf dem Lande, wo keine deutsche Kirche besteht, geht fast über alle Vorstellung, und nimmt noch täglich zu, zugleich mit dem rasch um sich greifenden Krebsschaden der Glaubensfeinde. Den ganzen Hudson hinauf von New-York wohnen an beiden Ufern zahlreiche Deutsche; vielleicht die Hälfte davon kömmt ungeachtet der sehr bequemen Gelegenheit mittelst Dampfboot einmal im Jahre hieher beichten; die andere Hälfte thut es kaum, wenn man sie auch aufsucht, weil sie von den Grundsätzen der Freimaurer, die überall thätige Emissäre haben, fast unheilbar eingenommen sind.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Landgraf Philipp von Hessen.

Ein Beitrag zur Schilderung der [illegible] Seite der Glaubensneuerung im sechzehnten Jahrhundert.

VI.

Philipp's Doppelehe

(Fortsetzung.)

Bei diesem Stande der Dinge hätte sich Philipp füglich
frieden stellen und froh sein können, wenn die Sache auf
h beruhen blieb. Allein seltsamer Weise war gerade er es,
r mit wiederholten Zuschriften in den Kurfürsten drang, der
gamischen Verbindung seine Gutheißung und Billigung zu
theilen. — Er brachte, so erzählt Seckendorf, immer neue,
m von seinen Theologen gelieferte Argumente vor, um dar-
thun: daß es auch im neuen Testamente erlaubt sei, unter
wissen Bedingungen, vornämlich aber des Gewissens halber
ispensationsweise zwei Weiber zu haben. Als Grund dieses
Benehmens bezeichnet der genannte Geschichtschreiber des Lu-
therthums die Besorgniß des Landgrafen, daß er vom Kaiser
und den katholischen Reichsständen wegen seines Frevels zur
Rechenschaft werde gezogen werden. Andere hätten ihm dage-
gegen, wie Seckendorf weiter berichtet, das Motiv beigemes-

sen, „daß er seine Freundin der Last das Geheimniß zu bewahren überheben wollte“ (ut occultationis molestiam amicae detraheret). Ohne Zweifel haben beiderlei Gründe in gleichem Maaße auf ihn gewirkt. Denn wenn die junge Nebengemahlin nur durch das Versprechen: sie durch diese vermeintliche Ehe zu Ansehen und Ehre vor der Welt zu bringen, in die Verbindung zu willigen bewogen war, so ist es klar, daß sie den doppelten Ehemann unaufhörlich an die Lösung seines Wortes mahnen mußte. Aber Johann Friedrich widerstand hartnäckig allen Bitten und Klagen des Landgrafen. Hatte dieser hessische Prädicanten genug gefunden, welche die Zulässigkeit der Vielweiberei aus der heiligen Schrift darthaten, so konnte es umgekehrt dem Kurfürsten nicht an sächsischen Theologen mangeln, die, seinem Willen gemäß, aus derselben ein Verbot rechtfertigten. Dergleichen Erscheinungen sind als nothwendige Ergebnisse eines, in die Gewalt der Territorialherren gerathenen Kirchenthums nur allzuleicht erklärlich. Weniger begreiflich ist es dagegen, wenn die Partei trotz dieser handgreiflichen Widersprüche mit sich selbst nicht aufhörte, sich fortwährend auf die heilige Schrift, als die vermeintlich höchste und einzige Norm ihres Glaubens und Lebens zu berufen. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die im sächsischen Sinne abgefaßten Gutachten, zu welchen sich namentlich Menius und Amsdorf herbeigelassen hatten *), die Autorität Luther's und Melanchthon's nicht aufwiegen konnten. — Erst Bucer gelang es, einen Mittelweg zwischen den sich einander schroff gegenüberstehenden Ansichten und Wünschen des Kurfürsten und des Landgrafen zu eröffnen. Auf sein Andringen verfaßte der Straßburger Bürgermeister, Jakob Sturm, der des höchsten Ansehens

*) Auch der Herzog von Würtemberg (Bruder der rechtmäßigen Gemahlin Philipps) ließ durch seine Theologen eine, wie Rommel sie nennt, „kränkende Widerlegung“ der die Bigamie gutheißenden Bedenken ausarbeiten. Der König von Dänemark gab den Rath: der Landgraf möge sich von der zuletzt genommenen Person trennen, und diese an einen andern guten Gesellen verheirathen!

im protestantischen Bunde genoß, ein Gutachten, in welchem der politische Charakter des damaligen Protestantismus aller Länder sich so rein und vollständig abspiegelt, daß wir dasselbe der Aufmerksamkeit unserer Leser dringend empfehlen müssen. Der Verfasser dieses Bedenkens (welches Seckendorf im Auszuge mittheilt) geht zuvörderst davon aus, daß der Landgraf der neuen Gattin weder einen Aufsehen erregenden Titel beilegen, noch sonst sie mit Gepränge umgeben dürfe. Es genüge die Benennung: Frau Margaretha. Wenn nun, dieß vorausgesetzt, Jemand ihn frage oder anschuldige, so müsse er im Allgemeinen antworten: er habe nichts gegen das göttliche oder kaiserliche Recht gethan, noch etwas, wodurch er in die Rechte seiner Gemahlin und deren Kinder griffe. — Wenn der Landgraf dieß beobachte, so könne er von den Verbündeten nicht verlassen werden. Er sei nämlich weder durch die Notorietät der That, noch durch sein Bekenntniß überführt, etwas gegen das göttliche Recht gethan zu haben. Deßhalb könne in einem Falle, der allein sein Gewissen beträfe, mit Gewalt gegen ihn nicht gehandelt werden. Nun gäbe es aber kein Tribunal solcher Art, dessen Gerichtsbarkeit der Landgraf nicht als verdächtig ablehnen könne. Würde etwa das Copulations-Instrument der Nebenehe beigebracht und auf Grund dieses Beweisstückes von Amtswegen, ohne bestimmten Ankläger, eine Untersuchung gegen ihn verhängt, so müsse er einwenden, daß dieß rechtlich nicht geschehen dürfe, sondern daß zuerst mit Klage und Erkenntniß vor dem zuständigen Gerichte zu verfahren sei, die Richter aber erst offenen Ehebruch und andere Verbrechen verfolgen sollten. — Doch traute Sturm, der dieses Gutachten vom Hagenauer Convente aus einsandte, der praktischen Wirksamkeit seiner eigenen Rathschläge selbst nicht recht, und empfahl als das Sicherste: Geheimhaltung der Bigamie. Denn Wenige würden die Dispensation billigen, und die Meisten behaupten: Philipp hätte der Versuchung widerstehen sollen, und mit der Hülfe Gottes widerstehen können. Endlich glaubte er, es sei besser, daß diese Ehe getrennt, als

zum höchsten Nachtheil der Neuevangelischen veröffentlicht werde. Nur zweifelt er, ob sich der Landgraf zu einer solchen Scheidung werde bewegen lassen, es sei denn, daß Bucer ihn mit Argumenten aus der heiligen Schrift dazu bringe.

Die tiefe Heuchelei und lügenhafte Falschheit, die uns aus diesem Actenstück anwidert (durch welches, wohlgemerkt! der Kurfürst in seinem Gewissen beruhigt werden sollte!), — ist gewiß, wie unsere Leser mit uns überzeugt seyn werden, nicht im deutschen Charakter begründet. Eben so wenig können jene Untugenden als hervorstechende Züge des beschränkten und eigensinnigen, aber gewiß nicht machiavellistisch verschmitzten Johann Friedrich angesehen werden. Wenn daher dennoch dieser Fürst durch eben diesen treulosen Rathschlag zu dem Entschlusse gebracht wurde, — der ursprünglich bessern Regung seines Herzens zuwider! — mit dem Landgrafen gemeine Sache zu machen, falls dieser wegen seines Verbrechens in Anspruch genommen würde, so war dieß eine zwar nothwendige und natürliche, aber darum nicht weniger schreckliche Wirkung der Häresie, gegen welche die gewöhnliche Rechtlichkeit des ehrlichen Mannes mit nichten zu schützen vermag. — Ein mit Bewußtseyn und Absicht geführter Kampf gegen die Kirche verrückt das Centrum des geistigen und sittlichen Lebens in jedem Menschen. — Wer die Irrlehre zu seinem Hauptinteresse im Leben gemacht hat, wird dadurch der Knecht des sündhaften Irrthums, und in welchen Abgrund der abscheulichsten Sünden und Verbrechen ihn dieser stürzen wird, ist unmöglich vorauszusehen. So wollte auch der ursprünglich rechtliche und ehrbare Kurfürst von Sachsen zunächst nur den Sieg der Lutherslehre. Weil er diesen wollte, mußte er um jeden Preis den Landgrafen unterstützen, der bekanntlich ganz andere Dinge bezweckte. Weil dieses Bündniß für ihn eine gebieterische Nothwendigkeit war, so konnte er den Landgrafen selbst nicht fallen lassen, als dieser eine Bigamie einging; er mußte den zweideutigsten Rathschlägen sein Ohr öffnen, als es galt, den Verbündeten gegen die Gerechtigkeit des Kaisers zu schützen. —

Und auf diesen abschüssigen Wegen dieser Verkettung von Folgerungen sah sich Johann Friedrich, ohne das mindeste eigene Interesse und ohne Hoffnung eines Vortheils, zum Mitschuldigen eines Verbrechens gemacht, welches er an jedem seiner Unterthanen ohne Zweifel mit dem Schwerte geahndet hätte.

In Folge des erwähnten Gutachtens ordnete der Kurfürst eine Berathung der sächsischen und hessischen Theologen an: in welcher Weise Philipp zu helfen sei, wenn eine Criminalklage gegen ihn erhoben würde. Diese Besprechung fand am 18. Juli (1540) zu Eisenach statt, doch konnte Melanchthon, der zu Weimar vor Scham und Aergerniß todtkrank geworden war, als er das Geheimniß so gut wie verrathen sah, nicht daran Theil nehmen. Hauptgegenstand der Verhandlung war die Frage: ob und in wiefern die Bigamie unter Christen zu dulden sei? von deren Beantwortung der Kurfürst seine Hülfeleistung abhängig erklärte. — Leider wirft Seckendorf gerade über diese Seite der Erörterungen, ohne Zweifel aus guten Gründen, einen Schleier *), kann jedoch nicht umhin, zu berichten: daß die sächsischen und die hessischen Theologen nach dem Vorgange Luther's und Melanchthon's einmüthig erklärt hätten: es gäbe einen Fall, wo dem Christen gleichzeitige Bigamie freistehe, um des Gewissens willen nämlich, oder um eine größere Sünde zu vermeiden; weßhalb sich begreiflicherweise der Landgraf nur um so lauter und eifriger auf sein Gewissen berief **). War in dieser Weise über die Anerkennung der Gültigkeit der bereits geschlossenen Nebenehe eigentlich kein Streit, so war dafür die Meinungsverschiedenheit in Betreff der Bedingungen, unter welchen die Bigamie zuzulassen sei, desto größer. Bestanden die Sachsen auf der strengsten

---

*) Causas praegnantes habeo, sagt derselbe, ut de quaestione principali: an et quatenus ferri possit inter Christianos bigamia? hic non tractem.

**) Ad conscientiae vero suae testimonium magis magisque provocabat, hoc ipso conventus tempore. Seckendorf l. c.

Geheimhaltung, so begehrten der Landgraf und seine Theologen die Gestattung der Veröffentlichung, ein Begehren, welches der Sache nach auf förmliche Einführung der Polygamie für Jeden, der diese Freiheit für sich in Anspruch nehmen wollte, hinauslief. — Bekanntlich konnte dieser Anspruch nicht durchdringen. Was aber bei Gelegenheit jenes Streites und des Briefwechsels, der ihm folgte, auf beiden Seiten geäußert, und was von Seiten des Landgrafen versucht worden ist, um den Protestantismus mit der vielbesprochenen, interessanten Institution zu bereichern, — dieß alles gewährt einen zu wichtigen Einblick in den innern Haushalt der jungen Kirche, als daß wir es unsern Lesern vorenthalten könnten. Die Materialien zu dieser Darstellung liegen nicht bloß in dem, zwar auf reichhaltigen handschriftlichen Quellen beruhenden, aber parteiischen und einseitigen Berichte Seckendorfs, sondern vornämlich in den von Strobel*) mitgetheilten, eben so wichtigen als wenig benutzten Documenten.

Von dem größten historischen und psychologischen Interesse ist zunächst die Rolle, welche Luther bei diesem Handel spielt. Daß er ohne Einsprache seines Gewissens, und ohne daß theologische Scrupel in ihm rege wurden, die Doppelehe gut hieß, erklärt sich hinreichend aus seinem gesammten sittlichen und religiösen Zustande. Desto größer war seine Furcht vor dem Urtheile der Welt, und in dieser Beziehung suchte er sein einziges Heil in der strengsten Geheimhaltung des ärgerlichen Handels, wobei sein eigenes Interesse sich mit dem Wunsche des Kurfürsten seines Herrn begegnete. Am 12. April meldet er demselben, daß er sogar den Brief des Landgrafen verbrannt habe, worin dieser ihm die Eingehung der Nebenehe anzeigt. „Es soll und muß heimlich gehalten werden", schreibt er, „und nicht gerühmt werden." — Weil aber, setzt er hinzu, der Landgraf so hoch betheuere, seiner Seligkeit wegen also gehandelt

*) Beiträge zur Literatur, besonders des sechszehnten Jahrhunderts. Bd. II, Stck. 1, S. 397.

zu haben, so werde Gott gewiß einen guten Erfolg bescheeren. Allein, wie früher bereits gezeigt, war dem Landgrafen gerade mit dem Geheimnisse nicht gedient, und er meinte, nicht mit Unrecht, daß wenn die Bigamie wirklich vor Gott recht sei, man sie auch vor den Menschen werde bekennen und vertheidigen können. Luther gerieth über diese Absicht in unaussprechliche Angst. — Der Landgraf habe ihm, so schreibt er am 27. Juni an Eberhard von der Tann, durch Bucer sein Vorhaben unter dem Siegel der Beichte offenbart, und dieß werde er bewahren. Im äußersten Falle möge man den Rath, den er gegeben, dadurch entschuldigen: daß oft ein weiser Mann keine kleine Thorheit begehe. Nur die Gründe, aus welchen er dem Landgrafen die Dispens gewährte, möge man nicht veröffentlichen. Begreiflich: denn in diesem Falle wären immer noch tausend lügenhafte Ausflüchte offen geblieben, z. B. daß er in Betreff der Thatsachen irre berichtet worden sei. Auch auf dem theologischen Convent zu Eisenach war es Luthers Meinung, es sei unmöglich, diese Sache öffentlich zu vertheidigen. Wollte dieß der Landgraf dennoch zum Schaden und Verdruß der ganzen Confession, so bedürfe er dazu der Einwilligung seiner Stände und der Bundesverwandten, sonst könne er nachher nicht auf deren Hülfe rechnen. Seine und Melanchthons Autorität nütze hier nichts. Luther fügte hierzu die Drohung: daß, wenn Philipp diese Sache öffentlich vertheidige, er läugnen werde, daß er und Melanchthon das Gutachten ertheilten; denn es war geheim, und wenn man es veröffentliche, werde es nichtig. Oder wenn das Läugnen nichts helfe, und das Gutachten nicht für ein in der Beichte gegebenes, wie es in der That sei, sondern für einen Rathschlag gehalten werde, wollte er lieber bekennen, „daß er geirrt und genarrt" (Scherz getrieben) habe und um Gnade bitten. Das Aergerniß sei gar zu unleidlich. — Möge sich doch der Landgraf daran genügen lassen, daß er „die Metze" heimlich mit gutem Gewissen haben könne („laut seiner Fürstl. Gnaden Beichte und unsers Beichtraths"). Und diese kleinlaute

Erklärung schließt mit den Worten: „Dabei bleib ich." — Man sieht, der „Glaubensheld" möchte gerne noch den kecken, unerschütterlichen Reformator spielen, fühlt sich aber in der unheimlichsten Falle gefangen, und sucht vergebens einen Ausweg, wenn es auch der schimpflichste wäre. In einem andern von Seckendorf mitgetheilten eigenhändigen Schreibens Luthers an einen hessischen Rath gibt er sich Mühe, mit der ihm eigenthümlichen Nichtachtung der gewöhnlichen Gesetze des Denkens, den Satz weitläufig zu begründen: daß das von ihm gegebene Responsum nichtig werde, so wie man es veröffentliche. — Er beweist dieß durch die Rechtsregel: ein Zeugniß ist nichts, zwei sind Alles, und thut dar: daß zwischen geheim und öffentlich derselbe Unterschied sei, wie zwischen Allem und Nichts. — Dagegen war freilich der Landgraf Philipp nicht der Mann, den „Wiederhersteller des Bibelglaubens" mit diesen kahlen Entschuldigungen durchschlüpfen zu lassen. Er hielt ihm seine bereits im Jahre 1528 gehaltene Predigt über die Genesis vor, in der Luther zum sechszehnten Capitel, wo er von der Bigamie der Patriarchen handelt, mit dürren Worten gesagt hatte: „ich könnt es noch heute nicht wehren, aber rathen wollt ich es nicht." Luther seinerseits stellt dieser Berufung eine Beweisführung entgegen, die unter gewissenhaften Leuten schwerlich einer Widerlegung bedarf. Dem Landgrafen helfe die Berufung auf seine Predigt über die Genesis nichts. Denn er (Luther) habe vorher und nachher zu verschiedenen Malen gelehrt, daß das mosaische Gesetz nicht wieder einzuführen sei, wenn man auch heimlich und im Nothfalle oder auch öffentlich, falls die Obrigkeit es befehle, dasselbe als Beispiel gebrauchen könne. Wenn er also auch aus Noth einem betrübten Gewissen den geheimen Rath geben würde, nach Mosis Gesetz oder Exempel zu thun, so würde er doch nicht ein offenbares Recht oder Beispiel statuiren, sondern „als Beichtvater" antworten, der nichts öffentlich handelt, sondern nur im Geheim nach der Noth des Gewissens. — Die geschichtlichen Beispiele aus der christlichen Zeit

bewiesen nichts. Niemand könne folgern: was du aus Noth thust, das werde ich kraft meines Rechts thun. Auch ein Diebstahl in der Hungersnoth und die Tödtung in der Nothwehr seien erlaubt, aber nicht als Regel und Beispiel aufzustellen. — Daß die Noth hier nur in dem beharrlichen Willen Philipps lag, eine Begierde, es koste was es wolle, zu befriedigen, wurde von dem Stifter der neuen Kirche freilich nicht berücksichtigt. Auch konnte der Letztere hiergegen um so weniger einwenden, als gerade nach seiner Lehre*) jeder Widerstand gegen die Macht des Geschlechtstriebes nicht bloß unmöglich, sondern geradezu sündhaft war. — Dadurch aber hörte freilich wieder der Fall des Landgrafen auf, eine Ausnahme zu seyn, und wurde um so unvermeidlicher zur Regel, als begreiflicherweise Jeder, ohne Ausnahme, sich auf eine in seinem Innern stattfindende Röthigung solcher Art berufen kann. — Uebrigens fügt Luther die doppelte Ermahnung hinzu: die Zugemahlin nicht zu verlassen, deren Ehelichung ihm wegen der Berufung auf die Nothwendigkeit und sein Gewissen gestattet sei, und anderntheils in seinem Lande nur fleißig gegen die Vielweiberei predigen und lehren zu lassen, weil dadurch dem Geschwätz am leichtesten der Mund gestopft werde. — Er schließt das, für seine Denkweise höchst bezeichnende Schreiben mit der Erklärung: vor Gott könne er die Sache kraft des Beichtgeheimnisses und mit Berufung auf die obwaltende Nothwendigkeit vertheidigen, nicht aber vor der Welt und dem menschlichen Rechte, wie es jetzt regiere und gebräuchlich sei.

Jeder Unbefangene sieht, daß diese Entschuldigung in letzter Analyse auf die zweifache Unterscheidung hinausläuft: zwischen einer Moral für große Herren, und einer andern für das gemeine Volk genügenden, so wie zwischen dem, was man öffentlich predigt, und dem, was heimlich gethan werden darf. In Luthers Munde, der das Heil des Menschen vom Glauben allein abhängig macht, und die guten Werke für Sünde

---

*) Siehe hist.-polit. Blätter Bd. 11, S. 416 u. ff.

erklärt, dürfen solche Grundsätze nicht überraschen, da sich in ihnen die einfachsten Folgerungen aus seinem obersten Princip zu Tage legen. — Daß aber auch der, in seinem sittlichen Wandel unbescholtene Kurfürst von Sachsen, welcher, dem Landgrafen gegenüber, seinen obersten Hoftheologen nicht fallen lassen wollte, und sich deßhalb genöthigt sah, die Casuistik des Letztern zu vertreten, ist ein Beweis, in welche falsche Stellung der Protestantismus auch damals schon seine fürstlichen Gönner brachte. Als der Landgraf nämlich fortwährend die oben erwähnte Predigt zu seinen Gunsten anzog, schrieb ihm der Kurfürst am 3. Juni: Etwas Anderes sei es, zu schreiben und zu lehren, was in diesem oder jenem Falle Gott und der Schrift nicht zuwider sei, etwas Anderes, eine That gegen die Gesetze und die allgemeine Sitte öffentlich wagen und vertheidigen. In der Lehre und in der Beichte werde das Gewissen unterrichtet, in wie weit es durch die Nothwendigkeit entschuldigt werden könne, und die Canonisten schrieben und bewilligten Manches, was vor dem weltlichen Forum freilich nicht vertheidigt werden könne. Wenn Luther schreibe: er rathe nicht zur Bigamie, so zeige er eben dadurch an, er wolle nicht, daß sie öffentlich eingeführt werde. Der Zweck seiner Predigt gehe hauptsächlich dahin, daß er die Patriarchen gegen den Tadel der Christen vertheidige, nicht aber, daß er die Christen zur Ausgelassenheit auffordere.

Natürlich hatte Philipp gegen diese Ausflüchte einer unredlichen Sophistik um so leichteres Spiel, als es sich eben darum handelte, kraft der neu eroberten „christlichen Freiheit" demjenigen, was nach dem Zeugnisse der Reformatoren im Gewissen erlaubt sei, auch im äußern Rechts- und Staatsleben Geltung zu verschaffen. Luthers Verlegenheit aber, in die er durch die Gewalt dieser folgerichtigen Argumente des Landgrafen gerieth, offenbart sich in einem polternd renommistischen Schreiben, in welchem er dem fürstlichen Gönner nicht undeutlich eine ähnliche Behandlung androht, wie König Heinrich VIII., Herzog Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig

sie bereits von ihm erfahren hatten. „Ich habe den Vortheil“, schreibt er an Philipp, „daß E. Fürstl. Gnaden, auch alle Teufel selbst, müßen mir zeugen und gestehen, erstlich, daß es ein heimlicher Rathschlag ist; zum andern, das ich mit allem Fleiß dafür gebeten habe, daß er nicht offenbart werde; zum dritten, wenn es doch kompt, so bin ich sicher, das er durch mich nicht ist offenbart. So lang ich die drei Stück habe, so will ich dem Teufel selbs nicht raten, das er meine Fedder rege mache, da wird mir Gott zu helfen. Ich weiß von Gottes Gnaden wol zu unterscheiden, was in Gewissensnöthen für Gott aus Gnaden nachgegeben werden mag, und was ausser solcher und für Gott von äusserlichem Wesen auf Erden nicht recht ist. Und wolt nicht gern, das E. F. G. sollten mit mir in den Fedderkampf kommen, E. F. G. haben sonst zu thun genug und ich auch. — Denn das werden E. F. G. nicht erhalten können, daß die Welt solch E. F. G. heimliche Ehe sollt für eine offentliche Ehe annehmen, wenn sie gleich viel hundert Luther, Philippse und andere fürtrügen; sie werden doch sagen, Luther und Philipps (Melanchthon) haben nicht Macht wider öffentlich und loblich Recht anders zu setzen, ob sie gleich heimlich zur Noth des Gewissens schuldig sind, anders zu rathen.“ In seiner krankhaften Selbstüberschätzung will er sogar den Landgrafen überreden, daß der göttliche Schutz an die gewissenhafte Verheimlichung seines Gutachtens gebunden sei. Zugleich möge der Landgraf bedenken, wie schwer es ihnen als frommen, aber von aller Welt geplagten Leuten sei, solch Ärgerniß auf sich zu nehmen. Seinerseits aber hatte Philipp, der über die Frömmigkeit dieser Gesellschaft gewiß im stillen lächeln mußte, eben so wenig Neigung, statt ihrer das Ärgerniß allein auf seine Schultern zu nehmen. Am 27. Juli 1540 antwortete er dem Reformator mit seltsamen Andeutungen, deren eigentliche Bedeutung wir heute nicht mehr mit Sicherheit ermitteln können. Wenn er (Luther) nicht ruhig sei, so werde der Landgraf vor ihm und seinem Herrn erscheinen, und ihnen etwas mittheilen, was sie nicht gerne hör-

ten. „Ich will Euch beichtweise Dinge sagen, daß ihr mit mir zufrieden seyn werdet, sie würden aber wahrlich übel lauten. Gott erbarme es." Er hoffe jedoch, daß Gott ihn vor dergleichen bewahren werde. „Wisse dieß", setzt er hinzu, „weil Du es wissen wolltest. Mach dich aber auf nichts Gutes, sondern auf das Uebelste gefaßt (neque de bono aliquo cogita sed de pessimo). Wenn ich lüge, so strafe mich Gott, — ich habe aber Beweise." — Seckendorf, der im Interesse seiner Partei auch diese von ihm berichteten, verfänglichen Reden gerne zum Besten kehren möchte, meint, daß der Landgraf damit auf geheime Gründe der Trennung seiner rechtmäßigen Gemahlin gedeutet habe. Allein, da eine solche Scheidung weder damals in seiner Absicht lag, noch jemals von ihm vollzogen worden ist, so muß uns wenigstens die Vermuthung frei stehen, daß diese Aeußerung eine verblümte Erinnerung Philipps gewesen sei: auch er befinde sich im Besitze von Geheimnissen, deren etwaige Bekanntmachung, falls Luther fortführe, sich ungebendig zu bezeigen, der Wittenberger Partei nicht gleichgültig seyn könne. Doch will und kann der Landgraf andererseits auch wieder nicht mit den Neugläubigen brechen; auf geschickte Weise weiß er doch wieder einzulenken, und dem Reformator Weihrauch zu streuen. (Er sei unter allen Menschen der vornehmste Theolog, so lange er nicht von Andern gereizt werde.) Endlich vermißt er sich, daß er zwar seine Margarethe lieb gehabt, aber im Nothfall auch eine andere genommen hätte, wozu ihm von einigen adeligen Familien in Hessen Vorschläge gemacht seien. Ueberhaupt sei diese Ehe nicht aus bloßer Affection, sondern zur Entfliehung ewiger Verdammniß geschehen. — Daß dieses Zeugniß in eigener Sache dem Zusammenhange der Thatsachen widerspricht, braucht für unsere Leser kaum bemerkt zu werden. Wohl aber beweist die nicht verlangte Entschuldigung, daß auch in Luther Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner sittlichen Motive aufgestiegen seyn mußten, durch welche der Landgraf zu seiner Bigamie bewogen seyn wollte.

Bei weitem aufrichtiger als in den oben erwähnten brief-

lichen Aeußerungen sprach Luther seine wahre Herzensmeinung über diesen Handel im Kreise seiner Vertrauten aus. Unschätzbare, aus handschriftlichen Aufzeichnungen entnommene Notizen dieser Art theilt Strobel *) mit. Schwerlich hat sich ein ursprünglich rohes, durch unmenschlichen Haß verdüstertes, und in vieljährigen Kämpfen mit dem eigenen Gewissen abgehärtetes Gemüth jemals in häßlicherer und gemeinerer Form ausgesprochen. „Als dem Doctor“, so erzählt die Quelle, „die Briefe vom Kanzler Brück übergeben wurden, las er sie und sagte: Philipp (Melanchthon) wird von Kummer verzehrt, und ist in ein abscheuliches Fieber gefallen. Warum quält sich der Mensch aber um dieser Sache willen, da er ihr doch mit seinen Sorgen nicht abhelfen kann? Ich wollt, daß ich bei ihm wäre. Ich kenne die Verwegenheit seines (des Landgrafen) Charakters. Er (Melanchthon) jammert sehr wegen dieses Aergernißes. Ich aber bin ein roher Sachse und ein Bauer, und mein Gemüth ist zu dergleichen Sachen schon dickhäutig geworden. — Bald nachher wurden dem Doctor Briefe vom Kurfürsten gebracht. Als er diese mit ernsthaftem Gesicht gelesen hatte, sagte er: der Macedonier ist rein toll. (Macedo plane insanit.) Jetzt bittet er den Kaiser, daß er beide (Weiber) haben dürfe. Dann sagte er mit lachendem Munde (serenissimo vultu): Es ist fein, wenn wir zu schaffen haben, so kriegen wir Gedanken, sonst fressen und saufen wir nur. Was werden die Papisten schreien! Sie mögen immerhin schreien zu ihrem eigenen Verderben. Aber unsre Sache ist gut und ohne Schuld. Der Macedonier hat gesündigt und seine Sünde ist ein Aergerniß.“ (Die nun folgende Aeußerung schließt mit einer rohen Zote.) „Jene“ (die Papisten) „müßen durch Aergerniße zu Grunde gehen, weil sie die gesunde Lehre nicht hören wollten, und Gott wird uns darum und sein Wort nicht verlassen, ob wir peccata genugsam haben. Denn er wird

*) A. a. O. siehe den Aufsatz: De Macedonico negotio. Macedo war der Spitzname, den die Reformatoren in ihren vertrauten Unterredungen dem Landgrafen zu geben pflegten.

das Papstthum stürzen. Dieß hat er völlig beschlossen, wie es im Daniel gegen das Ende steht, was jetzt kommen soll. Niemand wird ihm helfen. Im vorigen Jahrhundert konnte kein Gewalt das Papstthum bewegen; in diesem Jahrhundert wird keine Gewalt das Papstthum retten, weil der Antichrist offenbar geworden ist. Haben wir Aergernisse, so hatte Christus dergleichen auch in Juda. O wie werden die Pharisäer getanzt haben über den Herrn Christum: solche Gesellen hat der neue Prophet, was soll Gutes aus Christo kommen! Aber da die Thoren nicht Christi miracula sehen und hören predigen etc."

„Unsere Sünden sind läßlich und können leicht geändert werden, wenn der Kaiser" (die Vielweiberei) „verbietet und unsre Fürsten, was sie mit Recht können, einschreiten oder er selb" (der Landgraf) „widerruft. Ist doch David auch gefallen und waren wohl größere Skandale unter Mose in der Wüste. Er ließ seine eigenen Herren umbringen, und schlug ihrer viel todt. Aber der Papisten miracula sind irremissibilia. Denn sie sind Verächter Gottes und kreuzigen Christum, und vertheidigen ihre Blasphemien mit Willen und Wissen. Was wollen sie denn daraus machen? Nos laboramus pro vita, ducimus plures uxores. Dieß sagte der Doctor mit dem heitersten Gesicht und nicht ohne großes Gelächter. Gott will die Leut vexiren, und kommts an mich auch, wie will ich ihnen die besten Worte geben, und sie Marcolpho in den . . . sehen lassen, weil sie ihm nicht haben wollen unter die Augen sehen. Ich weiß mich nicht um die Sache zu bekümmern. Ich wills unserm lieben Herr Gott befehlen, und fahret Macht von uns, so stehet Gott bey uns, er hat uns wol aus größern Nöthen geholfen. Restitutio Wirtembergensis hacket dem Scandalo die Augen aus, desgleichen die Sacramentarii und Aufrührer, noch hat uns Gott davon erlöset. — Es ist um ein Viertel des Jahres zu thun, so versieget das Liedlein auch" (So gut wußte Luther schon damals, wie getrost es sich auf das kurze Gedächtniß der Deutschen hin sündigen lasse!) „A

wollte Gott, daß Philippus den Sinn auch könnt haben. Die Papisten sind jetzt Demea, so bin ich Mitio. — Gott wende es zum Guten. Sic est vita hominum quasi ludas tesseris. Ich versehe mich wohl Aergeres als das ist. Und wenn Jemand sagt: gefällt Dir die That? Nein, wenn ich sie ändern kann; wenn ich es nicht kann, trage ich sie mit Gleichmuth. Ich heuchle dem lieben Gott. Der erhalte seine Kirche, wie es jetzund stehet, in der Einheit des Glaubens und der Lehre und in gesundem Bekenntniß des Worts. Also bleibs und werde nur nicht ärger. Dann stand er vom Tische auf und sagte: Ich wollt dem Teufel und den Papisten nicht so viel zu lieb thun, daß ich mich darüber bekümmern wollte. Gott wirds wohl machen. Huic commendemus totum negotium.“

Aeußerungen wie diese im Munde des Mannes, dessen Ehre durch sein Gutachten in dieser Angelegenheit am meisten bloß gestellt war, müssen jeden Unbefangenen wie die Rede eines Trunkenen gemahnen, wenn nicht der Satz, welcher die Säule und Grundfeste der theologischen Anschauungen Luthers ist, den Schlüssel zum Räthsel eines solchen Gemüthszustandes lieferte. Dieß ist die Lehre: daß der Glaube allein selig mache, das Thun der Menschen aber vor Gott gleichgültig sei. Kraft dessen hatte ja auch der Landgraf Philipp, so wie Alle, die ihm zu seinem Verbrechen gerathen und geholfen, im Voraus Losspreckung und Ablaß, für diese wie für alle künftigen Sünden des ganzen Lebens, vorausgesetzt, daß solche im rechten (lutherischen) Glauben begangen wurden, wogegen es umgekehrt für die Sünden der Papisten, die Reue, Beichte, Besserung und Genugthuung zu ihrer Buße verlangen, keine Vergebung und keine Gnade gibt. Dergleichen Dinge redet keineswegs bloß die Leidenschaft aus dem Stifter der neuen Kirche; sie sind der Kern und das innerste Mark seiner Lehre, und der vorliegende Fall zeigt lediglich, wie sich diese in der praktischen Anwendung ausnimmt.

Dieselbe Quelle hat uns andere Aeußerungen der Witten-

berger Reformatoren aufbehalten, welche die Meinung bezeichnen, die in jenem Kreise über den Landgrafen von Hessen im Umlauf war. „Als das Gerücht von der Bigamie des Hessen erscholl, sagte der Herr Doctor mit ernstem Gesicht: Dieser Mensch ist wunderbar, er hat seinen Stern. Ich glaube, er will durch Kaiser und den Papst erlangen, daß er seinen Willen haben kann. Dann fügte er sehr ernst hinzu: Viele zweifeln mit Recht an seiner Treue, und halten ihn für verdächtig. Weiter sagte der Herr Doctor: O wunderlicher Mensch! aber bis jetzt war er beständig. Der Kaiser wollte ihm den ruhigen Besitz von Katzenellenbogen einräumen, und der Herzog Georg ihn zu seinem Erben einsetzen; der Kaiser hätte auch eingewilligt, aber er wollte lieber das Evangelium bekennen. Er hätt können des Kaisers und des Papsts liebster Sohn werden, aber er hat nicht gewollt. Er hat einen hessischen Kopf, er kann nicht ruhen und gibt nicht nach. Wenn dieß todt seyn wird, so fängt er etwas Anderes an. Er führt es wohl an und es gehet ihm wohl hinaus. Es war eine große Keckheit, als er die Bischöfe befehdete, und eine noch größere, den Würtemberger wieder einzusetzen und den König hinauszutreiben. Ich und Philipp (Melanchthon) redeten ihm zu Weimar ab: er möge doch dem Evangelium kein solches Brandmal aufdrücken, und den Landfrieden stören. Aber er wurde ganz hitzig und wollte ein anderes Mal ehrlich seyn. Und beim Marburger Gespräch, da ging er wie ein Stallbub, und beim Spiel faßte er die ernstesten Gedanken, wie die Großen thun. Er fragte einmal den Philipp: Magister Philipp muß ich es dulden, wenn mir der Mainzer meine Prediger wegfängt? Philipp antwortete: Allerdings, wenn die Gerichtsbarkeit dem Mainzer gehört! Darauf antwortete Jener: Ich laß euch wohl reden, ich thu' es aber nicht. Nachher sagte Philipp Melanchthon zu den Räthen: warum widersteht ihr nicht den Anschlägen eures Fürsten? Jene antworteten mit aufgehobenen Händen: Ach, es hilft nichts; was er vornimmt, davon läßt er sich nicht bringen.“ — So gut kannten die

Reformatoren selbst ihren Mann, und so fern war ihnen der lächerliche Gedanke, daß ein Charakter solcher Art wirklich Rath und Trost für sein bekümmertes Gewissen bedurft, und daß er denselben bei ihnen habe suchen wollen, die er stets so geringschätzig behandelt hatte! Auch nahm Luther die Sache keineswegs immer so leicht, wie in seinen hier mitgetheilten Tischreden. Er meinte ein anderes Mal: die Papisten würden jetzt alle ihre sodomitische Wollust mit dieser Bigamie zudecken. Hätte man mir gefolgt, klagte er, so wäre der Sach gerathen. — „Es wird noch auf mich wachsen. Ich glaube, er (der Landgraf) wird einige bearbeiten, daß sie die That vertheidigen. Aber keine Regel können sie daraus machen, so gilt das Exempel nicht." — Solche Scandale, meint er, hätten die Philosophen aus dem Staate, und die Mönche aus der Kirche vertrieben. „Wir aber wollen und sollen nicht weichen, laß sie herrschen unverzagt. Es gilt einen drauf. Wir müssen den Teufel und Dreck tragen, wollen wir leben. Ich meinte, ich wolte nun ein geruhig Alter suchen und finden. Es soll auch seyn, wir wollens mit ihnen wagen rc. rc." Einstweilen aber führte er, weit entfernt von einem solchen öffentlichen Kampfe, die unwürdige Aufgabe durch, selbst nähern Freunden gegenüber, die Rolle des Unschuldigen zu spielen, und jede Theilnahme an der Bigamie des Landgrafen, ja sogar alle und jede Mitwissenschaft beharrlich abzuläugnen *).

*) So in seinen Briefen an den Pfarrer zu Pirna, Anton Lauterbach, vom 2. und 15. Juni 1540. „Ueber die Geschäfte der Fürsten", sagt er hier mit verstellter Bescheidenheit, „soll man nicht vor ausgemachter Sache urtheilen." In dem ersten dieser Briefe erwähnt Luther eines Gerüchts, daß das Fräulein von der Saal damals schon (drei Monate nach der Hochzeit) dem Landgrafen ein Knäblein geboren habe. Dieß ist jedoch schwarze Verläumdung. Denn nicht nur wird dieses wichtigen Umstandes in keiner andern gleichzeitigen Quelle gedacht, sondern es ist auch gewiß, daß Philipp, der älteste Sprößling aus der Nebenehe, das Licht der Welt im Jahre 1541 erblickte. (S. Rommel Bd. IV, Anmerkungen S.

In ähnlicher Weise beräth auch Melanchthon den Landgrafen, als der Kurfürst von Brandenburg und Herzog Heinrich von Sachsen bei Letzterm anfragen ließen, ob das Gerücht Grund habe, daß er sich eine Gemahlin habe antrauen lassen. Er möge ja keine Ursache geben, meint dieser Reformator, daß man über den Handel öffentlich disputire. „Denn so es zu Gegenschriften kommen würde, alsdann würden Aergerniß und viel ungereimte Dinge folgen, welches man zu vermeiden beides Theils schuldig ist." — Wollten die genannten Fürsten weiter in ihn dringen, so möge Philipp sie erinnern lassen, daß sie nach heimlichen Sachen nicht grübeln möchten. Die Dresdischen aber seien anzugehen, daß sie, obwohl sie etwas wüßten, daraus nicht ein öffentlich Gezänk machen möchten, damit nicht aus den öffentlichen Schriften größere Beschwerung folge. — Je mehr Melanchthon aber nach außen hin auf strenge Festhaltung des Geheimnisses drang, desto weniger gab er sich selbst der Hoffnung hin, daß dieses Mittel auf die Dauer Stich halten werde, und desto tiefer empfand er in seinem Innern seine und Luthers über allen Ausdruck schmachvolle Lage. Alle Briefe Melanchthons aus jener Periode, welche Strobel (a. a. O.) zusammengestellt hat, tragen das Gepräge eines an Verzweiflung gränzenden Kummers, der ihn, wie oben bereits erzählt, zu derselben Zeit, als die Zusammenkunft der Theologen zu Eisenach statt fand, in Weimar an den Rand des Grabes brachte. — Am tiefsten schmerzt ihn die Hinterlist des Landgrafen, der ihn und Luther durch die heuchlerische Vorspiegelung: als wolle er Rath in seinen Gewissensnöthen, absichtlich in diese Falle gelockt hatte, und dessen Ränke

---

461.) Dagegen ist freilich Graf Moritz (das siebente Kind aus diesem Umgange) nach der Rückkehr des Landgrafen aus seinem Gefängnisse, im Jahre 1553 um einen Monat zu früh zur Welt gekommen. Erst durch die Bezeugung etlicher bestochener Aerzte: daß dieß natürlich zugehe, wurde Philipp beschwichtigt. (S. Rommel, Bd. V, S. 91, Note 19.)

er, erst als es zu spät war, vollständig durchschaute. „Wir sind", schreibt er den 1. September 1540 an Veit Dietrich, „in der bekannten Sache betrogen, nicht von Bucer, sondern vom Landgrafen selbst, durch dessen erheuchelte Frömmigkeit (simulatione pietatis). Er begehrte in seiner Gewissensnoth unsern Rath, und schwur, daß dieses Mittel ihm nöthig sei. Wir antworteten, das Gesetz sei aufrecht zu erhalten, nach dem Spruche: es werden zwei seyn in einem Fleisch. Aber wenn die Noth so groß sei, so möge er heimlich und ohne öffentliches Aergerniß das Mittel gebrauchen. Zudem drohte er mit Abfall, wenn wir ihm nicht Rath ertheilen wollten *). Nun ist er allerdings eine zu Allem fähige (πανοῦργος) Natur. Aber ich hatte ihn lieb wegen verschiedener Tugenden. Ich hörte ihn über Glaubensstreitigkeiten gelehrt und beredt disputiren, wie kaum einen andern, und glaubte auch, er sei ein Feind der Abgötterei" (d. h. der katholischen Kirche), „deßhalb meinte ich, er sei ein ehrwürdiger Führer. Aber er ist von Natur ein Alcibiades, kein Achilles. Denn so sagt jener starke Mann: Ich hasse Den, wie die Pforten des Hades, der anders spricht und anders in seinem Sinne denkt. Das aber ist unsers Mannes geringste Sorge. Auch ist er, von der Liebe gefesselt, unserm Rathe nicht gefolgt." (In so fern nämlich die Reformatoren ihm strenges Geheimniß anempfohlen hatten.) „Ich könnte noch vieles Andere hinzufügen. Aber bitten wir Gott, daß er dieß Aergerniß heile. Er sagt, er wolle nichts kund machen. Aber gerade in dieser Angelegenheit hat er oftmals anders gesprochen und anders gehandelt. Ich fürchte noch einen beginnenden Wahnsinn, der in der Familie erblich ist **)."

---

*) Die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte hat Strobel a. a. O. aus seinem handschriftlichen Codex ergänzt. In der gedruckten Ausgabe der Briefe Melanchthons sind sie weislich ausgelassen.

**) Melanchthon hat sich, wie er pflegte, an den verfänglichsten Stellen

In ähnlicher Weise beräth auch Melanchthon den Landgrafen, als der Kurfürst von Brandenburg und Herzog Heinrich von Sachsen bei Letzterm anfragen ließen, ob das Gerücht Grund habe, daß er sich eine Gemahlin habe antrauen lassen. Er möge ja keine Ursache geben, meint dieser Reformator, daß man über den Handel öffentlich disputire. „Denn so es zu Gegenschriften kommen würde, alsdann würden Aergerniß und viel ungereimte Dinge folgen, welches man zu vermeiden beiderseits des Theils schuldig ist." — Wollten die genannten Fürsten weiter in ihn dringen, so möge Philipp sie erinnern lassen, daß sie nach heimlichen Sachen nicht grübeln möchten. Die Dresdischen aber seien anzugehen, daß sie, obwohl sie etwas wüßten, daraus nicht ein öffentlich Gezänk machen möchten, damit nicht aus den öffentlichen Schriften größere Beschwerung folge. — Je mehr Melanchthon aber nach außen hin auf strenge Festhaltung des Geheimnisses drang, desto weniger gab er sich selbst der Hoffnung hin, daß dieses Mittel auf die Dauer Stich halten werde, und desto tiefer empfand er in seinem Innern seine und Luthers über allen Ausdruck schmachvolle Lage. Alle Briefe Melanchthons aus jener Periode, welche Strobel (a. a. O.) zusammengestellt hat, tragen das Gepräge eines an Verzweiflung gränzenden Kummers, der ihn, wie oben bereits erzählt, zu derselben Zeit, als die Zusammenkunft der Theologen zu Eisenach statt fand, in Weimar an den Rand des Grabes brachte. — Am tiefsten schmerzt ihn die Hinterlist des Landgrafen, der ihn und Luther durch die heuchlerische Vorspiegelung: als wolle er Rath in seinen Gewissensnöthen, absichtlich in diese Falle gelockt hatte, und dessen Ränke

---

461.) Dagegen ist freilich Graf Moritz (das siebente Kind aus diesem Umgange) nach der Rückkehr des Landgrafen aus seinem Gefängnisse, im Jahre 1553 um einen Monat zu früh zur Welt gekommen. Erst durch die Bezeugung etlicher bestochener Aerzte: daß dieß natürlich zugehe, wurde Philipp beschwichtigt. (S. Rommel, Bd. V, S. 91, Note 19.)

r, erst als es zu spät war, vollständig durchschaute. „Wir
ind", schreibt er den 1. September 1540 an Veit Dietrich,
in der bekannten Sache betrogen, nicht von Bucer, sondern
om Landgrafen selbst, durch dessen erheuchelte Frömmigkeit
imulatione pietatis). Er begehrte in seiner Gewissensnoth
nsern Rath, und schwur, daß dieses Mittel ihm nöthig sei.
Wir antworteten, das Gesetz sei aufrecht zu erhalten, nach dem
Spruche: es werden zwei seyn in einem Fleisch. Aber wenn
ie Noth so groß sei, so möge er heimlich und ohne
ffentliches Aergerniß das Mittel gebrauchen. Zu-
em drohte er mit Abfall, wenn wir ihm nicht Rath
rtheilen wollten *). Nun ist er allerdings eine zu Allem
fähige (πανοῦργος) Natur. Aber ich hatte ihn lieb wegen
erschiedener Tugenden. Ich hörte ihn über Glaubensstreitigkei-
en gelehrt und beredt disputiren, wie kaum einen andern, und
laubte auch, er sei ein Feind der Abgötterei" (d. h. der ka-
holischen Kirche), „deßhalb meinte ich, er sei ein ehrwürdiger
führer. Aber er ist von Natur ein Alcibiades, kein Achilles.
Denn so sagt jener starke Mann: Ich hasse Den, wie die
Pforten des Hades, der anders spricht und anders in seinem
Sinne denkt. Das aber ist unsers Mannes geringste Sorge.
Auch ist er, von der Liebe gefesselt, unserm Rathe nicht ge-
folgt." (In so fern nämlich die Reformatoren ihm strenges
Geheimniß anempfohlen hatten.) „Ich könnte noch vieles An-
dere hinzufügen. Aber bitten wir Gott, daß er dieß Aergerniß
heile. Er sagt, er wolle nichts kund machen. Aber gerade in
dieser Angelegenheit hat er oftmals anders gesprochen und an-
ders gehandelt. Ich fürchte noch einen beginnenden Wahnsinn,
der in der Familie erblich ist **)."

---

*) Die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte hat Strobel a. a.
O. aus seinem handschriftlichen Codex ergänzt. In der gedruckten
Ausgabe der Briefe Melanchthons sind sie weislich ausgelassen.

**) Melanchthon hat sich, wie er pflegte, an den verfänglichsten Stellen

schensohn den Thron seiner Erniedrigung hienieden aufgeschlagen, und das Erlösungswerk vollbracht habe, um sie dadurch als geistige Weltmitte über den Sternenhimmel emporzuheben, und ihre Bewohner den Engeln gleich zu stellen, wie denn geschrieben steht: „sie werden die Engel richten.“ Die Gottesstadt ist Jerusalem; sie ist die Mutter aller monotheistischen Religionen, des Islam sowohl, wie des Mosaismus und des Christenthums; und da aus der Religion alle weitere Bildung stammt, auch die Metropole der gesammten Geistescultur. An dem Lichte, das von ihr ausgegangen, hat der menschliche Geist sich entzündet, und all seine Großthaten sind dessen leuchtende Wirkungen. Hier ist die Achse der Welt, der Angelpunkt der Ereignisse, die die Weltgeschichte bewegen.

Jerusalem ist also eine Weltstadt, wenn es je eine gegeben. Sie ist zuvörderst die Centralstadt des Semitenthums, wie die Chamiten in Babel, die Japhetiden in Rom sich eine ähnliche gegründet. Sie ist im Nachbilde dieser Welt oder unseres Sonnensystems mit seinen Planetenkreisen erbaut, also eine Stadt von sieben Hügeln, wobei jeder mit seiner Ringmauer einen Planetencirkel symbolysirte, die also um den gemeinschaftlichen Sonnenheerd, um die ewige Flamme im Empyräum des Tempels als das Nachbild der Sonne sich stellten, und von da aus ihr Licht empfingen. Und so finden wir Jerusalem wirklich als die Siebenhügelstadt des Orients angesehen, und mit diesem Namen bei den Rabbinen (Tanchuma fol. 52, 3.) genannt. Sie ist aber zugleich eine Tripolis oder Dreistadt, wie all die ältesten Völkerstädte gewesen, indem die Dreizahl ja durchgängig die Wurzel der heiligen Sieben bildet, und diese nur die Verbindung der Natur- und Elementenzahl (vier) mit (drei) der Stammes- oder Völkerzahl ausdrückt.

Auf drei Hügeln hatte auch Rom, die urbs quadrata, sich anfänglich erbaut: am Palatin, Quirinal und Cölius. Dort hatten die etrurischen Pelasger, welche mit den Lydiern und Trojanern sich Eines Herkommens rühmten; hier die Quiriten oder Samniter unter ihrem Romulus; auf dem letzteren Hügel endlich die italiotischen Aborigener oder Lateiner als das Mischvolk der Plebejer sich niedergelassen. Drei Namen trug darum die ewige

Stadt in Folge dieser ihrer Anlage; zunächst einen priesterlichen (ἱερατικόν), und der hieß Florentia oder ἀνθοῦςα, die Blume; sodann einen bürgerlichen (πολιτικόν) Valentia oder ῥώμη, die Veste, die Starke, und endlich einen mysteriösen (τελεστικόν), der nur den Göttern und göttlichen Sehern bewußt war, den uns aber in den letzten Zeiten der Stadt Lydus verrathen hat, und dieser war Roma per Metathesin, oder rückwärts gelesen, d. i. Amor, die Liebe. Ebenso führt ja auch die angebliche Mutterstadt Roms, das pelasgische Troja, die drei Namen: Ilion, Pergamus und Dardana, die uns früher überliefert sind, so wie es auch früher unterging. Wir können mit dieser dreifachen Bundesstadt und ihrer Benennung füglich auch die drei Namen und die ursprünglichen drei Hügel Jerusalems vergleichen.

Wie Rom ursprünglich eine Pflanzung der aus ihren frühern Sitzen verdrängten Pelasger war, so wurde Jerusalem nach Manetho von den Hyksos oder kananäischen Hirtenkönigen nach ihrer Vertreibung aus Aegypten gegründet. Darum finden wir die heilige Stadt auch im Buche der Offenbarung mit dem Namen Sodoma und Aegyptus, wie Rom mit Babylon symbolisch bezeichnet. Der Stamm aber, welcher die Höhenstadt auf dem Gebirge von Juda, seitdem die Geschichte denkt, besaß, und also wohl auch erbaute, waren die Jebusiter: von ihnen bekam sie auch den ersten Namen, darum heißt es im Buche Josua XVIII, 28. bei der Vertheilung der Städte: An Benjamin kam „Jebus, d. i. Jerusalem." Ebenso steht im ersten Buche der Chronik XI, 4.: „Die Stadt Jerusalem wurde auch Jebus genannt, weil die Jebusäer das Land bewohnten. Die Einwohner von Jebus aber sprachen" u. s. w. Und gleichwie in Rom die Quiriten mit den pelasgischen Aborigenern zusammenwohnten, so hören wir hier Jos. XV, 63.: „Die Söhne Juda konnten die Jebusiter, die Bewohner Jerusalems, nicht vertreiben, und so blieben die Jebusiter neben den Kindern Juda in Jerusalem bis auf diesen Tag." Doch blieb der Stammesgegensatz, den schon ihr erster uns bekannter König Adonizedek mit einer Niederlage büßte, als Josua vom Jordan heraufzog, auch noch in der Folge fortbestehen. Denn nach dem Tode dieses Heerführers, gleich im Beginne der Richterzeit, erstürmten die Juden die cyklopische Burg der Jebusiter wirklich, und brannten sie aus, zogen jedoch,

nach Beduinen Sitte, wieder ab, bis zuletzt David die erneute Eroberung in bleibenden Besitz verwandelte, und Salomon die Ueberwundenen in schweren Tribut nahm.

Außer Jebus aber führte die älteste Stadt noch einen andern Namen, und der war Salem, d. i. Friede, wie Melchisedech sie nannte, welcher, ein Semite seines Geschlechtes, als Priester des reinen Dienstes, als Pfleger der Agrikultur und des Weinstockes, unter den hamitischen Völkerschaften im verheißenen Erbe seines Stammes wohnte, und auch von seinem Stammesgenossen, Abraham, den Zehent empfing. Darum spricht Assaph der Sänger Psalm LXXV, 3.: „Gott ist in Juda bekannt, Salem ist seine Stätte, und Sion seine Wohnung geworden." Von Salem, der Wohnstätte des Friedens, leitet auch der Islam, die Religion des Friedens und der ungetrübten Ruhe, die Benennung her. Nach der Ueberlieferung bei Josephus im sechsten Buche seines jüdischen Krieges hatte dieser König der Gerechtigkeit Salem erbaut, oder seine Hütte auf dem Heiligen Berge aufgeschlagen, 1468 Jahre vor der Zerstörung unter dem Nebukadnezar, d. i. 2046 v. Chr. Aber noch in den Tagen Calebs hieß die Gegend das „Land der Ruhe" (I. Chron. II, 52. 54.), weil die ewige Friedensstadt, das Vorbild des himmlischen Jerusalems, oder das Symbol des Geisterstaates in ihrer Mitte lag.

Endlich der dritte, von Abraham ihr zugesprochene Name ist Jeru, von der Wurzel Raah, welche Schauen bedeutet, und wovon auch Moria sich conjugirt. Denn also hatte der Herr zum Erzvater gesprochen: „Geh' hin in's Land des Schauens (oder der Offenbarung), und opfere deinen eingebornen Sohn auf dem Berge mir zum Brandopfer." Als aber der Patriarch, wie nach der ägyptischen Mythe Herakles den Jupiter Amun, das gottversöhnende Opfer als einen Widder im Dornbusch erblickte, rief er aus: Jehova jireth, „der Herr sieht." Wie Amor für Rom (Remuria), so war Moria bei Jerusalem der Geheimname; denn wir finden ihn selbst bei Josephus Flavius nicht ein einzigesmal erwähnt, sondern er nennt die Stätte nur den Tempelberg.

Durch die Verbindung beider Namen hieß nun fürder die ganze Stadt Jebusalem, oder Jerusalem, d. i. Zertretung

des Friedens, oder: Gesicht des Friedens. Die erstere Namensbildung erscheint ominös, und mußte, wenn sie je bestand, der anderen mehr euphemistischen weichen. Dafür erklären die Rabbinen (Bereschithrabba 16): Gott wollte die heilige Stadt nicht Jeru nennen, um nicht Sem, d. h. Melchisedek nahe zu treten, noch auch Salem, um nicht Abraham zurückzusetzen, darum nannte er sie mit Einem Namen: Jerusalem. Und so hat die Gottheit das Antlitz ihres Friedens wirklich über diese Stätte geneigt, und wie Abraham im Gesichte geschaut, ist hier die Versöhnung geoffenbart worden.

Die Griechen ihrerseits faßten den Namen im eigenen Idiome auf, und nannten sie Hierosolyma, von ἱερόν, Heiligthum, und von den Solymern, jenem uralten Volksstamme, welcher schon neben den Myniern erwähnt wird, und den auch die spätere Geschichte noch in der Nähe der kananäischen oder philistäischen Stämme kennt, indem er mit den Crethi und Plethi oder den Philistern Kreta bewohnte. Daher schreibt Tacitus hist. V, 2. geradezu: Die Solymer, ein schon von Homer besungenes Volk, hätten angeblich die Stadt Jerusalem erbaut und nach sich benannt. Nach einer andern Sage aber seien die Juden früher in Kreta ansäßig gewesen, und von da erst nach Lybien und Aegypten und weiter hin nach Palästina oder dem Philisterlande ausgewandert. Nannten doch auch die Solymer auf Rhodus ihren höchsten und obersten Götterberg den Tabor, und ihren Stierzeus von dem Tempel, der ihm daselbst stund, nach Appian XII, 27. den Zeus Atabyrios. Die Juden selbst aber hatten natürlich weder mit dem Berge Ida, wovon die Alten ihren Namen mißlich genug zusammenreimen wollten, noch mit Kreta überhaupt etwas zu schaffen, wohl aber ihre Vorfahren, die ersten Erbauer und Bewohner Jerusalems.

Wenn aber Herodot die Stadt Cadytis nennt, so meint er hiemit nicht etwa Gaza, oder Gath, die andere Philisterstadt, wie noch Reland vermuthet, sondern es ist eine Mißform von Kadoscha oder el Kudsch, wie noch die Araber Jerusalem nennen, und als die „Heilige“ hat sie von je bei allen Nationen gegolten.

Betrachten wir aber nun die drei Hügel mit ihren Besondernamen, so ist der erste bewohnte und höchste darunter der Sion,

mit der Burg der Jebusiter, daher steht auch Sion als Gesammtname der Stadt, wie David im Psalm LXXVI, 3. singt: „Gott hat zu Salem sein Gezelt und seine Wohnung zu Sion.“ Sion war die Metropole und der Anfang der Stadtgründung, wie bei Rom das pelasgisch etrurische Valentia oder Palantium: darum wird Jerusalem noch in den späteren Jahrhunderten, namentlich in der hohen Dichtersprache der Propheten, die Tochter von Sion genannt. Denn „der Berg Sion erhebt sich zur Freude der ganzen Erde, an seiner Seite liegt gegen Mitternacht die Stadt des großen Königes.“ (Ps. XLVII, 3.) Sion hieß aber zugleich der Berg Hermon, wie wir Ps. CXXXIII, 3. lesen: „Der Thau vom Hermon fällt herab auf den Berg Sion.“ Dieser aber galt für einen alten Götterberg, für den Berg der Verwünschung (חרם) im gelobten Lande, wo nach dem Buche Henoch die Egregorier oder die Söhne Gottes herniedergestiegen, um die Töchter der Menschen zu verführen, und wo Satans Verehrer noch immerfort ihre nächtlichen Orgien begingen. Also war auch der Hügel Sion die Stätte eines früheren Cultes des Belial, und dieß kann kein anderer seyn, als der Feuerdienst der gesammten kananäischen Völker, der Molochsdienst, dem noch in der Zeit der Könige im Thal Tophet der Kinder Hinnom, an der Mittagseite von Sion, Menschenopfer bluteten.

Sion ist der Hügel gegen Süden; denn das Land gegen Mittag hin, gegen die Glutseite, haben die Kinder Chams, welcher selber seinem Namen nach der heiße, der brennende ist, zur Wohnung sich erlesen. Gegen Osten aber erhebt sich ein anderer Hügel, der Moria. Das Wort ist abgeleitet vom obigen Jeru, und der Name entspricht ganz dem indischen Meru. Es ist also auch ein Gottesberg, aber einem anderen Dienste, dem des zweiten Alters gewidmet. Wenn die Samariter von ihrem Garizim glaubten, er sei von den Wässern der Sündfluth rein geblieben, und hier sei das Centrum des gelobten Landes, wo Gott dem Abraham das gelobte Land nach allen vier Himmelsgegenden gezeigt, und seinem Samen zum Erbtheile versprochen habe — so ist dieß wohl nur eine Uebertragung von der Anschauung, die ursprünglich von Moria im Volke gegangen, zumal an dessen Fuße die lebendige Quelle Siloa und der Heilbrunnen Bethesda lagen, die ihre

segenvollen Gewässer unbefleckt aus jener Periode der Ueberschwemmung für die nachfluthige Zeit erhalten hatten. Zwar ist der Moria die kleinste unter den Höhen des jüdischen Gebirges, wie der Garizim der höchste unter den Bergen von Ephraim; aber die „Grundfesten Sions ruhen auf den heiligen Bergen“ (Ps. 87), und in den letzten Tagen, weissagt der Prophet Isaias II, 2., wird der Berg, worauf das Haus des Herrn steht, über alle Berge erhöht, und über alle Hügel erhaben seyn, und alle Heiden werden zu ihm hinaufsteigen.“ Wenn nämlich nach der heidnischen Mythe, ganz bezeichnend für den alten Naturdienst, die Titanen den Ossa, Pelion und Olymp über einander thürmten, um auf diesem Götterberge von unten aus den Himmel zu ersteigen, so bewahrten die Juden die religiöse Sage, in den Tagen des Messias werde der heilige Gottesberg auf dem Gipfel des Carmel und Tabor gegründet werden, und die Stadt Gottes mit ihrem Tempel vom Himmel auf die Erde sich niederlassen.

Auch Abraham, den Patriarch des saturnischen Zeitalters, finden wir einem Menschenopfer, und zwar dem seines Sohnes, wodurch ihn Gott versuchen läßt, gegenübergestellt. Sein Gehorsam bewährt sich; die finstere Macht, die im Heidenthume unerbittlich das Blut forderte, ist überwunden. Der Engel des Herrn erscheint, entbindet den Bewährten, indem er ein sinnbildliches Opfer an die Stelle treten läßt.

Es lag ein furchtbarer religiöser Ernst in jenen Menschenopfern, welche als Jahresdienst und Sühnungscult für ganze Staaten fortwährten, bis die uranfängliche Geschlechtssünde durch das substituirte Blut des Lammes, und endlich durch den Eingebornen vom Vater selber, der als Friedenslamm vom Throne Gottes kam, gesühnt ward.

Darum wies sich dem Abraham jetzt ein Widder im Dornbusch als Substitutionsopfer, welchen er sofort auf dem neuerrichteten Altar darbrachte, und hiedurch gewinnt dieser Vorgang in Mitte der alten Zeit universalhistorische Bedeutung für alle Völker.

Diese völkergeschichtliche Handlung also begibt sich auf dem Moria, dem heiligen Berg in Mitte der Nationen, und damit wird der Sion, der Berg des vorigen Dienstes in dem nun fol-

genden zweiten Weltalter in den Hintergrund gedrängt. Moria ist nun der Berg des „Sehens Gottes", weil Abraham das Vorbild im Dornbusche geschaut hatte.

Das also war der zweite heilige Hügel, der priesterliche Berg gegen Aufgang der Sonne, welches die Seite des Semitenstammes ist, gegenüber dem königlichen Berge Sion, auf welchem sich nach der Eroberung unter David die Herrscherburg erhob. „Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Sion", spricht der Herr bei dem Psalmisten II, 6. und von Sion aus verspricht Jehova durch seinen Stellvertreter, den gesalbten König, die unterjochte Erde zu regieren. „Denn aus Sion leuchtet der Glanz seiner Herrlichkeit" (XLIX, 2.). „Der Herr hat den Berg Sion, den er liebte, auserkoren" (LXXVII, 68.) „sie werden den Gott der Götter daselbst sehen" (LXXXIII, 8.) „Von Sion wird der Herr den Scepter seiner Macht ausstrecken und regieren mitten unter seinen Feinden" (CIX, 2.). „Von Sion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem" (Js. II, 3.). Es war der Königsberg in der alten Bundeszeit die ganze Welt diente ja schon von Anfang dem Principe, das obwohl in höherer Verklärung, im Centrum aller Geschichte auf den heiligen Bergen Jerusalems herrschte, während der Völkerwahnsinn im Umkreise in der excentrischen Realisirung desselben seine Leidenschaften austobte. Der dritte Hügel ist aber nun Akra, der Volksberg, oder die Akropolis im Norden der Stadt, wo die Mazedonier ihre Zwingburg inne hatten; sie, die den Japhetitenstamm repräsentiren, und im Norden, der Heimath der Starken wohnen. Von hier waren zuletzt auch die Römer, wie früher die Babyloner, erobernd vorgebrochen, und hatten in der Richtung von Akra her die übrige Stadt erstürmt. Es ist also der Berg des Mischlingsvolkes, oder eigentlich der Berg der Goim, die weiterhin durch die hellenisirten Juden repräsentirt werden. Akra, die Höhe, nach der Seite von Galiläa gelegen, wird im Hebräischen durch Rama ausgedrückt: und so mag auch von hier die Threnodie des Propheten Jeremias gelten, wenn er XXXI, 15. singt: „In Rama hat man ein Geschrei gehört, lautes Weinen und viel Geheul. Rachel weinte über ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten lassen; denn sie sind nicht mehr." Rachel, die Ahnmutter des Volkes, erscheint nach der rabbinischen

Vorstellung als weiße Frau auf der Höhe des jüdischen Gebirges, durch die Ahnung des nahen Unglücks wie ein Gespenst mit fliegenden Haaren aus dem Grabe aufgeschreckt, und klagt über ihr erschlagenes und in Gefangenschaft geführtes Volk, daß die Stimme der Klage nächtlich den Bewohnern Jerusalems Verderben drohend zu Ohren dringt.

Also sehen wir die Drei als Völker und Geblütszahl auch in der ursprünglichen Tripolis, oder der Altstadt Jerusalem mit ihren Hügeln: Sion, Moria und Rama oder Akra, und ihren Bewohnern gerechtfertiget. Die ganze Weltgeschichte spielt hier in ihrem innersten Centrum sich aus, alle drei Grundstämme des menschlichen Geschlechtes sind hier vertreten, und alle religiösen Principien sind von hier ausgegangen, und haben auf Jerusalems Hügeln zuerst ihre Stätte gehabt. Denn es mußte hier, in der geistigen Weltmitte, vor Allem sich erfüllen die Weissagung Noas, die durch die ganze Geschichte geht: „Japhet soll wohnen in den Hütten Sems, und Kanaan sei sein Knecht." Die vier andern Hügel der orientalischen Siebenhügelstadt, nämlich der Ophel, im Südost, dann der Gihon, der Gareb und Goath oder Golgatha, und der Hügel Bezetha im Westen und Norden der Stadt, lagen ursprünglich außerhalb der gemeinsamen Ringmauern, und wurden erst ein Menschenalter vor dem Untergange des Reiches mit eingeschlossen, wodurch die Weissagung bei demselben Jeremias XXXI, 39. in Erfüllung ging.

XL.

Musikalisches.

1) Vesperae Chorales cum tribus figuralium vocum symphoniis autore Carolo Agricola.

2) Deutsche Choral-Vesper für zwei gemischte Stimmen, nach den von dem heil. Papst Gregor dem Großen, zu Ende des sechsten Jahrhunderts im ganzen Occidente eingeführten, bisher unübertroffenen acht Kirchentönen in der alten Weise des falso bordone, componirt von Karl Agricola, Dom-Musikdirector und Domcaplan zu Rottenburg. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

Es drängt sich jedem wahrhaft christlichen Gemüthe die Ueberzeugung auf, daß in unserer Zeit die Theatermusik mit ihren Effekten und Künsteleien die Kirchenmusik beherrscht, und sich darin auf eine, jeden heiligen Ernst, jedes katholische Gefühl entweihende Weise spreitzt, und mit ihrem Pfauenschweif breit macht. Von diesem Gefühle scheint auch der Verfasser obiger Choral-Vespern durchdrungen zu seyn, indem er den

Ton der alten Kirchenmusik einzuschlagen sich bestrebt, und man kann ihn darin nur bestärken und beloben, wenn wir auch die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß das Rechte darin nicht durch eine wohlfeile Nachahmung des Alten zu erreichen sei, sondern indem man mit Benutzung der musikalischen Erfahrungen so vieler Jahrhunderte neue Kunstwerke gestalte, die den alten Geist in verjüngter Gestalt in die Gegenwart wieder einführen. Auf jeden Fall wird eine gute Ausführung obiger Choral-Vespern dem kirchlichen Ernste unendlich mehr entsprechen, als jene eines modernen, in anderer Hinsicht auch ausgezeichneten Meisters.

Jedes Bestreben, die Tonkunst ihrer heiligen Würde zurückzugeben, ist um so dankenswerther anzuerkennen, je mehr die Gunst der großen Masse des weltlichen Publikums durch Ueberreiztheit und Abgestumpftheit jener unnatürlichen Effectmacherei noch immer vorzugsweise nachjagt. Möge daher in dieser, wie in allen verwandten Künsten, der Priester- und Lehrerstand seine hohe Mission begreifen, und namentlich in die Gemüther der Jugend die Keime des Besseren niederlegen, und Alles unterstützen, was zur Verherrlichung Gottes und zur Veredlung des Menschen durch eine wahrhaft christliche, gottbegeisterte Kunst beizutragen ernstlich bestrebt ist.

XLI.

Aus einem andern Schreiben über Amerika, gleichfalls von deutscher Hand.

New-York, Ende Juli 1846.

(Schluß.)

Seit der Eröffnung dieser Kirche haben sich in unserer Gemeinde drei Bruderschaften, vom heil. Herzen Mariä, vom heil. Rosenkranze und vom heil. Aloysius, so wie eine Wohlthätigkeitsgesellschaft von Männern zum Zwecke gegenseitiger Unterstützung in Krankheits- und Sterbefällen gebildet. Auch mit der Rosenkranzbruderschaft ist ein zeitlicher Zweck und geringer monatlicher Betrag (per 6 Cents.) verbunden zur Bestreitung der Begräbnißkosten auf einem katholischen Friedhofe zweiter Klasse, (pr. 14 Pf.), welche die meisten unserer armen Deutschen anders nicht erschwingen können. Alle Bruderschafts-Mitglieder, etwa Tausend in Allem, werden nachdrücklich zur monatlichen Beicht ermahnt.

Die Herz-Mariä-Bruderschaft hat allmonatlich eine öffentliche Abendandacht bei voller Kirche, die Aloysius-Bruderschaft monatlich zwei Conferenzen: zur Aneiferung und Auszeichnung werden nur ganz tadellose junge Leute in dieselbe aufgenommen, welche sich monatlich mit einer Beichtkarte ausweisen müssen, wogegen sie vom hochw. P. Superior mit zweckdienlicher Lectüre bestthunlich versehen werden. Alle Sonntage ist von zwei bis drei Uhr eine doppelte Christenlehre, eine für

größere bis zum zwanzigsten Jahre, gegenwärtig bei 360, in der Kirche, und die andere im Schulhause für die noch Schulpflichtigen, gegen 300, welche beide jedoch begreiflich nicht strenge können dazu angehalten werden.

Ein nicht geringes Geschäft der pfarrlichen Thätigkeit als jenes der Seelsorge selbst, ist besonders hier am großen Landungsplatze der Deutschen die nöthige Abhülfe in mancherlei Beschwerniß und Rathlosigkeit: wie die oft verlangte, wenn gleich selten mögliche Auskunft über verloren gegangene Ehemänner, Verwandte, Brüder, die man hier aufsucht; die Versorgung der auf der Hieherreise verwaisten Kinder; die Verwahrung und Verzinsung von Pupillen- und andern Armengeldern, die Ausgleichung vieler Ehedifferenzen, die Unterstützung unzähliger Armen in ihren dringendsten Bedürfnissen, oder die Verwendung für sie bei Andern; der häufige Besuch des von Deutschen oft überfüllten Armenhospitals, wohin auf dem Schiffe Erkrankte zuweilen, wenn die Schifffahrt lange war, Halbverhungerte, Sterbende und nicht selten Solche gebracht werden, die bei ihrer Ankunft hier von plötzlicher Enttäuschung nach großen Erwartungen, wegen Verlust aller Habschaft durch Betrüger oder Diebe, und wegen gänzlicher Hilflosigkeit um so leichter und lebensgefährlicher wahnsinnig werden, als eine lange, oft mühselige Schifffahrt sie bereits sehr geschwächt und gemüthskrank gemacht hat. Euer Hochw. ersehen aus diesen wenigen Angaben, welche fruchtbare Saat von Elend, leiblicher und geistiger Art, sich in dieser Stadt zusammendrängen, und welche vielseitige Geschäftigkeit jeden Priester, zumal aber den eigentlichen Pfarrer, in Anspruch nimmt. Dazu kommen noch die großen, beinahe unvermeidlichen Seelengefahren der Kinder und jungen Leute, welche so zu sagen vom Betteln leben, das heißt vom Lumpenlesen und vom Obst- und Kleinwaarenfeilbiethen durch die Straßen, und die darüber den Schulunterricht versäumen, und allen Gefahren des Aergernisses und Verführung ausgesetzt sind, so daß sie nicht selten schon mit zehn bis zwölf Jahren Opfer schändlicher Lüste werden. —

Auch von Deutschthümlern oder Rongeanern sind die Unserigen nicht unangefochten geblieben. Ein gewisser Priester, Namens Herrmann, früher durch drei Jahre Lumpensammler, hat den Reformator gespielt, und ähnliche Reformen, wie Ronge, proclamirt, er predigte aber so erbärmlich, daß ihm endlich selbst seine Anhänger geratheu, die Sache wieder aufzugeben, was er nach einem Vierteljahre auch gethan; er verschwand aus New-York, und hinterließ einen Widerruf und Abbitte in den Zeitungen. Gegenwärtig spukt, unseres Wissens, der Rongeanismus in der Union nirgends, als in Cincinnati, wo er ziemlich plump und trollig vertreten wird. Die schlechte Presse und die tollen Zeitungen, nach welchen der dünkelhafte deutsche Abentheurer gierig hascht, vollenden den verderblichen Eindruck des bösen Zeitgeistes; es ist des hitzigen Kampfes kein Ende abzusehen, wenn Gott nicht auf wunderbare Weise hilft und die tröstlichen Conversionen noch vermehrt, die bereits auch hier immer zahlreicher erfolgen. — Den bösen Einfluß all dieser Uebelstände auf unsere Deutschen wird Niemand verkennen, der begreift, daß Viele von der großen Mehrzahl, die mittellos hier anlangten, unfähig, sich auf dem Lande anzukaufen, am großen Landungsplatze zurückbleiben, wo sie am meisten Heimathleute antreffen, und sich mit ihrer Hilfe per fas et nefas durchzukommen sich versprechen; er wird begreifen, daß so verarmte, meist schon in der Heimath geschäftslose und arbeitsscheue Leute in der Regel auch die rohesten Menschen sind, die durch religiöse Verwahrlosung nach wenigen Jahren zum zügellosen Troß einer verdorbenen Stadt herabsinken, deren mephitischer Geruch die Wirksamkeit eines Missionärs dahier nicht wenig hemmt und erschwert. — Bei all dem, und obgleich unsere Deutschen bei dem häretischen, animosen Einwandern nicht anders bekannt sind, als unter dem Namen Dutsch-Beggars (deutsche Bettler), so genießen doch diejenigen, die noch für Katholiken gelten, bei der unbefangenen, jedoch kleinen Volksklasse alle Hochschätzung, und zwar weit mehr, als alle übrigen Einwanderer; ja die englische Geistlichkeit läugnet es nicht,

daß die deutschen Katholiken im Allgemeinen viel religiösen Geist haben.

Obgleich der größte Strom der Einwanderer gegenwärtig nach dem Bisthum Milwaukee, einer gesunden, fruchtbaren Gegend am Michigan-See gerichtet ist, wo jetzt unter dem würdigen Bischofe Henny zwei bis drei deutsche Kirchen bestehen, so kommen doch nicht Wenige von dort zurück, weil sie sich überzeugen, daß zwanzig bis dreißig und noch mehr Meilen weit von einer katholischen Kirche entfernt wohnen, weit trostloser und bitterer ist, als man ihnen vorgespiegelt und sie sich eingebildet haben, und versuchen dann hier, oder in der Gegend von New-York, wenn auch nothdürftig, Unterkunft zu finden, was ihre Armuth daselbst und ihre große Anzahl begreiflich macht; denn nach einer Zählung, die heuer von amtswegen veröffentlicht wurde, befinden sich in New-York vierzig Tausend Deutsche, von welchen nach einer umsichtigen, wohlgegründeten Berechnung wenigstens die Hälfte katholisch sind, oder — doch seyn sollten, was eben mit der kleinen Zahl und Größe der hiesigen deutschen Kirchen oder vielmehr Kapellen in keinem Verhältnisse steht, so zwar, daß man annehmen muß, und sich deutlich überzeugt, viele Deutsche, welche in entfernten Stadttheilen wohnen, und schon ein paar Jahre hier wohnen, besuchen keine Kirche mehr und werden völlig glaubenslos, ja übelgesinnt, was auf ihre noch gläubigen Angehörigen des andern Stadtviertels, mit welchen sie an Feiertagen zusammentreffen, den nachtheiligsten Einfluß übet, so daß man, leider! gestehen muß, alle Vorkehrungen in dem einen Stadtviertel werden beinahe fruchtlos, wenn nicht im andern eben so nachdrücklich gearbeitet, und eine deutsche Kirche eröffnet wird. Von dieser Ansicht ausgehend, ist P. Rumpler bereits seit zwei Jahren eben auf diese Maßregel bedacht, ohne jedoch seinen so gerechten Wunsch erfüllen zu können, freilich zum Theile darum, weil man ihm nicht erlauben will, sich noch weiter in Verbindung einzulassen, welche Schwierigkeit jedoch wegfallen würde, wenn er nur über drei Tausend Pfund zu

verfügen hätte, weil ihm bei dem großen Credite, den er hier genießt, alles andere leicht fallen würde.

Ich würde Euer Hochw. noch weitere Mittheilungen machen, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu ermüden; nur das muß ich noch hinzufügen, daß in dem Verhältnisse, als die katholischen Deutschen durch die zuströmende Masse von Einwanderern, die sich in den Seestädten anhäufen, aus Mangel an Erwerbsquellen verarmen, eben so die akatholischen eben durch die Dienste jener sich bereichern, und zumal die englischen durch geschmack- und mitunter prachtvollem Aufbau von Kirchen sich hervorthun. Muster dessen sind sechs kürzlich eröffnete Presbyterianer-, Episcopal- und eine Puysiten-Kirche, besonders die neueste Trinity-Episcopal-Kirche, im edelsten gothischen Style erbaut, wenn man etwa die niedern Fenster ausnimmt, welche das eigenthümliche Clima des Landes zu erfordern scheint. Ueber dem Hochaltare, wenn man den einfachen, langen Tisch so nennen will, der vorne — wir wollen hoffen, als ein glückliches Vorzeichen baldiger Rückkehr zur wahren Kirche — figurirt, schmücken vier Apostel, in Glas gemalt, das breite Fenster, wie es selbst in Deutschland selten zu sehen ist. Die Kirche soll über eine Million gekostet haben, was jedoch nach dem Urtheile der Sachverständigen bei der obgleich reichen Verzierung des Außenwerkes und Thurmes in keinem Verhältnisse mit dem eigentlichen Werthe in Deutschland steht, und dort für viel zu kostspielig gelten würde. — Unsere Kirche in Rochester ward, Gott sei Dank, endlich am Feste der heil. Anna, den 26. Dieses, eingeweiht; zur nothdürftigen Vollendung der selbst für Europa schönen, aber sehr verschuldeten Kirche hat die dortige Gemeinde beinahe über ihre Kräfte Opfer gebracht.

XLI.

In trau vast! *)

Wenn das Leben in seinem Innern verletzt wird, so durchdringt allmähliges Erkranken und Siechthum alle Kreise desselben bis zu den äußersten Gebilden, und ein hellsehendes Auge würde oftmals in aufsteigender Ordnung den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verfolgen und erkennen, daß Leiden am Knochen und Muskel im feinsten Nervenmarke wurzeln, wohin weder die mikroscopische noch chemische Forschung reicht. Und wie mit dem leiblichen Organismus, so ist es auch auf dem geistigen und sittlichen Gebiete bestellt; nur daß hier jenes Gesetz noch allgemeiner und ausschließlicher waltet, und daß seine Macht uns augenscheinlicher wird, weil jeder Abschnitt der Geschichte lehrt, daß Irrthum und Sünde, haben sie in der höhern Region das Verhältniß des Menschen zu Gott verkehrt, alsbald auch in die niedrigern Regionen verwüstend einbrechen und die Beziehungen desselben zu seinem Nächsten und zuletzt zur nährenden Erde selbst zerrütten. Vom religiösen Boden ausgehend, verbreitet sich die Ansteckung über den politischrechtlichen und ökonomischen, und ergreift, abermals von den

---

*) In Treue fest! Der Sinnspruch des königl. bayerischen Militärhandbuchs nach der Legende des Bayerischen St. Hubertus-Ordens.

obern Schichten der Societät niedersteigend, Individuen, Familien, Corporationen und Völkerschaften. Der Empörung gegen Gott folgt rasch die Empörung gegen das Recht in persönlicher und sächlicher Beziehung, und erst mit dieser dreifachen Revolution, der kirchlichen, politischen und socialen, ist der Kreislauf des Verderbens geschlossen.

Ein solcher weltgeschichtlicher Act, ist vor den Augen unserer Zeit in schnellster Folge abgelaufen, also, daß Anfang und Ende sich in die engen Grenzen eines Menschenlebens zusammendrängten. Von dem Augenblicke an, wo die Lehren des Dictionaire encyclopédique und der Berliner allgemeinen deutschen Bibliothek mit dem Wiener Filialinstitute weiteren und tieferen Eingang fanden, bis zu dem Evangelium des Schneiders Weitling, sind achtzig Jahre verflossen, und schon ist das Samenkorn zur reifen Frucht geworden, und der Schnitter harrt nur noch der rechten Stunde zur Erndte. Von oben ist das Gift der atheistischen, materialistischen, absolutistischen und ökonomischen Irrlehren durch alle Stände hindurch in das Volk eingedrungen, und wir sind bereits ziemlich weit über den Anfang des Endes hinaus. Die alten Bande der Liebe und Treue, des Rechts und der Sitte, sind zerrissen, und wo in der gährenden Sündfluth noch etwas organisch Gegliedertes, corporativ Verwachsenes, auftaucht: da wird alles rührig und thätig mit offener Gewalt und heimlichem Trug, damit auch das Letzte sich auflöse und in leichtbewegliche Trümmer zerfalle, die der nächste communistische Sturmwind verweht. Vor allem unermüdlich geschäftig zeigt sich bei diesem Werke der Zerstörung das gleißende und verführerische Wort in Schrift und Rede, und mit herzgewinnender Sorgfalt und Zärtlichkeit wendete es sich zuerst an die hungernden Massen, dann an die unbequemen, durch ihren Eid wie durch das Gefühl der Standesehre noch immer verbundenen Kriegsleute.

Auch bei dieser Aufgabe bewährt der Geist des Bösen den sichern Blick, und die kluge Einsicht des Nächsten und Nothwendigsten. Zuerst mußte dem Soldaten gegenüber die Masse

wehrhaft und furchtbar, und mit allen Mitteln und Künsten des Widerstands vertraut gemacht werden, ehe man hoffen und versuchen durfte, jenen selbst zum Abfalle zu verlocken. Darum erschienen an verschiedenen Orten wahre militärische Noth- und Hülfsbüchlein für bedrängte Empörer, aus deren Zahl wir nur das von einem ehemaligen Adjutanten Mürat's verfaßte als besonders merkwürdig namentlich bezeichnen wollen. In dieser, dem radicalen Parlamentsgliede Obersten Evans gewidmeten „Defensive Instruction for the People by colonel Maceroni, late Aide de camp to Murat. London. 1832.“ ertheilt der ritterliche Verfasser gründlichen Unterricht, wie man Lanze, Schwert, siedendes Wasser, geschmolzenes Blei und Salpetersäure gegen pflichtgetreue Kriegsleute verwenden und handhaben solle, und man muß diesem Kriegsdienstreglement für Meuterer eine große Vertrautheit mit dem behandelten Gegenstande und eine tüchtige Brauchbarkeit zugestehen. Auch für Gelegenheit zu praktischen Studien wurde bereits hier und dort gesorgt, und da Uebung den Meister macht, so wird das Wünschenswerthe bald erreicht seyn.

Diesem ersten Schritte folgte nun der zweite; anfangs nur listig und leise nach den Regeln des unterirdischen Kriegs mit vorgeschobenen Horchgängen und in wohlberechneten Schlangenwindungen; mit der traditionellen Taktik alter und neuer Verschwörungskunst. Indessen non progredi est regredi! Warum sollte bei einem Werke, in welchem sich Sinn und Wesen dieser Zeit so lebendig abspiegelt, die vorzüglichste Lust und Zierde derselben, die Oeffentlichkeit, fehlen? Darum die Axt frisch an die Wurzel gelegt! ist nur diese durchgehauen, wird auch die Krone bald sinken.

Etwas der Art soll denn durch eine kleine Schrift geschehen, die unter dem Titel:

> „Dreißig Kriegsartikel der neuen Zeit für Officiere und Gemeine in despotischen Staaten. Von Karl Heinzen, königl. preuß. Landwehrofficier außer Landes. Neustadt. 40 S. 16.

zu ernähren, stark zu machen, zu verherrlichen .... Sind deine Söhne noch Menschen? Der Soldat in despotischen Staaten hört auf ein Mensch zu seyn .... Wovon lebt der Despotismus? Von der Henkerbande, die von ihm lebt! ... Das Vertrauen auf die Henkerbande ist mit einem Worte eure — Regierung. Was würde dieser Despot und jener Minister, dieser Aristokrat und jener Pfaffe, dieser Inquisitor und jener Polizeimensch — was würden sie thun, wenn plötzlich die Henkerbande verschwände, oder zum Volk zurückkehrte, von welchem sie hergekommen? Sie würden flehen, beben und kriechen vor dem — Volk. Volk, sie würden winseln unter deinem Fuß, wie das Gewürm der Erde. Jetzt aber, Volk, winselst du .... Verflucht seien im Namen der Menschheit die stehenden Henkerbanden!"

Aber auch die lächerliche Nichtigkeit und Geistesöde dieser Zwangsanstalt sollen wir aus den Artikeln 16 bis 21 kennen lernen, deßwegen treten der Gemeine, der Corporal oder Gefreite, der Unterofficier, der Officier, der Stabsofficier und der General auf die Bühne, um vor dem empfänglichen Publikum das offene Geständniß ihrer unglaublichen Erbärmlichkeit, ihrer eiteln, läppischen Gliederpuppenwirthschaft abzulegen.

„Der Gemeine. Ich sage mir, daß ich ein Mordwerkzeug bin, zum Harlekin abgerichtet. Als Mörder soll ich im Krieg, als Harlekin im Frieden dienen .... Ich muß und werde zeigen, daß man auch dann ein rechter Mann werden kann, wenn man ein rechter Lump, und ein rechter Freier, wenn man ein rechter Sklave gewesen. Der Korporal. Die Schuhsohle, die der „„Vorgesetzte"" mit Füßen tritt, besteht aus zwei Lagen. Die untere, dickere ist der Gemeine, und die obere, dünnere der Korporal .... Der Unterofficier ist der Hetzhund, der die Heerde zu Paaren treibt, er ist die Handhabe, womit die Maschinerie unmittelbar dirigirt wird .... Officier. „Dem zwölften Mann im zweiten Gliede hat eine Fliege auf den obern Knopf gekackt. Er wird in Arrest kommen, wenn er nicht

besser auf Ordnung und Patriotismus hält. Bataillon — Märrrrrsch!" Du lieber Herrgott (wenn es einen gibt), betrachte ich mich genau, so werde ich vor Scham roth wie mein Kragen .... Ist diese Stellung ehrenvoll, so ist es auch die des Henkers und Schinders, wenn ein Despot ihnen ein geeignetes Abzeichen gibt .... Stabsofficier. Ich treibe den Servilismus unter der Maske der bejahrten Männlichkeit, und suche die Lächerlichkeit, so gut es gehen will, durch Seriosität zu verdecken. Ich bin ein Harlekin und Mörder mit Würde, eine Karikatur mit Autorität.... General. Ich muß die so lang gespielte Rolle bis an's Ende durchspielen. Mich und meinen „„Allergnädigsten"" hält es noch aus .... Werde ich die ganze Komödie endlich satt, so suche ich Abwechslung in einer diplomatischen Rolle, denn zum Volksverräther wird sich Niemand besser qualificiren, als ein Volksmörder."

Im Artikel 22 träumt „der Allergnädigste." Allein die Spitze des Gedankens oder Witzes ist so überaus dünn, daß man versucht wird, ihn herzlich dumm zu nennen.

Das Volk hat nun eingesehen, daß es sich nicht zum Soldaten hergeben; der Soldat, daß er nicht Soldat bleiben dürfe, und es sind nur noch für schwächliche Gewissen und ängstliche Naturen einige Bedenklichkeiten wegen des Fahnenschwurs, so wie wegen der möglichen Bestrafung wegzuräumen, was in dem Artikel 23 geschieht. „Vernünftiger und rechtlicher Weise kann das Volk, welches das Vaterland bildet, keinem andern dienen, als sich selbst, mithin können wir, die Söhne des Vaterlands, keinem andern verpflichtet werden, als dem Volke! Hat aber das Volk uns verpflichtet? .... Wie steht es also mit unserm Eid? Man hat uns erstens zur Leistung desselben gezwungen, und zweitens die Verpflichtung nicht auseinandergesetzt, welche man uns dadurch auferlegen wollte. Daraus folgt, daß es erstens in unser Belieben gestellt seyn muß, ob wir uns für gebunden halten, und daß es zweitens

unserm Rechtsgefühle überlassen bleiben muß, wozu es sich für verpflichtet halte."

Auf diesem Punkte angekommen, ist es endlich an dem Volke wie an dem Soldaten, der rechten Erkenntniß den entsprechenden Entschluß und diesem die rasche That folgen zu lassen. Damit aber in dem „Widerstreite vermeintlicher und wirklicher, befohlener und freier Pflichten" kein Schwanken und Zagen die volle Kraft des verbundenen Willens lähme, ist ein Angelöbniß allerdings nicht überflüssig, und dieses wird in den Artikeln 24 bis 30 „vor dem Altare des Menschenrechts" abgelegt.

„Das Leben ist das erste Gut und eigenste Eigenthum des Menschen. Ueber das Gut und Eigenthum kann nur er allein verfügen. Wer einen Werth auf sich selbst legt, verfügt nicht über sein Leben für unwichtige oder unrechte Dinge. Wir legen Werth auf uns selbst, und stellen unser Leben weder einer despotischen Laune, noch einer ungerechten Sache zur Verfügung. Das schwören wir .... Unser Leben setzen wir nur für uns selbst und unser Volk auf das Spiel. Wir betrachten uns nur als im Dienst unsers Volks stehend, mag es auch eine volksfeindliche Gewalt seyn, welche uns die Uniform angezogen hat .... Wo uns befohlen wird, auf das Volk zu feuern, da fragen wir uns zuerst, ob das Volk Recht habe. Wo aber hat das Volk Unrecht in einer Sache, für die es freiwillig sein Blut einsetzt? Nie gegen das Volk! Das schwören wir .... Wenn unsern Despoten einfällt, einen Krieg im persönlichen Interesse zu beginnen, so stellen wir unser Blut nicht zur Verfügung, denn wir nehmen nur Theil an einem Volkskriege. Das schwören wir .... Wenn man uns über die Art eines solchen Kriegs etwa täuschen, und z. B. ihm durch Einmischung der Religion einen Charakter der Volksthümlichkeit zu geben suchen sollte, so werden wir nicht die Flinten entscheiden lassen, wo nur der Geist kämpfen soll. Wir

verspritzen unser Blut weder für Pfaffen, noch für Despoten, noch für beide zusammen .... Nie gegen das Volk! Das sei unsere Losung. Nur für Freiheit und Recht! Das sei unser Feldgeschrei. Wohlan, Kameraden, halten wir diese Losung und dieses Feldgeschrei fest im Gedächtnisse, und sollten je wieder die Trommeln rasseln und Hähne knacken, so soll das Volk darüber kein Wehegeschrei, sondern den Jubelruf der Freiheit erheben. Despoten und Despotenknechte! Das schwören wir." —

Solche Worte bedürfen keines Commentars; auch sie gehören in die Reihe der faits accomplis. Noch länger im selbstsüchtigen Genusse des Augenblicks fortzuschlummern, oder sich und die Welt mit geschäftigem Nichtsthun zu belügen, ist zugleich Verbrechen und blödsinnige Feigheit. Darum erkenne und vollbringe Jeder, der Höchste wie der Niedrigste, was seines Amtes ist, mit der vollen Selbstverleugnung, Entschiedenheit und Kraft des reinen Willens und Gewissens und stets bedenkend:

Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam.
Nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam.

XLII.

Zu den Schilderungen aus einer westphälischen Feder.

(Eingesandt.)

Nachdem die Schilderungen über das ehemalige Hochstift Paderborn berichtigende Gegenbemerkungen hervorgerufen, sollen auch diejenigen des Herzogthums Westphalen eine Berichtigung finden, obwohl dieses vom Verfasser glimpflicher behandelt worden, als jenes.

Vorerst muß in Abrede gestellt werden, daß der „Anhauch von Gleichförmigkeit", der auf dem geschilderten Länderbezirk (Paderborn, Münster, Grafschaft Mark und Herzogthum Westphalen) ruhen soll, seinen Grund in dem gleichen katholischen Religionscultus und seinem frühern Leben unter Krummstäben habe, indem die Grafschaft Mark größtentheils protestantisch ist, und unter geistlichen Landesherrn nie gelebt hat. Warum überhaupt der Verfasser die ehemalige Grafschaft Mark in das Gebiet seiner Schilderungen mit hineingezogen, ist nicht abzusehen, es sei denn in der Absicht, um eine grellere Farbenmischung hervorzubringen, und jene an Lebhaftigkeit gewinnen zu lassen.

Das Thema „Handelsgeist im Sauerlande" (Herzogthum Westphalen) entwickelt der Verfasser zu einem Gemälde, das

dem Ländchen nicht zur Ehre gereichen würde, wenn es ihm ähnlich sähe. Dieses ist aber durchaus nicht der Fall. Der Grund der dortigen unerfreulichen Zustände soll im Handelsgeiste des Volks und dem Leben in Fabrikstuben zu finden seyn; „daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse locker“ &c. Gegen diese Angabe muß angeführt werden, daß das Sauerland an die Landwirthschaft, als seinen hauptsächlichen Erwerbszweig, gewiesen ist, und sehr wenige Fabriken hat, am wenigsten solche, die Mann, Weib und Kind beschäftigen. Was den „Handelsgeist“ betrifft, so hat diese Kapitelsüberschrift nur wirklichen Bezug auf das kleine Städtchen Winterberg und seine nächste Umgebung, dessen erwachsene männliche Bevölkerung allerdings ihren Hausirhandel sehr weit, selbst über die Gränzen Deutschlands hinaus ausdehnt. Es treten aber diese Handelsleute nirgends als schachernde Trödler auf, setzen vielmehr einen gewissen Ehrgeitz darein, dort überall als achtbar und redlich zu gelten, wo man seit vielen Jahren mit ihnen zu handeln gewohnt ist. Von Demoralisation in den Familienkreisen zu Winterberg, die als Folge des Umherwanderns der erwachsenen männlichen Bevölkerung vom Verfasser bezeichnet ist, habe ich noch nie etwas gehört, glaube aber, daß es mir nicht unbekannt geblieben wäre, wenn sie in irgend einem erheblichen Grade dort statt fände. — „Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren der Wallfahrer“ &c. Das wäre allerdings ein „Contrast“, wozu jedoch keine „schärferen Augen“ gehören, um ihn wahrzunehmen, wenn laue Sauerländer lachen über fromme Sauerländer, die Wallfahrt halten. Indessen liegt im Sauerlande kein Ort, der nur irgend den Namen eines Fabrikorts verdiente, weßhalb das Lachen von Seiten eines katholischen Fabrikvolks unmöglich stattgefunden haben kann. Ich erinnere

daran, daß der Verfasser auch die Grafschaft Mark in das Gebiet seiner Schilderungen gezogen. Dort ist die Bevölkerung größtentheils protestantisch, dort sind viele und großartige Fabriken, wo Mann, Weib und Kinder von Morgen bis zum Abend beschäftigt werden, dort sind auch die „bestaubten Chausseen“, und „Kaufleute, die mit Vieren fahren.“ Es überträgt aber nun der Verfasser, ohne in seinem Berichte der Grafschaft Mark weiter zu erwähnen, die Fabriken und Fabrikarbeiter derselben auf das angränzende Sauerland, und in Folge dieser Uebersiedelung hat man es mit Pseudo-Sauerländer und Pseudo-Katholiken zu thun, denen es nicht hoch anzurechnen ist, wenn sie gleichgültig sind gegen den katholischen Cultus. Hätte sich die westphälische Feder Westphalen im weitern Sinne, wozu allerdings auch die Grafschaft Mark gehört, zum Vorwurfe seiner Schilderungen gestellt, so mußte doch immerhin dieses Gebiet von dem des Herzogthums Westphalen auseinander gehalten werden, da letzteres in vieler Hinsicht ein ganz anderes Bild darbietet, als jenes. Die Zustände zweier verschiedener Länder durcheinander zu mengen, und dann das Gemisch auf Eines derselben zu übertragen, das ist doch wahrlich oberflächliche Arbeit.

Was überhaupt den Vorwurf der Verderblichkeit und Sittenlosigkeit in den untern Volksklassen betrifft, so muß er von Jedem, der auch nur oberflächlich das hiesige Volksleben beobachtete, als ein ungerechter erklärt und zurückgewiesen werden. Es ist einmal an der Tagesordnung, die Volkszustände in den untern Sphären als beklagenswerth darzustellen, um den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß die Kirche ihre Aufgabe, wahrhafte Erhebung und Beglückung des Volkes, zu erfüllen nicht fähig sei, und demselben also anderswoher Hülfe geschafft werden müsse. Ich glaube zwar nicht, daß dem Verfasser diese kirchenfeindliche Absicht zum Bewußtseyn gekommen, wohl aber, daß er unter dem Einflusse der herrschenden Mode gestanden, der ihn verleitete, nicht sowohl getreue Schilderungen zu liefern, als solche, wie man sie heuer zu bieten pflegt, gleichviel,

ob sie passen oder nicht, und wie dieselben bei einer gewissen Leserklasse beliebt sind.

Dieses genügt meines Erachtens als Erwiderung auf die Anklage der westphälischen Feder; indessen ist es vielleicht nicht unangemessen, von den religiösen Verhältnissen des westphälischen Volks im Folgenden noch Etwas zu sagen, wovon übrigens der geneigte Leser urtheilen möge, ob solches einzig auf das Herzogthum Westphalen paßt, und nicht vielmehr auf das übrige katholische Deutschland größere oder mindere Anwendung zulasse.

Von jener kirchenfeindlichen Zeitrichtung, die vor fünfzig Jahren herrschend wurde, ist auch Westphalen nicht unberührt geblieben. Damals hat es bei uns, wie auch anderwärts, zum guten Tone gehört, die Schriften unchristlicher Philosophie und moderner Aufklärung zu lesen, und haben die Gebildeten eine Ehre darein gesetzt, als Männer zu gelten, die es begriffen, daß das Alte vergangen und Alles neu geworden. — Arnsberg, Hauptstadt des Herzogthums, Sitz mehrerer Behörden und einer Norbertiner-Abtei mit einem ziemlich besuchten Gymnasium, an welches sich noch eine besondere Klasse anschloß, worauf Philosophie gelehrt wurde, hatte den billigen Vorzug, zuerst von dem neuen Lichte beleuchtet zu werden. Die Theorien des Illuminatismus fanden in den vornehmern Kreisen der Bewohner Anklang, nachdem es kurz vorher sich ereignet hatte, daß das Volk einen Mönch, der eine Privatschule hielt und darin etwas mehr als die üblichen Gegenstände lehrte, aus der Stadt jagte. Die Klosterherren mochten nicht als Finsterlinge gelten, und haben sich nicht wenig zu Gute darauf gethan, daß in ihrer Schule, der sogenannten philosophischen Klasse, von einem jungen, ziemlich geistreichen Klostergeistlichen, Philosophie nach Kant tradirt wurde, welches letztere freilich auch an manchen andern klösterlichen Lehranstalten außerhalb Westphalens geschehen ist. Die Klostergeistlichen mögen wohl schwerlich begriffen haben, in welchem Verhältniß diese Philosophie zur christlichen Offenbarung stand, und mag sich der Unterricht

wohl nur auf einige unzusammenhängende Bruchstücke, und hauptsächlich auf eine Reihe von Definitionen beschränkt haben, so daß die eigentliche kantische Philosophie den Schülern unbekannt blieb, und auf ihre christliche Ueberzeugung nicht sehr verderblich einwirken konnte; aber es wurde durch das Zulassen jener Vorlesungen im Kloster die moderne philosophische Denkweise im Allgemeinen von Seiten der Klostergeistlichen gewissermaßen sanctionirt. Die gemeinen Leute zu Arnsberg haben in damaliger Zeit wohl gesagt: „Die Herren im Kloster glauben selbst nichts mehr.“ Die Gebildeten aber haben auf eigene Faust philosophische und aufgeklärte Betrachtungen gehalten, und von ihrem katholischen Glauben beibehalten oder abgethan, was ihnen gut schien, und wie sie gelesen oder gehört hatten, daß andere gelehrte Leute und helle Denker solches gethan in Betreff des Glaubens. Der „blinde Glaube“ kam bei den studirten Herren meistentheils in Verruf, und wer unter ihnen die Hauptsache doch noch beizubehalten Willens war, der hielt es wenigstens für geziemend, etwas von Freigeisterei und philosophischer Denkweise an sich spüren zu lassen. Kirchenbesuch — schlecht, überhaupt unter der Klasse der sogenannten Gebildeten und Vornehmen, eine große Lauheit in religiöser Hinsicht. Vor dreißig Jahren noch, wie ich das aus eigener Beobachtung weiß, gehörte es dort zu einem vornehmen Tone, dem Gottesdienste selten beizuwohnen, bei öffentlichen Religionshandlungen, Prozessionen sich durchaus nicht zu betheiligen. Woher der so plötzliche Verfall der Religiosität, dieser Un- und Halbglaube bei einer (damals) rein katholischen Bevölkerung? Der Grund ist unzweifelhaft in dem Mangel eines tüchtigen Religionsunterrichts zu suchen. Man war in einer frühern Zeit mehr darauf bedacht gewesen, die Frömmigkeit durch fromme Uebungen zu pflegen, als die religiöse Erkenntniß zu fördern, und der religiösen Ueberzeugung eine solche wissenschaftliche Begründung zu geben, die jene gegen die Gefahren der Irreleitung sicher zu stellen im Stande gewesen. Zu einer Zeit,

als der Glaube von außen in jeder Beziehung geehrt und geschätzt wurde, rechnete man nicht auf Ereignisse, wie sie eintraten, auf solche Gefahren, die ihm von Seiten einer falschen, unter der Larve der Philosophie und Religion auftretenden Aufklärung bereitet wurden. Man darf sich übrigens die besprochene höhere und gebildete Einwohnerklasse eben nicht als eine zahlreiche denken, sie machte vielmehr damals (wie viel anders, als jetzt!) einen geringen Theil der Bevölkerung aus; unter dem übrigen Theile der Bevölkerung, dem eigentlichen arbeitenden und gewerbtreibenden Bürgerstande grassirte das Fieber der Aufklärung mit ungleich geringerer Heftigkeit. Es ist aber wohl erklärlich, daß das Licht, welches die Vornehmen erleuchtete, in einzelnen Strahlen auch zu ihm drang, sein religiöses Bewußtseyn trübend, und daß das Beispiel eines wenig kirchlichen Lebens, welches ihm von jenen geboten wurde, nicht ohne Nachtheil auf seine unbefangene Frömmigkeit bleiben konnte, und wenn nicht Religionsgleichgültigkeit, doch eine gewisse Verflachung und Schwächung des hingebenden, kindlichen und lebenskräftigen Glaubens zur Folge hatte. Man denke an den Geist, welcher damals beliebte Erbauungsbücher durchwehte, an das Brunner'sche Gebetbuch, auch an die später erschienenen „Stunden der Andacht", und an den Absatz, welche solche Bücher auch unter Katholiken fanden, so hat man einen Maßstab für das religiöse Bewußtseyn, wie es in und außerhalb Westphalen war.

Als unter preußischer Regierung (1816) zahlreiche protestantische Beamtenfamilien sich in Arnsberg ansiedelten, besaßen übrigens diejenigen, die an ihrem Glauben ganz oder theilweise irre geworden, Intelligenz genug, um sich dem protestantischen Glaubenssystem gegenüber zu orientiren. Daß dasselbe einer ächten Grundlage entbehre, vielmehr nur auf Negation beruhe, in sich selbst gestaltslos und schwankend sei, sah man klar genug ein, aber der Mangel eigener religiöser Gesinnungstüchtigkeit brachte es mit sich, daß man jenem gegenüber, eigene

Glaubensansichten geltend zu machen, für nicht wohlanständig hielt. Es wäre ein Verstoß gewesen, des Ausdrucks „protestantisch" oder „lutherisch" statt des verbindlichen „evangelisch" sich zu bedienen.

Einen solchen Verlauf hat eine Zeitperiode in Arnsberg genommen; im übrigen Theile des Sauerlandes, in Städten und Flecken, finden wir ein schwaches Nachbild. Es hat nicht an Geistlichen gefehlt, die zu wenig gebildet, um sich des Einflusses der Modeideen zu erwehren, im Dienste der Aufklärung thätig seyn zu müssen glaubten, und von nichts angelegentlicher zu predigen wußten, als vom „Gottverehren im Geist und der Wahrheit", vom „thätigen Christenthum", dabei Alles, was keinen unmittelbar praktischen Werth zu haben schien als taube Blüthen des Christenthums, wo möglich als Aberglauben in Mißcredit zu bringen und zu entfernen suchten. Ich will es auf sich beruhen lassen, ob nicht auch ein Theil der Schullehrer bemüht gewesen, jenes Licht in die Dunkelheit des katholischen Volkslebens zu tragen, wovon sie zu Arnsberg, woselbst damals (1806 bis 1820) eine Normalschule für den Lehrerstand gehalten wurde, einige Funken eingesammelt haben mochten. Indessen ist das westphälische Volk im Allgemeinen zu wohlbegründet in seiner religiösen Gesinnung gewesen, wie überhaupt der unverbildete und der freien natürlichen Entwickelung überlassen gewesene Westphälinger schwer zu neuen Auffassungsweisen übergeht, und an dem einmal sicher Erfaßten gern fest hält, als daß die vorsichtigsten und eifrigsten Aufklärungsversuche irgend mit besonderem Erfolge belohnt worden. Wie auch mancher Pastor auf dem Lande gegen das Wallfahren sich ereiferte, die Religiösität war zu innig mit der innersten Natur der Leute verwachsen, die alten Bräuche ihnen zu lieb, als daß sie so leicht davon abgelassen, und sie wallfahrteten dennoch, wenn auch in geringerer Anzahl, vor wie nach. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß die gewaltige Bewegung ohne alle Einwirkung, selbst auf die ländlichen Ge-

meinden und ihre Religiösität, nicht bleiben konnte. Bis zur Religionsgleichgültigkeit ist es aber sicherlich nirgends, wenigstens beim Kerne des Volks gekommen. Es muß noch angeführt werden, daß das im Herzogthum Westphalen durchgängig eingeführte Kirchengesangbuch von Herold nicht geeignet war, ächte Religiösität zu erhalten und zu fördern. Es trägt dieses zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts verfaßte Buch den Stempel seiner Geburtszeit deutlich genug. Wie hätten die dürren, moralisirenden Lieder, ohne Innigkeit und Wärme, fast ohne Ausnahme werthlos nach Inhalt und Form, der wahrhaften Frömmigkeit Vorschub leisten können? Schon der Umstand, daß mit Ausschließung der alten katholischen, poetisch schönen Lieder, in welchen die Leute so lange den Ausdruck ihrer frommen Empfindungen gefunden, eine namhafte Zahl von Protestanten verfaßter Gesänge in die Sammlung aufgenommen war, hatte gleich anfangs Antipathie gegen das Gesangbuch beim Volke erweckt, so daß die Einführung desselben hier und da auf nicht geringe Hindernisse stieß, die im schlimmsten Falle durch polizeiliche Hülfe überwunden wurden. Jetzt muß es wiederum als erfreuliches Zeichen des wieder erwachten katholischen Bewußtseyns angesehen werden, daß gerade solche (Geistliche, Lehrer und die Angesehensten der Gemeinden) die Abschaffung jenes Buches am meisten wünschen und hoffen, die damals die Einführung veranlaßten, sei es aus Ueberzeugung, oder weil sie tonangebenden Beispielen folgen zu müssen glaubten.

Fragt man nun, wie es aber jetzt in Westphalen aussehe, so ist die Antwort: wie anderwärts, so ist es auch bei uns, um Vieles besser geworden, sowohl mit dem ganz, als theilweise religiös Schadhaften. In Arnsberg fällt es keinem gebildeten Manne mehr ein, mit Un- und Halbglauben oder einer Art von Freigeisterei groß zu thun. Man weiß dort, daß man nicht des Denkens sich zu begeben brauche, um ein gläubiger Katholik zu seyn, daß vielmehr rechtes Denken zum rech-

ten Kirchenthore hinleite. Man findet es geziemend, für einen gebildeten Katholiken auf theologischem Gebiete kein Ignorant zu seyn, und seine religiöse Ueberzeugung den Akatholiken gegenüber als eine wohlbegründete zu bekennen und darzulegen. Katholische Zeitblätter werden vielfach gehalten und gelesen; die vorzüglichsten Schriften des E. Veith sind nicht leicht einem gebildeten Katholiken unbekannt. Charakterlose Geschmeidigkeit ist einer festern, religiösen Selbstständigkeit gewichen. Nur hier und da findet man noch im Ländchen einen Solchen, der auf den veralteten und außer Mode gekommenen Ideen des Illuminatismus sitzen geblieben. Zeitereignisse, wie des letzten Decenniums, haben den gutmüthigen Westphälinger geweckt, und nicht wenig dazu beigetragen, einer gewissen religiösen Erschlaffung, wo sie im größern oder mindern Grade statt fand, ein Ende zu machen.

Der Umstand übrigens, daß in allen einigermaßen bedeutenden Orten des Herzogthums Protestanten sich angesiedelt oder als Beamte wohnen, und in sämmtlichen Kreisstädten sich protestantische Gemeinden gebildet haben, macht eine tüchtige, intelligente Geistlichkeit mehr zum Bedürfniß, als irgend anderswo. Zum allverehrten Herrn Bischofe hegt man allseitig das Vertrauen, daß Hochderselbe zur fernern Heranbildung eines frommen und ausreichend wissenschaftlich gebildeten Clerus durch Vervollkommnung der Lehrkräfte an der Facultät zu Paderborn Sorge tragen werde.

XLIV.

Wolfgang Menzel's Literaturblatt über die heutigen Kämpfe im Innern des Protestantismus.

Ohne Zweifel gehört der Herausgeber des Stuttgarter Literaturblattes zu den Wenigen, die in den großen Kämpfen der Gegenwart auf religiösem und politischem Gebiete sich ein, wenn auch nicht in allen, doch in vielen Beziehungen unbefangenes Urtheil bewahrt haben. Von seinem Standpunkt aus macht er den ruhigen Beobachter des tollen Blocksbergtanzes, welchen der deutsche Michel, der sich in dem Hexenkessel einer hoffärtigen, allem Glauben und aller Zucht feindlichen Wissenschaft berauscht hat, aufführt. Fieberhitze mit dünkelhafter Studentenrenommisterei und die tödtliche Kälte gänzlicher Abspannung wechseln in unsern Thyrsusschwingern mit einander ab; jedes moralische Band wird von ihnen zernagt und zerrissen; und wenn sie alles Göttliche in der Geschichte und im Menschen geläugnet und verlästert, und sich zum Thiere erniedrigt haben, dann preisen sie das fortschreitende Licht und rühmen sich ihrer geistigen Liederlichkeit und Unzucht, die das Leben der Seele tödtet, und nach und nach jeden Instinkt der Selbsterhaltung vernichtet. Wahrlich, wer einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der deutschen Geisterwelt wirft, der wird den Franzosen ihres Voltaires wegen keine Vorwürfe machen;

hatte er ja doch die Schreckensgerichte der Revolution nicht vor, sondern hinter sich, und kann er daher mit vollem Rechte am Tage des Gerichts wider seine Nachfolger Zeugniß ablegen. — Weiß man doch nicht, ob man mehr über das Verbrecherische oder über den gedankenlosen Stumpfsinn dieser modernen Frivolität erschrecken soll, die den göttlichen Grund, auf dem der Einzelne sowohl, als die Staaten und die menschliche Gesellschaft ruht, unterwühlt, und mit beispielloser Leichtfertigkeit an einem großen Weltbrande schürt, um sich daran, wie sie hofft, in aller Gemüthsruhe ihre Cigarren anzuzünden. Niemand wird wohl läugnen, daß vorzugsweise der protestantische Norden unsers Vaterlandes Bilder dieser Art in fortschreitender Entwickelung immer mehr und mehr entfaltet. Sind sie aber dort mitten in ihrem wilden Tanz um das goldene Kalb ihrer vergötterten Vernunft begriffen, haben sie Hören und Sehen darüber verloren: dann läßt Menzel in seinem Literaturblatt eine und die andere Leuchtkugel aufsteigen, die den nächtlichen Schauplatz seiner Glaubensgenossen plötzlich mit dem hellen Lichte des Tages übergießt, und alle die Mißgestalten und ihr zuchtloses Treiben aufdeckt. Leider aber hat seine Warnung, wie es scheint, keine sonderliche Wirkung; seine Worte verhallen in den Lüften; die, denen sie gelten, denken, er sei eben auch einer von den lichtscheuen Kauzen, der, weil er selbst die Freuden des Lebens nicht zu genießen wisse, Anderen die Lust störe, und so tanzen sie ihren alten Tanz fort. Mehr als bei seinen Glaubensgenossen scheinen dagegen seine Worte bei den Katholiken Beachtung gefunden zu haben, und auch diese Blätter haben zum öfteren ihre Leser damit bekannt gemacht.

Ganz neulich wieder hat ihm die Schrift von Thiersch über Katholicismus und Protestantismus eine Gelegenheit gegeben, sich in gewohnter Weise vernehmen zu lassen. Die unläugbaren Symptome der Auflösung, die sich im Protestantismus kund geben, und die geringere Lebensdauer im Vergleich zur katholischen Kirche machen ihn nachdenklich. Er findet es

möglich, daß Deutschland aufhören werde, der Träger der großen Ideen der Reformation zu seyn, da die Enkel dieser „Reformation" bereits also ausgeartet seien, daß das, was ihre Väter aus den guten Tagen in der katholischen Kirche als Finsterniß bekämpft und sie zum Theil zum Austritte bewegt, gegenwärtig im Vergleich mit dieser Ausartung seiner Glaubensgenossen als Licht erscheine. Er richtet dann seine Worte an jene Halbheit, die unter dem Namen der Mäßigung mit dem Unglauben und dem Geiste der Verneinung, hinter zweideutigen Worten sich verschanzend, ein Abkommen trifft, indem sie sich schmeichelt, so werde ihr vergönnt seyn, zwischen Gott und dem Satanas, d. h. zwischen beiden Extremen, den weichen Thronsessel ihres Juste Milieu aufzurichten. Er vergleicht in dieser Beziehung das Verhalten der verschiedenen Factionen des heutigen Protestantismus mit der Stellung und dem Schicksal der verschiedenen Parteien in der ersten französischen Revolution. Er ruft ihnen zu, sich an dem Untergange der Gironde, die der gleichen Halbheit gehuldigt, zu spiegeln. Wir finden diesen Vergleich nicht ungegründet; hätten aber gewünscht, daß Menzel mit gleicher Consequenz bis zum letzten Grunde zurückgegangen wäre. Warum handelte die Gironde so? Weil sie selbst die Heiligkeit des Rechtes nicht anerkannte, den einzigen Damm, an welchem die Wogen der Revolution sich brechen konnten; weil sie vielmehr selbst, wenn auch gemäßigter, doch eine revolutionäre Partei war, und daher die Ermordung des Königs, des höchsten Repräsentanten dieses Rechtes, als einen vorübergehenden Exceß einer extremen Partei betrachtete, ohne zu ahnen, daß das königliche Todesurtheil sie selbst auf die Guillotine führen müsse. Uebertragen wir dieß auf die kirchlichen Parteien der Gegenwart, so befinden sich jene Gemäßigten als Protestanten in demselben Falle, wie die Gironde; weil auch sie, nach dem Vorgang der Reformation, den Grundstein der Autorität und die Ueberlieferung verworfen, indem sie sich von dem sichtbaren Mittelpunkte der Kirche, der die Stelle ihres unsichtbaren Königs als Statt-

halter vertritt, losgerissen, und Jeder nun seinen Glauben von dem Maaß seiner Vernunft oder Unvernunft, seiner Leidenschaften und Schwächen abhängig macht; kurz, weil sie sich von dem großen, die Jahrhunderte in lebendiger Verbindung umfassenden Leibe der Kirche getrennt haben, oder mit andern Worten, weil sie keine Katholiken sind.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen lassen wir die Worte des Literaturblattes folgen, die nähere Beurtheilung unsern Lesern anheimgebend:

„Unter die verschiedenen Maßstäbe, die es erlaubt ist, an die Kirchen und an den Werth ihrer Principe, Lehren und Methoden anzulegen, gehört unstreitig auch die Dauerbarkeit derselben. Es gibt zwar allerdings noch andere, sichere Maßstäbe; allein wenn eine Kirche sich achtzehnhundert Jahre erhält, so hat sie etwas für sich, was eine Kirche, die etwa, wie die arianische, nur ein paar Jahrhunderte aushielt, nicht für sich hat. Wenn nun die Protestanten, wie es scheint, nach kaum dreihundert Jahren ihre Confession freiwillig verlassen wollen, das Werk Luthers und Calvins freiwillig für unzulänglich, veraltet und des Niederreißens werth erklären, so folgt daraus, daß die Dauerbarkeit des Protestantismus fünfmal so kurz war, als die des Katholicismus und ungefähr der des Arianismus gleich kommt. Das Neue aber, was im Drange des Augenblicks beschlossen wird, dürfte eine noch viel kürzere Dauer in sich tragen. Es dürfte damit gehen, wie mit den Constitutionen und Eidschwüren in der französischen Revolution, die alle rasch einander verdrängten und von der keine bestehen blieb.“ — — —

„Wenn selbst Synoden das Princip der Lichtfreunde durch Beseitigung der Bekenntnißschriften anerkennen, ist die Anarchie sanctionirt, und die „„Selbstauflösung des Protestantismus““, die ein Convertit vor ein paar Jahren unter lautem Widerspruch voraussagte, würde nun doch zur Wahrheit. Was dann noch, wenn die Crise überstanden seyn wird, von positivem Protestantismus übrig blieb, oder sich herstellte, würde

gegenüber der durch die protestantische Crisis mächtiger gewordenen römischen und griechischen Kirche in einer solchen Minorität sich befinden, daß es höchstens eine Duldung würde ansprechen können, wie Judenthum oder Herrnhuterei. Mit der großen protestantischen Kirche wäre es aber aus, wie es früher mit dem Arianismus ein Ende nahm." — — —

„Wer die Wiedervereinigung im Auge hat, der kann an den lutherischen Bekenntnißschriften in letzter Instanz wenigstens nicht durchgängig festhalten; wozu sie also gegen die Neuerer so eifrig vertheidigen? könnte man fragen. Allein die Antwort liegt nahe. Die Wiedervereinigung kann nur da gesucht werden, von wo man ursprünglich ausging, in der Tiefe des gemeinsamen Glaubens, an der Quelle des christlichen Urlichts; nimmermehr aber am peripherischen Ausgangspunkt irgend eines Radius. Also kann auch der Protestant nur im tiefsten Mysterium seines Luther, an der Stelle, wo dieser zuerst vom Mysterium der alten Kirche abwich, die rückkehrende Verständniß und Versöhnung suchen. Also muß er am Positiven seiner Lehre festhalten. Die Negation führt vom Ziele der Vereinigung in gerader Richtung ab. Wenn die Negation, als sie unter Voltaires Einfluß im vorigen Jahrhundert sich der katholischen Welt bemächtigte, gesiegt und die alte Kirche gänzlich zerrüttet hätte, so würde der Protestantismus sie überlebt und beerbt haben. Ganz eben so gewiß wird, wenn die Negation in der protestantischen Welt siegen und das alte lutherische Bekenntniß vernichten sollte, der Katholicismus uns überleben und unser Erbe werden."

„Allein dergleichen historische Wahrheiten und Naturnothwendigkeiten mögen so klar seyn, wie das Einmaleins, so weiß sich die Schule dagegen mit Blindheit und Taubheit zu bewaffnen. Anstatt in der Kraft des Glaubens alle verwandten edlen Elemente im Katholicismus sich zu assimiliren und beim großen Processe der kirchlichen Wiedergeburt das vorwaltende Princip zu bleiben, ist der Protestantismus im Begriff, sich dergestalt aus der Gesammtheit des christlichen Lebens zu lösen, daß

selbst die einst von ihm als unedel verworfenen katholischen Elemente seiner eigenen Verfinsterung gegenüber wieder als Licht erscheinen, und daß in ihnen mehr christliches Leben erhalten bleibt, als in ihm. Man ist z. B. als Anbeter (?) des heil. Rocks in Trier dem wahren Christenthum ungleich näher, als wenn man die Evangelien, wie Strauß, für Fischer- und Fuhrmannsanekdoten, oder wie Schwegler, für Erfindungen späterer Pfaffen zu hierarchischen Zwecken erklärt. Einmal auf dem Abwege des Unglaubens, kann der Protestantismus keinen seiner alten Vorzüge, keines seiner alten Rechte mehr geltend machen, und die äußere Kirche selbst, die er noch mit antichristlicher Tendenz beherrschen zu können meint, entrückt sich ihm in dem Maße, wie er ihren innern Geist verlassen hat. Noch nie hat eine Kirche des Unglaubens Bestand gehabt. Kein Fürst wird sich je zu ihr bekennen. Sie kann nur auf die Volksherrschaft in anarchischen Crisen gebaut werden, die aber ihrer Natur nach nur von kurzer Dauer sind. Die Völker selbst wenden sich, wenn sie ausgetobt haben, mit Abscheu von ihren Verführern hinweg. Gegen eine Kirche des Unglaubens verbindet sich zuletzt alles, unter welchen glänzenden Vorwänden sie anfangs auch die bethörte Menge für sich zu gewinnen gewußt hat."

„Die protestantische Kirche ist im Begriff, sich all den Wechselfällen Preis zu geben, denen der französische Staat während der Revolution ausgesetzt war, und zwar ist sie schon in dem Stadium angelangt, in welchem Frankreich sich beim Zusammentritt des Convents befand. Wie damals im französischen Staate die königliche und constitutionelle Partei bereits erlagen, und die republikanische Gironde zur Herrschaft gelangte, hinter der wieder der Berg stand, so ist jetzt in der protestantischen Kirche, wenn wir sie als das Königreich Christi betrachten, die königliche Autorität nicht nur schon längst durch das Vernunfturtheil über die heilige Schrift und durch die freie Forschung wie durch eine Constitution beschränkt, sondern man ist auch schon beschäftigt, den König von Zion förmlich

abzusetzen, und die Republik der freien Geister zu erklären. Wie im französischen Staate Ludwig XVI. seines königlichen Nimbus entkleidet und zum Bürger Capet degradirt wurde, so verwirft eine starke Partei in der protestantischen Kirche die göttliche Natur Christi, und macht ihn zu einem bloßen Menschen. Wie ferner damals in Frankreich die wüthende Bergpartei den unschuldigen König als ärgsten und Blutdürstigsten Tyrannen verleumdete und seine Vernichtung forderte; so fehlt es auch gegenwärtig in der protestantischen Kirche keineswegs an Christophagen, die in Prosa und Versen die christliche Religion als eine unerträgliche Tyrannei verleumden, und den Haß gegen die Stiftung immer lauter auf den Stifter übertragen. Wie aber damals im Pariser Convent die herrschende Partei der Gironde einerseits aus mißverstandenem Eifer für die Freiheit dem wüthenden Berge nachgab, und mit ihm verbündet die Royalisten und Constitutionellen stürzte, andererseits aber auch wieder zu edel dachte, um den unschuldigen König der Pöbelwuth zu opfern, so verbinden sich gegenwärtig in der protestantischen Kirche die sogenannten Männer der rechten Mitte oder die sogenannten Gemäßigten, die in den Synoden die Mehrheit und die Leitung der Geschäfte haben, einerseits mit den Ungläubigen der äußersten Linken gegen die Gläubigen der rechten Seite (mit den Lichtfreunden gegen Hengstenberg), und denken doch andererseits auch wieder edel genug, um die Gottheit Christi nicht ganz dem Lichtpöbel Preis geben zu wollen."

„So steht es jetzt in der protestantischen Kirche. Wie wird es weiter gehen? Setzen wir die Vergleichung fort! In Frankreich freute sich die Gironde eine kurze Zeit hindurch ihres Sieges und ihrer Herrschaft. Sie meinte es gut, sie zählte unter sich die edelsten Männer und die glänzendsten Talente. Allein eben das war dem jakobinischen Pöbel zuwider, dem die Tugend und das Talent zu vornehm aristokratisch bedünkte, und der die Gironde schon deßwegen haßte, weil sie den König hatte retten wollen. Unvermerkt sah sich die Gironde aus

dem Centrum, welches sie zwischen den Königlichgesinnten und dem Berge eingenommen, nachdem die erstern unterdrückt waren, an deren Stelle auf die rechte Seite hingedrängt, und wurde nun eben so wüthend vom Berge angegriffen, als sie früher, mit dem Berge verbunden, die Königlichen angegriffen hatte. Vergebens stemmte sich die Gironde, sie unterlag dem blutdürstigen Pöbel, ihre Häupter fielen auf dem Schaffot. In der protestantischen Kirche erfreuet sich jetzt die Mittelpartei der Herrschaft. Eine gewisse Wonne strahlt aus ihrem Auge, sie will die Freiheit der Kirche gründen, sie hat ein reines Bewußtseyn und glänzende Talente. Sie hofft alles. Aber wenn sie mit den Lichtfreunden verbündet die Altgläubigen verdrängt und proscribirt haben wird, dann wird sie selbst die rechte Seite werden, und in dieser gefährlichen Stellung den Lichtfreunden unterliegen, welche gegen sie so wenig dankbar seyn werden, wie es der Berg gegen die Gironde war. — In Frankreich wurde nicht nur in der Theorie die königliche Autorität bestritten, sondern auch faktisch die Souverainetät in die Urversammlungen des Volks verlegt. Ganz eben so wird jetzt in der protestantischen Kirche nicht nur die königliche Autorität Christi in der Lehre bestritten, sondern man ist auch im Begriff, einen von jener Autorität völlig unabhängigen und souverainen sogenannten heiligen Geist der Gemeinden als Kirchensouverain einzusetzen, indem man die Laien zum Kirchenregimente herbeiziehen, und jeder einzelnen Gemeinde das Maaß des Glaubens zu bestimmen überlassen will. In Frankreich ging aus den Urversammlungen die roheste Anarchie hervor, die ihr Ende im andern Extrem strengster militärischer Zucht und Despotie fand. Im Protestantismus wird die Anarchie eben so wenig ausbleiben, weil man sich jede Kirche in einen Klubb, jede Kanzel in eine Tribüne, jedes Predigerbarett in eine rothe Mütze verwandelt denken muß, sobald die Vocation und das Bekenntniß von der Abstimmung aufgeregter Laien abhängig wird. Daß aber eine solche Anarchie ihren Gegensatz gleichfalls, wie in Frankreich, in einer strengen militäri-

schen Zucht und Despotie finden würde, wer möchte daran zweifeln? Umringt aber, wie wir es sind, von größeren Mächten, wie könnte das protestantische Gebiet im Zustande der Auflösung die gewaltigen Uebergriffe der Nachbarn vermeiden? Die kirchlichen Anarchisten werden in eine Zucht genommen werden, das ist gewiß, aber leider vielleicht in eine fremde."

„Solche Visionen sollten unsere Männer der rechten Mitte ja nicht für zu träumerisch halten."

So weit Menzel. Was er aber hier von jener Partei radikaler Verneinung und der kläglichen Halbheit, die sich mit dem Namen der Mäßigung brüstet, sagt, den gleichen Gedanken begegnen wir in dem trefflichen Vortrag, welchen der katholische Abgeordnete Buß an die linke Seite der Kammer und das badische Ministerium beim Schlusse des Landtages richtete. Seine Worte mögen hier als der beste, aus dem Leben gegriffene Commentar des Literaturblattes folgen:

„Wie es jetzt ist", äußert er, „sind wir in einer unhaltbaren Lage, die alles Andere seyn mag, nur nicht constitutionell. Wir auf dieser Seite sind in einer ansehnlichen Minderheit, also constitutionell ohne Geltung. Die Opposition ist in beträchtlicher Mehrheit, bekämpft alle und jede Maßregel des Ministeriums, und bewilligt am Ende doch das Budget. Wir haben die constitutionelle Regierungsform im Grundsatz, aber nicht in ihren praktischen Folgen. Das geht nicht. Ein Ministerium, aus der Linken rekrutirt, wäre für das Land vorübergehend eine wahre Drangsal, im Grund aber doch die einzige Heilung; denn diese Herren wären gar zu bald und wohl auf immer fertig; ihre Wirthschaft brächte eine furchtbare Unruhe auf einige Monate ins Land; dann käme aber lange, lange Ruhe. Sie hätten sich auf immer um ihren Credit gebracht. Sie leben ja nur von Verneinungen. Bauen können sie nichts, nur zerstören. Sehet, meine Herren jenseits, ihr habt an diesem Landtage eine ansehnliche Mehrheit gehabt, eine Mehrheit von achtunddreißig, eine Mehrheit, wohl geschult und gut befehligt. Und habt ihr nicht selber heut beklagt, daß ihr nichts, gar nichts nach Hause bringt, als große, dicke Steuern, die ihr verwilligt? Es ist eben das Loos, der Fluch eurer Partei, daß sie nur bestreiten, daß sie nur verneinen, nur auflösen kann.

Gründen könnt ihr nichts. Hätte ich eine solche Mehrheit gehabt so leer zöge ich nicht ab. Doch wirkungslos ist euer landständisches Walten nicht. Das zu behaupten, wäre ungerecht. Von dem, was von den Vätern an öffentlichen Anstalten, an Ordnung, Autorität und Sitte wir ererbt, bringt jeder Tag durch die Angriffe eurer Partei in und außer diesem Hause etwas weg. Die Zerstörung durch euer Wort schreitet fressend mit jedem Tage weiter. Wir, auf dieser Seite des Hauses, können nur widersprechen, und selbst das geschieht nicht immer mit der nöthigen Entschiedenheit, mit Plan und Einigkeit. Das Ministerium aber erinnert sich seiner Stellung im constitutionellen Staat, und horcht nicht ungeneigt der Stimmung jener Seite. Hier ruht das Unglück. Meine Herren von der Regierung, ihr seht vor euch ein System der Zerstörung, der Auflösung, — allerdings nur Verneinungen, allein sie entziehen nach und nach euch Alles, was ihr noch habt, ihr erkauft durch Zugeständnisse den Frieden mit jener Partei, ihr nehmt an dieser Stelle weg und stopft die Lücke an der andern, ihr wollt die radikale Seite mit euch versöhnen, gefehlt, diese ist maßlos, unersättlich, schonungslos. Ihr seht's ja täglich. Ihr kommt mit ihr nicht weiter, drum gebt endlich die eiteln Versuche auf, und wollet mit voller Geltung seyn, was zu seyn ihr berufen seyd. Die Herren jener Seite haben ein System der Auflösung, der Zerstörung. Setzt ihnen entgegen ein System der Erhaltung, der Entwickelung der Interessen des Vaterlandes. Formelt um Gotteswillen endlich ein System, sei es auch an mancher Stelle unvollkommen — das macht nichts, wenn's nur eines ist, damit das Volk doch weiß, wo es daran ist. Setzt es mit Entschiedenheit durch, gegen wen immer, und in seinen Folgen folgerichtig fort. Schützt die dem Gesetze getreuen Beamten und verwerft die ungetreuen. Eine Regierung, die nicht zu belohnen und zu strafen weiß, war zu allen Zeiten und ist vorweg in der unsrigen verloren. Laßt nicht mit euch markten, wie es jüngst wieder geschehen. Fahret nach Grundsätzen durch, und steuert nicht nach den Umständen des Augenblicks. Das Volk hat einen ungeheuern Hunger nach Ordnung, Gesetzlichkeit, Ruhe, Autorität. Befriedigt ihn, dann macht ihr euch verdient um's Vaterland. Das will das Volk, ich sage das Volk der Wirklichkeit, nicht das, welches diese Herren da drüben angeblich vertreten."

XLV.

Landgraf Philipp von Hessen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.)

VI.

Philipp's Doppelehe.

(Schluß.)

Der Landgraf war zu klug, um sich darüber zu täuschen, daß auf diesem Wege die öffentliche und förmliche Einführung der Vielweiberei, und dem zufolge die Anerkennung seiner „Zugemahlin" nicht zu erreichen stehe. — In dem oben schon erwähnten, auch in anderer Beziehung merkwürdigen Schreiben an Luther vom 27. Juli lenkt er daher mit großer Gewandtheit ein: „Ich weiß, schreibt er, von Dir und Melanchthon, daß ihr mich vor dem äussern Tribunal nicht vertheidigen könnt. Ich habe dieß auch nicht begehrt. Ich bin zufrieden mit euch, daß ihr nicht abläugnet, was ihr mir geantwortet habt. Gott, dem das Innerste meines Herzens bekannt ist, wird auch in Zukunft Hülfe schaffen. Wenn er es nicht thut, und ich etwas leiden muß, werde ich es im Namen des Herrn dulden. Ich bin nur froh, daß mein Gewissen sicher und ruhig ist, und daß ich das Wort Gottes, auch Dein und an-

drer Doctoren Consilium für mich habe *)." So schien es, a
wolle der Landgraf sich bei dem Bescheide beruhigen, den il
der Kurfürst von Sachsen nach dem Eisenacher Convent dur
seine Gesandten ertheilen ließ: daß er ihn nämlich, wenn Ph
lipp wegen dieser Sache angefochten werden sollte, nicht v
lassen wolle, wenn nur das Geheimniß bewahrt bliebe.
Allein trotz aller frommen Redensarten, die er auf den Lipp
trug, hegte der Schalk im Herzen gar arge Gedanken.
Nicht zufrieden mit den Ergebnissen der bisherigen Unterhan
lung, hielt er hartnäckig an seinem Lieblingsgedanken fe
auch noch die mehr oder weniger öffentliche und ausdrückli
Gestattung der Vielweiberei in der Neukirche durchzusetzen. W
dieß auf dem ordentlichen Wege nicht gelungen, waren d
Kurfürst von Sachsen und die Wittenberger Reformatoren v
der Kühnheit dieses Planes zurückgeschreckt, und hatten die le
tern gegen die allgemeine Einführung der Polygamie eben
energisch protestirt, als sie in dem einzelnen Falle sich zur E
theilung einer geheimen Dispensation hatten bereitwillig find
lassen, so merkte Philipp bald, daß die Theologen aus kein
andern Grunde auf halbem Wege stehen blieben, als weil
sich, ohne Halt in ihrem Innern wie sie waren, vor dem U
theil der Menschen fürchteten. So galt es jetzt, durch and
Mittel für denselben Zweck zu wirken. Die Presse mußte m
diesem Thema beschäftigt, der Geist der Nation auf die gro
Umgestaltung des Familienlebens vorbereitet, die öffentlich
Meinung allmählig für die neue Freiheit gewonnen werde
Mit diesem Geschäfte wurde Bucer vom Landgrafen betrau
und er entledigte sich desselben mit einer Meisterschaft, d
einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Seine Vertheid
gung der Polygamie, welche er unter dem angenommenen Na
men Hulderich Neobulus in Druck erscheinen ließ, ist da
größte Kunstwerk der Sophistik, vielleicht aller Jahrhunder
seit der Glaubensspaltung, und ohne jene Zuthat von wüthe

*) S. Seckendorf Bd. III, S. 280. (Frankfurter Ausgabe 1692.)

er Gehässigkeit und Leidenschaft, die in Luthers Schriften ervortritt, spiegelt sich hier der ureigenste Geist der neugläu- igen Theologie des Reformationszeitalters in seiner vollen Fri- he ab *). — Seiner Form nach ist das in Rede stehende uch ein Gespräch zwischen Parrasius und Eucharius. Jener rtheidigt die Polygamie. Dieser bringt alle Gegengründe da- gen auf, welche vom christlichen Standpunkte aus angeführt erden können, in so weit ein solcher außer der Kirche mög- ch ist. Man muß gestehen, daß dieser Opponent seine Rolle i weitem besser spielt, als es in Dialogen solcher Art üblich t, wenn gleich, wie es der protestantische Standpunkt des erfassers mit sich bringt, die Berufung auf die Autorität der irche aus seiner Beweisführung ausscheidet, der Streit mit- in seiner Natur nach nicht geschlichtet werden kann.

Der Dialog zerfällt in vier Hauptstücke, in denen die rage nach (positiv) göttlichem, natürlichem, geistlichem und iserlichem Rechte erörtert wird. — Im ersten Theile, auf en Bucer augenscheinlich den größten Nachdruck legt, dreht ch der Beweis der Rechtmäßigkeit der Polygamie um die hatsache, daß im alten Testamente den Erzvätern die mehr- ache Ehe erlaubt gewesen sei. Gott könne aber, der Unver- nderlichkeit seines Wesens zufolge, zu einer Zeit nicht erlau- en, was in sich unrecht sei**). — Daher sei auch unter dem

*) Das ziemlich seltene Buch führt den Titel: Dialogus das ist, ein freundlich Gesprech zweyer Personen, da von, Ob es göttlichem, Natürlichem, Kayserlichem und Geystlichem Rechte gemeß oder ent- gegen sey, mehr dann eyn Eweib zu gleich zu haben. Unnd wo Yemant zu diser zeit solchs fürnehme, ob er als eyn unchrist zu verwerffen vnd zu verdammen sei oder nit. (Es ist in Quart ge- druckt, ohne Druckort und Jahrzahl auf dem Titel.) Am Ende steht: Geschrieben auff Sonntag Letare Anno MDXLI. Durch Huldericħum Neobulum. Daß der Landgraf dieses Gespräch zur Beruhigung des Publicums durch Bucer habe auffetzen lassen, be- zeugt Rommel Bd. IV, Anmerkungen, S. 416.

**) Wie willkürlich hier zuweilen, bereits ganz im Geiste der modernen

Gesetz Christi die doppelte Ehe keine Sünde. Zwar sage der Apostel Paulus: Bulerei zu vermeiden habe Jeder sein eigen Weib. „Aber St. Paulus redet nach der gemeinen Berufung. Daß aber darum denen, welche Gott also hat geschaffen und geartet, daß ihnen, nit allein Bulerei zu vermeiden, sondern auch arme fromme Töchter zu Ehren zu bringen und ihnen vielen andern nützlich zu dienen, die zweifache Ehe mehr dienlich seye, den die einzelne, nit geziemen sollte, das ander Weib zur Ehe zu nehmen, magst Du wahrlich aus diesem Text nit schliessen, darzu ist jedes in Gott vermählte Weib ihres Mannes eigen Weib." — Wer kann dieser, schon damals von Schleiermacherischem Geiste durchwehten Exegese auf protestantischem Gebiete ihr Recht absprechen, sich geltend zu machen? — Auf die Einwendung des Eucharius: daß im alten Testament eine Dispensation gegolten habe, die im neuen aufgehoben sei sagt Parrasius: „Ja, das sagst Du, bringst aber noch kein Schrift, aus der Du es erweisen könntest. Nun gilt es aber die Knecht des Herrn nit so leicht zu verdammen, als die wider Gottes Gesetz handeln, wenn man das göttliche Gesetz nit klar anzeigen kann." Gegen bloße Folgerungen aus der heiligen Schrift verwahrt er sich: „Es ist auch ein Grobes und Erschreckliches, Jemanden das Reich Gottes abzusprechen

---

protestantischen Exegese, mit der heiligen Schrift umgegangen wird möge folgende Stelle beweisen: „Da Booz die arme Ruth name wird er freilich vor auch sein Weib gehabt haben, und ob er damals schon keine gehabt hett, so sicht man doch wohl, daß er aus der wahren Gottesfurcht und Gehorsam gegen dem Gesetz Gottes die Ruth als seine Vertraute (Verwandte?), da sie ihr nehester Schwager nit wollte, gewißlich genommen haben würde, wo er gleich noch zuvor mehr denn ein Weib gehabt hätt, da er dieß ein Werk der Barmherzigkeit gegen der verlassenen armen Fremdlingin billig erkennet. Also wie viel armer frommer Töchter sein jetzt, an denen große Herren wohl besondere Werk der Barmherzigkeit thun könnten, wo sie dieselbigen, wie der gute Booz gethan, zur Ehe nähmen, ernähreten und zögen sie zu allen Tugenden und guten Werken."

so man nicht mehr hat, dann ungewisse Folgen (Folgerungen), wo nicht offenbarliche Sprüche Gottes gesetzt seyn." Auf den Einwand: daß Gott denen, die in einfacher Ehe leben, wie sie auch erschaffen oder genaturet seyn mögen, seine Gnade nicht verweigern werde, wenn sie ihn recht darum bitten, sagt Parrasius: „Ja, so hat man auch den Priestern gesagt, deren Ehe die Welt gleich so wohl nit leiden will, sie sollten Gott um die Gabe sich zu enthalten bitten, den Gläubigen wär Alles möglich; Ihr aber" (die Protestanten) „habt selbst solchen helfen sagen: man muß sich um der Menschen Willen nit in Gefahr begeben, Gott zu erzürnen. Man könndt auch Gott mit Glauben nicht bitten um Gnad in rechter Zucht zu leben, wenn man das Mittel, so er dazu geordnet, umb der Leut willen nit gebrauchen wöll." Wurde als selbiges Mittel von den Protestanten die Ehe den Priestern empfohlen, so ist Parrasius unstreitig in seinem Rechte, wenn er den Ehemännern die Bigamie anräth: „als das bei Gott recht ist, wie ich nit zweifle, daß auch die zweifache Ehe als wohl als die Priester-Ehe sey, denen fürnehmlich die, wie ich oft gesagt, von Gott dazu berufen seyn, obwohl die gemeinen Christen solches noch nit erkennen, und es deshalb für unrecht halten, noch weil die Gläubigen auch wissen, daß sie nichts für Gott unrecht machen sollen, daß sie in göttlicher Schrift nicht verboten finden, und Gott den rechten Verstand seiner Schrift demnach allweg mittheilet. So findet sich allemal in solchen Dingen, die Gott den Seinen nicht verboten, und doch von der Gemein dafür gehalten werden, daß viel frommer gottseeliger Menschen sich gar bald berichten und gut seyn lassen, daß sie aus göttlicher Schrift kein Verbot könnten aufbringen, wie nun daß wir mit der Pfaffen Ehe augenscheinlich gesehen haben und noch täglich sehen." — Das Argument: daß Jeder seinem Weibe die gethane Zusage der ehelichen Treue halten müsse, entkräftet er dadurch: daß eine fromme gottesfürchtige Frau, die solchen Trieb bei ihrem Manne spüret, dem göttlichen Beruf desselben (zur Polygamie) gern durch ihre Einwilligung Raum geben,

und ihren Mann dadurch vor Aergerm bewahren werde. Wollte sie ihm aber auch die Nebenehe nicht erlauben, so muß (nach der unbestreitbaren Consequenz der klaren Lehre Luthers!) „Gottes Beruf und Trieb allem menschlichen Zusagen, Gesetz, Recht und Ordnung fürgesetzt werden." — Im zweiten Theile wird dem Parrasius der Einwand entgegengehalten: daß die Liebe ihrer Natur nach ausschließlich sei. Vermöge ein Mann einer Buhlerin, der er sich in unreiner Liebe ergeben, die Treue zu bewahren, warum nicht ein Ehemann seiner rechtmäßigen Gattin? Ein merkwürdiges Beispiel der durch die Lossagung von der Kirche in Gang gebrachten, das Unterste zu oberst kehrenden Anschauung ist die Antwort hierauf. „Nit die Natur, mein Freundt, sondern die bösen Süchte der Natur machet das, — — — daß wir nit allein in dem, sondern in allen Dingen heftiger auf dem Argen seyn, denn auf dem Guten. Was vermag die falsche Religion bei den Menschen im Thun und Leiden, das die wahre Religion deshalb nicht erlangen kann? Wie viel haben sich hie bevor in schwere Dienstbarkeit, Einsperrung, Casteiung des Leibs, und ernstliche Werk aus falscher Religion begeben, welche, so sie Gott erleuchtet, und von solcher jämmerlicher Dienstbarkeit entlediget hat, offt gar viel Geringeres unterwerfen" (abwerfen) „und dienstbarkeyt umbs Herrn willen nit erleiden mögen. Was haben wir alle mit Beichten und Bussen auf uns genommen? Wie viel unnützer Kosten haben wir an Mönnich und Pfaffen, Holtz und Steyn gewandt, so uns yetzunder beschweret alles das was zur Zucht einthun, und uns etwas kosten will. — — — Derhalben ists gar keyn Argument, die bulerische Lieb bindet an eyne alleyn, darum so muß das die Eeliche Lieb auch thun; dann aus teuflischer Brunst vermag die bulerische Lieb offt viel mehr dann die Eeliche." —

Im dritten Theile will Parrasius beweisen: daß nach den alten Canones der Kirche die Vielweiberei erlaubt gewesen sei. Wenn das lebendige, immer gegenwärtige Tribunal, die Macht der authentischen Interpretation, die Autorität mit einem Worte,

nicht mehr existirt, so wird der sophistische Verstand mit dem nackten Buchstaben des Kirchengesetzes nicht viel schwerer fertig, wie mit der heiligen Schrift, wenn sie von der Autorität der Kirche gesondert ist. — Es gäbe, so lautet die Argumentation des Parrasius, keinen alten Canon, der mit ausdrücklichen Worten mehr denn ein Weib zu haben verbiete. Daß denen, die in mehrfacher Ehe stehen, eine langjährige Buße aufgelegt sei, beweise nichts. Im Gegentheil der 17te Canon der Apostel verordne, daß keiner, der nach der Taufe sich mit einer zweifachen Ehe verstrickt habe, zum bischöflichen Amte tauglich sei. Bald nach den Zeiten der Apostel sei man jedoch in das übertriebene Hochhalten des ehelosen Lebens und alles dessen verfallen, was der Natur beschwerlich ist, und habe ihr die von Gott vergönnte Ergötzlichkeit abgestrickt. Da sei es dann geschehen, daß man den erwähnten Canon aus Mißverstand auf jene bezogen habe, die als Wittwer heirathen oder eine Wittwe freien. „Desgleichen haben sie (die Väter) von allerlei Abstinenz und Casteiung des Leibes, und von Absonderung von gemeinen Diensten und Geschäften menschlichen Thuns aus demselbigen Mißverstand geurtheilt und gemeinet: was dem Leib weh thue und müßige zu beten und bei ihm selbst zu leben, daß sei allein Heiligkeit und himmlisch Leben, daher denn auch die Möncherei so ein groß theuer Werth bekommen hat; darumb ist kein Wunder, daß die guten frommen Väter ein solch Scheu ab dem genommen, daß einer zugleich zwei Weiber hat haben wollen, daß sie solche Leut besonderer Buß unterworfen haben.“ Hätten sie doch auch dieselbe Buße über Jene verhängt, die sich wieder in den Kriegsdienst begeben, den sie einmal verlassen hatten *), oder jene Priester, die zur Ehe greifen. „Diese heißen nun alle Canones, Reguln des Kirchenrechts, dafür wirst Du aber sie selbst nicht halten. — Also sind auch nit wenig Kirchengesetz, von Fasten, von auf-

*) Augenscheinlich spricht die erwähnte Bestimmung der Canones von dem Bruche eines Gelübdes.

gelegter Buße und andern, in welchen Du das Kirchenrecht gleich so wenig erkennen wirst. Allein die Canones, so die h. Schrift hat, sind solche Reguln, in denen das wahre und ewige Recht begriffen und fürgegeben ist. Was die h. Väter erkennet und gesetzt, das selbig kann gleich sowohl fehlen, in dem das sie geboten und verboten, als in dem, das sie als wahr oder unwahr, Recht oder Unrecht erkennet haben." — In der That, ist einmal die unfehlbare, immer gegenwärtige und lebendige Autorität der allgemeinen Kirche verworfen, wer zieht dann die Gränze, bis zu welcher die Verneinung gehen dürfe? Deßhalb, heißt es weiter, müsse man auf der „Kirche Ordinantzen, die man Canones hieße, wohl sehen und gut Acht haben, welche der Schrift gemäß oder ungemäß seyn, und die allein als Kirchenregel halten, die das wahre Kirchenrecht in sich haben und aussprechen." Da der Einzelne die heilige Schrift sich auszulegen hat, so folgt hieraus von selbst, daß die Canones, ja überhaupt alle Regeln für unser praktisches Thun nur in so weit gehalten werden müssen, als sie uns gefallen. Dieß ist das Ziel, worauf der Prädicant (seiner Zeit vorauseilend!) losstürmt. — In ähnlicher Weise wird im vierten Theile mit dem kaiserlichen Rechte umgegangen. Allerdings sei es wahr, daß Kaiser Constantinus in der Lex Nemini, Codicis — de Concubinis, verboten habe, während der Ehe eine Concubine zu halten. Allein der Text sage: *penes* se habere, d. h. die Concubine in der Wohnung neben dem Weibe haben. Außerdem habe Kaiser Valentinian in einem jüngeren Gesetze die Bigamie wieder ausdrücklich erlaubt. — „Lieber", sagt Eucharius hierauf, „zeyg mir aber das Gesetz Valentiniani in Codice, in welchem Titel finden wir es? Parr. Ob es schon Justinianus in seinem Codice nit eingeleibt hat, noch ists im Reich ausgangen, wie wir hiervon glaubwirdig Historien haben. Ja auch Exempeln haben von Kaysern und Königen, die mehr dann ein Weib, und auch Concubinen gehabt sollen haben." — Freilich hätte die Tyrannei der Päpste, „nachdem sie den Kaysern das Seil über die Hörner bracht",

dieß an solchen „theuern Helden" nicht dulden wollen. Auch habe Justinian das treffliche Gesetz des Valentiniani aus bloßem Mißverstand der Ehe nicht in den Codex gesetzt. „Ei", sagt Parrasius, „so dann das Gesetz Valentiniani auch das zuläßt, das Gott selbst in seinem Gesetz zugelassen hat, so laß es auch noch ein Gesetz seyn, das billig gelten, und gehalten werden sollte, ob es gleich die Leut aus Mißverstand und unrechtem Eifer haben fallen lassen." — „Das gemein Leben der Menschen zeuget genugsam, was wir für Leut haben, und daß sie eben des Fleisches und Blutes seyn, des die waren, zu deren Zeiten Gott und Gottselige Kaiser die zweifache Ehe mit Nutz und Förderung wahrer Zucht und Ehrbarkeit zugegeben haben; darum hat solches Zugeben hie vor von politischen, göttlichen und kayserlichen Rechten seyn können, so muß es wahrlich noch davon seyn und wird auch bleiben, so lang solche Leut seyn werden, denen es zu befördern und erhalten Zucht und Ehrbarkeit und andern gemeinen Nutzen dienen mag." — Uebrigens verlangt Parrasius zur zweiten Heirath immer die Einwilligung der ersten Frau, und die Kenntniß der zweiten Frau von dem Bestehen der ersten Ehe. — „So hab ich Dir", sagt Parrasius zum Schluß, „dabei auch zu bedenken geben, daß die so große Scheu ab zweifacher Ehe nit kann aus Gott seyn, weil man allerlei schwere Unzucht so gar gering läßt hingehen, die man nach Gottes Wort und göttlichem Eifer zu wahrer Zucht und Heiligkeit mit dem Tod strafen sollte, sondern sey und komm her aus dem angebornen Fürwitz und vermeinter Heiligkeit, durch die die Menschen immer wollen heiliger und strenger seyn, denn Gott selbst, und in Allem mehr den Schein, denn das Seyn achten, die Mücken ausseihen und Cameel verschlingen."

Das Gespräch schließt keineswegs, wie man erwarten sollte, mit einem Siege des Verfechters der Polygamie, sondern mit dem gegenseitigen Versprechen beider Theile, reifer über die Sache nachzudenken. Bucer hat vorläufig mit schlauer Mäßigung seinen nächsten Zweck erreicht, wenn er Gründe und

Gegengründe neben einander stellend, den Zweifel in das Volk geworfen hat, ob die Polygamie nicht doch erlaubt, die einschichtige Ehe nicht auch etwa bloß auf papistischen Zwang gegründet, das Verbot der Bigamie mithin einer jener Mißbräuche sei, in deren Ermittelung und Abschaffung die neue Theologie eben begriffen war. Denn in der That sind die von Bucer mit ungemeiner dialectischer Gewandtheit entwickelten Bedenken, vom altprotestantischen Standpunkte der Bibliolatrie aus, schlechthin unwiderleglich, und eben jenes alte Lutherthum verwickelt sich, wenn es gleichzeitig die strenge Monogamie vertheidigen, die Kirchenlehre aber bekämpfen will, in unlösbare Widersprüche. — Die Taktik des Landgrafen und seines Reformators lag bei dieser Polemik einfach darin, daß jener der beiden Interlocutoren, welcher die Sache des (consequenten) Protestantismus und der Vielweiberei zu vertheidigen hat, in dem gesammten ersten Theile, wo von der Auslegung der heiligen Schrift die Rede ist, niemals gestatten will, daß sich sein Gegner auf die Kirche und die Tradition berufe. Kraft der bekannten petitio principii wird auch hier zuvörderst die heilige Schrift, losgerissen von der Auslegung der Kirche, und wie der Einzelne sie eben versteht, als die allein und für sich genügende Quelle der christlichen Lehre von der Ehe gesetzt. Ist diese „erste Lüge" einmal Fundament des ganzen Systems, so kann begreiflicherweise der auf solche Art geführte Streit nie zu Ende kommen. Der Gegner wie der Vertheidiger der Vielweiberei haben gleiches Recht, die Schrift auszulegen. — Jeder findet, wenn er will, in ihr Gründe genug für seine vorgefaßte Meinung. Die Schuld hiervon trägt aber nicht die Bibel, sondern jene Partei, die den Privatgeist in die Stelle des heiligen Geistes setzend, das todte Wort der Schrift ohne die Auslegung eines von Gott eingesetzten Lehramtes verstehen zu können wähnt.

Unstreitig hatte Bucer bei dem oben geschilderten Versuche: die Deutschen seiner Zeit für die Vielweiberei zu stimmen, in demselben Maaße die Consequenz des Protestantismus

für sich, in welchem er den Geist des occidentalischen Familienlebens gegen sich hatte. Das letzte Resultat dieses Kampfes widerstrebender Elemente war in den meisten protestantischen Ländern eine sogenannte richtige Mitte. Mit Hülfe der Ehescheidung wurde thatsächlich die successive Polygamie eingeführt; dagegen scheiterte aber der Plan des Landgrafen und seiner Theologen: die gleichzeitige Vielweiberei durchzusetzen, welche ohnedieß, aus ökonomischen Gründen, nur wenigen Personen der höchsten Stände zu Gute gekommen wäre. Bucers Schrift erregte also unter diesen Umständen großen Unwillen, ja er gerieth persönlich in solche Gefahr, daß ihm der Landgraf bei sich oder Herzog Moritz eine Zuflucht anbot. Philipp selbst fand es gerathen, alle Exemplare des anstößigen Gesprächs, so viel er deren habhaft werden konnte, einzuziehen, und sein Amtmann zu Homburg ließ sogar einen gemeinen Mann, der dem Beispiel seines Landesherrn folgen wollte, in's Gefängniß sperren. Auch Luther verläugnete jetzt, wie es sich erwarten ließ, das Buch des Neobulus, und stieß um so kräftigere Flüche und Verwünschungen dagegen aus, als dasselbe im Wesentlichen nichts weiter enthielt, als eine geschickte Ausführung der seit vielen Jahren aufgestellten Principien Luthers. „Wer nun begehrt mein Urtheil über dieses Buch, der höre zu. Also spricht D. Martinus Luther über dieß Buch Nebuli: Wer diesem Buben und Buch folget, und darauf mehr denn eine Ehefrau nimmt, und will daß es ein Recht seyn soll, dem gesegne der Teufel das Bad im Abgrund der Höllen. Amen. Das weiß ich wohl, Gottlob! zu erhalten, und wenn es eitel Nebulos, Hulderiche, sammt eitel Teufeln schneiete, ein ganzes Jahr lang, man soll mir kein Recht daraus machen, daß ein Mann sich von seinem Weibe scheiden möge mit Recht, wo sie sich nicht selbst zuvor durch öffentlichen Ehebruch geschieden hat, welches dieser Bube auch gern wollte lehren."

Als endlich sogar des Kaisers selbstmörderische Staatsklugheit durch den Vertrag vom 13. Juni 1541*) den Landgrafen

*) S. Hist.-polit. Blätter Bd. XVI, S. 90.

ohne Dank und ohne Vortheil für die Sache der Ordnung aus der Falle ließ, indem er ihn aller und jeder Besorgniß wegen der weltlichen Folgen seines Verbrechens überhob, — verlor die Frage ihr unmittelbar praktisches Interesse. Der Landgraf setzte seine Nebenehe ruhig fort, und zeugte gleichzeitig zur rechten und linken Hand mit der Landgräfin zwei Söhne und eine Tochter, mit der Zugemahlin eine Tochter und sieben Söhne, die den Namen der Grafen von Diez führten. — Die mancherlei Mißhelligkeiten von beiderlei Descendenten unter einander, und der Todthaß der rechtmäßigen Nachkommen gegen die Nebengemahlin *), welche ihrerseits auch mit einer untergeordneten Stellung nicht zufrieden seyn wollte, — bereiteten dem Landgrafen in seinem Alter manche trübe Stunde. Nach außen hin war aber jede Anfechtung beseitigt, und schon am 16. October 1541 meldet Melanchthon, der sich nun auch beruhigt hatte, einem seiner Freunde: Die Mähr fange allgemach an zu verklingen. (Fabula per sese paulatim consilescet etc.) Zwar tauchte zwei und zwanzig Jahre später die Erinnerung

*) Nach dem Tode derselben wollten die Söhne Philipps ihren Grabstein zerhauen und ihre Gebeine aus der Erde reißen lassen. Landgraf Wilhelm schreibt im Jahre 1572 an seinen Bruder Ludwig: „Weil nun die Fraw Margaretha uff solchem Grabstein vor eine tugendsame Fraw, und unsers Herrn Vaters gottseligen ander ehelich Gemahl beschrieben und genennet wird, da doch menniglich wohl bewust, was Ehren und Tugend sie gewesen, auch es umb die angezogene andere Ehe geschaffen ist, so wissen wir nicht obs auch rathsam sey solchen Stein also und bevor ab in publico loco, da manniglich uff und ab gehet, bleiben zu lassen. Zudem ist E. L. noch unvergessen was sie Fraw Margaretha darüber uns, den Gebrüdern, mit Uffgrabung unsrer Großmutter, so eine geborne Herzogin von Saxen und dabevor ins Kloster von Spangenberg Christlich begraben gewesen, vor Schmach bewiesen, in dem daß sie mit derselben Zähnen die ihren gestochelt und mit den Haaren allerlei spectacula und schimpfliche Dinge getrieben.“ 2c. 2c. (Zeitschrift des Vereins für kurhessische Geschichte und Landeskunde Bd. II, S. 294 und 295.)

an diesen Handel noch einmal wieder hervor, als der zum Protestantismus apostasirte Kapuziner Bernhardinus Occhini zu Basel im Jahre 1563 seine berüchtigten Dialoge drucken ließ, in deren ein und zwanzigstem er mit wörtlicher Benutzung der Schrift des Hulderich Neobulus die Vielweiberei vertheidigte *). Zu seinem Unglück aber war damals gerade kein protestantischer Herr vorhanden, dessen böse Ehehändel er vor der Welt hätte ausfechten können. So durfte er (zumal da andere Theile seiner Schrift nicht nur die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit läugneten, sondern sogar das reformirte Dogma von der Prädestination angriffen!) von Glück sagen, als er Servets Schicksal entrann, und der Rath von Zürch, wo er Prediger einer kleinen italienischen Gemeinde war, sich damit begnügte, den 76 jährigen Mann im harten Winter der Stadt und des Zürcher Gebietes zu verweisen. Kamen fortan in gewissen protestantischen Häusern ähnliche Fälle vor, so war man, durch das hessische Aergerniß gewarnt, wenigstens beflissen, die den Thatbestand feststellenden Urkunden und Gutachten besser zu verwahren, wodurch es bis jetzt geglückt ist, einer mißliebigen Oeffentlichkeit vorzubeugen. Auch würde ohne Zweifel die außerkirchliche Geschichtschreibung schon längst versucht haben, die Doppelehe Philipps schlechtweg abzuläugnen, wenn nicht dieselbe Rache der Nemesis über den historischen Quellen, wie über dem Frevel schwebte, von dem jene Zeugniß geben. — Hat die Stunde des Gerichts geschlagen, so öffnen sich die Gräber der Archive, und aus dem stummen Pergamente erwächst längst vergessenen Unthaten ihre lange verschobene Züchtigung! So ist auch in dem hier besprochenen Falle gerade das geschehen, was Luther und Melanchthon in dieser ganzen Angelegenheit allein gefürchtet hatten: der Schleier des Geheimnisses, welcher Philipps Doppelehe und die Gutachten

*) Dieser Dialog ist zugeeignet: **Omnibus et maritis, qui de uxoribus, et uxoribus, quae de maritis conqueruntur.** Der Verfasser wünscht ihnen **patientiam per Jesum Christum.**

Derer deckte, die ihm dazu geholfen hatten, ist im Laufe der Zeit vollständig gehoben worden.

Schon kurz nach der Schließung der Bigamie war ein Gerücht davon in die Welt gekommen. Doch wagten die katholischen Schriftsteller jener Zeit nur mit großer Vorsicht und Zurückhaltung des schmählichen Falles Erwähnung zu thun. Cochläus sagt in seinem Commentar über die Thaten und Schriften M. Luthers (Mainzer Ausgabe von 1549) bloß: daß im Jahre 1540 ein Gerücht im Umlauf gewesen sei von einem gewissen Fürsten, der zu seiner rechtmäßigen Gattin noch eine andere heimgeführt habe, was auf Rath und Billigung Luthers und etlicher Gehülfen geschehen seyn solle. Erst nach hundert und vierzig Jahren trat die ganze und volle, urkundliche Wahrheit in folgender Schrift an's Licht: Kurze doch unparteiisch= und Gewissenhafte Betrachtungen des in dem Natur= und Göttlichen Recht gegründeten Heiligen Ehestandes, in welcher die seither strittigen Fragen vom Ehbruch, der Ehescheidung und sonderlich von dem vielen Weibernehmen mit allem bederseits gegebenen Beweißthumb dem christlichen Leser vorgestellet worden. Durch Daphnäum Arcuarium 1679. — Der Verfasser derselben heißt Lorenz Beger, und hat sie auf Befehl des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz verfaßt, als dieser im Begriffe stand, mit einem Fräulein von Degenfeld eine unstandesmäßige Ehe zu schließen. Ihm hatte Landgraf Ernst von Hessen die bisher geheim gehaltenen Urkunden über die Doppelehe Philipps aus dem Kaßeler Archive mitgetheilt, und mit Erstaunen las hier die Welt zum ersten Male die Instruction des Landgrafen für Bucer, das Gutachten der Wittenberger Reformatoren, die ihre Mitwissenschaft stets so beharrlich geläugnet hatten, und das Notariatsinstrument über die wirkliche Schließung der bigamischen Ehe. Das Factum war mit einer urkundlichen Genauigkeit, wie wenige in der Weltgeschichte, bewiesen, und jeder Versuch, es zu läugnen, erstickt. — Ein solcher ist auch in der That niemals gewagt worden, und die entscheidenden Documente sind unangefochten

und unbestritten in viele neuere katholische Geschichtswerke übergegangen.

Der Protestantismus hat sich zu keiner Zeit darüber getäuscht, daß die hier erzählten Thatsachen ein schwerer Schlag für seine Sache waren, weil sie den Nimbus zerstören mußten, in welchen ein ausgebildetes System historischer Falschmünzerei die ersten Stifter des neuen Kirchenthums zu hüllen gewußt hatte. Wie leicht konnte durch solche Kunde die Neigung zu fernerem Nachdenken geweckt werden, dessen Probe die Neulehre nicht auszuhalten vermag. — Ist eine in der Schwarzburgischen Chronik des Paul Jovius enthaltene, von Rommel angeführte Nachricht gegründet, und hat Kaiser Ferdinand I. nicht irgend einen andern Zweck mit dieser Aeußerung verbunden, so soll derselbe sogar im Jahre 1562 dem Grafen Günther von Schwarzburg vertraulich gestanden haben: es habe nicht viel an seinem Uebertritte zum Lutherthume gefehlt, wenn nur nicht Luther dem Landgrafen zwei Gemahlinnen zugestanden hätte. Aehnlichen Wirkungen dieser unwillkommenen Thatsache mußte vorgebeugt werden, und der Protestantismus sah sich genöthigt, nach der Verschiedenheit der Zeitläufte mit seiner Vertheidigungstaktik zu wechseln. Die Reformatoren selbst hielten, was diesen Punkt betrifft, die Sache Philipps für rettungslos verloren. Melanchthon meint, wahrscheinlich in Beziehung auf den Dialog des Neobulus: wer eine so abgeschmackte Sache aufputzen wolle, wage ein ähnliches Heldenstück, wie jener sarmatische Astronom, der die Erde bewege und die Sonne still stelle. So lag also das einzige Heil für den Landgrafen und seine Theologen im hartnäckigen Läugnen, und von diesem verzweifelten Mittel haben, wie oben nachgewiesen, alle Betheiligten den uneingeschränktesten Gebrauch gemacht.

Allein die Zahl der Mitwisser war zu groß, trockenes in Abredestellen des ärgerlichen Falles allein nicht hinreichend. Es mußte gleichzeitig auch auf andere Hülfe gedacht, die Aufmerksamkeit der Welt durch ein die Neugier reizendes, die Läster-

sucht herausforderndes Gerücht — je abentheuerlicher, desto besser! — von der Schande im eigenen Lager abgelenkt, die öffentliche Meinung statt dessen mit den Katholiken beschäftigt werden. Wann war der kirchlich-politische Radicalismus für solchen Zweck je in der Wahl seiner Mittel verlegen? Genau wie heute verfuhr er damals schon. Der Herzog Heinrich von Braunschweig, so wurde ausgesprengt, sollte ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Eva von Trott, auf seinem Jagdschlosse Stauffenberg lange Zeit verborgen gehalten, und dort mehrere Kinder mit ihr erzeugt haben. Um die Welt zu täuschen, habe er der zum Schein Erkrankten und Gestorbenen ein feierliches Leichenbegängniß veranstaltet, und mit schändlichem Mißbrauch des katholischen Cultus (er, ein Bundeshaupt der katholischen Einung und entschiedener Gegner des neuen Evangeliums!) — viele Seelenmessen für die noch Lebende lesen lassen. Da sehe man deutlich, wie wenig die Papisten selbst im Herzen an ihr eigenes, abgöttisches Gepränge glauben.

Die romantische Sage wanderte seitdem aus einem Geschichtswerke in das andere, und wurde im Laufe der Zeit, zwar nicht durch Beibringung historischer Beweise gerechtfertigt, dafür aber doch mit den interessantesten Nebenumständen ausgeschmückt. So hat sie gleichsam durch Verjährung in unserer historischen Literatur dergestalt Bürgerrecht gewonnen, daß selbst K. A. Menzel den schändlichen Ehebruch des Herzogs von Braunschweig der Doppelehe Philipps von Hessen als ausgemachtes Factum gegenüber stellt. Wer sich die Mühe gibt, die Quellen zu prüfen, kommt auf folgende Ergebnisse. Der wüthende Krieg der gegenkirchlichen Partei gegen Herzog Heinrich wurde, nach der gewöhnlichen Kampfweise derselben, zuerst mit Verläumdungen, dann mit den Waffen geführt. Es gab nicht leicht ein Verbrechen, dessen der erbitterte Sectengeist den unglücklichen Fürsten nicht schuldig erklärt hätte, der, von seinen katholischen Bundesgenossen verlassen, schutzlos auf verlorenem Posten stand. In dieser Zeit war es, wo zuerst der Kurfürst von Sachsen (in einer vom Mittwoch in Pfingsten

40 datirten Streitschrift, in verblümten Anspielungen und ie einen Namen zu nennen auf jene Sage als auf ein rücht hindeutete *). Als die Spannung wuchs, und die lemik gegen Herzog Heinrich immer giftiger wurde, rückte ser nun auch mit dem damals ebenfalls bloß auf einem Gehte beruhenden Vorwurfe der Doppelehe gegen Philipp von ssen hervor **). Dieser aber ertheilte hierauf (am 4. März 41) eine Antwort, die als wichtiger Beitrag nicht nur zur arakteristik des Landgrafen, sondern der kirchlichen Opposin und der Glaubwürdigkeit ihrer Versicherungen überhaupt hl beherzigt zu werden verdient. „Des Punkts halben die e belangend, haben wir von ihm Herzogen Heinrichen lang it her, böse Ding sagen hören, daß er beschreyt worden ist, ß er weder von Gott, noch von seiner Religion, noch vom lichen Stande etwas halte, sondern ohne Unterschied Wei-

---

*) Hortleder von den Ursachen des deutschen Krieges S. 1114. „Der von Braunschweig spricht und schreibt, sein Fürstenthum sei mit keiner Mauer umbringet, daß er zu jeder Zeit die Buben ablangen, oder einer jeden Mutter ihr böß Kind ziehen könnte. Aber es were nicht gut, daß einer jeden Mutter böse Kind des Orts gezogen würden, es möchte nicht besser davon werden, wie auch nicht gut Jungfrauen bei ihm zu ziehen seyn soll. Denn wie man sagt, so sey zur Zeit eine Jungfrau verloren, unter dem Schein als ware sie gestorben. Man habe auch den Eltern ihr Gerede, Kleider und Schmuck als einer Verstorbenen zu Hauß geschickt, und die ehrlichen frommen Leute vom Adel, herzlich, wie zu achten, betrübt. Aber über eine Zeit sey sie zu Stauffenburg wieder lebendig worden, und habe daselbst hernach etliche Kinder getragen, ohne Zweifel noch mit mehrerem Herzleid ihrer Eltern und der ganzen Freundschaft. Das were ein seltzam Mirakel, daß todte Jungfrauen sollen Kinder tragen" u. s. w.

**) Hortleder Buch IV, Cap. 11. „Wer hat von einem Fürsten des Reichs je gehört, der im Leben seines Eheweibs zu der andern Ehe je griffen hette? als jetzunder über das ganze Reich ausgeschollen, daß der Landgraf zu der andern Ehe, noch bei Lebzeit seines Eheweibs gegriffen? — — — Daraus was sein Fürnehmen seyn kann und wes Glaubens er ist, nicht unleichtsam abzunehmen."

der nehme, wo ihme die werden mögen, als hernach gemelt wird . . . . . Voraus aber sagen, wie es sage H. Heinrich oder wer da wolle, daß wir noch ein unchristlich Ehe anfangen, oder das gethan, daß einem christlichen Fürsten des Reichs nit geziemte — — — der legets uns böslich auf. Denn ob wir gleich ein armer unvollkommener Christ und Sünder seyn *), als wir uns gegen Gott unserm Schöpfer bekennen umb Gnad bittend, so stehen wir dennoch in unserm Glauben und Gewissen vor Gott also, daß wir gewißlich bei ihm zu bleiben verhoffen, und daß unsre Beichtväter uns für keinen Unchristen urtheilen. Hoffen auch, daß wir Niemands Aergerniß geben. Stehen dazu mit der Hochgebornen Fürstin Frau Christinen, gebornen Herzogin zu Sachsen rc. unser freundlichen lieben Gemahl in Christlichem, freundlichen guten Willen und Einigkeit. Des zeihen wir uns uff Ihre Liebden, unser Landschaft und viel andere, in und auswendig Lands, da er H. Heinrich mit seinem frommen Weib, doch ohne ihr Schuld, im steten Unwillen, Zank und Widerwärtigkeit lebt . . . . Und können wohl erleiden, daß H. Heinrichs und unser Gemahl uff freyen Fuß vor kayserliche Majestät und ihre Freundschaft gestellet und mit Ernst befragt werden, alsdann wird kayserliche Majestät, die Freundschaft und Jedermann befinden, welch über ihren Mann klagen wird und zu klagen Ursach hätt. Und dieweil er je Lust hat, daß man von seinen bösen Händeln sagen soll, so geb er Bescheid und Rechnung, wo er die Jungfrau, die ihm vor Jahren in seiner Gemahl Frauenzimmer von ihrer Freundschaft, von ehrlichen guten Leuten gethan worden ist, und er sidder gesagt und ohne allen Grund und Anzeige fürgegeben hat: sie sey gestorben! gelassen oder hingethan hat. Wie ihme unser freundlicher lieber Vetter und Bruder der Kurfürst von Sachsen auch fürgeworfen hat. So doch die Freundschaft oder kein Mensch nicht erfahren mögen, daß sie gestor-

*) Im Geiste dieser frommen Betheuerung ist die, nichts als Trug und Lüge athmende Schrift im Eingange mit zahlreichen Bibelstellen ausgestattet.

m sey, immaaßen dann ein solch nahmhaftig Mensch in ei-
em fürstlichen Frauenzimmer so heimlich nicht sterben kann,
werden viel Leut in und auswendig dem Frauenzimmer ge-
ahr, sondern viel Leut sagen: sie leb noch und sey zu
tauffenburg vielmal gesehen und gehört worden, und wenn
Noth thät, so werden noch etliche zu finden seyn,
sie gesehen, und auch solche Ding von andern ehrlichen
uten beständiglich gehört haben. Da were ihm Purgierens
nge Zeit von Nöthen gewesen. Ob er nun sie nach seiner
ewohnheit läugnen und sagen wollte, die Jungfrau wäre zu
r Zeit gestorben, so wissen E. L. und allermanniglich wol,
ß ihm solches zu beweisen gebürt. Denn so ein Mensch ge-
bt hat, als diese ein schöne, gewachsen Jungfrau, von treff-
hem Adel, ehrlichen Eltern und Freundschaft gewesen ist, so
ird vermuthet, es lebe für und für bis zu hundert Jahren,
d darumb, welcher sagen will, daß die Jungfrau todt sey,
r muß dasselb beweisen. Und wiewohl er wohl gewußt,
ß die Freundschaft noch auf diesem Tag nicht zufrieden und
angel daran haben, daß sie nicht wissen wo die Schwester
d Base blieben sey, so hat er ihnen doch wahrhaftige An-
igung, dero sie zu glauben schuldig wären, noch nie gethan,
ndern er hat sie mit Vigilien und Seelenmessen, in maaßen
s ob sie gestorben wäre, begehen lassen. Wo er nun ihren
od, zu der Zeit beschehen, nicht beweisen kann, als er dann
mmermehr beweisen wird, so findet sich daß wir von ihm
ben eingeführt haben, daß er beschreit sey, daß er von Gott
d seiner Religion, auch vom zukünftigen Leben nichts halte.
as wird klärlich bewiesen aus dem, daß er ein lebendig
ensch dichtet und für giebt todt seyn, und den Vigilien und
eelenmessen nach thun läßt. Denn glaubte er, daß Gott
äre, daß seine Religion gerecht und nach diesem Leben ein
nderes wäre, er hätte das nimmer gethan. Glaubte er auch,
ie er davon redet und hält, daß solch Gebet und Opfer den
odten zu gut käme, er würde sich dafür zum höchsten entsetzt
aben, nach seiner Weise und Glauben zu reden und zu urthei-

len. Dieweil nun er von seiner Religion, wie obgemeldt, hält, so würde daraus weiter folgen, daß er alle seine Oberkeit, Bundsverwandten und Anhänger betrüge, in dem, daß er sich viel von seiner Religion sich berühmbte rc. Denn es wär offenbar, daß er von Opfer in der Meß, von Vigilien und Seelenmessen nichts hielte, sondern also ein rechter Ungläubiger wäre. Und finde sich weiter, daß er gegen der Welt ganz übel gehandelt. Dann der Jungfrauen Vater Bruder hat seinem Vater und ihm gedient lange Zeit, und hat sich angenommen ihm viel Gnad zu erzeigen. Derselben Jungfrauen Bruder ist über seinem Leib todt blieben. Ihr Vetter ist in seinem Dienst erschossen. Ihr Freund haben ihm treulich gedient. Drumb soll er billig für einen undankbaren Mann gehalten werden und des Verdachts nit erlassen, bis er beweist und wahr machet, daß die Jungfrau zu der Zeit gestorben sey, da er sie hat begehen lassen, welches er bisher nicht gethan hat, und nimmermehr, als wir glauben, in der Wahrheit thun kann. Ob er sich aber unterstände solchs zu beweisen, so behalten wir uns für Gegenbeweisung, so viel sich in Recht gebührt zu thun." Es ist kaum glaublich, daß Philipp und seine Partei sich selbst über den Werth dieser Anschuldigung getäuscht und darauf gerechnet haben sollten, daß diese Denunciation Erfolg haben werde. — Nach der bekannten Rechtsregel, wie nach dem einfachen Ausspruche des gemeinen Menschenverstandes, hatte der Landgraf den Grund seiner Anschuldigung, das verbrecherische Factum des Herzogs nämlich, zu beweisen. Statt dessen verlangt er, daß der Herzog seine Unschuld darthun solle. — Allein das absurde Begehren hatte augenscheinlich einen andern Zweck. Wenn Herzog Heinrich sich im Gefühl seiner Unschuld verleiten ließ, den wirklich erfolgten Tod der in Rede stehenden Person beweisen zu wollen, so hätte es der Partei, mit welcher er zu thun hatte, bei ihrer bekannten Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe niemals an Verdächtigungsgründen gegen die vorgeschlagenen Zeugen, und an Einwendungen gegen alle sonst gebrauchten Beweismittel gefehlt.

Das Beweisverfahren wäre also nie zu Ende gekommen, der Verdacht gegen den Herzog durch dessen Vertheidigungsversuche erst recht befestigt, die Aufmerksamkeit des ganzen Reichs auf das braunschweigische Aergerniß gelenkt, die Sage von der Bigamie des Landgrafen aber in den Hintergrund gedrängt worden. Dieß und nur dieß war es, was Philipp und seine Theologen wollten. Um jedoch die so offen vorliegende, plumpe petitio principii der gesammten Anschuldigungen gegen den Herzog, über welche die Denuncianten im Stillen gewiß selbst lächeln mußten, besser verdecken zu können, sollten von zwei verschiedenen Seiten her Hülfstruppen anrücken. Für die Läugnung der Bigamie des Landgrafen legte Luther falsches Zeugniß ab. In der bekannten Schmähschrift „wider Hanswurst" betheuert der treuherzige Reformator: daß er in Hessen nur von einer Landgräfin wisse, und daß auch keine andere werde junge Landgrafen tragen und säugen. Zugleich traten wider den Herzog Heinrich vier angebliche Verwandte der Eva von Trott mit einer Supplication an den Kaiser in die Schranken. — Fast wörtlich die oben mitgetheilte Anschuldigung Philipps wiederholend, gründen sie ihre Klage auch nur auf das von den Gegnern des Herzogs ausgestreute Gerücht. (Es habe sich „seyther der Zeit im Reich und sonderlich der Art Landes ein Gemurmel begeben.") Doch erfahren wir aus eben dieser Klageschrift: daß die Gemahlin Heinrichs der Freundschaft den Tod der gedachten Person hat anzeigen, und deren Kleidungsstücke wieder zurückstellen lassen. Aber der Knecht, welcher diese Botschaft überbrachte, habe sein Pferd umgeworfen und sei so schnell zurückgeritten, daß er nicht habe ausgefragt werden können; auch habe die Verstorbene (der Meinung der Supplicanten nach) mehrere und kostbarere Gewänder und Schmucksachen haben müssen, als den Verwandten wieder eingehändigt seien. Natürlich wies der Herzog in seiner Antwort eine auf so liederliche Gründe gebaute Anklage mit der tiefsten Entrüstung zurück; verlangte, indem er sich weislich hütete, sich auf die Sache einzulassen, die Bestrafung der Supplicanten als Ehr-

abschneider und Verläumder; erbot sich jedoch zu Recht zu stehen, wenn die Kläger vor den zuständigen Gerichten sich zur Sache legitimiren würden. In der Replik der Bittsteller werden darauf viel mildere Saiten aufgezogen, und versichert: daß man nur dem Herzog Gelegenheit habe geben wollen, sich gegen das so allgemein verbreitete, seiner Ehre nachtheilige Gerücht zu vertheidigen, zugleich aber auch der eigentliche und wahre Zweck der erhobenen Klage: den Herzog in einen weitaussehenden Handel zu verwickeln, ziemlich unverholen eingestanden *). Als dieser Anschlag durch die vorsichtige Einlassung des Herzogs vereitelt war, hat die Partei eine eigentliche Klage vor den Reichsgerichten nicht gewagt, und die Sache blieb auf sich beruhen.

Ein Jahr später wurde Heinrich aus seinem Gebiete vertrieben, seine Städte und Schlösser besetzt, sein Land von seinen erbitterten Gegnern verwaltet. Diese waren jetzt an Ort und Stelle im Besitz aller Mittel, die genaueste Untersuchung anzustellen, und dem Leben und Schicksale der Eva von Trott in jedweder Beziehung auf den Grund zu kommen. Daß das höchste Interesse für die Schmalkaldner obwaltete, ihre Verdächtigung zur klaren Gewißheit zu erheben, und ihren mit den Waffen überwundenen Gegner auch sittlich in den Augen der Gegner zu vernichten, wird Niemand läugnen. Haben sie nun die versteckt gehaltene Person entdeckt? Beweismittel aufgefunden, daß dieselbe nach ihrem Begräbnisse noch lebte? die Sage: daß statt ihrer ein hölzernes Bild begraben worden, zur Gewißheit erhärtet? Zeugen über alle diese Vorgänge vernommen?

*) „Aber eins schreckt uns übel, daß er“ (der Herzog) „in dieser langen Antwort sich nicht darf vernehmen lassen, daß die Jungfrau gestorben sei, und also die Beweisung des Todes fleucht. Denn er weiß, so bald er sagt, sie sei gestorben, so muß er solches beweisen, und dazu, wann, an welcher Statt und in weß Beyseyn.“ Darauf war es abgesehen. Sämmtliche Urkunden dieses Handels finden sich bei Hortleder a. a. O.

oder wenigstens sichere Anzeigen ermittelt, die mit Wahrscheinlichkeit auf die Schuld des Herzogs schliessen lassen? — Gewiß wäre die leiseste Spur eines wirklichen Verdachtsgrundes unter Trompetenschall auf allen Straßen des Reiches ausgerufen worden! Aber es ist Alles still geblieben, und damals, wie seitdem, auch nicht der geringste Umstand dieser Art zur öffentlichen Kunde gebracht worden. Dieß hat jedoch die protestirenden Fürsten nicht abgehalten, auf dem Reichstage von 1544 dasselbe, mit tausend Umständen ausgeschmückte Gerücht, welches sie selbst in Umlauf gesetzt aber nicht bewiesen hatten, in gewohnter Weise als unzweifelhafte und notorische Wahrheit wieder vorzubringen, um darauf den entehrenden Vorwurf zu bauen, daß Herzog Heinrich selbst die Ceremonien der Kirche zu freventlichem Gaukelspiel mißbrauche. So viel galt damals schon dem verhärteten Haße der Gegner der Kirche die historische Wahrheit! Die Kriegslist aber, welche damals ihre Dienste that, ist seitdem oft und fast immer mit Erfolg zur Anwendung gebracht worden. Allenthalben, wo die Vertheidigung schwierig oder unmöglich war, ging die Opposition zum Angriff über. Einer Anklage der Katholiken wurde und wird fast jedes Mal, gleich viel ob mit oder ohne Grund, ein noch schwererer Vorwurf derselben Art von den Wortführern der kirchlichen oder politischen Secten entgegengehalten, dasselbe Gebrechen, dessen man die eigene Partei schuldig weiß, unbesehen der katholischen Sache Schuld gegeben. Wäre übrigens der Frevel des Herzogs von Braunschweig eben so bewiesen, als er sich bei näherer Beleuchtung in eine, von bekannten Feinden der Wahrheit ohne eine Spur von Beweis behauptete, einseitige Anschuldigung auflöst, so würde dennoch zwischen diesem Ehebruche und der Bigamie des Landgrafen eine wesentliche Verschiedenheit obwalten, und erst wenn Herzog Heinrich für den Frevel, dessen man ihn anschuldigte, die Gutheißung und Dispensation der höchsten Autorität in der katholischen Kirche beigebracht hätte, könnten beide Fälle neben einander gestellt werden.

Nachdem das gerechte Gericht Gottes, trotz aller Künste und Ränke, die Doppelehe des Landgrafen zusammt der Schande der Rathgeber an das Licht gebracht, das zufällige Bekanntwerden der entscheidenden Urkunden aber die Möglichkeit jedes Widerspruchs zu Boden geschlagen hatte, konnte freilich vom bloßen Abläugnen der Thatsache nicht mehr die Rede seyn. Dennoch würde derjenige sehr irren, der da glauben wollte, daß jetzt, nachdem das Factum feststeht, wenigstens in Betreff des sittlichen Urtheils über die Betheiligten unter rechten Leuten kein Streit mehr obwalten könne. Diese Meinung würde leider dem thatsächlichen Verlauf der Geschichte widersprechen. Wovor die Stifter der Neukirche zurückschracken: die Bigamie des Landgrafen und das Gutachten seiner Gewissensräthe weißwaschen und beschönigen zu sollen, dieß ward von neuern außerkirchlichen Geschichtschreibern versucht, nachdem das früher angenommene System des Läugnens der Thatsachen seine nothwendige Endschaft erreicht hatte. Und zu diesem zweideutigen Geschäfte haben sich (uneingedenk, daß der Prophet Wehe ruft über Jene, die Böses gut, und Gutes böse nennen!), nicht bloß charakterlose Hofhistoriker unserer Tage, sondern auch solche Männer bereit finden lassen, denen, wie Moser, in vielen andern Beziehungen ein hoher Grad von Freimuth und Rechtsgefühl nicht abgesprochen werden kann. An der Spitze solcher Apologeten, denen das vermeintliche Interesse des Protestantismus über die Wahrheit geht, steht Seckendorf. Am Schluße seiner Erzählung des hier geschilderten Hergangs macht er einen, hauptsächlich gegen Bossuet gerichteten Versuch: den Hauptheldеn der Reformation wegen seines berüchtigten Gutachtens zu rechtfertigen. Häufig hat er vielleicht im Munde von Vertheidigern der katholischen Sache die Wendung gehört: man müsse die Kirche und das einzelne Mitglied der Kirche unterscheiden. Dieß Argument meint er auch zu Gunsten des Protestantismus geltend machen zu können. Die „Verläumdungen" der Franzosen ließen sich, sagt er, mit einem einfachen Dilemma zurückweisen. „Entweder hat Luther durch diese

geheime Indulgenz nicht gesündigt, dann wird er ungerechterweise von den Franzosen getadelt. Oder wenn er gesündigt hat, so kann sein Irrthum der evangelischen Kirche nicht schaden oder zum Nachtheil gereichen." Er setzt hinzu: „Die evangelischen Kirchen haben niemals den Dogmen, viel weniger den Thaten irgend eines Menschen, einen blinden und thörichten Beifall geschenkt." — Allerdings darf die große Wahrheit, welche in dieser Entschuldigung liegt, nicht verkannt werden. Es wäre ein augenfälliges Unrecht: die Bigamie des Landgrafen und deren Gutheißung einer „evangelischen Kirche" beizumessen, die es (im katholischen Sinne des Wortes!) weder gibt, noch jemals gegeben hat, noch geben kann. — Die Unterscheidung zwischen einer unfehlbaren, dem Einflusse der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit entrückten Autorität der lehrenden Kirche, welche das Organ des heiligen Geistes ist, und dem Einzelnen, welcher dieser göttlichen Macht als irdisches Werkzeug dient, ist spezifisch katholisch. Sie hat auf protestantischem Gebiete gar keinen Sinn. Hier ist sie unmöglich, weil der protestantischen Lehre zufolge eine Autorität der Kirche so wenig vorhanden ist, wie ein Träger derselben, bei welchem, wie im katholischen Kirchenrechte, zwischen dem e cathedra gethanen Ausspruche und seiner Privatmeinung unterschieden werden könnte. — Der Protestantismus beruht seinem Principe nach auf der Berechtigung des Individuums: aus dem, von der Ueberlieferung getrennten Texte der heiligen Schrift heraus sich sein Dogma zu gestalten, und es leuchtet ein, daß — wenn dieses Fundament einmal gelegt ist — [illegible], welche die Erlaubniß zur Bigamie in der Bibel finden wollen, [illegible] man in eben derselben Weise berechtigt sind, wie [illegible], welche aus dem Bibeltexte das [illegible] herleiten. Hier ist [illegible] niemals von einer Kirche, sondern immer nur von Individuen die Rede. [illegible] den Protestantismus trifft der [illegible] Vorwurf: 1) gegen den Begriff des Einzelnen die [illegible] Berechtigung zu solcher Exegese nothwendig anzuerkennen, 2) [illegible] in der Person eines [illegible] und [illegible] aller Konsequenzen der

Reformationszeit wenigstens für die heimliche Gestattun
Vielweiberei erklärt, und 3) seit jener Zeit bis auf den
gen Tag sich von diesem unerhörten Frevel nicht etwa mi
scheu losgesagt, sondern denselben aus besten Kräften
vertuscht, dann beschönigt zu haben.

Während Seckendorf die Reformation durch die ebe
leuchtete Wendung zu retten sucht, dreht der, bekanntlich
Pietismus angewehte Friedrich Karl v. Moser den Spi
radezu um, und erklärt den Landgrafen Philipp wegen de
wissenhaftigkeit, die er in dieser Sache an den Tag g
des höchsten Lobes würdig. Mit Begeisterung preist e
Helden, „der ein großer, seine Größe fühlender, in dieser
fühle über alles, was Furcht und menschliches Ansehen
konnte, unendlich erhabener, nichts weniger als vom P
geiste geleiteter, rascher, feuriger, entschlossener Fürst, in
Sache, wo er mit Gott und dem Richter in seiner Brust
zu thun hatte, demüthig wie ein Kind, — — und
zum Verzagen kleinmüthig gewesen, um jeden m
theuern Preis sein Gewissen zu befriedigen gesucht habe.“
rühmt: „wie er ehrlich mit sich selbst und al
wahrer, biederer deutscher Mann mit einer D
herzigkeit (wovon man sich heutzutage kaum mehr eine
griff machen kann) gegen diejenigen zu Werke gegangen f
er als Freunde und zugleich als Richter um Rath und
spruch ersuchte, und endlich wie Er, der nach Papst un
ser nichts fragte, gleichwohl vor der Stimme der Welt z
Ehrfurcht, und vor Moralität der Grundsätze zu viel E
dung gehabt habe, um sich auch nur über den äußer
Wohlstand und über das: was wird man sagen? eigen
tig hinweg zu setzen.“ —

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, findet der V
ser in der Instruction, die Philipp seinem Unterhändler
ertheilte, „die getreue Facti species von dem ganzen Z
und Gesinnung des sein Unrecht er= und bekennenden (!)
sten, Sprache des wacker gewordenen und nach Ruhe sch

renden Herzens. Selbst dieß mehrmalige Geständniß: Ich mag meinen Sinnlichkeiten nicht entsagen, ist überall an seinem rechten Platze, es ist redliches Bekennen: Ich will lieber schwach seyn, helft mir nur dazu, daß ich mit Ehren schwach seyn darf, daß ich ohne Beschämung vor mir selbst unterliegen kann. Dem Kenner des menschlichen Herzens ist dieser Gedankengang nicht fremd; wo ist der Mensch, der nicht noch immer sein Feigenblatt zur Bedeckung selbst fühlender Blößen sucht, und wem ist derjenige nicht willkommen, auf den er's hinschieben, und, wo nicht die Schuld, doch die Entschuldigung auflegen kann. Dieß gibt den nahen und entscheidenden Aufschluß: wie es möglich gewesen, daß Abläße, Indulgenzen, Absolutionen, Dispensationen der Clerisei, und besonders des vor den Sündenschlosser geachteten Papsts so allgemeinen Credit bekommen, und sich so lange dabei erhalten können? Die Menschen sündigten damals noch ehrlich, das ist, wider besser Wissen und Gewissen, und eben deßwegen suchten sie diesen unerbittlichen Richter durch jene Mittel zu bestechen."

Dergleichen Aeußerungen schildern, beredter als der entschiedenste Gegner des Protestantismus es könnte, den Abgrund der Verwirrung und Finsterniß, welcher bereits vor zwei Geschlechtsfolgen selbst Männer wie Moser gefangen hielt. Die einfachsten Grundbegriffe des Christenthums und des gesunden Menschenverstandes wirbeln in diesem Gerede wirr durch einander. Halb Pietist, halb Aufklärling verwechselt der sonst gelehrte und verdiente Schriftsteller zwei einander schroff gegenüberstehende Zustände: einerseits das in jedem nicht ganz verkommenen Menschenherzen sich regende Bedürfniß nach Versöhnung und Erlösung von der Sünde, ein Bedürfniß, an welches die Kirche mit ihren Heilmitteln anknüpfen kann, und dem sie, wenn es sich in demüthiger Beichte ausspricht, im Namen Gottes Vergebung der Sünde verkündigen darf, — und andererseits jene heuchlerische Verstocktheit, die in der Sünde verharren und Gott betrügen will. — Und gerade diese Lüge gegen den heiligen Geist preist Moser als rührende Treuher-

zigkeit des „großmüthigen" Landgrafen, und wirft hämische Seitenblicke auf die Kirche, die ohne Reue und Genugthuung keine Absolution ertheilen kann. „Das war noch", fährt er fort, „Geist der Zeit, des Jahrhunderts; die Menschen, die Fürsten mit eingeschlossen, waren noch nicht so verfeinert oder verglasurt, um zugleich Gott belügen zu wollen, indem sie sich selbst betrogen. Sie irrten in der Wahl der Mittel, in der Wahl der Person, indem sie dem Priester, den sie für den bevollmächtigten Ausleger göttlicher Gebote achteten, eine höhere Instanz, als das Gericht ihres eigenen Gewissens eingestunden." — Auf diesem Wege, meint Moser, träfen wir auch den Landgrafen. Nachdem er ehrlich gebeichtet, fange er seine captatio benevolentiae an. „Aber ganz in dem Ton, wie er mit seinen Feinden zu sprechen, und überhaupt nicht viele gute Worte zu geben gewohnt war, tritt er zuletzt gleichsam geharnischt auf, um ihnen zu sagen: Liebe Herren, ich habe euch nun Alles gesagt, und bitte gar schön um Absolution, gebt ihr mir aber solche nicht, seht, so schlag ich euch den Beichtstuhl über dem Kopfe entzwei." — Durch solch' ein grauenvolles Wirrsal der Begriffe rächt sich das anhaltende Bestreben: die Augen vor dem Lichte der Wahrheit verschlossen zu halten.

Moser hat durch das bisher Gesagte den Landgrafen rechtfertigen wollen. Dieser habe trotz der gegen die Wittenberger ausgestoßenen Drohungen wirklich „an den Priester an Gottes Statt" geglaubt, „und es war nur ein Unglück, wie es Unglück bei jedem ungerechten Richter ist, daß und wann dieser sein Amt und an ihm erkannte Gewalt entehrte und mißbrauchte." — Wie wird also der Sachwalter Philipps die Reformatoren rechtfertigen, auf deren Schultern er die Sünde ihres fürstlichen Pönitenten wälzt? — Er berichtet, wie diese in der Hauptsache den Wünschen des Landgrafen nachgegeben haben, und bescheidet sich, nicht genau bestimmen zu können: „ob und wie viel Gran Hoftheologie sich in dieses Bedenken mit eingemischt" habe? Aber, fragt er: „wer von allen Theologen unserer Zeit hätte es, unter

den gegebenen und begleitenden Umständen besser gemacht? Von der römischen Kirche nicht einmal zu gedenken" — (und dennoch war es diese Kirche, die in einem ganz ähnlichen Falle Heinrich VIII. widerstand, der für eine scheinbar viel unbedeutendere Verläugnung ihres Princips ihr eifrigster Verfechter geblieben wäre!) „welcher protestantische Prälat, Doctor, Hofprediger und Beichtvater wird die Hand auf die Brust legen können, um vor Gott und zu Gott zu betheuern: Nein! das hätte ich nicht gethan!" —

Wenn die Vertheidigung Philipps durch den gelehrten und geistvollen Moser eine so klägliche Wendung nimmt, was ist dann von den neueren Schutzrednern der Glaubenstrennung: Rommel, Ranke u. a. m. zu erwarten. Der erstere meint: dem in der Eile abgefaßten Bedenken Luthers und Melanchthons könne man nur den Vorwurf der Undeutlichkeit machen, auch habe der König von Dänemark in einem Briefe an den Landgrafen geurtheilt, daß es eher ab- als zurathe. — Wer jedoch das betreffende Actenstück gelesen hat, und die sich darauf beziehenden weitläufigen, die Möglichkeit jedes Mißverständnisses ausschließenden Verhandlungen erwägt, wird aus diesem Argumente nur auf Mangel an triftigern Entschuldigungsgründen schließen müssen. Der gedachte Historiker hat jedoch noch einen andern Entschuldigungsgrund in Bereitschaft, welcher wenigstens das Votum des vulgären Rationalismus in dieser Sache charakterisirt. „Von einer christlichen Moral, wie sie einer der trefflichsten Protestanten der neuern Zeit (F. W. Reinhard) aufgestellt, war man damals noch weit entfernt."

Daß Rankes gewohnte Manier, in der Darstellung dieses ärgerlichen Handels auf die Spitze getrieben, aus der absichtlichen Verhehlung der Wahrheit in eine fast erheiternde Naivetät umschlägt, ist bereits an einem andern Orte dargethan *).

---

*) Historisch-politische Blätter Bd. 12, S. 577 u. ff.

Es ist traurig zu sagen: jene Ströme Blutes, mit welchen der Protestantismus den Boden seiner politischen Existenz in Deutschland düngte, sind nicht das größte Unglück gewesen, welches die Glaubensspaltung über unser Volk gebracht hat. Auch daß in Folge dieser Zerrissenheit die Ehre des Reiches von den Deutschen genommen wurde, ist ein Verlust, der neben einem andern, viel tiefer einschneidenden Unheil verschwindet. Der gegenkirchliche Parteigeist hat in einem großen Theile unserer Gebildeten den angebornen sittlichen Instinct geschwächt, und selbst die natürliche Fähigkeit des folgerichtigen Denkens in einem wahrhaft erschreckenden Umfange zu Grunde gerichtet. Dieß zeigt sich an den hier aufgeführten Urtheilen über die Doppelehe Philipps in einem besonders auffallenden Maße.

XLVI.

Biographische Studien.

Johann Georg von Herwart.

Zu der nämlichen Zeit, da durch die wichtigen Entdeckungen Tycho Brahes, Keplers und Galileis eine völlige Umwälzung in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften eintrat, lebte auch in Bayern ein Mann, der besonders an den großen Fortschritten der Astronomie nicht unbedeutenden Antheil hatte. Es war dieß Johann Georg von Herwart, eben so ausgezeichnet als Staatsmann, wie als Gelehrter.

Die Herwart sind ein altes Rittergeschlecht, welches sich schon frühe in der Reichsstadt Augsburg ansiedelte; sie erscheinen hier bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

Johann Georg Herwart wurde den 11. Februar 1553 zu Augsburg geboren; sein Vater, Hans Paul Herwart, bekleidete verschiedene höhere Aemter in seiner Vaterstadt; seine Mutter war eine Welser, aus jenem berühmten Geschlechte, welchem eine Provinz Südamericas gehört hatte, noch berühmter aber durch die liebenswürdigen Eigenschaften der schönen Philippine, Gemahlin Erzherzog Ferdinands.

Ueber Herwarts Jugendjahre haben wir keine Nachrichten; seine Erziehung muß indessen eine sehr sorgfältige gewesen seyn, wie wir aus dem Umfang der Kenntnisse schließen, die er in späteren Jahren entwickelte. Aus seiner Jugendzeit stammt ein Gedicht in italienischen achtzeiligen Stanzen, in welchem er die Auferstehung des Heilands besingt. Ein tiefes religiöses Gefühl spricht sich darin aus; die Sprache ist fließend, und die Verse sind zum Theil wohlklingend. Er hatte es seinem Vater gewidmet; es ist der einzige poetische Versuch, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren findet.

Nach vollendeten Studien wurde er Doctor der beiden Rechte, und trat dann als Hofrath in bayerische Dienste. Auch sein Vater hatte die Aemter in der Reichsstadt niedergelegt, und sich in Bayern ansäßig gemacht.

Als Erzherzog Carl in Grätz begann, ernstliche Maßregeln zur Wiederherstellung des fast gänzlich in Abgang gekommenen katholischen Kirchenthums zu treffen, wandte er sich an seinen Schwager, den Herzog Wilhelm von Bayern, und bat ihn, ihm taugliche Leute zur Besetzung der Hofämter zu überlassen; denn der Adel in Innerösterreich war beinahe ohne Ausnahme den neuen Lehren zugethan. Bei dieser Gelegenheit kam Johann Georg Herwart im Jahre 1588 als Canzler an den erzherzoglichen Hof zu Grätz. Wie lange er hier verweilte, vermögen wir nicht anzugeben; wir wissen nur, daß er auch eine Zeit lang die Stelle eines Beisitzers des Reichskammergerichts zu Speyer bekleidete; über den Zeitpunkt dieser Dienstleistung finden wir jedoch nichts aufgezeichnet.

derung ein. Herwart, welcher durch sein aufrichtig
achten, besonders durch die unverhüllte Darstellung d
rigen Gebrechen, den Entschluß Herzog Wilhelms bes
hatte, blieb ein thätiges und einflußreiches Mitglied
heimen Rathes, vertauschte aber im Jahre 1599 das
nes obersten Canzlers mit dem eines Canzlers der La
welches zwar nicht unbedeutend, aber bei weitem wen
hevoll war. Oberster Canzler ward Joachim von Dom
ein Mann noch in rüstiger Jugendkraft, dessen Thätig
Geschäftskenntniß Herzog *Maximilian* schon in Landsh
er Regierungscanzler war, erprobt hatte.

Herwart erhielt dadurch Zeit, sich wieder mehr d
senschaften — besonders seinem Lieblingsstudium, der
logie und Astronomie — widmen zu können. Ein groß
seiner Papiere und Correspondenzen ist uns erhalten;
wir dieselben durchblättern, erstaunen wir mit Recht
Vielseitigkeit seiner gelehrten Bildung. Während ein d
lioband nur juridische Abhandlungen enthält, ist ein
und dritter mit astronomischen Rechnungen angefüllt; i
vierten und fünften wechseln philosophische Erörterun
Auszügen aus Reisebeschreibungen und Nachrichten ü

Jahre in fortwährendem Vergleich mit den vorchristlichen und christlichen Epochen u. s. f. Sogar mit der Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache beschäftigte er sich, und fand besonders in den Namen der altgriechischen Mythologie deutsche Abstammungen.

Den interessantesten Theil seiner Papiere bildet aber sein Briefwechsel mit ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit, besonders mit Marcus Welser, Johann Prätorius, David Höschel, Michael Mästlin, und vor Allen mit Johann Kepler, dem Begründer der neuern Astronomie. Während Kepler sich von den eigenen Glaubensgenossen verlassen, ja verfolgt sah, weil er die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit des neuen — gregorianischen — Kalenders vertheidigte, und (als gläubiger Lutheraner den calvinistischen Richtungen abhold) sich weigerte, die Concordienformel zu unterschreiben, fand er an dem Katholiken Herwart einen Beschützer, dem er ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Glaubens sein Herz öffnen und seine Bedrängnisse klagen konnte. Herwarts Empfehlung war es, die ihn nach Prag an den Kaiserhof führte, wo er als Tycho Brahes Nachfolger bald eine ehrenvolle Stelle einnahm, und die bekannten Rudolphinischen Tafeln ausarbeitete. Als ihn der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges der später erlangten Anstellung zu Linz beraubte, schlug ihm Herwart vor, seine Ephemeriden zu Ingolstadt, unter Mitwirkung der Jesuiten daselbst, drucken zu lassen, und bewirkte sogar, daß ihm selbst — dem eifrigen Lutheraner — Herzog Maximilian durch den geheimen Rath Jocher ein Asyl in der Hauptstadt München anbieten ließ. So hoch stand die Wissenschaft in den Augen dieses großen Regenten.

Wenn wir die schriftstellerische Thätigkeit Herwarts betrachten, so begegnet uns zuerst ein Verzeichniß der in der herzoglichen Büchersammlung zu München befindlichen griechischen Handschriften, welches er im Jahre 1603 drucken ließ. Es ist dieß wohl überhaupt der erste Katalog griechischer Manuscripte, der gedruckt worden ist; auch wußten die Gelehrten

aller Länder den ihnen hiedurch erwiesenen Dienst höchlich zu schätzen. Von da an scheint sich Herwart vorzugsweise mit mathematischen Studien beschäftigt zu haben. Die große Mühe, welche bei astronomischen Rechnungen das Multipliciren und Dividiren mit längeren Zahlenreihen verursachte, ließ in ihm die Idee entstehen, mittelst eigener Tabellen diese Rechnungsmanipulationen abzukürzen, eine Idee, welche wenige Jahre darauf der Schottländer Neper durch die Erfindung der Logarithmen vervollkommte. Ohne Herwarts Tabellen, welche im Jahre 1610 zu München gedruckt erschienen, und welche die Frucht eines erstaunenswerthen Fleißes sind, würde aber wohl Neper niemals auf den glücklichen und sinnreichen Gedanken gekommen seyn, dessen Ausführung seitdem in der Mathematik überhaupt, und in der Astronomie insbesondere, sich von hoher Nützlichkeit erwiesen hat.

Mit vorzüglichem Eifer war Herwart auch bemüht, die Astronomie auf die Chronologie anzuwenden; auf diesem Wege gelang es ihm, eine große Anzahl zum Theil sehr bedeutender chronologischer Irrthümer aufzudecken und zu verbessern. Die Ergebnisse seiner Forschungen und Studien in diesem Fache sind in zwei Schriften niedergelegt, deren eine er selbst im Jahre 1612 drucken ließ, während die andere erst nach seinem Tode von seinem Sohne Johann Friedrich herausgegeben wurde. Mästlin legt in seinen Briefen an Kepler großen Werth auf die chronologischen Erörterungen Herwarts; er bewunderte seinen Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit und seinen mühsamen Fleiß, so wie er auch seinem offenen und wohlwollenden Charakter gebührende Anerkennung zollt.

Es liegt eine sonderbare Schickung darin, daß gerade diejenige Schrift, welche Herwarts Namen am bekanntesten machte, nicht eigentlich aus seiner Feder geflossen ist. Ich meine die Vertheidigung Ludwigs des Bayern. Wenn der gelehrte Landschaftscanzler, wie nicht zu zweifeln ist, an dieser gegen den Dominicaner Bzovius — den Fortsetzer des Baronius — gerichteten geharnischten Streitschrift einen Antheil hatte, so war

es wohl hauptsächlich nur der des Zusammensuchens und Ordnens der Materialien; er lieferte die Waffen, mit welchen sodann der Jesuit Jacob Keller, Rector des Münchener Collegiums, welcher ein sehr zierliches Latein schrieb, den römischen Annalisten bekämpfte. Herwart kann in diesem Falle immer als der wahre Autor — Urheber — des Buches betrachtet werden, während die Einkleidung von einem Andern herrührt.

Man darf indessen nicht glauben, daß Herwart sich diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen ausschließend habe hingeben können. Außer seinem landständischen Amte ward er vom Herzoge noch in vielen Staatsgeschäften in Anspruch genommen. Wir sehen ihn als herzoglichen Gesandten auf Reichstagen, auch wurden ihm andere Missionen von Wichtigkeit vertraut. Es kam wohl kaum eine Angelegenheit von Bedeutung vor, in welcher Maximilian nicht das Gutachten seines erfahrenen Landschaftscanzlers erholt hätte.

In späteren Jahren litt Herwart häufig an einer schmerzhaften Gicht. Ein Gutachten, das er in der salzburgischen Streitsache erstattete, unterzeichnete statt seiner der oberste Canzler, mit dem Beisatze: „Anstatt des Landschaftscanzlers, der weder Hände noch Füße, aber desto besser die Zunge rühren kann." Er starb in ziemlich hohem Alter zu München den 15. Januar 1622. Seine Nachkommen, denen er auch einen schönen Güterbesitz hinterlassen, wurden später in den Grafenstand erhoben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ist aber die Familie gänzlich erloschen.

Ein bleibendes Denkmal stiftete sich Johann Georg Herwart dadurch, daß er seine reiche und kostbare Sammlung von Büchern und Handschriften dem Jesuitencollegium zu Ingolstadt vermachte. Erst im Jahre 1656 kam dieses Vermächtniß zum Vollzuge. Jetzt bildet die Sammlung einen nicht unwichtigen Theil der Bibliothek der Hochschule zu München.

XLVII.

Der Brief des Grafen von Montalembert an die Redaction.

Messieurs,

„J'ai subi en silence les nombreuses attaques qui ont été dirigées contre moi par la *Gazelte universelle d'Augsbourg*, *l'Observateur du Rhin* et autres feuilles allemandes au sujet de mon discours du 2 juillet dernier sur les massacres de la Gallicie; je les ai même subies avec satisfaction; car elles montraient combien le coup que la séance de la Chambre des Pairs du 2 juillet 1846 devait porter à la politique responsable de ces massacres, avait pénétré plus loin et retenti plus haut que je ne pouvais l'espérer."

„Mais il ne saurait en être de même, lorsque je me vois en lutte à d'injustes attaques dans l'organe principal de l'opinion catholique au-delà du Rhin; lorsqu'un journal comme le vôtre, rédigé par des hommes que je m'honore d'avoir eu pour maîtres ou pour amis, n'hèsite pas à me noircir aux yeux des catholiques d'Allemagne, en m'attribuant les motifs les plus étrangers à mes convictions et les plus incompatibles avec mes devoirs. Vous devinez que je veux parler de l'article inséré dans la troisième livraison du tome XVIII de votre recueil, et intitulé: *Considérations*

Catholiques sur le discours du comte de Montalembert du 2. juillet."

„Ce titre seul m'a révolté, et j'ose dire qu'il aurait dû vous révolter également; car vous savez mieux que moi que ces considérations soi-disant *catholiques* sont tout simplement des considerations *autrichiennes*, écrites par le même fonctionnaire de la chancellerie aulique, qui a déjà rempli les colonnes de la *Gazette d'Augsbourg* de ses invectives contre moi; qui a transporté dans votre feuille les idées et les phrases textuelles de cette *Gazette*, qui, du reste, a déjà poursuivi de ses attaques anonymes M. le marquis de Castellane, coupable du même crime que moi, du crime d'avoir dit la vérité sur un grand forfait."

„J'avais soigneusement évité dans mon discours de soulever dans la question catholique une discussion qui pouvait et devait rester purement politique. Rien, par conséquent, n'autorisait votre collaborateur à y rattacher des attaques contre la manière dont je sers la cause catholique, attaques qui n'ont pour but que de détourner l'attention du véritable sujet de la discussion, c'est à dire de la conduite du gouvernement autrichien dans les massacres de la Gallicie."

„Il est vrai que la cause catholique tient par les liens les plus étroits, non pas précisément aux derniers événements de la Gallicie, mais à la cause polonaise en général. A cette occasion je pourrais, moi aussi, m'étonner de voir le recueil catholique le plus accrédité de l'Allemagne se séparer sur cette question de la grande majorité des catholiques du monde, et protester contre la redoutable unanimité qui, chez les catholiques de France, d'Angleterre, d'Irlande, de Belgique, de Hollande, d'Espagne et de toute l'Amerique, proclame le droit impérissable de la Pologne. Je pourrais me demander par quels motifs vous cherchez à rendre les catholiques d'Allemagne solidaires de la grande iniquité du partage de la Pologne, et complice de la longue chaîne de violences et de perfidies que ce crime inexpié a traînè à sa suite: je

pourrais chercher quelles sont les raisons politiques qui vous portent à compromettre ainsi la cause de l'Eglise, et je pourrais affirmer que vous la sacrifiez ainsi au désir de plaire à la censure autrichienne et à la politique absolutiste. Je pourrais ajouter que sans doute vous n'avez rien dit à vos lecteurs du long martyre de la vénérable abbesse de Minsk pour ne pas vous brouiller avec cette même police autrichienne qui empêche les compagnes de cette abbesse d'aller la rejoindre à Rome. Mais j'aime bien mieux supposer que ce système, quelque détestable qu'il soit à mon avis, n'a été adopté par vous qu'après un examen consciencieux, et dans la seule vue de servir l'Eglise de la manière la plus conforme à ce que vous croyez ses véritables intérêts. Pourquoi ne me rendriez-vous pas la même justice? Pourquoi me laissez-vous accuser dans votre recueil de compromettre la défense du catholicisme par des *antipathies individuelles*, par des *prétentions nationales*, *et de sacrifier* la *cause de l'Eglise universelle à la politique française*?"

„Ma vie entière, je ne crains pas de l'affirmer, proteste contre une semblable accusation. Depuis quinze ans que je me suis dévoué à la défense de la cause catholique et que j'ai été appelé à prendre part aux affaires politiques de mon pays, j'ai constamment lutté contre l'esprit qui tend à subordonner les intérêts immortels et universels de la vérité et de l'Eglise aux intérêts d'une puissance temporelle quelle qu'elle soit. Mes écrits, mes nombreux discours sont là pour en faire foi. En politique, j'ai vingt fois lutté contre les préjugés, contre les passions de mon pays; et comme je l'ai proclamé à la tribune, lorsqu'en 1840, j'ai dû me séparer de la plupart de mes amis politiques sur la question Egyptienne, j'ai toujours cru que *la vérité était la première patrie de l'honnête homme*. Né dans l'exil et ayant achevé mon éducation parmi vous, je n'ai jamais connu ce nationalisme païen qui sacrifie tous les droits et tous les intérêts de l'humanité à l'orgueil égoïste et cruel que certains diplomates et certains démagogues déguisent si souvent sous

le nom de patriotisme. J'ai defendu de mon mieux l'honneur et la puissance de mon pays, comme mon devoir m'y obligeait, mais jamais aux dépens de la justice ni de la vérité; j'ajouterai même, jamais aux dépens de l'Allemagne. Et si vous m'aviez fait l'honneur de lire mon dernier discours sur le développement des forces maritimes de la France, vous auriez vu que je trouvais précisément dans ce développement, le moyen de fonder une alliance sincère et solide entre la France et l'Allemagne et de rassurer les peuples que peuvent encore inquiéter les souvenirs de nos conquêtes continentales."

„En ce qui touche à la cause catholique, je crois certes qu'elle est inséparable des véritables intérêts de la France. Je crois que la France est plus qu'aucune autre nation, obligée de défendre l'Eglise, parce qu'elle est sa fille aînée, parce qu'elle est entrée la première de toutes les nations européenes dans la voié de l'Orthodoxie, qu'elle y est demeurée la plus fidèle, et aussi parce qu'elle a beaucoup à expier envers sa mère. Mais il y a un abyme entre le juste orgueil qu'on éprouve à être à la fois Catholique et Français, et la prétention d'itentifier les droits éternels du catholicisme avec la politique étroite et éphémère de tel ministre ou de tel parti, parce que ce parti ou ce ministre sont français. Si votre collaborateur était le moins du monde au courant des affaires religieuses de la France, il saurait, par exemple, que personne n'a plus reprouvé que mes amis et moi les pitoyables intrigues par lesquelles le ministère actuel et son ambassadeur, M. Rossi, ont cherché à faire du St. Siège l'instrument ou l'auxiliaire de la politique française. Il est vrai que nous croyons, non comme français, mais comme chrétiens, que le mal serait peut-être encore plus grand, si le Saint-Siège était l'instrument ou l'auxiliaire de l'Autriche."

„Ailleurs, vous établissez comme certain que j'ai avancé plus ou moins sciemment des faits faux au sujet des derniers massacres de la Gallicie: Vous oubliez, Messieurs, que ces faits avancés par moi à la Chambre des Pairs de France, l'ont été également à la Chambre des

Pairs d'Angleterre par le Pair Catholique Lord Beaumont, et à la Chambre des Communes par une foule d'orateurs; vous oubliez qu'ils ont ainsi retenti dans les assemblées les plus solennelles du monde, en présence des hommes les plus importants de deux Gouvernements alliés de l'Autriche; que M. Guizot n'a rien nié, que Lord Palmerston a tout confirmé, et que ces faits ont ainsi acquis un caractère d'évidence qui ne sera certes point affaibli par les démentis anonymes dont vous vous êtes rendus l'écho."

„Vous me reprochez de n'avoir pas écouté la défense après avoir écouté l'accusation, et d'avoir refusé au Gouvernement autrichien ce jugement équitable qu'un chrétien doit à tout accusé."

„Je proteste formellement contre cette imputation. Avant de monter à la tribune, comme depuis que j'en suis descendu, j'ai écouté, lu, examiné, avec un soin scrupuleux, tout ce qui a été publié à la décharge de l'Autriche dans les journaux qui lui sont dévoués et notamment la publication semiofficielle qui a été faite récemment à Mayence sous le titre de: *Aufschlüsse über die jüngsten Ereignisse in Polen: nebst sechszehn authentischen Aktenstücken, bei Kirchheim, Schott* etc. Si j'avais trouvé dans ces divers écrits la moindre démonstration du crime des victimes, de l'innocence des bourreaux, je n'aurais pas hésité soit à me taire soit à avouer mon erreur, dans la cas où j'aurais déja parlé; car je n'ai jamais prétendu à une infaillibilité quelconque. Mais je le déclare solennellement, je n'ai pas même rencontré l'ombre d'une preuve qui pût absoudre le Gouvernement autrichien, ou me porter à retracter la moindre de mes accusations contre-lui."

„La publication faite à Mayence et recommandée par la *Gazette d'Augsbourg* et autres feuilles comme une apologie complète de l'Autriche, contient seize documents qui presque tous, ont été cités dans les journaux français et anglais et dont pas un seul ne se rapporte directement aux massacres de la Gallicie. Ces pièces sont

précédées d'une sorte de récit relatif à ces massacres, et où l'on trouve des accusations et des aveux également significatifs.

„En fait d'accusations, que pensez-vous de celle-ci, vous qui avez toujours défendu le clergé catholique de Gallicie?"

„„Dass der Mitverschworene und der Sache der Revolution eifrig ergebene Pfarrer Morgenstern von Lissagora den Bauern, als dort die Revolution erklärt ward, vorstellte: *es gebe keine Hölle und kein Fegefeuer, daher sei es erlaubt, Branntwein zu trinken; auch sei jetzt* die Zeit, das Vaterland zu retten, sie möchten daher mit ihm nach Tarnow ziehen, die Stadt anzünden, sie plündern und alle Deutschen ermorden."" (p. 16.)

„En fait d'aveux, que pensez vous de celui ci?"

„„Vom 19 bis 23 Februar wurden, ausser den Gefangenen, in die gedachte Kreisstadt 146 Leichen gebracht, von welchen bei Vornahme der Recognition nur 30 Personen erkannt wurden . . . . Die übrigen 116 Menschenkörper waren durch die Schläge mit Prügeln und Dreschflegeln unkenntlich geworden."" (p. 17.)

„Du reste, pas un seul fait positif à la *charge d'aucune des victimes*, pas un seul effort pour atténuer l'horreur de l'attentat: rien que des affirmations générales, des promesses de révélations *futures*, des déclamations contre le danger des révolutions pour ceux-là mêmes qui les suscitent."

„Veut-on une preuve sans réplique du néant de cette soi-disant apologie? La voici: excepté ce Curé Morgenstern que je citais tout-à-l'heure, elle ne renferme *pas même le nom* d'un seul des prétendus conjurés que l'on a fait immoler! Il en a péri quatorze cents; et sur ces quatorze cents, on ne peut pas en désigner un seul dont le crime fût plus évident que celui des autres. Ils gisent là tous ensemble, confondus dans une mêlée sanglante, entassés sans distinction de rang ou de mérite, sous le

poids de la calomnie officielle, comme ils l'ont été sous le fer des assassins!"

„Jusqu'à présent, je n'ai découvert qu'une seule erreur dans tout ce que j'ai avancé: Je me suis trompé en annoçant l'assassinat de M. Henri Bogusz, le dernier de cette famille, sur la foi d'une lettre qui émanait d'une source infiniment respectable et qui m'a été remise au moment même où je montais à la tribune. J'ai été victime d'un renseignement tout-à-fait controuvé; M. Bogusz vit encore. Mais les *seize* membres de la famille Bogusz dont ce dernier survivant a dénoncé publiquement le meurtre en termes que l'Europe n'a point oubliés, sont bien morts, et nul ne songe à contester leur assassinat."

„Mais le paysan Szela, auteur de ces seize assassinats et de tant d'autres, pour le compte du Gouvernement autrichien, est encore impuni ainsi que tous ses complices!"

„Sortons de ces détails et résumons toute la question en un mot. Dans les dix derniers jours de Février 1846, plus de *mille sujets autrichiens ont été égorgés* sans procès, sans accusateurs et sans juges; par la main des paysans de leurs environs. On connait les noms des victimes; on connait mieux encore ceux des assassins. Sept mois se sont écoulés depuis cette catastrophe; une instruction judiciaire a été commencée; *pas un seul des assassins n'a été ni poursuivi, ni puni;* et tout au contraire des proclamations impériales ont déclaré qu'ils avaient fait leur devoir et rendu service à la monarchie."

„Tout récemment encore des récompenses en argent ont été officiellement décernées aux villages où l'on avait le plus tué."

„En revanche, *pas un seul* des suppliciés n'a pu été convaincu d'un crime quelconque."

„Assurément une procédure judiciaire, faite ainsi après coup, par des juges amovibles, sans aucune publicité, en l'absence de l'accusé qui a été exécuté avant d'avoir été condamné, et dont il faut à tout prix établir la culpabilité posthume; assurément, dis-je, une pro-

dure semblable, quand bien même elle aboutirait à la proclamation de cette culpabilité, n'aurait qu'une valeur dérisoire aux yeux de l'opinion européenne et de la postérité."

„Mais lorsque cette procédure entamée depuis six mois, n'a pas encore pu attribuer *un crime certain* à *une seule* des mille victimes, on peut en conclure sans crainte qu'il n'y a pas d'autres coupables que les accusateurs, les bourreaux et ceux qui les ont payés."

C'étaient, nous dit-on, des *conspirateurs*, et leur crime est retombé sur leur propre tête. C'est précisément ce qui a été dit des victimes de deux forfaits absolument semblables aux événemens de Gallicie: du massacre de la St. Barthélemy en 1572 et de celui des prisons de Paris, le 2 Septembre 1792. Le lendemain de ces jours affreux, il fut *officiellement* établi que l'Amiral de Colygny et les protestants avaient *conspiré* contre Charles IX., et que les prêtres, les nobles, la princesse de Lamballe et autres égorgés aux Carmes et à l'Abbaye, avaient *conspiré* contre la *nation;* mais chacun sait le compte que l'histoire a tenu de ces accusations; chacun sait la place qu'occupent dans l'horreur et le mépris du genre humain ceux qui ont ordonné ces massacres et ceux qui s'en sont constitués les apologistes."

„Dans son discours du 17. Août dernier, lord Palmerston, Ministre des affaires étrangères d'Angleterre, a dit: „„Les détails des atrocités commises dans cette province sont, je puis le dire, sans exemple, peut-être dans aucun siècle, mais à coup sûr dans les temps modernes. Je ne puis croire que ces atrocités aient été sanctionnées par le Gouvernement autrichien, ni connues de lui: mais je ne suis pas en état de nier, et je ne serais pas éloigné de croire que ces atrocités ont été dues aux autorités locales de la province.""

„Le noble Lord ignorait sans doute alors que le Gouvernement autrichien avait pris sur lui la responsabilité de toutes ces atrocités, en faisant à la noblesse de ses états l'injure de lui agréger les Berndt, les Breindl,

et les autres chefs des autorités locales que dé
ainsi le Ministre anglais."

„Votre collaborateur a prétendu en outre que
animé d'une rancune personnelle contre l'Autriche
de moins vrai. Je n'ai aucun sujet de plainte
l'Autriche. J'ai parcouru à diverses reprises p
tous les vastes états de cette monarchie, depuis
jusqu' à Prague, depuis le lac de Constance jus
confins de la Valachie. J'y ai vu comme partout d
et du mal, et je n'hésiterai pas à reconnaître (
mon aversion pour la *bureaucratie* dont l'Autri
infestée) que le bien l'emporte de beaucoup sur
et que la grande majorité des peuples soumis au
autrichien m'a paru heureuse et prospère. J'aj
que, comme catholique et comme admirateur de
deurs du passé, j'éprouve un respect naturel et in
pour les descendants de Rodolphe de Habsbou
Ferdinand II et de Marie Thérèse."

„Mais plus on admire ce qu'il y a de bo
catholique en Autriche, plus on doit se sentir fo
proclamer que, des trois puissances co-partagea
la Pologne, la plus coupable a été sans contredi
triche; elle qui, puissance catholique, Monarchi
stolique, sauvée par un roi de Pologne en 1685,
craint de trahir tous les principes et toutes les tra
de la société chrétienne, pour s'associer à l'oeuv
successeurs d'Albert l'apostat et d'Ivan le sangu
pour devenir, aux grands applaudissements de Vol
la complice de Frédéric II et de Catharine II.

„Quels-que soient les reproches qu'on ait l
d'adresser aux Polonais de nos jours, soit à la
démagogique de l'émigration, soit à ceux qu'on

séquence toute naturelle de la monstrueuse iniquité dont leur patrie a été victime?" Comme je l'ai dit et comme je le répéterai sans cesse; quand on a semé la spoliation, le parjure, la violation sacrilége de toutes les lois de l'ordre social, de quel droit peut-on s'attendre à recueillir l'obéissance, l'ordre et la paix? L'expérience de l'histoire ne nous apprend-elle pas chaque jour que les crimes sociaux reçoivent toujours leur châtiment dès cette terre? Vous, Messieurs, qui proclamez si souvent et avec tant d'éloquence cette loi de la justice divine, lorqu'il s'agit des crimes de la Réformation et de la Révolution française; comment ne comprenez vous pas qu' elle s'applique également à ce crime sans pareil par lequel l'Autriche et ses alliés ont tenté d'effacer du livre des vivants un peuple de vingt millions de chrétiens, qui avait été si long-temps le boulevard de l'Eglise et de l'indépendance européenne?"

„Je reviens maintenant à votre collaborateur."

„En relevant la phrase de mon discours où je parlais *de ces écrivains mercenaires qui trempaient leur plume vénale dans une encre sanglante pour insulter, au nom du catholicisme, à la mémoire de ceux que l'Autriche avait immolés;*"

„Il a osé répéter dans votre feuille ce qu'il avait déjà dit dans la *Gazette d'Augsbourg*, que ces expressions dont il devait mieux que personne apprécier la portée, constituaient la plus grave injure . . . à qui? . . . au Saint-Siége et au Pape Grégoire XVI!"

„La police autrichienne passe pour habile; mais je défie toute son habileté de transformer un Ultramontain comme moi en détracteur de la Papauté. Et ici, je ne crains pas de retorquer l'accusation de mon adversaire contre lui-même. C'est *lui* qui insulte le Vénérable Pontife dont il parle, en interprétant l'Encyclique donnée à Rome, le 28. Février, comme une approbation des massacres commis en Gallicie du 19. au 24. du même mois. C'est *lui* qui essaie de souiller la mémoire du Pontife que l'Eglise regrette, en cherchant à le rendre

solidaire d'un des forfaits le plus odieux que le dix neuvième siècle ait vu éclore."

„Il a osé de plus déclarer que mon langage rappe lait celui des Jacobins de la Convention. L'allusion es au moins imprudente! Je n'ai pas assez étudié les dis cours des orateurs de la *Montagne* pour savoir à que point mon langage ressemble au leur, ni à quel poin la Chambre des Pairs, qui a daigné accueillir mes pa roles avec une sympathie unanime, tolérait dans son sei le style de la Convention. Mais je sais très bien quel ont été les actes de la Convention, et je sais aussi pa qui ces actes ont été imités de nos jours. La Conventio lançait contre ses ennemis des hordes d'assassins gagés et quand ses émissaires avaient rempli leur missio quand ils s'étaient baignés dans le sang de leurs ancie maitres, elle les felicitait de leur oeuvre; elle les reme ciait d'avoir débarrassé l'Etat des *conspirateurs* qui me naçaient la sureté publique; elle déclarait qu'ils avaie bien mérité de la patrie."

„C'est précisement ce que vient de faire, cinquant ans aprés la chute de la convention, le gouvernement d Sa Majeste Imperiale et Royale Apostolique."

„Encore un mot et j'aurai fini. Quand nous autre orateurs parlementaires de France ou d'Angleterre, com plétement indépendans et désintéréssés vis à vis de to les pouvoirs de ce monde, nous défendons la cause d'u nation opprimée, l'honeur de ses exilés, la mémoire d ses enfans egorgés; et quand ce devoir accompli nou vaut les injures et les calomnies des serviteurs de l'op pression victoireuse; il doit nous être permis de rapp ler à ces téméraires apologistes la différence de le position et de la nôtre. Il doit m'être permis, pour m part, de dire que non seulement je n'ai contre l'Autric aucun grief personnel, mais encore que je n'ai aucu obligation à la Pologne en général ni à aucun Polon en particulier. La généreuse et infortunée Pologne n jamais pu rien faire pour moi, et quand elle sera ress citée, elle ne pourra pas davantage. C'est donc le p

amour de la justice et de la verité qui a seul armé pour elle ma parole; et cette parole n'a rien à craindre ni a espérer ici-bas. Je ne suis payé par personne pour voiler la honte de ceux que je défends, pour insulter jusque dans leur tombe ceux que je combats. Je défie celui qui m'a calomnié dans vos feuilles de se rendre le même témoignage."

„Dans cette France que vous attaquez, la loi me donnerait le droit d'exiger l'insertion de ma réponse dans votre recueil: je la demande à votre loyauté et à votre ancienne amitié, en vous promettant d'avance de ne rien répliquer à ce que vous jugerez à propos d'ajouter."

„Recevez, Messieurs, l'assurance de ma sincère et affectueuse considération

La Roche-en-Brenyce 5. Octobre 1846.

Charles Comte de Montalembert.

Das laufende Jahr hat sich mit einem hochtragischen Act eingeführt, der in Folge der Schilderhebung des polnischen Adels eingetreten. Was diesen dazu bewogen, mitten im Frieden das Schwert zu ziehen, muß zur Sprache kommen, wenn von der Würdigung der ganzen Handlung die Rede ist. Gott wird in dieser Sache richten, und durch den Mund der Geschichte seine Urtheilssprüche verkünden; hier aber, wo wir bloß von der dießmal vollbrachten Thatsache zu reden haben, sind Erörterungen darüber überflüssig. Genug, der Adel hat seine Sache auf das Schwert gesetzt, und das Gottesurtheil im Kampfe angerufen. Kriegsrecht aber ist Naturrecht; die eiserne Naturgewalt richtet nach dem unbeugsamen Gesetz, das Gott ihrem Nacken aufgelegt; der Erfolg entscheidet, mit ihm ist nicht zu hadern. Vae victis! Die Urtheile der Verhängnisse sind für den Fall in letzter Instanz gesprochen. Der Theil des Adels, der aufgestanden, aber hat seine Waffen nicht an denen, gegen die der Aufstand gerichtet war, am herrschenden Stamm der Deutschen versuchen können; denn aus den Dra-

chenzähnen, die er in die Kriegsfurche eingesäet, sind sensenb waffnete Männer der Scholle hervorgewachsen, die an ihr Stelle eingetreten. Im Bauernkriege, der sich um die Ritt her erhoben, haben diese, wie natürlich, den Kürzern gezoge und wurden durch die Spieße gejagt. Nun haben Scenen si ereignet, bei deren Anblick das Herz blutet; denn die Natur Leidenschaft wüthet und schäumt wie ein reißendes Thier; hel Gott denen, die ihrer erbarmungslosen Wuth verfallen, unt ihren Tatzen bluten!

Das war der Morgengruß, womit das aufgehende Ja die Zeitgenossen empfangen; der Eindruck, den das Ereign auf sie gemacht, war bis zum tiefsten Mark einschneiden Diese Zeitgenossenschaft hat sich einem großen Theile nach i nerlich in einen fortdauernden Kriegszustand versetzt; die geisti Völlerei, der sie sich hingegeben, hat ihre Lebenskraft geschwäc und abgestumpft, und in der siechen Reizbarkeit dann alle Le denschaften losgelassen; Sectenwuth, Parteiwuth, Ideenwu haben ihre Schlünde aufgethan, und all ihren umnachtend Qualm ausgestossen; in hochmüthiger Selbstüberhebung ist d ser aufgestiegen, und hat den ganzen Gesichtskreis des inne Menschen umhüllt, und seine Sehkraft also benebelt, daß beinahe unzurechnungsfähig geworden. Dieser Theil der M welt, der unheilbarer Manie verfallen, in der heutigen Gese schaft umirrt, hat zuerst von der Begebenheit Notiz geno men; und die Veränderung, die in all seinen Gesichtszüg vorgegangen, und die Töne, die er ausgestossen, haben d Eindruck verrathen, den sie auf ihn gemacht. Die österreic sche Regierung hat nur abwehrend in das rasende Gewü eingegriffen, damit sie die Kämpfenden auseinanderbringe; u sonst! ihr Anblick hat nur die Krämpfe aufgeregt; der halbt rische Schrei, in dem die Gebundenheit der Irren sich au läßt, hat sie empfangen: das ist die böse Feindin, die diese Zwietracht ausgesäet; sie ist all dieses Blutes schuldig, ni der mit der Sünderin! So wurde sie aus dem Haufen der Menschenverstand schadhaft Gewordenen angeschrieen. Wer

rbischen Zeitungen in dieser Zeit gelesen, fühlte, wenn noch
ı Funke von Ehre ihm geblieben, sein Angesicht von bren=
nder Schamröthe überflogen.

Indessen noch nicht Alle, die der Gegenwart angehören,
d dem wirren Geiste unbedingt verfallen, der durch diese Zei=
t geht. Viele noch haben ihren gesunden Sinnen ein gesun=
s religiöses Princip, als den Lebensothem der Seele, be=
ahrt; und indem sie unbesorgt und fröhlich in ihm athmen,
det ihr Geist sich von innen heraus gehoben und gekräftigt,
ß er überall nach dem Rechten und Wahren strebt; und in
sem Streben begegnen sie sich häufig auf den Wegen, die
m Guten führen. Aber auch von ihnen ist ein guter Theil
ser Meinung des Irrseyns im Geiste und der Monomanie
eigensüchtigen Willen beigefallen; und auch sie wollen jene
gierung der Unthat anschuldigen, und ihre Stimme läßt sich
rch Ignoriren nicht beseitigen; denn sie bekömmt durch die
bescholtenheit der Stimmführer ein verführerisches Gewicht.
re sittliche Natur hat geschaudert vor den Gräueln, die vor=
fallen; was ritterlich Kräftiges in einzelnen Opfern hervor=
treten, wird in ihrer bedauernden Theilnahme hervorgezogen;
s in der frechen Verwegenheit Anderer Tadelhaftes gelegen,
rd vom Mitleid bedeckt; die Ungeschlachtheit der Bauern
ckt kein Interesse; die Regierung, der all der Vortheil des
mpfes zugefallen, ist man daher geneigt, zur Mitschuld bei=
ziehen, und sie für alle vorgefallene Ungebühr verantwortlich
machen. Man sieht, wenn auch edlere Motive zu Grunde
legen, das Endergebniß ist doch dasselbe; und das Gewissen
r also Urtheilenden findet seine Beruhigung in der Zustim=
ung so vieler Andern, die gleichfalls ein Herz für die über=
che Calamität in der Brust getragen. Die Regierung aber,
sonders wenn sie auf's Schweigen sich verlegt, mag die Un=
ll hinnehmen, und nach Belieben sie verwinden.

Zu der Classe ehrenhafter Männer, die wir hier im Auge
ben, müssen wir den edeln Pair auch zählen, dessen Zuschrift
ir, seinem Gesuch ohne Bedenken entsprechend, in diesen Blät=

tern seinem ganzen Inhalt nach aufgenommen. Schon als Jüngling hat er vor derselben Kammer, zu der er in der vorliegenden Angelegenheit geredet, mit warmer Beredsamkeit die Freiheit der Familie gegen das Monopol der Zünftigen in der Universität vertheidigt. Gleichzeitig hat er, im Avenir mit Gleichgesinnten verbunden, die Bresche besetzt, die die Julirevolution in die Ordnung der Kirche geschlagen, und auf ihre gänzliche Trennung vom Staat gedrungen. Es hatte sich, nachdem die dringende Gefahr vorübergegangen, und der erste Eifer des Widerstandes sich gelegt, bald ausgewiesen, daß weit gefehlt, daß das Christenthum eine solche Trennung gebiete, es vielmehr in allen seinen Gründen darauf gewiesen sei, die Einigung zu fördern und fruchtbar zu machen; und so hatte der römische Stuhl, darum befragt, seinen Entscheid in dieser Richtung gegeben, und nun war er der Ersten Einer, der von dem Unternehmen sich losgesagt, damit die Eintracht keine Störung leide. Seither haben wir ihn überall, wo der Kirche oder wohlverstandenen politischen Freiheit von Seite der Gewalt eine Gefahr gedroht, seine beredte Stimme erheben hören, und seiner Beredsamkeit ist es mehr als einmal gelungen, das ihr geflissentlich verschlossene Ohr der Gegner zu brechen, und den Unwilligen Achtung und Scheu zu gebieten. Die Dankbarkeit, die wir ihm für diese seine Unermüdlichkeit schuldig sind, dürfen wir, die Katholischen insbesondere, nie vergessen, auch wo er irrt; und selbst wo er gröblich irrt, will es sich gebühren, daß wir der Bestreitung seiner Irrthümer neuerdings eine solche Anerkenntniß unserer Verbindlichkeit voransenden.

Der edle Pair hat in der Rede, die er am zweiten Juli in der ersten Kammer abgehalten, nachdem er die im Kreis von Tarnow vorgefallenen Gräuel erzählt, zuletzt aus einem Briefe, der ihm im Augenblicke, wo er die Rednerbühne bestiegen, aus Gallizien zugekommen, die Nachricht der erstaunten Kammer mitgetheilt: Bogusz, der um den Mord von sechszehn seiner Angehörigen klagbar eingekommen, sei vor acht Tagen, zwei Stunden von jener Stadt, erwürgt worden; denn, sagte er,

der Urheber einer so unbequemen Klage habe sich selber unbequem gemacht, er habe verschwinden müssen, und so sei er weggeräumt worden, seine klagende Stimme werde nicht ferner mehr ungelegen kommen. Darauf hatte er hinzugefügt: und nun scheue ich mich nicht mehr des Ausspruchs: alle die erzählten Gräuel sind zum großen Theile das Werk der österreichischen Regierung gewesen. Als ersten Beweis dieser Anklage führt er die Unterlassung jeder Vorkehr an, um dem Ausbruch der Verschwörung vorzubeugen, sich dabei auf einen Brief des Fürsten von Metternich beziehend, der Zeugniß gebe, daß er diesen Ausbruch gefürchtet. Als zweiten Beweis gelten ihm die Preise, die die höhern Beamten der österreichischen Verwaltung für die Einlieferung der Leichen der Ermordeten den Mördern ausgesetzt; ein Blutgeld, so lange ausgezahlt, bis die Kassen sich daran verblutet. Correspondenten, wieder Augenzeugen aus Gallizien, haben das ausgesagt, und der Prinz von Schwarzenberg hatte die Wahrheit des ausgesetzten Preises für die Einlieferung der Lebenden, aus Gründen der Menschlichkeit, in der Augsburger Zeitung vom 28. April 1846 constatirt. Der dritte stärkste Beweis aber ist der kaiserliche Erlaß, der die Bauern belobt, daß sie sich zur Handhabung der Ordnung und des Gesetzes erhoben, und die Pläne ihrer Feinde also vernichtet haben.

So also war im Angesichte Europas auf der französischen Rednerbühne die österreichische Regierung des blutgierigsten Machiavellismus angeklagt. Im Dunkeln war sie der Verschwörung nachgeschlichen; in allen ihren Verstecken hatte sie die Sorglose bewacht, und die Unbehuthe, als hätte sie nichts gesehen, gewähren lassen. Unterdessen hatte sie, wieder im Schatten der Nacht, die Bauern sich gewonnen, mit Mordwaffen im Stillen sie versehen, und sie in ihrem Gebrauch geübt. Endlich als das Werk der Iniquität zum Schluß gekommen, und die Verschwornen, heißen Blutes wie sie von je gewesen, losgebrochen, da wurden alle Stricke des Netzes angezogen, und die Schlachtopfer schwarzer Tücke fanden schnell in den geleg-

ten Fallstricken sich verwickelt und gefangen. Nun wurden die bewaffneten Mörderbanden durch die gesetzten Preise angestachelt, durch Branntwein bis zur viehischen Wildheit berauscht, losgelassen, und sofort die Gräuelscenen vor den Augen der erschrockenen Welt aufgeführt. Zum Schlusse der haaransträubenden Tragödie wurde nicht etwa das Recht gehandhabt, durch Bestrafung der Verbrecher und den Lohn derer, die sich bewährt gefunden; sondern jene wurden im Erlasse hoch belobt, das Andenken der Bedauernswerthen aber, die mit den wenigen Schuldigen sich verwickelt, wurde feiler Verläumdung hingegeben, daß sie vollende, was die schnöde Gewalt angefangen. Kein Wunder, daß eine lebhafte und langdauernde Bewegung des Beifalls diese Anklage aufgenommen; die Hörer mußten voraussetzen, daß das Gesagte auf einem festen, nicht zu erschütternden Grunde ruhe, und daß das bisherige Schweigen der Angeklagten gegen sie Zeugniß gebe. Als daher der Minister des Aeußern warnend sagte: die Instruction des vorliegenden Processes verhandle sich vor Europa nicht in Frankreich; die Debatte über die inneren Acte einer Regierung sei nicht dieses Ortes, und es sei nicht seine Sache, die angeregten Thatsachen zu verhandeln, und ihre Wahrheit zu leugnen oder einzugestehen; nur das dürfe er nicht gestatten, daß man aus seinem Schweigen irgend eine Folgerung ziehe. — Als er diese ruhig besonnenen Worte geredet, deutete man sie als eine indirecte Bestätigung der Anklage, und einen durch seine Schwäche gescheiterten Versuch der Vertheidigung des Fürsten von Metternich. Um dieselbe Zeit geschah, gleichfalls auf den Antrag eines ehrenwerthen katholischen Pairs, eine ähnliche Verhandlung im englischen Parlament, wobei der dortige Minister erklärte: die vorgefallenen Gräuel könne er nicht leugnen, aber auch sich nicht entschließen, an ihre Gutheißung durch die österreichische Regierung zu glauben; seine Ueberzeugung neige dahin, sie den Lokalbehörden der Provinz zuzuschreiben, „mit dieser Aeußerung der Regierung wenigstens das Berufen auf den Drang

er Umstände, der diese Behörden, zwischen Leben und Tod gestellt, auf die eigene Persönlichkeit angewiesen, gestattend.“

So hat das Ausland die Vorgänge genommen, und die Rücksichtslosigkeit, womit seine Gedanken darüber auf offener Rednerbühne sich ausgesprochen, mußte uns erinnern, daß wir im Inlande, dem Schauplatze dieser betrübten Ereignisse am nächsten, über die wir uns in der durch die Ueberraschung unverkennbar durchbrechenden Wahrheit leicht eine vorläufige Meinung bilden konnten, auch einiges Recht hatten, gehört zu werden. Wir achten jede fremde Nationalität; der politische Tact der Engländer wird ohne Bedenken von uns bewundert und anerkannt; die gewandte Handhabung der Calcüle und Formeln politischer Mechanik, zu der es die Franzosen gebracht, wir lassen sie gelten in ihrer Art und ihrem Werthe; selbst die Fügsamkeit unter das eiserne Joch einer Führung, die ihm Heil und Unheil spinnt, in der sich ein Theil des Slavenvolks den Schicksalsmächten hingegeben, während ein anderes sich in verspäteter Ritterlichkeit gefallen, lassen wir uns, als unvermeidliche Gegensätze in der Geschichte jenes Volks gefallen; aber Nationalität gegen Nationalität gestellt, auch wir haben die Unsere, und sie wird in unserer Würdigung billig nicht an den letzten Platz gestellt. Es ist uns noch nicht geläufig worden, unsere Regierungen gänzlich aus dem Inbegriff des Volkes auszuschließen, und sie allein gestellt, etwa als einem fremden, erobernden Volke angehörig, zum Gegenstande hassender Gefühle zu machen. Wir erkennen sie vielmehr als Fleisch von unserm Fleische und Bein von unserm Beine, ohne uns darum verantwortlich zu machen für jeden Fehler und Mißgriff, den sie begehen mögen; aber wenn man leichtfertig sie einer kalten, heimtückischen, überlegten Bosheit, einer fortgesetzten grausamen Arglist und Treulosigkeit beschuldigt, dann regt sich das Blut in uns; wir erkennen einen solchen Angriff auf ihre Ehre als Einen gegen uns selbst gerichtet, und wir halten uns verpflichtet, eine solche Unbill

mit allen Kräften und mit aller Entrüstung des verletzten Nationalgefühles abzuweisen.

Als daher die Anklage zu unserer Kenntniß gekommen, mußte die erste Frage seyn, die uns aufgestiegen: ist es auch nur möglicher Weise denkbar, daß eine Regierung, die in unserer Mitte lebt, von deren Thun und Lassen, was sich, wie die Zeiten laufen, durch kein Mittel vertuschen läßt, wir alltäglich Zeugen sind, sich so vergessen könne, daß sie durch langen Zeitraum einem solchen Werk der Finsterniß sich hingegeben, und gegen alle ihre Neigungen und Interessen über dieser Conspiration gegen den polnischen Adel ihres eigenen Landes mit hassender, unmotivirter Rachsucht brütend, die Ausführung eines so teuflischen Planes bis zur äußersten Spitze des Gräuelhaften hingetrieben? Die Empörung aller Gefühle in der Brust konnte die Antwort keinen Augenblick zweifelhaft lassen; was wir wußten vom Verlauf der Sache, widersprach überlaut einer solchen monströsen Ansicht. Man hat seit Generationen vielerlei Klagen und Vorwürfe gegen die österreichische Regierung artikulirt; es waren hauptsächtlich Unterlassungssünden, die man ihr vorgeworfen; aber solch einer abgründigen, positiven, moralischen Verderbniß hat noch Niemand sie anzuschuldigen gewagt. Wenn es in Frankreich zu den Gräueln der Bluthochzeit gekommen, so mußten, damit sie möglich wurden, andere Gräuelhaftigkeiten, in Mitte eines im scheußlichsten Bürgerkrieg zerrissenen Volkes, ihr den Weg bereiten; es bedurfte eines noch scheußlicheren Blutbades, das fünf Jahre früher die Hugonotten, in der sogenannten Michelade, durch dreitägige kaltblütige Hinschlachtung ihrer Gegner von Nismes angerichtet; es bedurfte einer im Gefolge früherer Verschuldung hinwelkenden Dynastie, und eines ausländischen, in der Schule des Machiavellismus erzogenen Weibes, um diese Ausgeburt eines unseligen Augenblickes hervorzurufen. Wenn in der Revolution in schneller Folge gräuelhafte Ausgeburten aus dem Abgrund hervorgestiegen, so hat damals das fressende Feuer, das aus der Höhe auf die Gesellschaft herabgefallen, sich schnell bis zum

Mark durchbrennend, alle diese Scheusale wie motivirt, so auch erklärt. Aber Oesterreich? ihm in dieser Zeit, unter den vorliegenden Umständen, eine solche improvisirte Unthat aufzubürden! ihr mögt ihm hundert Dinge nachreden, aber muthet der Welt, die noch bei Troste ist, nicht zu, solchem ausschweifenden Fabelwerk auch nur einen Augenblick Gehör zu geben. Wenn Stimmen in unserer Mitte, der Hefe der Schlechtigkeit entfahrend, es mit solchen Beschuldigungen angegangen, dann haben wir, solche Ehrlosigkeit mit eiskalter Verachtung unter die Füße getreten. Wenn aber ehrenhafte Männer das Unglück gehabt, die ihrige solchen Anschuldigungen zu leihen, dann ist alles, was die Ehre von uns verlangen darf, es einem nicht genug zu beklagenden Irrthum von ihrer Seite zuzuschreiben.

In dieser Stimmung haben die katholischen Betrachtungen über die Rede des Grafen von Montalembert die Redaction der historisch-politischen Blätter gefunden; und diese hat, nachdem sie mit ihrem Inhalt sich bekannt gemacht, keinen Augenblick Anstand genommen, sie wörtlich, ohne Zusatz oder Auslassung, aufzunehmen.' Wer solche Beschuldigungen Angesichts von Europa auf offener Rednerbühne ausspricht, muß sich gefallen lassen, wenn auch die Erwiederung nicht schonend mit ihm verfährt. Das hat jedoch der Urheber jener Bemerkungen sich nicht gestattet; er hat mit großer Mäßigung die vielfachen sonstigen Verdienste, den Muth und das Talent des Angreifenden anerkannt; er gibt zu, daß er im Irrthum gehandelt, weil die Lügenhaftigkeit ihn hintergangen; er wirft ihm nur vor, daß er jener Critik sich entschlagen, die er als Christ schon jedem Verbrecher nicht hätte versagen dürfen, und die der Ausspruch Gregor XVI. ihm dringend nahe gelegt; er macht ihn aufmerksam auf die Gefahr der Spaltung, womit sein System den Bund der Vertheidiger der Kirche dieß und jenseits der französischen Gränze bedrohe; auf den höhnischen Ruf, der in den Reihen der Gegner sich erheben werde: hört die Ultramontanen und ihren Vorkämpfer in Frankreich, wie sie Lästerung gegen die Regierung reden, die nichts gethan, als den hellen,

klaren Aufstand abzuwehren; er warnt endlich alle, die in Mitte der deutschen Zunge auf der rechten Seite stehen, ihre gute Sache nie durch Einmischung weltlicher Zwecke zu trüben. Alles das war in rechter Haltung würdig, in großer Mäßigung wohl überlegt, durchaus vernünftig und zeitgemäß; die Blätter konnten der Evidenz sich nicht versagen, und haben diesen Schrei des moralischen Unwillens ohne das mindeste Bedenken aufgenommen.

Es konnte der österreichischen Regierung nicht geziemen, der Atrocität einer solchen maßlosen Anschuldigung entgegenzutreten; sie hatte nach deutscher Weise rechtliche Untersuchung angeordnet, und mußte ruhig ihr Resultat abwarten. Sie mußte gefaßt seyn, daß man von geheimem inquisitorischen Verfahren, von der Hilflosigkeit der Angeklagten vor einem uncontrollirten, abhängigen Gerichte reden würde; aber die anerkannte Gewissenhaftigkeit deutscher Richter in so ernsten Dingen, — eine Gewissenhaftigkeit, die durch ihre Uebertreibung sogar zu allen den Weitläuftigkeiten und pedantischen Umschreibungen geführt, die man dem deutschen Rechtsverfahren mit Grunde vorwirft, — mußte sie beruhigen; und sie konnte darauf rechnen, daß in einem so complicirten Handel, in den so viele Menschen verwickelt sind, freiwillige, unverhohlene Geständnisse und ungezwungene Eröffnungen das Bemühen der Richter, die Wahrheit zu entdecken, und das gefundene Urtheil unumstößlich zu machen, begünstigen würden. Sie hat also in ihrem Schweigen beharrt, jedoch für gut gefunden, dem Tumulte der Meinungen, der sich erhob, warnend jene Schrift entgegensetzen zu lassen, die unter dem Titel: „Aufschlüsse über die Ereignisse in Polen. Nebst sechszehn authentischen Actenstücken, in Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielmann", erschienen.

Der Graf von Montalembert, der deutschen Sprache kundig, hat diese Schrift gekannt, weil er Stellen aus ihr zur Vertheidigung seiner Ansicht entlehnt; aber er hat ihr, von vorgefaßter Meinung eingenommen, nicht die Aufmerksam-

it zugewendet, die ihr Inhalt von ihm verlangt. Ihr halb-fficieller Charakter war ihm nicht entgangen, und es konnte ihm aher nicht verborgen bleiben, daß sie von einem Manne her-ührte, der vollkommene Kenntniß vom Gange der Untersuchung atte, und nur vorläufig die Welt über ihre allgemeinen Er-ebnisse unterrichten sollte. Seine Anklage war darin aus den lcten zurückgewiesen, und in allen Argumenten, womit er sie egründen zu können geglaubt, entkräftet. Die Bewegung ist ier bis in ihre ersten Anfänge verfolgt; und es ergibt sich: aß die Mittel, die, um den Ausbruch herbeizuführen, ange-wendet wurden, der Regierung wohl bekannt gewesen; und wie ihre Maßregeln dagegen mit Ende November vorigen Jahres vor einer Untersuchungscommission in Bochnia begonnen. Es stellte sich bald heraus, daß ein großer Theil des niedern Adels, die Gutspächter, die Dominicalbeamten und der abhängige Cle-rus sich ihr angeschlossen, und die Edelhöfe, die die geheimen Zusammenkünfte gehegt, waren der Regierung wohl bekannt. Sie kannte aber auch die Gesinnung der großen Volksmasse; baute zwar auf ihre Treue, rechnete aber, im Bewußtseyn der Ueberlegenheit ihrer Mittel, nicht auf ihre Hilfe. Die Verhaf-tungen, die sie vorgenommen, waren es eben, die den Ausbruch, den die Unbekanntschaft der Verschworenen mit dem Boden, auf dem sie handelten, vorbereitet, um drei Tage beschleunigten; denn noch an demselben Tage, wo er eingetreten, hatte der Generalgouverneur versucht, ihn durch eine Proclamation an die Kreisvorsteher von Seite des Volkes abzuwehren. Aber die Verhängnisse erfüllten sich, die Catastrophe ließ sich nicht auf-halten; die erste Beschuldigung, daß die Regierung bei ihr mit-gewirkt, war durch diese Angaben entkräftet und abgewiesen. Die Fabel von den ausgesetzten Preisen auf die Köpfe der Ge-fallenen, hatte ihre Abfertigung und Erklärung durch die Prä-mien erhalten, die der Oberst Benedeck den Bauern für jeden Insurgenten, dem sie Pardon geben und heil und gesund einlie-fern würden, erhalten; während umgekehrt Dembowsky in Krakau 10000 Florin dem ausgesetzt, der ihm den Kreishauptmann von

Bochnia lebend oder todt einliefern würde. Der kaiserliche Erlaß, der die vorgefallenen Ausschweifungen tadelnd, dem Volke für die bewiesene Treue dankte, erhielt nun selbst seine unzweideutige Auslegung und Erklärung. Die Unterscheidung, die die Schrift zwischen den beiden Perioden des Aufstandes machte, in deren erster der Unwillen der Bauern sich Luft gemacht, in der zweiten ihre Wuth ausgebrochen und zugenommen, und der Radicalism nun in seiner ganzen nackten Scheußlichkeit in den Anstiftern aufgetreten, hatte den Schlüssel des ganzen Vorgangs jedem Unbefangenen gegeben; und die Actenstücke, die sie mitgetheilt, mußten ihn überzeugen, daß nur durch das gänzliche Scheitern des Planes das Einbrechen des grauenvollsten Terrorisms mit seinen Revolutionsausschüssen und allen seinen Gräueln abgewendet werden konnte.

Der edle Pair hat das Alles gelesen, aber das und die Lügenhaftigkeit seines Correspondenten, der ihm die Ermordung des Boguszk berichtet, hat sein Vertrauen auf die Quellen, aus denen seine Ansicht geflossen, nicht geschwächt; er hat seine unglückliche Ueberzeugung festgehalten, und den Brief, den er der Redaction geschrieben, im Univers bekannt gemacht. Wir haben unseren Augen kaum getraut, als wir ihn zuerst gelesen. Die Betrachtungen in den Blättern hatten nur an dem schlagenden Beispiel, das die Rede gegeben, die Deutschen gewarnt, vor jedem auch noch so lockenden Bündnisse des Principes, für das sie streiten, mit allen individuellen und nationalen Sympathien, Abneigungen und sonstigen weltlichen Zwecken sich zu hüthen; damit den Bund für die gemeinsame katholische Sache keineswegs rund absagend, sondern nur bemüht, dadurch die Gefahr seiner Auflösung durch Einmischung störender Beisätze nach Möglichkeit abzuhalten. Er aber nun setzt der Anschuldigung, daß er in dieser Sache solche auflösende Reagentien beigemischt, sein ganzes ehrenvolles Leben entgegen, und apellirt an die einstimmige Meinung aller katholischen Völker, die in der Bestätigung seiner Anklage eines Sinnes geworden. Hätte er in allen Erlassen der Regierung, die Mainzer Schrift

lt eingeschlossen, nur die geringste Demonstration der Verbre-
en der Schlachtopfer und der Unschuld ihrer Henker gefun-
n, er hätte geschwiegen, oder seinen Irrthum eingestanden.
ber nicht den Schatten eines Beweises hat er vorgefunden;
cht einmal ein Name der angeblich Verschwornen kömmt vor
jener Schrift; nicht Einer der Hingemordeten hat auch
nes Verbrechens überwiesen werden können; nicht eine That-
che zum Nachtheil eines der Schlachtopfer hat sich ausge-
ittelt. Ein Rechtsverfahren ohne Oeffentlichkeit gegen sie in-
ruirt, würde vor Europa und der Nachwelt schon lächerlich
scheinen. Jetzt, nachdem sechs Monate ohne Entdeckung ei-
er Schuld von Seite von Tausend Schlachtopfern hingegan-
en, ist der Beweis hergestellt, daß nur die Ankläger die Hen-
r, und die, welche sie erkauft, schuldig sind. Nur eines Irr-
hums in Betreff des angeblich ermordeten Boguskz gibt der
Briefsteller sich schuldig. Wir müssen sagen, solchen Glau-
en haben wir in Israel nicht gefunden; wir nehmen unsererseits
iese Unerschütterlichkeit als den Beweis der Aufrichtigkeit seiner
leberzeugungen; aber wir fürchten nur allzusehr, daß eine
chwere, harte Enttäuschung sich dieser Sicherheit bereite, wenn
rst die Acten dieses Processes erscheinen werden, auf die, wie
atürlich, sich jene Schrift beruft. Der edle Pair wird als-
ann wissen, was die Ehre ihm gebietet; dagegen geben wir
einem Zweifel Raum. Alles, was wir ihm jetzt anmuthen,
ist, daß er eingedenk menschlicher Fehlbarkeit, und fern wie er
em Sachverhalte steht, und nur das Geschrei der Leiden-
chaft rund umher vernimmt, die Möglichkeit eines grausa-
men Irrthums von seiner Seite eingestehe, und mit uns das
Ende der Untersuchung und die vollständige Darlegung des
ganzen Handels, wie sie die österreichische Regierung der Welt
chuldig ist, abwarte.

Die Vorzeitigkeit, zu der er sich durch seine Eindrü-
ke hat hinreißen lassen, mußte folgerecht die Mißhandlung
es Verfassers der warnenden Bemerkungen in unsern Blät-
ern herbeiführen. Der edle Pair hatte schon in seiner Rede

die elenden Apologisten des Verbrechens, die — nicht in Frankreich, sondern glücklicher Weise nur in Deutschland zu finden, — ihre feile Feder in eine verwünschte Tinte tauchend, keinen Augenblick Anstand genommen, mit allem Gifte der Verleumdung noch nach ihrem Tode die Opfer der Politik zu bespritzen, dem Unwillen der Kammer denuncirt. Der Brief klagt nun auf den Vertheidiger der österreichischen Regierung: er habe diese rhetorische Phrase, die auch, wie natürlich, durch ihre Kühnheit große Sensation gemacht, auf sich gezogen; er habe den ehrwürdigen Geist des verstorbenen Papstes gegen den Redner heraufbeschworen, und ihn beschuldigt, daß er die Sprache der Jacobiner des Conventes rede. Sofort erhebt er sich nun in allem Selbstgefühle eines Parlamentsgliedes, das die Sache eines unterdrückten Volkes, die Ehre seiner Exilirten und das Andenken seiner gewürgten Söhne vertreten, und dabei ohne persönliches Vorurtheil gegen Oesterreich, wie ohne Vorliebe für das unglückliche Polen, nur aus Liebe für die Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne Furcht und Hoffnung, gänzlich unbestochen geredet; und fordert nun den Gegner auf, das Gleiche von sich auszusagen. Wir wollen dem edlen Pair keinen der Gründe anstreiten, auf denen dieß sein Selbstgefühl beruht; aber wir fragen ihn: was konnte ihn berechtigen, also, nachdem er eine unerhörte Anklage gegen eine Regierung ausgesprochen, diese noch einmal wie in einem Brennpunkte zusammenzufassen, und nun die Spitze der Flamme gegen den Mann zu richten, der ihr das Wort geredet, und dabei gegen ihn keine Vorschrift der Religion, der Sittlichkeit und der Ehre verletzt? Wir ehren die Rechte der Tribune, selbst in ihren Verirrungen, weil die Zeit dieses Correctifs bedarf; aber sollte ihr gestattet seyn, links und rechts ihre Geschosse unter andere Völker und Regierungen blindlings auszusenden, unbekümmert ob sie treffen; diesen dagegen verwehrt werden, irgend eine Einrede zu machen, auf die Gefahr hin, daß der Widerredende sogleich als ein Auswurf der Menschheit und ein feiler Söldling gebrandmarkt werde? Einen solchen Terrorism, ärger als der,

den der Heilsausschuß und Napoleon in den äußeren Verhältnissen geübt, sich gefallen zu lassen, wäre schmachvoll und niederträchtig von allen Völkern, denen er geboten wird. Die Rednerbühne in Frankreich hat der österreichischen Regierung Attentate vorgeworfen, wie sie die Revolution im September 1792 in der Abtei geübt; ihr Vertheidiger hat erwiedert: der Redner habe diese Anklage in Formen ausgedrückt, die ihn im Munde der Männer vom Berge nicht überrascht haben würden. Wir fragen: welche Anschuldigung ist enormer, die, welche auf die Ausübung gräuelvoller Thaten geht, oder die formale, die auf die Fassung der Anklage solcher Ungeheuerlichkeiten gerichtet ist? Es mag wohl eine gute Sache seyn um die persönliche Unabhängigkeit, als die Unterlage für die Unabhängigkeit des Urtheils; aber es ist eine tadelnswerthe Selbstüberhebung, bei Abwesenheit dieser allerdings begünstigenden materiellen Vorbedingung, bei den Staatsdienern ohne weiters feile Abhängigkeit zu statuiren. Der Sprecher der Regierung kann gegen das tadellose Leben des Grafen von Montalembert getrost das Seine setzen, und beide Bürgschaften müssen bei der öffentlichen Meinung vollgültig genommen werden, bis Einem oder dem Andern nachgewiesen worden, daß er das Leben irgendwie befleckte. Den Streit zwischen Beiden auf den Weg der Persönlichkeit zu weisen, kann daher zu keinem irgend erheblichen Resultate führen, denn ihr Hader ist kein persönlicher; er hängt mit einer größeren und allgemeineren Sache zusammen, und steht und fällt mit ihr; Genugthuung und Ehrenklärung hängt daher von ihrem Unterliegen oder Triumpfe ab.

Sage nur, womit du umgehst, und ich sage dir, wer du bist! also läßt ein altes Sprichwort sich vernehmen. Wir haben jene Ehrenrettung in unsern Blättern aufgenommen, und müssen sie ihrem ganzen Inhalt nach vertreten; darum sind wir gehalten, auch unsern Antheil der Verschuldung auf uns zu nehmen. Was wir nach bestem Gewissen gethan, und wozu wir uns mit allen uns obliegenden Pflichten als verpflichtet angesehen, wird uns darum auch vorgerückt, als hätten wir es der öster-

reichischen Censur zu Gefallen, oder der absolutistischen Politik zu Willen uns gestattet. Solche Vorwürfe rühren uns nicht; sie sind nicht einmal ernst gemeint, bei dem, der sie ausgesprochen; er weiß selber, wie es darum beschaffen ist, und vor der kundigen Welt zerfließen sie in ihrer Nichtigkeit. — Der Zweck der Zeitschrift ist schlechthin Vertheidigung der Kirche; Geschichte und Politik werden nur subsidiarisch zugezogen. Sie ist darum kein Parteiblatt, weder für noch gegen Oesterreich oder Preußen, oder einen andern Staat, auch selbst für Bayern, ihr Heimathland, geschrieben; sie sucht überall nur die Wahrheit und nicht die Partei. Sie hat ein Herz für katholische Regierungen, also auch für Oesterreich, aber nur insofern sie die gute Sache der Kirche fördern; sie findet sich mit den protestantischen Regierungen, also Preußen etwa, im Widerspruche, aber nur wenn sie thätlich und sachlich ihr Eintrag thun. Sie hält sich also verpflichtet, diesen entgegenzutreten nach Kräften, wo sie nachtheilige Eingriffe sich erlauben; den andern aber das Wort zu reden, wo der Sectenfanatism sich etwa Ungebühr gegen sie erlaubt. Aber sie hält sich nicht berufen, alle Unterlassungssünden zu rügen, am wenigsten da, wo die Praxis dem Buchstaben widerspricht; was allerdings in constitutionellen Staaten als die Pflicht der Rednerbühne, vor Behörden aufgeschlagen, die selbst Theil an der Gesetzgebung nehmen, sich herausgestellt. Dadurch bekömmt sie hinlänglichen Raum, der Wahrheit vielfaches Zeugniß zu geben, ohne sich selber durch schrankenloses Uebergreifen die Wege zu verrennen. So ist es ihr gelungen, zu einer Zeit, wo es, um einen derben Ausdruck Luthers zu gebrauchen, Dreck regnet, unbeschmutzt durch alle Lachen hindurchzugehen. Das ist ihre Stärke; selbst der Löwe scheut das hellaufbrennende Feuer in seiner Schärfe, und entweicht vor ihm brüllend in die Ferne; die Schakale aber, die mit ihm auf den Raub gezogen, umheulen ihn aus dem Dunkel der Nacht. Die Widersacher versuchen wohl in alle Wege die Wahrheit, die aus ihr scheulos spricht, zu secretiren und zu quiesciren, oder sie mit plumper Tatze niederzulegen; umsonst, sie leuchtet nur um so klarer

auf, und die Getroffenen schleichen scheu, aus schiefem Auge zu ihr aufsehend, an der Verhaßten vorüber, und werden nicht mehr gesehen. Es ist dieselbe Stellung, die früher der rheinische Merkur in der Politik eingenommen; sie haben ihn wohl damals in ihrer Thorheit niedergetreten; aber er lebt, nach einem Menschenalter, noch im Andenken der Nation in Ehren fort. Die Blätter aber gedeihen nun in's zehnte Jahr, und werden unter dem Schutze eines Monarchen fortbestehen, den unsere wie im Zahngeschäft lallend geifernde öffentliche Meinung des Obscurantisms anzuklagen sich nicht entblödet, dem aber die Geschichte volle Genugthuung geben wird.

Wie nun, sollten wir durch die wenigen hingeworfenen Worte des Briefes uns irren lassen, und durch eine fortgesetzte Polemik gegen den Redner auch unserer Seits den unseligen Streit, der sich von Volk zu Volk erhoben, noch mehr vergiften, und den Schaden vollends unheilbar machen? Das würde gegen alle Liebe seyn; wir würden uns selbst an dem ersten Grundsatz versündigen, den wir als die Richtschnur der Blätter aufgestellt: die gemeinschaftliche Sache, für die wir streiten, von allen individuellen und nationalen Vor- und Abneigungen und sonstigen weltlichen Zuthaten rein zu halten. Solche Untreue an unserem eigenen Princip begangen, würde dreifach sündhaft seyn, in einem Augenblicke, wo dem frechen Hohne gegenüber, mit dem man in der Schweiz alle Grundsätze, auf denen die Gesellschaft ruht, unter die Füße getreten, sich nun Allen die Verpflichtung aufdringt, dieß Princip auch auf die politischen Verhältnisse des europäischen Gemeinwesens auszubreiten, damit alle Regierungen in gemeinsamer Einigung diesen Todeskeim ausstoßen. Alle Beredsamkeit, die der edle Pair aufgewendet, hat unser Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit, die die österreichische Regierung in den Vorkommenheiten in Gallizien bewiesen, nicht zu erschüttern vermocht; wir können uns aber auch in keiner Weise entschließen, unser Vertrauen auf den religiösen und sittlichen Charakter des edeln Pairs aufzugeben und den Grund des Mißverständnisses anderswo,

als in jener Luftspiegelung aufzusuchen, die uns in der Dürre der Wüste mit weiten Seen, Palmenwäldern an ihren Ufern, und blühenden Städten in Mitte ihrer Einsamkeiten äfft; eine Täuschung, der das staunende Auge sich nicht zu entschlagen vermag. Er lebt in der Mitte des unglücklichen Volkes, das eine Zufluchtsstätte für sein Elend in Mitte des Seinigen gefunden; so viele Fäden haben sich zwischen ihm und der alten Heimath gewebt; so viele wunde Stellen sind nackt und schutzlos den zerreißendsten Schmerzen geöffnet; die unterdrückten Schmerzenslaute schlagen unaufhörlich an sein Ohr, und das Blut, das die Erde getrunken, schreit um Rache. So ist das Herz ihm übergegangen, und er hat vor seinem Volke die Sache des zum Schweigen Verurtheilten geführt. Die Staatsmänner mögen die Weise, mit der er es gethan, streng verurtheilen; wir selbst dürfen, immer den ganzen Menschen im Auge haltend, ihm nichts versagen, was er irgend mit Billigkeit verlangt. Die geschmähte Regierung könnte ihm mit demselben Maße zumessen, mit dem er ausgemessen; sie hat es im Gefühle ihrer Würde unterlassen, und seinen Behauptungen hat ein Ehrenmann nur ihre ruhige Verneinung entgegengesetzt. Stimme und Gegenstimme werden Beide von ehrenhaften Männern mit gleichen Talent vertreten, darum ist bei ihnen schon an sich die moralische Verantwortlichkeit außer Frage; der Ausgang entscheidet, und wir können ihn getrost erwarten. Nicht einmal die Besorgniß, die 'Bitterkeit des Streites möge das drohende Schicksal der Unglücklichen erschweren, die unter dem Schwerte des Gesetzes stehen, kann unsere Zuversicht erschüttern; denn wir vertrauen: wenn die Gerechtigkeit, schon theilweise durch die Verhängnisse versöhnt, vollends sich erfüllt, wird die Gnade in ihrem freien Walten sich durch solche Betrachtungen nicht irren lassen. Das katholische Frankreich hat für das katholische Deutschland Kirchengebete abgehalten, als ihm Gefahren drohten; dieses kann solchen Liebesdienst nicht damit erwiedern, daß es ihm den Rücken kehrt, und ihm und Allem, was in seiner Mitte achtbar ist und ehrenwerth, den Bund aufsagt. Unsere Wege gehen in diesem Punkte vor ausgemachter Sache auseinander, im Uebrigen wird es beim Alten bleiben.

XLVIII.

Zeitläufte.

Trübe Aussichten für die französische Schweiz. — Befestigung des radikalen Regimentes im Waadtlande. — Sieg der Revolution in Genf. — Muthmaßliche Folgen desselben für die verbündeten katholischen, für die conservativ-protestantischen Kantone und für die angränzenden Länder. — Rückblick auf die Berufung der Jesuiten nach Luzern, als scheinbar nächste Veranlassung des Zwistes. — Wichtigkeit aller religiösen und confessionellen Fragen für die Politik und Diplomatie unserer Zeit. — Vergleichung mit ähnlichen Zuständen des siebenzehnten Jahrhunderts. — Heutiger Zustand der Auflösung des Protestantismus. — Die „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus“ von Thiersch, als erfreuliches und gleichzeitig betrübendes System desselben. — Charakteristik dieses Systems der Apologetik.

Den 19. October 1846.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird es der Schweiz beschieden seyn, der Boden zu werden, auf welchem, in ähnlicher Weise wie einst das Wiedertäuferwesen in Münster, der Radikalismus des neunzehnten Jahrhunderts zur freien Entfaltung gelangend, in politischer und in kirchlicher Beziehung Form und Gestalt gewinnt. — Im Waadtlande ging zuerst die Saat auf. Dort hat sich der Communismus in mannigfachen geheimen und halbgeheimen Vereinen zusammenballen können, welche heute bereits rastlos beschäftigt sind, neue Anknüpfungspunkte in Deutschland zu gewinnen und Fäden auf Fäden herüber und hinüber zu spinnen. Als sich ein Rest von christlichen Elementen, soviel davon im protestantischen Pietismus der Momiers lebt, zum Widerstande anschickte, hat das

kirchlich=politische Freithum, welches sich der Regierung bemächtigt hatte, durch die That gezeigt, welche Stellung es auch dem ältern protestantischen Kirchenthum gegenüber nehmen werde. Die calvinistische Staatskirche ist dem ersten Handstreich erlegen; ein Theil der verheiratheten Geistlichkeit küßte die Hand, welche sie schlug und unterwarf sich in stummer Demuth den volksthümlichen Gewaltherren; ein anderer suchte sich, bitter gehöhnt und geschmäht, als verfolgte Dissentersecte zu behaupten und an den englisch=schottischen Methodismus anzulehnen. Im Ganzen aber ging in der französischen Schweiz die Entwickelung der Revolution einen weit langsamern und besonnenern Gang, als man nach dem Character der herrschenden Partei hätte erwarten sollen, und der mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehende Terrorismus ist nicht, oder noch nicht eingetreten. Dagegen hat die böse Flechte, nach außenhin wuchernd, Boden gewonnen. In Genf hat die Revolution, wie allenthalben, mehr durch Schwäche der erhaltenden Partei, als durch Uebermacht oder heroische Tapferkeit der Angreifer gesiegt, und die Stadt Basel kann von Tage zu Tage eines ähnlichen Schlages gewärtig seyn. Was dann gegen die sieben verbündeten katholischen Kantone in der nächsten Zukunft versucht werden wird, kann nicht leicht einem vernünftigen Zweifel unterliegen. Bis dahin aber scheint die radikale Umwälzung in Genf die Maske der Ruhe und Mäßigung festhalten zu wollen. Ein gewaltthätiges, grauenvolles Schreckensregiment ist auch dort bis jetzt nicht aufgerichtet worden; man hat sich mit kluger Berechnung auf die Erklärung beschränkt, daß das Vermögen Derer für den Ersatz des Schadens hafte, welche ihrem Amte und Eide treu, der Empörung den pflichtmäßigen Widerstand entgegensetzten. Vielleicht ist dies der erste Anfang der Confiskation des Eigenthums der „Vermögensaristokraten", über deren Sturz alle communistischen Schweizerblätter jubeln, jedenfalls aber ein Schreckmittel, welches leider, so nahe dessen Anwendung in umgekehrter Richtung auch liegen mochte, von den Verfechtern der guten Sache niemals angewendet ward. In

n Händen der Feinde wird es seine Wirkung nicht verfeh-
t. Nur die katholischen Kantone bereiten sich, wie es scheint,
it Umsicht und Entschlossenheit zu jenem Kampfe auf Leben
d Tod, dem menschlichen Einsehn nach dort keine Macht auf
den mehr zuvorkommen kann.

So ist die Lage der Dinge in der Schweiz. Wir wol-
 uns hier nicht in Vermuthungen erschöpfen, welche Stel-
ng die europäischen Großmächte diesen Ereignissen gegenüber
hmen werden, oder die Wünsche der Freunde der Ordnung
 Betreff des Ganges formuliren, den sie nehmen sollten. —
ir wollen auch keine Unglückspropheten seyn. Rath zu geben
d wir ohnedieß glücklicherweise nicht berufen. Nur so viel ist
wiß: gehen die Ereignisse in der Schweiz, von außen unge-
mmt, ihren natürlichen Entwickelungsgang, so ist der Reli-
onskrieg gegen die katholischen Kantone unvermeidlich. Einem
iege des communistischen Radikalismus folgt dann eine einige
d untheilbare Helvetique im Sinne der Revolution, nicht
ehr des achtzehnten, sondern des neunzehnten Jahrhunderts.
ich dann den weitern unausbleiblichen Einfluß auf die
grenzenden Provinzen Deutschlands, Frankreichs und Ita-
ens auszumalen, ist kein Uebermaaß von politischem Fernblick
rforderlich. —

Gehen wir von diesem keineswegs erfreulichen Stande
er Dinge in der Gegenwart zurück auf die wirkenden Ur-
chen in der Vergangenheit, so finden wir als nächste Ver-
nlassung freilich die Berufung der Jesuiten nach Luzern.
achdem dieser souveräne Kanton von einem ihm unbezweifelt
ustehenden Hoheitsrechte Gebrauch gemacht, glaubte der Radi-
alismus, der so eben noch, gestützt auf das absolute Herrscher-
echt jeder Kantonalregierung, im Aargau die, durch den Bun-
esvertrag garantirten Klöster eingezogen hatte, sich dadurch
edroht oder beeinträchtigt. Er mischte sich also, nicht zufrie-
en mit dem Kriege, den er gegen die katholische Kirche auf
protestantischem Gebiete führte, in den innern Haushalt der
atholischen Bundesregierungen, wollte auf deren eignem Grund

und Boden ein Reformationsrecht üben, und suchte eine absolute staatskirchenrechtliche Centralgewalt für die ganze Schweiz zu schaffen, die dann in kürzester Frist jedem Schatten von kirchlicher Freiheit der Katholiken ein Ende gemacht hätte. — Wir sind, wie schon öfters in diesen Blättern dargethan worden, nicht der Meinung, daß die Berufung oder Wiedereinführung der Jesuiten ein Universalmittel gegen alle Uebel und Gebrechen der Gegenwart sei, und gestatten über die Befähigung dieses Ordens zur Erziehung der Jugend unserer Zeit gerne Freiheit des Urtheils nach allen Richtungen hin in einem sehr ausgedehnten Maaße und Umfange. — Ob also die Berufung der Jesuiten eine für die geistlichen und wissenschaftlichen Interessen des Kantons Luzern heilsame und wohlthätige Maßregel war oder nicht, ist eine Frage, die gar nicht hieher gehört. Luzern war in seinem guten Rechte: sie zu ergreifen oder nicht zu ergreifen. Der Versuch, den souveränen Kanton in dieser seiner rechtlichen Freiheit zu schmälern oder zu beeinträchtigen, war aber ein Attentat gegen dessen kirchliche Unabhängigkeit. Um diese, und somit um Seyn oder Nichtseyn der katholischen Kirche in der Schweiz handelt es sich daher, nicht um den Werth oder Unwerth des durch Jesuiten ertheilten Unterrichts. Die Berufung der Jesuiten war nur ein Mittel in der Hand der Vorsehung, den längst vorhandenen Gegensatz feindlicher Kräfte in der Schweiz auf die Spitze zu treiben und eine Krise herbeizuführen, deren Ausgang heute nicht mehr in der Hand der Menschen steht. Es ist zu spät, die Entwickelung jetzt noch rückgängig zu machen. Die Jesuitenfrage, von vornherein ein bloßer Vorwand, steht nicht mehr im Vordergrunde. Der Radikalismus macht heute ganz andere und tiefergehende Anforderungen. Würde ihm zur Stunde z. B. durch Abberufung der Jesuiten von Seiten ihrer Obern in Rom, gewillfahrt, so würde der Strom der Ereignisse dadurch nicht gehemmt, sondern nur um so rascher seinem Ziele entgegen getrieben.

Von welcher Seite man aber auch die Ereignisse in der

Schweiz auffassen und beurtheilen möge, eine große Wahrheit ist unläugbar.

Die Diplomatie der ältern Schule hatte sich seit anderthalb Jahrhunderten gewöhnt, alle religiösen und confessionellen Fragen als völlig außer dem Bereiche der Politik liegend und der staatsmännischen Erwägung fremd, anzusehen. Das Territorialsystem, welches den Glauben der Unterthanen der Landesregierung als Regal zuspricht, war in Saft und Blut der Politiker übergegangen. Insbesondere hatten sich die katholischen Höfe den Grundsatz, daß Abstraction von jedem religiösen Interesse Pflicht sei, als Axiom aufreden lassen, während die protestantischen Kabinette sich nur dann zu solcher Entäußerung bekannten, wenn deren Anwendung im gegebenen Falle ihren confessionellen Parteizwecken entsprach, sonst aber, und wo es sich darum handelte das Recht der Kirche zu schmälern, den jedesmaligen Vortheil ihrer Partei sehr wohl zu wahren wußten. Heute nun hat dieses auf den Indifferentismus gegründete, durch den Voltairismus entwickelte, unter Napoleon zur Reife gediehene System der innern und äußern Politik seine Endschaft erreicht. Die allmächtige Natur der Dinge hat über die Fictionen und Abstractionen der Menschen gesiegt, und wie zu Karls V. und Ferdinands II. Zeiten ist Glaube und Kirche wiederum die Achse, um die sich, trotz des Widerstrebens der Mehrzahl der Staatsmänner die Politik des Zeitalters in ihren höchsten und letzten Fragen zu drehen beginnt. Vor diesem Factum die Augen zu verschließen ist nicht mehr politische Weisheit, sondern ihr gerades Gegentheil. Heute ist es unverbrüchliche Pflicht jedes Staatsmannes, diesen Stand der Dinge fassen und den neugeflochtenen Zusammenhang zwischen Politik und Religion verstehen zu lernen, wie er ist, um dann auf diesem Felde eine Stellung zu nehmen, wie das Recht, die Ehre, der Glaube und der Beruf: die göttliche Ordnung in den menschlichen Dingen aufrecht zu erhalten, sie gebieten.

Wenn wir so eben die Parallele zwischen dem siebzehnten Jahrhundert und der Gegenwart zogen und die Behauptung

aufstellten, daß die kirchlichen Interessen heute wiederum an der Spitze stehen, daß hinter jedweder Spaltung der religiöse Gegensatz lauert, und daß auf diesem Felde Europa's Zukunft entschieden werden wird, so darf dieser nahe liegende Vergleich keineswegs dahin ausgedehnt werden, als ob die kirchlich-politischen Parteien jener Zeit, mit ihren speciellen Zwecken und Ansprüchen, die nämlichen geblieben wären. Allerdings ist die katholische Kirche in Glauben und Gottesdienst heute dieselbe wie damals; allerdings verbindet im neunzehnten Jahrhundert wie im Reformationszeitalter bewußt oder unbewußt das gemeinsame Streben alle Gegner der Kirche, die Burg des Heils zu stürmen und die alleinige große Anstalt zur Erlösung vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Parteien haben Form und Gestalt geändert und ihre Mittelzwecke sind verschieden. Das Reich, als irdische Schutzmacht der Kirche, ist bis auf seine Erinnerungen abgethan; die alte Satzung, welche die bürgerlichen Rechte an das Bekenntniß des katholischen Glaubens knüpft in den meisten katholischen Ländern, namentlich aber durch das Grundgesetz des deutschen Bundes in ganz Deutschland aufgehoben. Im Interesse der Kirche selbst darf von Wiederherstellung des ältern Zustandes nicht die Rede seyn und Niemand denkt daran.

Umgekehrt ist aber auch der Protestantismus des siebzehnten Jahrhunderts in rascher Entwickelung fortgeschritten; der Glaube an seine ursprünglichen Symbole ist fast bis auf die letzte Spur aus der Realität der Dinge verschwunden, das Lutherthum selbst in Preußen nur noch als schwache Winkelsekte geduldet, und in jenem großen Chaos widersprechender Elemente, welche heute in Deutschland nach dem Zusammensturze der alten Confessionen an deren Stelle getreten sind, bereiten sich, nach ganz verschiedenen Richtungen hin, Krisen der Entwickelung vor, welche in nicht gar langer Frist die Welt in Erstaunen setzen werden.

Als eines der interessantesten Symptome dieses spezifisch-deutschen Standes der kirchlichen Parteien und religiösen Mei-

ungen müssen wir die „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Thiersch" bezeichnen, welche nicht nur in großes und freudig zustimmendes Publikum, vornämlich in den höhern und gebildetern Kreisen des deutschen Protestantismus gefunden haben, sondern auch für eine gewisse Abtheilung es Christianismus vagus förmlich eine Art symbolisches Buch eworden sind. Diese Schrift ist ein in gewisser Weise erfreuches und zugleich ein betrübendes Zeichen. Wir sehen mit Vergnügen, daß ein persönlich achtbarer und gelehrter prostantischer Theolog, wenn gleich fortwährend noch im Kampfe mit angebornen und angelernten Parteivorurtheilen, t einer ziemlich anständigen und des Gegenstandes würdigen orm nach langer Zeit zuerst einmal wieder den, von seinen mtsgenossen so lange breitgetretenen Pfad der oberflächlichen chmähung und Lästerung, der höhnisch übermüthigen Abfertiung der katholischen Kirchenlehre verläßt und das Gebiet der ihigen Erörterung betritt, die auch dem Gegner Wort und egenrede gestattet, ja dazu auffordert, statt ohne Zulassung eiterer Berufung schnöde abzuurtheilen. Dies ist ein großer rtschritt und in dieser Beziehung hoffen wir, daß dieser irenien Bestrebung eine in gleicher Weise gehaltene Erwiederung n katholischer Seite entgegentreten und dieser friedliche Kampf lchergestalt nicht ohne Segen für Deutschland bleiben werde. etrübend dagegen ist es, mit welchem Aufwande von Scharfin und Gelehrsamkeit ein persönlich ehrenwerther und geistller Schriftsteller der einfach und offen vorliegenden Wahrheit entfliehen, eine wahrhaft widernatürliche Unklarheit festzulten und vor der sonnenhellen Evidenz die Augen zu schlien sich bemüht, ja wie wenig er sich, freilich ohne sich dessen r bewußt zu seyn, scheut, das Christenthum selbst durch die ergefährlichsten Einräumungen Preis zu geben, die er dessen egnern macht. Und dieß Alles, um nur nicht zur Anerkenng der Autorität der immer gegenwärtigen und sichtbaren en und allgemeinen Kirche genöthigt zu seyn, welche das lische Gefäß für den Geist Gottes ist und seyn wird bis an's

Ende der Zeiten! Sein System ist einfach dieß, daß er die irdische Erscheinung der christlichen Kirche theils in den Anfang, d. h. in das apostolische Zeitalter, theils an das Ende der Tage, in eine chiliastische Periode nach der Wiederkunft Christi verlegt. In der Mitte zwischen jener ersten apostolischen und jener letzten Kirche der Zukunft liege gleichsam als eine lange Episode ein unvollkommener gemischter Zustand der Entartung, in den die Kirche durch uns unbekannte Sünden ihrer Jugend gefallen sei, und in den sie sich auf verschiedenen Stufen, die eben so viele Perioden der Kirchengeschichte bilden, immer tiefer verstrickt habe. In mannigfache Parteien getheilt, sei sie in keiner derselben rein und vollständig dargestellt; keine derselben habe die ganze und volle Wahrheit, wohl aber größere oder geringere Bruchstücke derselben, und erst jenes künftige Reich der Wahrheit auf Erden werde alle zu einer heiligen apostolischen und katholischen Kirche vereinigen. Mit einem Worte: da der Verfasser auf seinem Standpunkte keiner der außerhalb der Kirche bestehenden Religionsparteien die Eigenschaft der wahren Kirche zusprechen kann, und die römisch-katholische als solche wenigstens zur Zeit noch nicht anerkennen will, so wagt er den lebensgefährlichen Sprung in den, durch blumige Redensarten künstlich verhüllten und geschmackvoll drappirten Abgrund der Behauptung: daß es eben keine vollkommen wahre Kirche auf Erden gäbe, und jede Religionsgesellschaft hienieden mehr oder weniger mit Irrthum und Verderbniß geschwängert sei. Trotz der guten, auf christliche Apologetik gerichteten Absicht dieses Schriftstellers langt also auch er auf mancherlei mühsamen Umwegen wiederum nur bei einem scheinchristlichen, zur strengen Rechenschaft über sich selbst unfähigen Indifferentismus an. „Meine Herren," so beginnt seine achtzehnte Vorlesung, „in keiner von den jetzt bestehenden Kirchen haben wir, sofern wir jede als Ganzes betrachteten, die Idee der Kirche wieder gefunden, welche sich uns aus dem neuen Testamente und aus den ersten Anfängen der Kirchengeschichte ergeben hatte. Mit diesem unbefriedigenden Resultate,

welches sich uns gleich nach den ersten Schritten, die wir auf der Bahn der Untersuchung gethan hatten, in Aussicht stellte, mußten wir unsern allgemeinen, vorzugsweise historischen Theil schließen. Ein Licht in dem Dunkel des gegenwärtigen Zwiespalts, eine Lösung für die in der Geschichte Christi liegenden Räthsel ist aber eben so wenig auf dem Wege dialectischer oder dogmatischer Erörterung zu hoffen; nur die Zukunft kann uns ein solches bringen, wenn sie factisch einen neuen und bessern Zustand der Kirche herbeiführt." Er fügt dann noch hinzu, daß „große Zurückhaltung" geboten sei, wenn es sich darum handle, zu bestimmen, wie wir uns im Einzelnen dieß Eintreten der Kirche der Zukunft zu denken haben und wodurch dasselbe bedingt sei.

Das eben Gesagte ist nichts als das Skelett jenes Systems, welches, wie uns aus glaubwürdiger Quelle berichtet worden, auf die Wendung, welche die Berathungen der Berliner Generalsynode genommen, von entscheidendem Einflusse gewesen ist. — Den erklärten Feinden des Christenthums, die mit Absicht und Bewußtseyn ihren Zweck verfolgen, konnte nicht leicht etwas erwünschter kommen, als den neuesten Vertheidiger der protestantischen Christlichkeit diese Stellung nehmen zu sehen. Ein christlicher Glaube, der wenigstens im Einzelnen zugleich wahr und doch wieder nicht wahr seyn soll, eine Kirche die da besteht und auch wieder nicht besteht; eine Wahrheit, die auf eine wenigstens für uns Jetztlebende nicht entwirrbare Weise, mit Irrthum und Täuschung gemischt, eigentlich nur die Hoffnung haben dürfte, dereinst noch einmal zur Erscheinung zu kommen, eine angebliche Heilsanstalt für die ganze Menschheit, die, wenn sie bald nach ihrer Stiftung wieder in Verfall gerieth, offen heraus gesagt, doch nur den Werth eines fehlgeschlagenen Experimentes für sich in Anspruch nehmen könnte, — ein solches Christenthum würde von der gottesfeindlichen Dialectik, welche von Celsus bis Hegel hinreichende Zeit und Gelegenheit zu allseitiger Uebung und Entwicklung gehabt, kaum noch eines ernstlichen Kampfes werth erachtet werden, und in ihren Augen schwerlich mehr

seyn, als Gegenstand spöttischen Mitleids. Wie könnte eine Lehre die Welt mit Gott versöhnen, die es so wenig zum harmonischen Einklange mit sich selbst zu bringen im Stande gewesen wäre!

Man thut diesem Systeme nicht zu viel, wenn man von ihm sagt, daß es das Christenthum und dessen Vertheidigung Preis gibt, um dem Protestantismus eine Seite abzugewinnen, die sich retten lasse. Denn in derselben Weise, wie das Christenthum und dessen sichtbare Gestaltung in der Geschichte der christlichen Kirche, construirt der Verfasser auch den Protestantismus. Sein Scharfsinn und seine Redlichkeit können ihn, trotz aller Vorurtheile, doch darüber nicht im Unklaren lassen, daß es mit dem Protestantenthume von jeher eine überaus mißliche Sache gewesen, und gerade in unserer Zeit schlimmer bestellt sei, als je. Er gibt dieß zwar unwillig, zaudernd, widerstrebend, allein er gibt es zu. Aber was wollt ihr? — Um die ganze „Episode" der Kirchengeschichte steht es ja überhaupt nicht besser. Die christliche Kirche hat unmittelbar nach der Apostel Zeiten einen tiefen Fall gethan, und der Protestantismus ihr n i c h t zur Auferstehung gedient. Die volle Wahrheit wird erst erscheinen, wenn das tausendjährige Reich anbricht. Das ist ungefähr die Summe und der Nerv dieser neuesten Vertheidigung der Reformation und der Gestaltungen, welche dieselbe hervorgerufen hat!

Sehen wir jetzt, wie diese Apologie (in der siebenzehnten und achtzehnten Vorlesung) im Einzelnen durchgeführt ist. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß zur Zeit der Reformation „nicht nur in einigen Auswüchsen der Praxis, sondern im Dogma selbst, und zwar in seiner authentischen, officiellen Gestalt eine Läuterung nöthig war, gegen welche die katholische Kirche sich mit unerweichbarer Strenge abgesperrt." „L ä ß t s i c h d i e ß n i c h t b e w e i s e n, d a n n, m ü s s e n w i r g e s t e h e n, s i n d a l l e V o r w ü r f e, w e l c h e j e m a l s g e g e n d i e K i r c h e n s p a l t u n g v o r g e b r a c h t w o r d e n s i n d, g e r e c h t." Was ist nun durch die Reformation für das Ganze

r Kirche erreicht oder nicht erreicht worden? Dieß ist die
:age, mit deren Erörterung sich eine überaus merkwürdige
ıtersuchung beschäftigt, deren letztes Ergebniß wir im Obi-
n bereits vorläufig andeuteten.

Wie sehr auch der Verfasser sich bemühen möge, den
:rn des Resultates, zu welchem er gelangt, in ein möglichst
ıilderte Licht zu stellen, er kann sich dem Eindrucke seiner
:obachtung, der Gewalt einer ihm unwiderstehlich sich auf-
ngenden, alle künstlichen Verhüllungen durchbrechenden Ueber-
:gung nicht entziehen, und er ist augenscheinlich eine zu
e Natur, um dieß mit Absicht und Bewußtseyn zu wollen.
darf es sich, wie vorsichtig und schonend er auch in der
ahl seiner Ausdrücke seyn möge, der Sache nach nicht ver-
ılen: die Reformation war eben nur ein verunglücktes Ex-
'iment. Interessant ist es hierbei, seinem Gedankengange zu
gen. „Im Mittelalter war, um es kurz zu sagen, die
rche Alles gewesen; sie hatte das ganze Thun Christi, sein
:rsöhnen, sein Richten, sein Herrschen gleichsam in sich ab-
'birt, und sich als seine Stellvertreterin in der Art an seine
telle gesetzt, daß in mehr als einer Hinsicht Christo selbst
durch etwas entzogen wurde" *). Nun sei, meint der Ver-

*) Diese Auffassung, verbunden mit der Läugnung einer Ueberlie-ferung der an die Apostel ertheilten Gnadengaben, ist ein Irrthum, welcher die Grundlage für die gesammte, in diesem Buche niedergelegte Betrachtung des Werkes der Reformatoren bildet. Sie verrückt den wahren Gesichtspunkt auf eine überaus betrübende, den Blick des Verfassers von vornherein von der Wahrheit ablenkende, ihn rettungslos verwirrende Weise. Wenn in Christo die Fülle der Wahrheit und des Heils erschien, und die Kirche, welcher der Sohn Gottes versprach, daß er bei ihr bleiben werde alle Tage bis ans Ende der Welt, die Anstalt ist, durch welche das Heil und die Wahrheit an den Einzelnen gelangt, wenn demnach Christus in der Kirche fortwirkt, und ohne Christum die Kirche eben gar nicht bestünde, ja gar nicht gedacht werden könnte, wie kann denn Christo durch die Kirche etwas entzogen werden? Dieß ist innerhalb des katholischen Systems ein innerer Widerspruch und ein wahres Ungethüm von Gedanken.

fasser, das innerste Streben der Reformatoren darauf gerichtet gewesen, dieses Mißverhältniß aufzuheben, und Christum auf's Höchste zu verherrlichen. „Christus, von dem sie ergriffen waren, sollte alles seyn, aber indem sie es dahin bringen wollten, kamen sie in Gefahr, sich dahin zu verirren, daß nun die Kirche, eben damit Christo allein alles bliebe, nichts mehr seyn sollte. Es war dieß ganz dasselbe Verhältniß, wie wenn sie, um die Wirkung des Erlösers und seiner Gnade im Einzelnen zu verherrlichen, dieselbe dem eigenen Thun und Wollen des Menschen und seiner Freiheit so entgegenstellten, daß diese in einem absoluten, religiösen Fatalismus untergehen sollte.“ Allein diese in anderer Beziehung ganz richtige Parallele mit einem andern Grundirrthume der Reformatoren ist in diesem Zusammenhange doch nur halbwahr, und die Auffassung des Verhältnisses jener Männer zur Kirche überhaupt schief und ungenau. Nicht sowohl darin lag der Irrthum und der Frevel der Gründer des Protestantismus, daß nach ihnen Christus Alles seyn sollte und die Kirche nichts, sondern darin, daß sie Christum und seine Braut, die Kirche, auseinanderreißend, in ihrem verderblichen Irrwahne einen feindlichen Gegensatz zwischen beiden postulirten, und so in die Stelle des wirklichen einen selbstgemachten Christus setzten. Hieraus fließt jener Verlauf der Entwicklungsgeschichte des Protestantismus, und aus ihm entspringen wieder jene heutigen Zustände, deren thatsächliches Vorhandenseyn Herr Thiersch zugibt, deren Causalnexus aber mit dem ersten Schritte aus dem Gehorsam der Kirche heraus er unbegreif-

---

Der Pseudomysticismus dagegen verwirft diese Mittheilung der erlösenden Gnade durch die Kirche, nicht weil dadurch Christo etwas entzogen würde, sondern weil er sich in dem hoffärtigen, außerhalb der kirchlichen Zucht stehenden, vorgeblichen Einzelverkehr der Seele mit Christo gefällt, und zu stolz ist, das Heil auf dem ordentlichen Wege zu empfangen, den Gott der sündigen Menschheit geöffnet hat. Die Kirche würde hiernach in der subjectiven Vortrefflichkeit ihrer Glieder, nicht in der objectiven Anstalt zur Erlösung der Menschheit bestehen. Auf die Folgen dieser Verirrung werden wir im Nachfolgenden aufmerksam machen.

cherweise zu läugnen versucht. Zwar wollten die Reformatoren, den Schwärmern" gegenüber, allerdings „Wort und Sacrament" etten. „Aber welche Kraft dem Worte, welcher Inhalt dem Sacramente zu geben sei, darüber waren sie nicht einig, und s ist jetzt leicht einzusehen, warum, wenn unter den Reformaoren selbst ein Streit entstand, dieser gerade auf den hiemit ngedeuteten Gegenstand sich beziehen, und hier in der größten Hitze entbrennen mußte." „Jetzt sei es", bemerkt der Verfaser weiter, „die allernothwendigste und wichtigste Frage gewesen, wie weit man nun in dieser Evacuation der Kirche gehen, nd wo man Halt machen solle, welche Realität man ihren eiligen Handlungen, ihren Sacramenten lassen müsse und welhe nicht?" Freilich! das war die Frage, und sie ist es innerhalb des Protestantismus geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn wenn die durch die Kraft des heiligen Geistes verürgte, und deßhalb untrügliche Lehre der Kirche nicht mehr egula fidei seyn soll, wo ist denn sonst die Gränze, sei es im Annehmen oder Verwerfen? Und kraft innerer Nothwendigeit muß diese Frage unbeantwortet bleiben, so lange bis entweder die letzten Trümmer des positiven Protestantismus einjehen in die alte, feste Burg der Kirche, wie in England, der das Alleseins des nihilistischen Atheismus Jene, welche im Glauben Schiffbruch gelitten haben, verschlingt, wie in Deutschland. Von vornherein konnten, wie der Verfasser selbst nachweist, die sogenannten Reformatoren selbst nur sehr unvollkommene und schwankende Begriffe vom Wesen der neuen Kirche haben. „Eben so wenig", bemerkt er, „wie hier" (in Betreff der Lehre und Sacramente) „eine Einigkeit ungeachtet aller Mühen und Kämpfe erzielt werden konnte, kam man in der Lehre von der Kirchengewalt, von der Kraft der Absolution und des Bannes, der Confirmation und der Ordination ur Uebereinstimmung und Klarheit. Ja, wenn irgendwo die protestantische Lehre unbefriedigend ist, so ist sie es in den ebenenannten Stücken. Aber dieses Ungenügende ist, weit entfernt, den Vorwurf gegen die Reformation, welchen die Geg-

ner hier gerne erheben möchten, zu rechtfertigen, nur die nothwendige Folge weltgeschichtlicher Verhältnisse, deren Abänderung nicht in der Macht der Reformatoren lag." — Trotz dessen erklärt derselbe Schriftsteller bald darauf: daß man es „als einen großen Mangel nicht nur in den Erfolgen ihres Thuns, sondern schon in ihren Intentionen" erkennen müsse: „daß sie (die Reformatoren) nicht so, wie es zum Heil der Kirche gereicht hätte, das Ganze derselben im Auge gehabt, oder die biblische Idee der Kirche in ihrer vollen Integrität festgehalten" hätten. Im Gegentheil: Luther sei fast Schritt vor Schritt dem Drange des Augenblicks gefolgt, und das allerdings bis zur Gedankenlosigkeit Ungenügende in seinen Vorstellungen von der Kirche erklärt Herr Thiersch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, aus der Einbildung des Reformators: „daß binnen weniger Jahre der jüngste Tag, das Gericht über das Papstthum und über die ganze, gegen das Evangelium undankbare Welt kommen müsse."

Gibt der Schriftsteller, mit dem wir uns hier beschäftigen, jene Idee der Kirche, welche den Reformatoren vorschwebte, Preis, so sucht er desto eifriger die Mittel zu rechtfertigen, welche diese Männer angewendet haben, „um ihren Ideen von einer bessern und dem Urbild analogen Gestalt der Kirche zur Wirklichkeit zu helfen." — In dieser Beziehung geht er zwar einerseits so weit, daß er selbst Luthers Tischreden „eine Fülle von Harmlosigkeit, Naivität und wahrer Empfindung" nachrühmt, und sich davon für den Helden der Neukirche „einen sehr gewinnenden Eindruck" verspricht, andererseits stellt er in dieser Beziehung Behauptungen auf, auf welche wir nicht umhin können, die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken. Lassen wir hier zunächst Alles, was die Persönlichkeit der Reformatoren angeht, auf sich beruhen. Eben so wenig wollen wir die Versicherung: daß bei den Protestanten noch das wahre Evangelium mit den wahren Sacramenten sei (S. 259), den wenige Seiten später folgenden, das gerade Gegentheil bekundenden Geständnissen gegenüberstellen.

lns liegt die merkwürdige Einräumung unsers Autors bei wei-
:m näher: daß die Reformation „eine That der Selbst-
ülfe“ war. „Sie ging nicht von denjenigen Behörden aus,
elche nach den herrschenden Begriffen die legitimen Lenker der
Kirche waren, und wenn einzelne Bischöfe ihr zufielen, so war
ieß immer nur eine Ausnahme, welche den Charakter der gan-
:n Bewegung nicht veränderte. Dieser aber ist es nun, wel-
hen die Gegner als einen revolutionären darstellen, da die
Anregung von einzelnen, unbefugten Individuen ausging, und
ie Durchführung nur mit Hülfe der weltlichen Macht gelang.“
Die hieraus fließenden kirchenrechtlichen, vornämlich aber die
olitischen und socialen Consequenzen sind es nun, die ihn pei-
nigen, und er bemüht sich mit sichtlicher Anstrengung ihrer
os zu werden, geräth dabei aber wieder in anderweitige Er-
rterungen, die zu noch bedenklichern Geständnissen führen.
Zuerst führt er nämlich weitläuftig aus: daß „die Reformation
er christlichen Kirche keineswegs ohne Analogien in der Ge-
schichte des Volkes Israel sei.“ Die Wirksamkeit der Pro-
pheten sei dem Walten der Könige und der Thätigkeit der Prie-
ster zur Seite gegangen. Wir hätten also vor der Illegitimi-
tät der Reformation nicht im geringsten zu erschrecken, „wenn
die Reformatoren wirklich und im wahren Sinne des Wortes
Propheten gewesen wären. Hatte auch nur einer von ihnen
das Recht, kraft unmittelbarer und außerordentlicher Sendung
von Gott eben so aufzutreten, wie einst die Propheten im al-
ten Bunde und in der Urzeit der Kirche, dann steht alles
gut, und die Sache der Reformation wäre gegen
alle weitere Einsprache gerettet. Nun aber ist dem
leider nicht so. Luther ist dem Verfasser kein alter Elias,
und die Reformation erscheint ihm keineswegs als von „ei-
gentlichen Propheten“ geleitet. Charakteristisch ist es für die
Gesinnung des Verfassers, daß er in diesem Umstande, „der un-
serer Sache so ungünstig zu seyn und ihr das Urtheil zu spre-
chen scheint“, sogar etwas Gutes und Beruhigendes findet.
Wenn nämlich auf Seiten der Reformation „die volle und

ganze göttliche Wahrheit gewesen wäre", so müßte man ja den Theil der Kirche, der ihr den Zutritt versagte, für gerichtet halten, während sich bei dem jetzigen Stande der Dinge „für die ganze katholische Kirche, als eine unter göttlicher Langmuth stehende, doch noch immer Hoffnungen hegen ließen."

„Aber im Grunde sei es auch nicht der Prophetenberuf gewesen, auf welchen die Urheber der Reform ihr Recht und das Recht ihrer Mitarbeiter stützen. Sie hätten der bestehenden Autorität gegenüber an das allgemeine Priesterthum, an die Freiheit und Gleichheit aller Christen, an die Autonomie jedes getauften Menschen in geistlichen Dingen appellirt. „Und in der That sind die letztern Grundlagen nichtig, dann ist es mit der rechtlichen Begründung der Reformation zu Ende."

Der Verfasser verkennt die Mißlichkeit des Versuches nicht, die Gleichheit und die Freiheit der Christen schlechthin zum Princip einer neuen Gestaltung der Kirche zu erheben. Man könne nämlich aus der absoluten Gleichheit die Ueberflüssigkeit jedes Amtes in der Kirche folgern, und von der Idee der Freiheit aus die Forderung unbedingter Religions- und Cultusfreiheit an den Staat stellen. Die „Schwärmer" hätten gleich im Anfange mit beiden Gedanken schnöden Mißbrauch getrieben, und die Analogie mit der politischen liberté et égalité liege so nahe, daß Thiersch zugibt, „man könne gegen sie bedenklich gemacht werden." Auch hätten die Reformatoren sehr wohl gewußt, „daß sich mit einer solchen unbedingten Freiheit und Gleichheit in der Kirche gar nichts aufbauen, aber wohl Alles zerstören läßt. Sie hätten jene Ideen also auch gar nicht zur Grundlage des neuen Gebäudes machen wollen, vielmehr mit dem schärfsten Nachdrucke dagegen protestirt, „und dadurch freilich, da sie selbst solche Gedanken angeregt hatten, den Schein großer Inconsequenz auf sich geladen." „Aber dessen ungeachtet", setzt er hinzu, „dürfen wir uns an der Wahrheit, die in jenen Gedanken liegt, und dem Gebrauch, den die Reformatoren von ihnen gemacht haben,

nicht irre machen lassen." — Wir müssen nämlich sagen: „die Appellation an die geistliche Gleichheit und Freiheit der Christen zum Behufe der Reform war der einzige, und eben darum (!!) der berechtigte Nothbehelf in einer Lage, wo die Inhaber des hierarchischen Princips ihre Pflicht versäumten und der Wahrheit das Gehör versagten, — die anfänglichen wunderbaren Geistesgaben aber und Männer von unmittelbarer göttlicher Sendung, die mit unbedingter Prophetenautorität hätten eingreifen können, nicht vorhanden waren. Und so lange solche Männer der Kirche nicht wieder gegeben werden, ist der Recurs auf das allgemeine Priesterthum der Christen, in allen Fällen, wo das Bedürfniß einer Reform eintritt und von den geistlichen Gewalthabern erkannt wird, der einzig mögliche Ausweg. So wie aber die Reform eingetreten und der Organismus gereinigt ist, fällt das Recht, diesen Weg einzuschlagen, bis auf weiteres von selbst wieder weg." — Wir haben uns, dieser Beweisführung gegenüber, eines Lächelns nicht erwehren können. Wörtlich, dieselbe Lehre wurde kurz nach der Julirevolution von den Männern der richtigen Mitte in Betreff der Volkssouverainetät verkündigt. Sie dürfe nur in außerordentlichen Fällen angerufen werden; den Tag nach der Revolution müsse die neue Autorität wieder in die Rechte der alten treten. Aber, wenn Kolben und Bajonette nicht beim Kloster St. Mery das Ihrige dazu gethan, mit dieser Logik hätte Ludwig Philipp sich nicht vier und zwanzig Stunden auf dem Julithrone behauptet! Ohne ihn persönlich zu kennen, hegen wir eine gute Meinung von Herrn Thiersch; sein Buch macht uns aller Irrthümer und Vorurtheile, die darin stecken ungeachtet, den Eindruck einer Geistesfrische und Naivität, die im heutigen Deutschland selten geworden ist. Daher hoffen wir, daß das, was er zur Rechtfertigung und Begründung der protestantisch-geistlichen Freiheit und Gleichheit sagt, ihm vielleicht in sehr kurzer Frist selbst nicht mehr genügen, ja ihm als völlig leer und hohl anekeln werde. Hat der Sohn Gottes seine Kirche auf den Felsen gegrün-

det, und ist sie die Arche des Heils, dann ist die Lossagung von ihr, oder die gewaltthätige Empörung gegen sie, oder ein Versuch, ihre rechtmäßige Autorität zu stürzen, keinem Sterblichen, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen erlaubt, und jede Umwälzung solcher Art kann immer nur zum geistlichen wie zum weltlich-socialen Verderben derer ausschlagen, die in die Trennung gerissen werden. Besteht eine solche Stiftung aber nicht, hat sich die allgemeine Kirche über ihren eigenen Ursprung, über ihren Beruf, über ihr göttliches Recht länger als achtzehnhundert Jahre gröblich täuschen können, dann wird kein Meister in Israel mit menschlicher Theorie und kluglicher Rede das Christenthum vor dem Schicksal aller zeitlichen und endlichen Dinge schützen.

Am meisten beunruhigt Herrn Thiersch die Analogie der Reformation mit der französischen Revolution. „Immerhin aber bleibt es“, sagt er, „dieß müssen wir willig einräumen, ein sehr großes Unglück, daß die Reform nur auf unregelmäßigem Wege, im Conflict mit der bestehenden kirchlichen Autorität, in's Werk gesetzt werden konnte, und wir müssen diesen Hauptpunkt, den Umstand, daß das Auftreten der Reformatoren eine Auflehnung gegen eine bis dahin den Völkern mehr oder weniger heilige Autorität war, noch einer genauern Besprechung unterwerfen, da sich an ihn die unerschöpfliche Menge von Vorwürfen der Neueren gegen den Protestantismus knüpft, die sich in der einen Anklage concentriren, daß er das erste und das verhängnißvollste Beispiel bewußter und systematisch-durchgeführter Revolution gegeben habe. Die Reformatoren, so sagt man, hätten das Princip ausgesprochen, welches sich dann unaufhaltsam auch auf das politische Gebiet verpflanzt habe, und für die neuere Zeit die Quelle unermeßlichen Unheils geworden sei.“ Mit dem Versuche einer Widerlegung dieser Anklagen beschäftigt sich der Verfasser in seiner siebenzehnten Vorlesung. Wir werden das Vergnügen haben ihn bei einer andern Gelegenheit auf dieses interessante und lehrreiche Feld zu begleiten.

XLIX.

Die ewige Stadt und die Malaria.

Unter den Städten des Erdkreises hat Rom allein den Namen der Ewigen erworben, nicht in Folge einer göttlichen Verheißung, sondern durch ihre Geschichte, und wegen des sichtbaren Schutzes, in dessen Kraft sie alle verderblichen Angriffe, Zerstörungen und Umwälzungen überdauert hat. Was irgend in der Welt eine vernichtende Gewalt zu üben im Stande war, hatte sich vereinigt zu ihrem Untergang, und dennoch vermochten weder die Menschen, noch eine feindselige Natur sie von der Erde zu vertilgen. Die Tyrannei der Kaiser, die Stürme der Barbaren, die Wuth der Parteien, der Haß der Häretiker, das Gift der Sophisten und selbst die Elemente haben nach einander ihre zerstörenden Kräfte an ihr versucht; immer jedoch ist die Starke aus dem Ruin von neuem emporgestiegen, und über Schutt und Trümmern sich jedesmal verjüngend, scheint sie das Siegel der Unvergänglichkeit an ihrer Stirn zu tragen, gleichsam Theil nehmend an der Dauer des ewigen Stuhles, dem sie seit achtzehn Jahrhunderten zum Fußschemel dient. Palmyra und Theben sind verschwunden; kaum erkennt man noch die Stätten, wo einst Babylon und Sidon gestanden; Rom steht aufrecht bis auf den heutigen Tag, nicht nur als das großartigste Denkmal des Alterthums, sondern fortlebend als die Hauptstadt der Christenheit. Von den mächtig-

sten Herrschersitzen der alten Zeit, so wie von den apostolischen Stammkirchen ist sie, die einzige, übrig geblieben, noch fortwährend an ihre zwiefachen Gründer erinnernd, von welchen, wie Leo der Große bemerkte, Romulus und Remus durch Krieg und Irrthum, Petrus und Paulus durch Friede und Wahrheit sie zur Herrscherin erhoben.

Unläugbar hat das neuere Rom die Fortdauer seiner Existenz dem Papstthum zu danken. Diese geistliche Macht, ihrer Natur nach rettend und conservativ, ja das größte conservative Princip auf Erden, hat Proben wie keine andere bestanden, und nichts ist lehrreicher, als unter diesem Gesichtspunkt den Gang der Geschichte zu verfolgen. — Wenn einem verständigen Manne, der nie etwas vom neueren Rom und der römischen Kirche vernommen hätte, gesagt werden könnte, daß in Europa ein kleiner Staat vorhanden ist, in dessen Hauptstadt seit achtzehnhundert Jahren ein oberstes Lehr- und Hirtenamt besteht, und dessen Regent fast immer unter den Greisen gewählt wird, ein Staat, der mit geringen materiellen Kräften versehen dennoch gegen die mächtigsten Feinde und unter den furchtbarsten Erschütterungen nicht nur sich behauptet hat, sondern auch weithin über die entferntesten Erdstriche einen großen noch fortwährenden Einfluß übt, so würde der Mann diese Erzählung unstreitig für eine Fabel halten. Er könnte mit Fug erwiedern, daß keine *menschliche* Institution sich auf die Dauer erhalte, daß insbesondere jede Wahlmonarchie den Keim der Auflösung in sich selber trage, daß ein kleines Land im unvermeidlichen Conflict der größeren Mächte unmöglich seine Selbstständigkeit so lange zu bewahren im Stande sei. Was aber dem bloßen Verstande unbegreiflich erscheint, und aller politischen Erfahrung widerspricht, das hat in der Geschichte des christlichen Roms als wahr und wirklich sich ausgewiesen. Wie oft es auch menschlichem Ermessen scheinen mochte, als habe für die Stadt und ihren Stuhl die letzte Stunde geschlagen, wie oft der Papst vertrieben oder gefangen, und sein Gebiet und Sitz in der Gewalt seiner Feinde

war, wie viele Empörungen, Kriege und Revolutionen der päpstlichen Herrschaft im Geistlichen und Weltlichen ein Ende zu machen drohten, nimmer ließ die Vorsehung zu, daß der Pontifex maximus aufhörte zu seyn und mit diesem das Palladium der Stadt verloren ging. So sehr ist der Bestand der Metropole vom Daseyn des Pontificats bedingt, daß schon die zeitweilige Abwesenheit des Papstes einen Verfall bewirkt und selbst ihre Existenz in Frage stellt. Als die Päpste einige Zeit zu Avignon residirten, kam Rom seinem Untergange nahe, und während der Gefangenschaft Pius VII. unter der kurzen Herrschaft der Franzosen nahm die Bevölkerung reißend ab, obgleich die Gewalthaber nichts unterließen, sie empor zu bringen, und zu diesem Behuf manche zweckmäßige Einrichtungen trafen. Wäre jemals der Papst noch einmal genöthigt, seinen Sitz nach einem andern Ort zu verlegen, so würde in Rom sofort die Verödung ihren Einzug halten und unaufhaltsame Fortschritte machen.

Vorzüglich in solchen Perioden, da die Gefahr auf's höchste gestiegen war, die Niederlage schon für vollendet gehalten werden konnte, und kaum noch ein Schimmer von Hoffnung übrig zu seyn schien, bewährte sich für Rom der göttliche Schutz durch rettende Ereignisse, die von keinem Sterblichen vorhergesehen, zuweilen im entscheidendsten Moment und gegen alle Wahrscheinlichkeit eingetreten, als unmittelbare Fügungen der Providenz, man möchte sagen, als eine Reihe von geschichtlichen Wundern zu betrachten sind. Wem ist es unbekannt, daß die Päpste durch die Kraft ihres Wortes sogar einen Attila abhielten, die Stadt zu verwüsten, und daß sie Europa vor dem Joch der Barbarei bewahrten, indem sie wider den mit Feuer und Schwert einherstürmenden Islam Jahrhunderte lang die Waffen des Abendlandes in das Herz des Feindes sandten? Wer wüßte nicht, wie oft das Schifflein Petri den gewaltigsten Stürmen und Ungewittern widerstand, und sein sichtbarer Führer selbst durch Beraubung, Flucht, Gefängniß und Verlassenheit den glänzendsten Sieg über seine

Feinde gewann? — Doch nicht in die älteren Zeiten haben wir nöthig unsere Blicke zu wenden, um so merkwürdigen Thatsachen zu begegnen; wir selbst haben ähnliche erlebt, und das ganze Pontificat Pius VII., glorreichen Angedenkens, ist ein redender Beweis von der unsichtbaren Führung, die über den Geschicken des heiligen Stuhls wacht. Schon die Wahl dieses Oberhauptes war eine ganz ungewöhnliche, und außerordentliche Umstände mußten sich auf kurze Zeit vereinigen, um das denkwürdige Conclave zu Venedig (1800) möglich zu machen. Im Jahre 1809, als die Macht der Könige vor einem Einzigen verstummt, Rom in der Gewalt der Franzosen, und der heilige Vater bereits im Quirinal ihr Gefangener war, fand man am Morgen des eilften Juni an den vornehmsten Basiliken mit höchstem Erstaunen die Bulle angeschlagen, durch welche der Kaiser Napoleon von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wurde. Dieses nie genug gewürdigte Ereigniß ist damals als die letzte Regung eines ohnmächtigen, auf's Aeußerste gebrachten Greises bemitleidet, von Vielen verspottet, selbst von wohlgesinnten Katholiken als eine unzeitige und vergebliche Nothwehr angesehen, und von dem Kaiser als ein Irrthum erklärt worden, der um tausend Jahre zu spät gekommen. Niemal aber darf vergessen werden, was darauf gefolgt ist: der Feldzug desselben Jahres 1809 war der letzte, aus welchem Napoleon siegreich hervorging; drei Jahre später begegnen wir ihm auf der Flucht aus Rußland, wo ihn Gott durch die Elemente schlug, und wiederum nach drei Jahren ist er, auf einen Fels im Ocean geschleudert, sogar von der europäischen Gesellschaft excommunicirt. — Als noch vor dieser Katastrophe der Kirchenstaat eine Provinz des französischen Reiches geworden, das heilige Collegium zerstreut, sein erlauchtes Oberhaupt geplündert, entführt und gefangen, die Regierung der Kirche unmöglich war, und in den Straßen Roms das Gras zu wachsen anfing, da war es nicht schwer zu prophezeien, daß es um den geistlichen Primat und um die weltliche Souverainetät des Papstes für immer geschehen sei. In Eng-

land hatten die Prädicanten den Tag und die Stunde des vermeintlich schon eingetretenen Sturzes aus der Apokalypse berechnet und weitläufig nachgewiesen. Wir Alle wissen, was aus dieser Weissagung geworden ist. „Während die falschen Propheten mit der größten Zuversicht sprachen, und eine von Irrthum berauschte Menge ihnen williges Gehör gab, brachte ein sichtbares Wunder der Allmacht Gottes durch den Einklang von Mächten, die sonst am wenigsten übereinstimmen, den Nachfolger des heiligen Petrus in den Vatican zurück" *).

Es ist unmöglich, über die Fortdauer der ewigen Stadt Betrachtungen anzustellen, ohne des Papstthums zu gedenken, und in diesem das conservative Princip zu erkennen. So innig ist die Wechselbeziehung zwischen der Stadt und dem heiligen Stuhl, daß selbst von den Gegnern der Kirche Rom und Papst gewöhnlich als gleichbedeutend genommen werden, und die Begriffe identisch sind. Deßhalb gingen auch die vielen nichtigen Prophezeiungen vom Untergang der Einen wie des Andern meistens Hand in Hand, und selten hat ein Blödsinniger den Sturz des römischen Antichrist verkündet, ohne zugleich die Zerstörung der neuen Babylon vorherzusagen.

Die Geschichte ist eine große Lehrerin, aber nur für diejenigen, die der Belehrung fähig und zugänglich sind, am wenigsten für den Sectengeist, in welchem die unglückliche Verbindung von Irrthum und Leidenschaft eine Art von partiellem Wahnsinn unterhält. Wie oft auch die Lügenpropheten beschämt und durch die schlagendsten Thatsachen widerlegt worden sind, sie fahren mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fort, das nahe bevorstehende Ende der Siebenhügelstadt auszurufen. Die Weissagung ist wesentlich dieselbe geblieben; nur über den Zeitpunkt und die Mittel des Unterganges haben sich die Ansichten der Auguren verändert, wie es die wechselnden Constellationen zu erfordern scheinen. Der Spruch, nach welchem Rom in Folge eines göttlichen Strafgerichtes durch die Fort-

*) **De Maistre du Pape. T. II. Conclusion.**

schritte der Reformation dem Erdboden sollte gleich gemacht werden, ist der älteste und am häufigsten wiederholt. In neuerer Zeit hat man dagegen sicher erwartet, daß die Hydra der Revolution das Werk der Zerstörung vollbringen werde. Endlich ist verkündet worden, die ewige Stadt müsse unfehlbar an der Aria cattiva zu Grunde gehen. — Alle diese Prophezeiungen beruhen auf einem gemeinsamen Princip des Widerwillens, und unterscheiden sich nur in so fern von einander, als sie, dem Zeitgeiste folgend, ihre Scheingründe bald auf den Irrglauben, bald auf den Radikalismus, bald auf die falsche Wissenschaft zu stützen suchen. Schien die eine ihre Kraft zu versagen, so wurde ihr die andere substituirt, und wenn auch diese nicht mehr verfangen wollte, zu der dritten Art die Zuflucht genommen.

Als der überhand nehmende Unglaube die apokalyptischen Berechnungen immer unwirksamer machte, wurde es seltener für rathsam erachtet, die ewige Stadt dem göttlichen Racheschwert preiszugeben, und ihr das Schicksal Jerusalems vorherzusagen. Viel zeitgemäßer schien es, das Scharfrichteramt den verbündeten Mächten der Revolution, namentlich der Aufklärung, dem Absolutismus, der Carbonaria und dem jungen Italien zu übertragen. Auf diese Potenzen hat sich eine Hoffnung gestellt, die noch heute nicht völlig erlöschen will. Indessen läßt die Erfüllung noch immer auf sich warten, und es entsteht auch wohl die Frage, ob die Kinder der Revolution vollbringen können, was ihrem stärksten Familienhaupte selbst nach Besiegung der größten Hindernisse nicht gelang. Noch bedenklicher muß die Sache erscheinen, wenn erwogen wird, daß jetzt die äußeren Conjuncturen nicht mehr so günstig sind, um den gewünschten Erfolg in naher Zeit herbeizuführen. Die Mächte, welche den Papst im Jahre 1813 zurückgeführt haben, bezeigen zur Vernichtung seiner Hauptstadt so wenig Neigung, daß sie vielmehr jeden Angriff abzuwehren immer bereit und schlagfertig sind. Ist doch selbst Frankreich aus dem größten Widersacher auf's neue eine Schutzmacht für Rom ge-

worden, und die Engländer, welche im Jahre 1811 eine Fregatte absandten, um den Papst aus der Gefangenschaft zu Savona zu retten und nach Sardinien zu bringen, würden heute wahrscheinlich mehrere senden, um seine Freiheit zu sichern. Auch die Carbonaria und Giovine Italia arbeiten sich ab in vergeblichen Anstrengungen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Ja, ein bedeutender Theil der ersteren hat seine Wünsche auf sociale Verbesserungen eingeschränkt, und denkt nicht daran, den Papst und seinen Sitz zu Grunde zu richten.

Zum Glück ist für die Weissagung ein neuer Grund entdeckt, der jeden früheren an Solidität übertrifft, dabei von so allgemeiner Beweiskraft, daß nicht allein Christen, sondern auch Heiden, Juden, Mahomedaner, Pantheisten und Atheisten ihn als unumstößlich betrachten können. Man erinnerte sich nämlich zur rechten Zeit, daß Rom in einer ungesunden Gegend liegt, und wegen seiner Fieber schon längst im bösen Rufe steht. Diese Indicien reichten hin, um gegen die Verbrecherin eine neue Untersuchung zu eröffnen. Der Thatbestand wurde mit Hülfe medicinischer Gutachten in Deutschland erhoben, das Urtheil festgestellt, und dann die alte Prophezeiung im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts, gemäß den Fortschritten der Naturwissenschaft, auf folgende Weise declarirt:

Seitdem die Herrlichkeit des Heidenthums verschwunden, der Thron der Cäsaren zum Sitz einer Priesterherrschaft herabgesunken, und die einst so blühende Gegend allmählig zur Wüste geworden, hat dort mit beständigem Fortschritt die unwiderstehliche Macht des Todes überhandgenommen, und in demselben Verhältniß das Entweichen des Lebens bewirkt. Der unfruchtbare Schutt und die Trümmer der alten und mittleren Zeiten haben die Kraft aller gesunden Vegetation erstickt, die Versumpfung ist wie ein fressendes Krebsgeschwür hinzugekommen; der übrige Boden, vulkanisch und ein Caput mortuum von Jahrtausenden, ist nur noch fähig, Produkte der Auflösung und Fäulniß zu erzeugen. Aus der Tiefe dieser entarteten Oberfläche steigt immer stärker und häufiger die böse Luft

schritte der Reformation dem Erdboden sollte gleich gemacht werden, ist der älteste und am häufigsten wiederholt. In neuerer Zeit hat man dagegen sicher erwartet, daß die Hydra der Revolution das Werk der Zerstörung vollbringen werde. Endlich ist verkündet worden, die ewige Stadt müsse unfehlbar an der Aria cattiva zu Grunde gehen. — Alle diese Prophezeiungen beruhen auf einem gemeinsamen Princip des Widerwillens, und unterscheiden sich nur in so fern von einander, als sie, dem Zeitgeiste folgend, ihre Scheingründe bald auf den Irrglauben, bald auf den Radikalismus, bald auf die falsche Wissenschaft zu stützen suchen. Schien die eine ihre Kraft zu versagen, so wurde ihr die andere substituirt, und wenn auch diese nicht mehr verfangen wollte, zu der dritten Art die Zuflucht genommen.

Als der überhand nehmende Unglaube die apokalyptischen Berechnungen immer unwirksamer machte, wurde es seltener für rathsam erachtet, die ewige Stadt dem göttlichen Racheschwert preiszugeben, und ihr das Schicksal Jerusalems vorherzusagen. Viel zeitgemäßer schien es, das Scharfrichteramt den verbündeten Mächten der Revolution, namentlich der Aufklärung, dem Absolutismus, der Carbonaria und dem jungen Italien zu übertragen. Auf diese Potenzen hat sich eine Hoffnung gestellt, die noch heute nicht völlig erlöschen will. Indessen läßt die Erfüllung noch immer auf sich warten, und es entsteht auch wohl die Frage, ob die Kinder der Revolution vollbringen können, was ihrem stärksten Familienhaupte selbst nach Besiegung der größten Hindernisse nicht gelang. Noch bedenklicher muß die Sache erscheinen, wenn erwogen wird, daß jetzt die äußeren Conjuncturen nicht mehr so günstig sind, um den gewünschten Erfolg in naher Zeit herbeizuführen. Die Mächte, welche den Papst im Jahre 1813 zurückgeführt haben, bezeigen zur Vernichtung seiner Hauptstadt so wenig Neigung, daß sie vielmehr jeden Angriff abzuwehren immer bereit und schlagfertig sind. Ist doch selbst Frankreich aus dem größten Widersacher auf's neue eine Schutzmacht für Rom ge-

vorden, und die Engländer, welche im Jahre 1811 eine Fregatte absandten, um den Papst aus der Gefangenschaft zu Savona zu retten und nach Sardinien zu bringen, würden heute wahrscheinlich mehrere senden, um seine Freiheit zu sichern. Auch die Carbonaria und Giovine Italia arbeiten sich ab in vergeblichen Anstrengungen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Ja, ein bedeutender Theil der ersteren hat seine Wünsche auf sociale Verbesserungen eingeschränkt, und denkt nicht daran, den Papst und seinen Sitz zu Grunde zu richten.

Zum Glück ist für die Weissagung ein neuer Grund entdeckt, der jeden früheren an Solidität übertrifft, dabei von so allgemeiner Beweiskraft, daß nicht allein Christen, sondern auch Heiden, Juden, Mahomedaner, Pantheisten und Atheisten ihn als unumstößlich betrachten können. Man erinnerte sich nämlich zur rechten Zeit, daß Rom in einer ungesunden Gegend liegt, und wegen seiner Fieber schon längst im bösen Rufe steht. Diese Indicien reichten hin, um gegen die Verbrecherin eine neue Untersuchung zu eröffnen. Der Thatbestand wurde mit Hülfe medicinischer Gutachten in Deutschland erhoben, das Urtheil festgestellt, und dann die alte Prophezeiung im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts, gemäß den Fortschritten der Naturwissenschaft, auf folgende Weise declarirt:

Seitdem die Herrlichkeit des Heidenthums verschwunden, der Thron der Cäsaren zum Sitz einer Priesterherrschaft herabgesunken, und die einst so blühende Gegend allmählig zur Wüste geworden, hat dort mit beständigem Fortschritt die unwiderstehliche Macht des Todes überhandgenommen, und in demselben Verhältniß das Entweichen des Lebens bewirkt. Der unfruchtbare Schutt und die Trümmer der alten und mittleren Zeiten haben die Kraft aller gesunden Vegetation erstickt, die Versumpfung ist wie ein fressendes Krebsgeschwür hinzugekommen; der übrige Boden, vulkanisch und ein Caput mortuum von Jahrtausenden, ist nur noch fähig, Produkte der Auflösung und Fäulniß zu erzeugen. Aus der Tiefe dieser entarteten Oberfläche steigt immer stärker und häufiger die böse Luft

(Malaria, Aria cattiva) empor, ein Pesthauch des Todes, der den Menschen entweder tödtet oder vertreibt, und so die verlassenen Häuser, Palläste und Kirchen in neue Ruinen verwandelt. Die Verheerung schreitet langsam aber sicher fort; sie hemmen oder zu verzögern ist alle menschliche Anstrengung unvermögend. Mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Bewohner ab, und die nicht am Fieber sterben, können wahrnehmen, daß ein sichtbarer Fluch auf diesem todten Erdreich haftet. An dem offenen Grabe der Campagna liegend, gleicht die heutige Stadt Rom einem Sterbenden, der seinen letzten Athemzug erwartet; ja sie ist eigentlich schon ein Leichnam, in dessen abgestorbenen Theilen nur noch ein matter Schlag des Herzens die Spur des erlöschenden Lebens zeigt. Ueber ein kleines — und Rom wird nicht mehr seyn. Das große Werk der Vernichtung, welches die Menschen niemals völlig zu Stande brachten, wird die mit eiserner Nothwendigkeit wirkende Natur durch die Gewalt ihrer zerstörenden Kräfte allein vollenden. Dann wird der öden Stätte der Verwüstung selbst der Besuch des einsamen Wanderers fehlen, denn die Malaria allein wird hier übrig bleiben, und schon die Nähe ihres tödtlichen Hauches wird von allen Lebenden gemieden werden. — So lautet, in den wesentlichen Inhalt gebracht, die medicinisch-evangelische Prognose, wie sie schon vor längerer Zeit in norddeutschen Blättern zu lesen war, und jetzt noch zuweilen als eine ausgemachte Sache auch anderswo erwähnt und gläubig angenommen wird. Es gewinnt fast den Anschein, als ob nicht wenige Protestanten, und unter diesen auch verständige Männer einen besondern Trost darin fänden, den Fall von Rom beständig vor Augen zu haben. Ist doch selbst Hufeland in seinen alten Tagen so schwach gewesen, an die hier angeführte Prophezeiung zu glauben, und zu ihrer Verbreitung mit beizutragen. Daß aber die Widerlegung ausgeblieben und kein Zweifel laut geworden ist, muß um so mehr befremden, je weniger schwierig und je einladender eine Prüfung erscheint, nachdem das alte Augurium aus dem Nebel der Träume

if das festere Gebiet der Thatsachen und auf wissenschaftliche
Gründe gestützt und übertragen worden. Ob die Stadt im Al-
rthum ein gesunder Ort gewesen, ob die jetzige Luft so schäd-
ch, wie man behauptet, ob die Bevölkerung immer mehr ab-
hme u. s. f., alle diese Fragen konnten Gegenstände einer
ündlichen Untersuchung, und durch die Geschichte, Natur-
hre und Statistik beantwortet werden. Da dieß aber nicht
schehen und ein stillschweigendes Hinnehmen jener Behaup-
ingen unstatthaft ist, so lohnt es der Mühe, das Sachver-
iltniß näher zu betrachten, um an der Beschaffenheit des neu
legten Fundamentes den Scharfsinn und Tiefblick, die Sorg-
ilt und Treue der prophetischen Baumeister zu erkennen.

Ja, es ist wahr: die ewige Stadt liegt in einer Gegend,
e auf die Gesundheit der Bewohner, und besonders der Frem-
n, oft nachtheilig oder verderblich wirkt. Man muß dieses
ngestehen, obgleich die Römer im Allgemeinen das Gegentheil
hauptten, und sogar Viele unter den dort lebenden nordischen
andsleuten den Ankömmling verlachen, der in dieser Hinsicht
esorgnisse hegt. Wie überhaupt in Italien große Contraste
funden werden, und die stärksten Gegensätze (auch in der Na-
r) sich fortwährend bekämpfen, so hat in Rom beständig das
eben mit dem Tode gekämpft; das Leben aber hat sich in al-
n Gebieten als unvertilgbar gezeigt, und ist sogar durch die
stärke seines Gegensatzes oft neu geweckt, unterhalten und ge-
äftigt worden. Diese Erfahrung bewährte sich in der geisti-
n wie in der physischen Region; denn während der heilige
stuhl einen beständigen Kampf gegen den Geist der Vernei-
ing bestehen mußte, von diesem aber niemals überwältigt
urde, hatte auch die Stadt von jeher mit einer feindseligen
aturmacht zu kämpfen, ohne dieser wirklich zu unterliegen.

Es ist der größte Irrthum, zu glauben, daß Rom im
lterthum ein durchaus gesunder Wohnplatz gewesen, und die
Malaria allein durch Verwüstung und Nachlässigkeit entstan-
en sei. Die äußeren natürlichen Verhältnisse, von welchen die
Gesundheit der Menschen hier bedingt wird, namentlich das

(Malaria, Aria cattiva) empor, ein Pesthauch des Todes, der den Menschen entweder tödtet oder vertreibt, und so die verlassenen Häuser, Palläste und Kirchen in neue Ruinen verwandelt. Die Verheerung schreitet langsam aber sicher fort; sie hemmen oder zu verzögern ist alle menschliche Anstrengung unvermögend. Mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Bewohner ab, und die nicht am Fieber sterben, können wahrnehmen, daß ein sichtbarer Fluch auf diesem todten Erdreich haftet. In dem offenen Grabe der Campagna liegend, gleicht die heutige Stadt Rom einem Sterbenden, der seinen letzten Athemzug erwartet; ja sie ist eigentlich schon ein Leichnam, in dessen abgestorbenen Theilen nur noch ein matter Schlag des Herzens die Spur des erlöschenden Lebens zeigt. Ueber ein kleines — und Rom wird nicht mehr seyn. Das große Werk der Vernichtung, welches die Menschen niemals völlig zu Stande brachten, wird die mit eiserner Nothwendigkeit wirkende Natur durch die Gewalt ihrer zerstörenden Kräfte allein vollenden. Dann wird der öden Stätte der Verwüstung selbst der Besuch des einsamen Wanderers fehlen, denn die Malaria allein wird hier übrig bleiben, und schon die Nähe ihres tödtlichen Hauches wird von allen Lebenden gemieden werden. — So lautet, auf den wesentlichen Inhalt gebracht, die medicinisch-evangelische Prognose, wie sie schon vor längerer Zeit in norddeutschen Blättern zu lesen war, und jetzt noch zuweilen als eine ausgemachte Sache auch anderswo erwähnt und gläubig angenommen wird. Es gewinnt fast den Anschein, als ob nicht wenige Protestanten, und unter diesen auch verständige Männer einen besondern Trost darin fänden, den Fall von Rom beständig vor Augen zu haben. Ist doch selbst Hufeland in seinen alten Tagen so schwach gewesen, an die hier angeführte Prophezeiung zu glauben, und zu ihrer Verbreitung mit beizutragen. Daß aber die Widerlegung ausgeblieben und kaum ein Zweifel laut geworden ist, muß um so mehr befremden, je weniger schwierig und je einladender eine Prüfung erschien, nachdem das alte Augurium aus dem Nebel der Träumerei

auf das festere Gebiet der Thatsachen und auf wissenschaftliche Gründe gestützt und übertragen worden. Ob die Stadt im Alterthum ein gesunder Ort gewesen, ob die jetzige Luft so schädlich, wie man behauptet, ob die Bevölkerung immer mehr abnehme u. s. f., alle diese Fragen konnten Gegenstände einer gründlichen Untersuchung, und durch die Geschichte, Naturlehre und Statistik beantwortet werden. Da dieß aber nicht geschehen und ein stillschweigendes Hinnehmen jener Behauptungen unstatthaft ist, so lohnt es der Mühe, das Sachverhältniß näher zu betrachten, um an der Beschaffenheit des neu gelegten Fundamentes den Scharfsinn und Tiefblick, die Sorgfalt und Treue der prophetischen Baumeister zu erkennen.

Ja, es ist wahr: die ewige Stadt liegt in einer Gegend, die auf die Gesundheit der Bewohner, und besonders der Fremden, oft nachtheilig oder verderblich wirkt. Man muß dieses eingestehen, obgleich die Römer im Allgemeinen das Gegentheil behaupten, und sogar Viele unter den dort lebenden nordischen Landsleuten den Ankömmling verlachen, der in dieser Hinsicht Besorgnisse hegt. Wie überhaupt in Italien große Contraste gefunden werden, und die stärksten Gegensätze (auch in der Natur) sich fortwährend bekämpfen, so hat in Rom beständig das Leben mit dem Tode gekämpft; das Leben aber hat sich in allen Gebieten als unvertilgbar gezeigt, und ist sogar durch die Stärke seines Gegensatzes oft neu geweckt, unterhalten und gekräftigt worden. Diese Erfahrung bewährte sich in der geistigen wie in der physischen Region; denn während der heilige Stuhl einen beständigen Kampf gegen den Geist der Verneinung bestehen mußte, von diesem aber niemals überwältigt wurde, hatte auch die Stadt von jeher mit einer feindseligen Naturmacht zu kämpfen, ohne dieser wirklich zu unterliegen.

Es ist der größte Irrthum, zu glauben, daß Rom im Alterthum ein durchaus gesunder Wohnplatz gewesen, und die Malaria allein durch Verwüstung und Nachlässigkeit entstanden sei. Die äußeren natürlichen Verhältnisse, von welchen die Gesundheit der Menschen hier bedingt wird, namentlich das

Geologische, die geringe Tiefe des Meeres längst einer feucht
und niedrigen Küste, die unvermeidlichen Ueberschwemmung
des Tiberstroms und deren Ursachen, die Beschaffenheit d
Winde, vorzüglich des Scirocco, und der große Abstand d
Temperatur zwischen Tag und Nacht im Sommer sind zu a
len Zeiten dieselben geblieben und haben sich nicht wesentli
verändert. Zur schädlichen Wirkung dieser Umstände truge
noch große Sümpfe bei, die durch die Riesenbauten der Köni
gemindert, und zur Ausdehnung der Stadt gewissermaßen er
erobert werden mußten. Wer kennt nicht die Verse des Ovidius

Hic, ubi nunc fora sunt, udae tenuere paludes,
Amne redundanti fossa madebat aquis.
Curtius ille lacus siccas qui sustinet aras,
Nunc solida est tellus, sed lacus ante fuit.
Qua Velabra solent in circum ducere pompas,
Nil praeter salices crassaque canna fuit.

(Fast. L. VI.)

Cicero nennt die Gegend einen Pestheerd, wo Romulu
seine Stadt gegründet, und bezeichnet nur die Hügel als g
sund. Livius läßt die Meuterer in Capua sagen, „ob es wol
recht sei, daß die unterwürfigen Campaner der Fruchtbarke
und Anmuth Capuas sich erfreuen und sie (die Soldaten) dur
Feldzüge abgemüht auf dem verpesteten und dürftigen Bode
um die Stadt (Rom) sich quälen sollten?“ Frontin bezeugt i
seinem Buche von den Wasserleitungen, daß die Luft im alte
Rom abscheulich (infamis aer) gewesen. Die ökonomische
Schriftsteller Columella, Cato rc. rathen die größte Vorsich
bei der Wahl einer Baustelle an, denn auch den schönen Vi
len der Alten waren die Fieber nicht fremd; Horaz, als o
er heute lebte, bezeichnet den Monat August als denjenigen
der die meisten Fieber und Testamente hervorbringt; die Kran
heiten, welche Livius pestartige (pestilentes) nennt, waren epi
demische Fieber, durch die Malaria erzeugt. Und daß vo
diesen vorzüglich die fremden Ankömmlinge ergriffen wurden
bestätigt eine Stelle im Tacitus, worin erwähnt ist, daß wäh-
rend der Ansiedlung des Vitellius im vaticanischen Bezirk un-

den gallischen und germanischen Soldaten die größte Sterb-
keit geherrscht. So einheimisch ist in der Stadt und deren
hster Umgegend das vielgestaltige Fieber, und so anhaltend
d mächtig sind die es befördernden äußern Momente gewe-
, daß von Uralters her auf dem Palatin der Dea Febris
opfert, und auch die Cloacina so wie die Mephitis als Gott-
ten gefürchtet und angerufen wurden*). Aber nicht auf die-
n ohnmächtigen Cultus beschränkte sich das Volk, welches die
elt zu erobern und zu beherrschen verstand; es führte zugleich
en riesenhaften Kampf gegen die feindliche Naturmacht, die
nen Herrscherſitz beständig zu verderben drohte. Niemals und
rgends wurden zu einem ähnlichen Zwecke größere Kräfte in
irksamkeit gesetzt. Die Ringmauern des Servius, zur Be-
ränkung der häufigen Ueberschwemmungen bestimmt, die un-
heuern Werke der Tarquinier, von welchen wir noch heute
en Ueberrest in der Cloaca maxima mit Erstaunen betrach-
, die vielen und meilenlangen Aquäducte theils unter, theils
er der Erde, das Ausfüllen der Tiefen, das Trockenlegen
Sümpfe u. s. w., was sind sie anders als Schutzwehren,
lche ein kräftiges Leben, sich vertheidigend, der einbrechenden
walt des Todes entgegensetzte? — Nur bei solchen Anstren-
ngen war es möglich, daß die Einwohnerzahl schon unter
rvius Tullius auf 320,000 steigen, und in den letzten Zei-
der Republik zu einer fast unglaublichen Höhe sich erheben
nte. Im Jahre 529 u. c. wurden in Rom nicht weni-
als 750,000 männliche Einwohner von siebenzehn bis
ßzig Jahren gezählt (Weiber und Kinder zählten nicht), und
er diesen befanden sich 342,000 Sklaven. Allein schon durch

---

*) „Romanus populus superstitionum Dearamque feracissimus, quemadmodum *Febrem* ad minus nocendum templis coluit, ita Deabus *Cloacinae* et *Mephiti* ad ea potissimum arcenda mala, quae tunc etiam temporis ob putridas ac foetentes identidem recurrebant, fallente quidem, bona tamen spe, litare consuevit.“ (*Lancisii* Diss. de nativis deque adventitiis romani coeli qualitatibus. Romae 1745.)

die Kriege des Marius, Sylla und Cäsar wurde diese Z
fast um die Hälfte vermindert, und die späteren Einfälle
Verheerungen der Barbaren, vorzüglich die Uebersiedelung
Kaiser nach Constantinopel führten eine Entvölkerung her
die es den Uebriggebliebenen unmöglich machte, jene coloss
Schutzwehren zu unterhalten oder vollständig wieder herzustell
wenn auch der Wille dazu nicht gefehlt hätte, diese W
nämlich, an welchen das thatkräftigste Volk Jahrhunderte h
durch gearbeitet hatte, waren der Hauptstadt der Welt eben
würdig als angemessen; sie konnten aber auch nur von ein
mächtigen und zahlreichen Volke bewahrt und erhalten werd
Nachdem die römische Macht von ihrer Höhe gesunken,
Stadt allmählig leerer an Menschen geworden war, und
störende Ereignisse immer häufiger wiederkehrten, war der V
fall der großen und heilsamen Schutzwehren unvermeidlich; d
vermochten nicht mehr der Gesundheit den früheren Nutzen
leisten; und die ungesunde Luft, einst durch dieselben mit d
größten Vortheil beschränkt und vermindert, erhielt wieder
freieres Feld, ja sie begann selbst in den Ruinen sich neu
entwickeln und auszudehnen. Man muß daher das Ueberha
nehmen der Malaria als eine Folge der Entvölkerung betra
ten, und ist zugleich genöthigt, in derselben Malaria eine l
sache zu erkennen, durch welche die Entvölkerung bewirkt o
die Zunahme der Einwohner verhindert wird. Ursache u
Wirkung fallen hier in einen Punkt zusammen, und bilden
Circulus vitiosus, in welchem man sich seit fünfzehn Ja
hunderten herumgedreht. Je geringer die Bevölkerung, d
schlechter ist auch im Allgemeinen der Gesundheitszustand, u
während in andern Orten die Luft durch Zunahme der Vol
zahl oft sich verschlechtert, wird sie in Rom dadurch verbess
Dieß gilt auch von den einzelnen Quartieren der Stadt. A
allen hier angeführten Momenten ergibt sich folgender Schl
Die ungesunden Umstände haben in der römischen Ebene
allen Zeiten existirt. Sie wurden im Alterthum durch a
ßerordentliche Werke mit einem Erfolge bekämpft, bei welch

ihr schädlicher Einfluß [illegible], und die [illegible] bedeutend [illegible] werden konnte. Als aber die [illegible] zuerst durch [illegible] und dann durch [illegible] herabgebracht, die [illegible] mit der [illegible] der großen [illegible] [illegible], [illegible] der [illegible] der Fieberluft [illegible] [illegible] von der geringen [illegible] [illegible] und [illegible] werden konnten.

Man fällt aber in einen gewiß nicht minder großen Irrthum, wenn angenommen wird, daß diese verderblichen Wirkungen seither im gleichen Grade fortgedauert, oder wohl gar mit jedem Jahrhundert zugenommen haben. Es ist vielmehr gewiß, daß in der Salubrität, so wie in der Bevölkerung, die mit einander parallel gehen, ein Fallen und Steigen stattgefunden, und der allgemeine Gesundheitszustand in neuerer Zeit sich offenbar verbessert hat. Im Mittelalter, welches zu den früheren Zerstörungen neue hinzufügte, ist die römische Luft ohne Zweifel höchst verderblich gewesen. Gegen das Jahr 1060 konnte Petrus Damianus schreiben:

> „Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
> Roma ferax febrium necis et uberrima frugum:
> Romanae febres stabili sunt jure fideles,
> Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt."
>
> (Epist. 19. ad Nic. II.)

Im zwölften Jahrhundert berichtet der schottische Bischof Eadmer in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Anselmus: „Calor aestatis in partibus illis cuncta urebat et habitatio urbis nimium insalubris, sed praecipue peregrinis hominibus erat." (Op. S. Ans. P. I.) Aehnliche Klagen führt Otto von Freysing: „Jam tempus imminebat, quo canis ad morbidum pedem Orionis micans exsurgere deberet: ex vicinis stagnis cavernisque ruinosis circa urbem locis, tristibus erumpentibus et exhalantibus nebulis, totus vicinus crassatur aer, ad hauriendum morbum lethifer et pestilens. (De reb. Frid. L. 1. c. 22.) Unter dem großen Innocenz III. wurden gegen

das Jahr 1200 in der Stadt nur 35,000 Einwohner gezählt, und Gregor XI. soll bei seiner Rückkehr von Avignon (1376) sogar nur 16,000 gefunden haben. Die Cardinäle, welche nach dem Tode Honorius IV. auf dem Aventin im Sommer zur Papstwahl sich versammelt hatten, wurden durch die Malaria aus dem Conclave vertrieben. In späteren Zeiten hat die Macht dieses feindseligen Wesens wohl geschwächt, niemals aber ganz vernichtet werden können.

Es ist nicht hier der Ort, die Wirkungsweise der Malaria auf den menschlichen Organismus zu erklären, und die Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu schildern, welche dadurch veranlaßt mit dem gemeinsamen Namen „la Febbre" bezeichnet werden. Für unsern Zweck wird es genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß die ursächlichen Momente der römischen Fieber, in so fern sie der Außenwelt angehören, theils in der Beschaffenheit des Bodens, der Luft und des Wassers, theils in Temperaturwechseln und im diätetischen Verhalten zu suchen sind, und daß die Wirkung aller dieser Momente auf die Gesundheit nicht absolut nothwendig oder unvermeidlich erfolgt, sondern nach der innern und individuellen Beschaffenheit der Menschen sehr bedingt und ungleich ist. Eine gesunde Wohnung, mäßige Lebensweise und warme Bekleidung bewähren sich als mächtige Schutzmittel gegen die Fieberluft; weite, der alten Toga nicht unähnliche Mäntel sind für die Bewohner der Campagna unentbehrlich, und die Mönchsorden, deren Regel eine wärmere Bekleidung erfordert, werden seltener als andere von der Krankheit befallen. Die Unvorsichtigen sind überall wenig geschützt; das Meiste aber haben die Armen zu befahren, und unter diesen wieder vorzüglich die Arbeiter in der Campagna, welche ohne hinlängliche Bekleidung nach der Hitze des Tages in luftigen Hütten, altem Gemäuer oder auch unter freiem Himmel schlafen.

Der classische Boden der Stadt ist für den Naturforscher nicht minder wichtig, als für den Alterthumsforscher. Rom liegt in einer weiten, wellenförmigen und baumlosen Ebene,

nicht irre machen lassen.“ — Wir müssen nämlich sagen: „die Appellation an die geistliche Gleichheit und Freiheit der Christen zum Behufe der Reform war der einzige, und eben darum (!!) der berechtigte Nothbehelf in einer Lage, wo die Inhaber des hierarchischen Princips ihre Pflicht versäumten und der Wahrheit das Gehör versagten, — die anfänglichen wunderbaren Geistesgaben aber und Männer von unmittelbarer göttlicher Sendung, die mit unbedingter Prophetenautorität hätten eingreifen können, nicht vorhanden waren. Und so lange solche Männer der Kirche nicht wieder gegeben werden, ist der Recurs auf das allgemeine Priesterthum der Christen, in allen Fällen, wo das Bedürfniß einer Reform eintritt und von den geistlichen Gewalthabern erkannt wird, der einzig mögliche Ausweg. So wie aber die Reform eingetreten und der Organismus gereinigt ist, fällt das Recht, diesen Weg einzuschlagen, bis auf weiteres von selbst wieder weg.“ — Wir haben uns, dieser Beweisführung gegenüber, eines Lächelns nicht erwehren können. Wörtlich, dieselbe Lehre wurde kurz nach der Julirevolution von den Männern der richtigen Mitte in Betreff der Volkssouverainetät verkündigt. Sie dürfe nur in außerordentlichen Fällen angerufen werden; den Tag nach der Revolution müsse die neue Autorität wieder in die Rechte der alten treten. Aber, wenn Kolben und Bajonette nicht beim Kloster St. Mery das Ihrige dazu gethan, mit dieser Logik hätte Ludwig Philipp sich nicht vier und zwanzig Stunden auf dem Julithrone behauptet! Ohne ihn persönlich zu kennen, hegen wir eine gute Meinung von Herrn Thiersch; sein Buch macht uns aller Irrthümer und Vorurtheile, die darin stecken ungeachtet, den Eindruck einer Geistesfrische und Naivität, die im heutigen Deutschland selten geworden ist. Daher hoffen wir, daß das, was er zur Rechtfertigung und Begründung der protestantisch-geistlichen Freiheit und Gleichheit sagt, ihm vielleicht in sehr kurzer Frist selbst nicht mehr genügen, ja ihm als völlig leer und hohl anekeln werde. Hat der Sohn Gottes seine Kirche auf den Felsen gegrün-

det, und ist sie die Arche des Heils, dann ist die Lossagung von ihr, oder die gewaltthätige Empörung gegen sie, oder ein Versuch, ihre rechtmäßige Autorität zu stürzen, keinem Sterblichen, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen erlaubt, und jede Umwälzung solcher Art kann immer nur zum geistlichen wie zum weltlich-socialen Verderben derer ausschlagen, die in die Trennung gerissen werden. Besteht eine solche Stiftung aber nicht, hat sich die allgemeine Kirche über ihren eigenen Ursprung, über ihren Beruf, über ihr göttliches Recht länger als achtzehnhundert Jahre gröblich täuschen können, dann wird kein Meister in Israel mit menschlicher Theorie und kluglicher Rede das Christenthum vor dem Schicksal aller zeitlichen und endlichen Dinge schützen.

Am meisten beunruhigt Herrn Thiersch die Analogie der Reformation mit der französischen Revolution. „Immerhin aber bleibt es“, sagt er, „dieß müssen wir willig einräumen, ein sehr großes Unglück, daß die Reform nur auf unregelmäßigem Wege, im Conflict mit der bestehenden kirchlichen Autorität, in's Werk gesetzt werden konnte, und wir müssen diesen Hauptpunkt, den Umstand, daß das Auftreten der Reformatoren eine Auflehnung gegen eine bis dahin den Völkern mehr oder weniger heilige Autorität war, noch einer genauern Besprechung unterwerfen, da sich an ihn die unerschöpfliche Menge von Vorwürfen der Neueren gegen den Protestantismus knüpft, die sich in der einen Anklage concentriren, daß er das erste und das verhängnißvollste Beispiel bewußter und systematisch-durchgeführter Revolution gegeben habe. Die Reformatoren, so sagt man, hätten das Princip ausgesprochen, welches sich dann unaufhaltsam auch auf das politische Gebiet verpflanzt habe, und für die neuere Zeit die Quelle unermeßlichen Unheils geworden sei.“ Mit dem Versuche einer Widerlegung dieser Anklagen beschäftigt sich der Verfasser in seiner siebenzehnten Vorlesung. Wir werden das Vergnügen haben ihn bei einer andern Gelegenheit auf dieses interessante und lehrreiche Feld zu begleiten.

XLIX.

Die ewige Stadt und die Malaria.

Unter den Städten des Erdkreises hat Rom allein den Namen der Ewigen erworben, nicht in Folge einer göttlichen Verheißung, sondern durch ihre Geschichte, und wegen des sichtbaren Schutzes, in dessen Kraft sie alle verderblichen Angriffe, Zerstörungen und Umwälzungen überdauert hat. Was irgend in der Welt eine vernichtende Gewalt zu üben im Stande war, hatte sich vereinigt zu ihrem Untergang, und dennoch vermochten weder die Menschen, noch eine feindselige Natur sie von der Erde zu vertilgen. Die Tyrannei der Kaiser, die Stürme der Barbaren, die Wuth der Parteien, der Haß der Häretiker, das Gift der Sophisten und selbst die Elemente haben nach einander ihre zerstörenden Kräfte an ihr versucht; immer jedoch ist die Starke aus dem Ruin von neuem emporgestiegen, und über Schutt und Trümmern sich jedesmal verjüngend, scheint sie das Siegel der Unvergänglichkeit an ihrer Stirn zu tragen, gleichsam Theil nehmend an der Dauer des ewigen Stuhles, dem sie seit achtzehn Jahrhunderten zum Fußschemel dient. Palmyra und Theben sind verschwunden; kaum erkennt man noch die Stätten, wo einst Babylon und Sidon gestanden; Rom steht aufrecht bis auf den heutigen Tag, nicht nur als das großartigste Denkmal des Alterthums, sondern fortlebend als die Hauptstadt der Christenheit. Von den mächtig-

sten Herrschersitzen der alten Zeit, so wie von den apostolischen Stammkirchen ist sie, die einzige, übrig geblieben, noch fortwährend an ihre zwiefachen Gründer erinnernd, von welchen, wie Leo der Große bemerkte, Romulus und Remus durch Krieg und Irrthum, Petrus und Paulus durch Friede und Wahrheit sie zur Herrscherin erhoben.

Unläugbar hat das neuere Rom die Fortdauer seiner Existenz dem Papstthum zu danken. Diese geistliche Macht, ihrer Natur nach rettend und conservativ, ja das größte conservative Princip auf Erden, hat Proben wie keine andere bestanden, und nichts ist lehrreicher, als unter diesem Gesichtspunkt den Gang der Geschichte zu verfolgen. — Wenn einem verständigen Manne, der nie etwas vom neueren Rom und der römischen Kirche vernommen hätte, gesagt werden könnte, daß in Europa ein kleiner Staat vorhanden ist, in dessen Hauptstadt seit achtzehnhundert Jahren ein oberstes Lehr- und Hirtenamt besteht, und dessen Regent fast immer unter den Greisen gewählt wird, ein Staat, der mit geringen materiellen Kräften versehen dennoch gegen die mächtigsten Feinde und unter den furchtbarsten Erschütterungen nicht nur sich behauptet hat, sondern auch weithin über die entferntesten Erdstriche einen großen noch fortwährenden Einfluß übt, so würde der Mann diese Erzählung unstreitig für eine Fabel halten. Er könnte mit Fug erwiedern, daß keine *menschliche* Institution sich auf die Dauer erhalte, daß insbesondere jede Wahlmonarchie den Keim der Auflösung in sich selber trage, daß ein kleines Land im unvermeidlichen Conflict der größeren Mächte unmöglich seine Selbstständigkeit so lange zu bewahren im Stande sei. Was aber dem bloßen Verstande unbegreiflich erscheint, und aller politischen Erfahrung widerspricht, das hat in der Geschichte des christlichen Roms als wahr und wirklich sich ausgewiesen. Wie oft es auch menschlichem Ermessen scheinen mochte, als habe für die Stadt und ihren Stuhl die letzte Stunde geschlagen, wie oft der Papst vertrieben oder gefangen, und sein Gebiet und Sitz in der Gewalt seiner Feinde

war, wie viele Empörungen, Kriege und Revolutionen der päpstlichen Herrschaft im Geistlichen und Weltlichen ein Ende zu machen drohten, nimmer ließ die Vorsehung zu, daß der Pontifex maximus aufhörte zu seyn und mit diesem das Palladium der Stadt verloren ging. So sehr ist der Bestand der Metropole vom Daseyn des Pontificats bedingt, daß schon die zeitweilige Abwesenheit des Papstes einen Verfall bewirkt und selbst ihre Existenz in Frage stellt. Als die Päpste einige Zeit zu Avignon residirten, kam Rom seinem Untergange nahe, und während der Gefangenschaft Pius VII. unter der kurzen Herrschaft der Franzosen nahm die Bevölkerung reißend ab, obgleich die Gewalthaber nichts unterließen, sie empor zu bringen, und zu diesem Behuf manche zweckmäßige Einrichtungen trafen. Wäre jemals der Papst noch einmal genöthigt, seinen Sitz nach einem andern Ort zu verlegen, so würde in Rom sofort die Verödung ihren Einzug halten und unaufhaltsame Fortschritte machen.

Vorzüglich in solchen Perioden, da die Gefahr auf's höchste gestiegen war, die Niederlage schon für vollendet gehalten werden konnte, und kaum noch ein Schimmer von Hoffnung übrig zu seyn schien, bewährte sich für Rom der göttliche Schutz durch rettende Ereignisse, die von keinem Sterblichen vorhergesehen, zuweilen im entscheidendsten Moment und gegen alle Wahrscheinlichkeit eingetreten, als unmittelbare Fügungen der Providenz, man möchte sagen, als eine Reihe von geschichtlichen Wundern zu betrachten sind. Wem ist es unbekannt, daß die Päpste durch die Kraft ihres Wortes sogar einen Attila abhielten, die Stadt zu verwüsten, und daß sie Europa vor dem Joch der Barbarei bewahrten, indem sie wider den mit Feuer und Schwert einherstürmenden Islam Jahrhunderte lang die Waffen des Abendlandes in das Herz des Feindes sandten? Wer wüßte nicht, wie oft das Schifflein Petri den gewaltigsten Stürmen und Ungewittern widerstand, und sein sichtbarer Führer selbst durch Beraubung, Flucht, Gefängniß und Verlassenheit den glänzendsten Sieg über seine

Feinde gewann? — Doch nicht in die älteren Zeiten haben wir nöthig unsere Blicke zu wenden, um so merkwürdigen Thatsachen zu begegnen; wir selbst haben ähnliche erlebt, und das ganze Pontificat Pius VII., glorreichen Angedenkens, ist ein redender Beweis von der unsichtbaren Führung, die über den Geschicken des heiligen Stuhls wacht. Schon die Wahl dieses Oberhauptes war eine ganz ungewöhnliche, und außerordentliche Umstände mußten sich auf kurze Zeit vereinigen, um das denkwürdige Conclave zu Venedig (1800) möglich zu machen. Im Jahre 1809, als die Macht der Könige vor einem Einzigen verstummt, Rom in der Gewalt der Franzosen, und der heilige Vater bereits im Quirinal ihr Gefangener war, fand man am Morgen des eilften Juni an den vornehmsten Basiliken mit höchstem Erstaunen die Bulle angeschlagen, durch welche der Kaiser Napoleon von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wurde. Dieses nie genug gewürdigte Ereigniß ist damals als die letzte Regung eines ohnmächtigen, auf's Aeußerste gebrachten Greises bemitleidet, von Vielen verspottet, selbst von wohlgesinnten Katholiken als eine unzeitige und vergebliche Nothwehr angesehen, und von dem Kaiser als ein Irrthum erklärt worden, der um tausend Jahre zu spät gekommen. Niemal aber darf vergessen werden, was darauf gefolgt ist: der Feldzug desselben Jahres 1809 war der letzte, aus welchem Napoleon siegreich hervorging; drei Jahre später begegnen wir ihm auf der Flucht aus Rußland, wo ihn Gott durch die Elemente schlug, und wiederum nach drei Jahren ist er, auf einen Fels im Ocean geschleudert, sogar von der europäischen Gesellschaft excommunicirt. — Als noch vor dieser Katastrophe der Kirchenstaat eine Provinz des französischen Reiches geworden, das heilige Collegium zerstreut, sein erlauchtes Oberhaupt geplündert, entführt und gefangen, die Regierung der Kirche unmöglich war, und in den Straßen Roms das Gras zu wachsen anfing, da war es nicht schwer zu prophezeien, daß es um den geistlichen Primat und um die weltliche Souverainetät des Papstes für immer geschehen sei. In Eng-

land hatten die Prädicanten den Tag und die Stunde des vermeintlich schon eingetretenen Sturzes aus der Apokalypse berechnet und weitläufig nachgewiesen. Wir Alle wissen, was aus dieser Weissagung geworden ist. „Während die falschen Propheten mit der größten Zuversicht sprachen, und eine von Irrthum berauschte Menge ihnen williges Gehör gab, brachte ein sichtbares Wunder der Allmacht Gottes durch den Einklang von Mächten, die sonst am wenigsten übereinstimmen, den Nachfolger des heiligen Petrus in den Vatican zurück" *).

Es ist unmöglich, über die Fortdauer der ewigen Stadt Betrachtungen anzustellen, ohne des Papstthums zu gedenken, und in diesem das conservative Princip zu erkennen. So innig ist die Wechselbeziehung zwischen der Stadt und dem heiligen Stuhl, daß selbst von den Gegnern der Kirche Rom und Papst gewöhnlich als gleichbedeutend genommen werden, und die Begriffe identisch sind. Deßhalb gingen auch die vielen nichtigen Prophezeiungen vom Untergang der Einen wie des Andern meistens Hand in Hand, und selten hat ein Blödsinniger den Sturz des römischen Antichrist verkündet, ohne zugleich die Zerstörung der neuen Babylon vorherzusagen.

Die Geschichte ist eine große Lehrerin, aber nur für diejenigen, die der Belehrung fähig und zugänglich sind, am wenigsten für den Sectengeist, in welchem die unglückliche Verbindung von Irrthum und Leidenschaft eine Art von partiellem Wahnsinn unterhält. Wie oft auch die Lügenpropheten beschämt und durch die schlagendsten Thatsachen widerlegt worden sind, sie fahren mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fort, das nahe bevorstehende Ende der Siebenhügelstadt auszurufen. Die Weissagung ist wesentlich dieselbe geblieben; nur über den Zeitpunkt und die Mittel des Unterganges haben sich die Ansichten der Auguren verändert, wie es die wechselnden Constellationen zu erfordern scheinen. Der Spruch, nach welchem Rom in Folge eines göttlichen Strafgerichtes durch die Fort-

---

*) De Maistre du Pape. T. II. Conclusion.

schritte der Reformation dem Erdboden sollte gleich gemacht werden, ist der älteste und am häufigsten wiederholt. In neuerer Zeit hat man dagegen sicher erwartet, daß die Hydra der Revolution das Werk der Zerstörung vollbringen werde. Endlich ist verkündet worden, die ewige Stadt müsse unfehlbar an der Aria cattiva zu Grunde gehen. — Alle diese Prophezeiungen beruhen auf einem gemeinsamen Princip des Widerwillens, und unterscheiden sich nur in so fern von einander, als sie, dem Zeitgeiste folgend, ihre Scheingründe bald auf den Irrglauben, bald auf den Radikalismus, bald auf die falsche Wissenschaft zu stützen suchen. Schien die eine ihre Kraft zu versagen, so wurde ihr die andere substituirt, und wenn auch diese nicht mehr verfangen wollte, zu der dritten Art die Zuflucht genommen.

Als der überhand nehmende Unglaube die apokalyptischen Berechnungen immer unwirksamer machte, wurde es seltener für rathsam erachtet, die ewige Stadt dem göttlichen Racheschwert preiszugeben, und ihr das Schicksal Jerusalems vorherzusagen. Viel zeitgemäßer schien es, das Scharfrichteramt den verbündeten Mächten der Revolution, namentlich der Aufklärung, dem Absolutismus, der Carbonaria und dem jungen Italien zu übertragen. Auf diese Potenzen hat sich eine Hoffnung gestellt, die noch heute nicht völlig erlöschen will. Indessen läßt die Erfüllung noch immer auf sich warten, und es entsteht auch wohl die Frage, ob die Kinder der Revolution vollbringen können, was ihrem stärksten Familienhaupte selbst nach Besiegung der größten Hindernisse nicht gelang. Noch bedenklicher muß die Sache erscheinen, wenn erwogen wird, daß jetzt die äußeren Conjuncturen nicht mehr so günstig sind, um den gewünschten Erfolg in naher Zeit herbeizuführen. Die Mächte, welche den Papst im Jahre 1813 zurückgeführt haben, bezeigen zur Vernichtung seiner Hauptstadt so wenig Neigung, daß sie vielmehr jeden Angriff abzuwehren immer bereit und schlagfertig sind. Ist doch selbst Frankreich aus dem größten Widersacher auf's neue eine Schutzmacht für Rom ge-

worden, und die Engländer, welche im Jahre 1811 eine Fregatte absandten, um den Papst aus der Gefangenschaft zu Savona zu retten und nach Sardinien zu bringen, würden heute wahrscheinlich mehrere senden, um seine Freiheit zu sichern. Auch die Carbonaria und Giovine Italia arbeiten sich ab in vergeblichen Anstrengungen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Ja, ein bedeutender Theil der ersteren hat seine Wünsche auf sociale Verbesserungen eingeschränkt, und denkt nicht daran, den Papst und seinen Sitz zu Grunde zu richten.

Zum Glück ist für die Weissagung ein neuer Grund entdeckt, der jeden früheren an Solidität übertrifft, dabei von so allgemeiner Beweiskraft, daß nicht allein Christen, sondern auch Heiden, Juden, Mahomedaner, Pantheisten und Atheisten ihn als unumstößlich betrachten können. Man erinnerte sich nämlich zur rechten Zeit, daß Rom in einer ungesunden Gegend liegt, und wegen seiner Fieber schon längst im bösen Rufe steht. Diese Indicien reichten hin, um gegen die Verbrecherin eine neue Untersuchung zu eröffnen. Der Thatbestand wurde mit Hülfe medicinischer Gutachten in Deutschland erhoben, das Urtheil festgestellt, und dann die alte Prophezeiung im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts, gemäß den Fortschritten der Naturwissenschaft, auf folgende Weise declarirt:

Seitdem die Herrlichkeit des Heidenthums verschwunden, der Thron der Cäsaren zum Sitz einer Priesterherrschaft herabgesunken, und die einst so blühende Gegend allmählig zur Wüste geworden, hat dort mit beständigem Fortschritt die unwiderstehliche Macht des Todes überhandgenommen, und in demselben Verhältniß das Entweichen des Lebens bewirkt. Der unfruchtbare Schutt und die Trümmer der alten und mittleren Zeiten haben die Kraft aller gesunden Vegetation erstickt, die Versumpfung ist wie ein fressendes Krebsgeschwür hinzugekommen; der übrige Boden, vulkanisch und ein Caput mortuum von Jahrtausenden, ist nur noch fähig, Produkte der Auflösung und Fäulniß zu erzeugen. Aus der Tiefe dieser entarteten Oberfläche steigt immer stärker und häufiger die böse Luft

(Malaria, Aria cattiva) empor, ein Pesthauch des Todes, der den Menschen entweder tödtet oder vertreibt, und so die verlassenen Häuser, Palläste und Kirchen in neue Ruinen verwandelt. Die Verheerung schreitet langsam aber sicher fort; sie hemmen oder zu verzögern ist alle menschliche Anstrengung unvermögend. Mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Bewohner ab, und die nicht am Fieber sterben, können wahrnehmen, daß ein sichtbarer Fluch auf diesem todten Erdreich haftet. In dem offenen Grabe der Campagna liegend, gleicht die heutige Stadt Rom einem Sterbenden, der seinen letzten Athemzug erwartet; ja sie ist eigentlich schon ein Leichnam, in dessen abgestorbenen Theilen nur noch ein matter Schlag des Herzens die Spur des erlöschenden Lebens zeigt. Ueber ein kleines — und Rom wird nicht mehr seyn. Das große Werk der Vernichtung, welches die Menschen niemals völlig zu Stande brachten, wird die mit eiserner Nothwendigkeit wirkende Natur durch die Gewalt ihrer zerstörenden Kräfte allein vollenden. Dann wird der öden Stätte der Verwüstung selbst der Besuch des einsamen Wanderers fehlen, denn die Malaria allein wird hier übrig bleiben, und schon die Nähe ihres tödtlichen Hauches wird von allen Lebenden gemieden werden. — So lautet, auf den wesentlichen Inhalt gebracht, die medicinisch-evangelische Prognose, wie sie schon vor längerer Zeit in norddeutschen Blättern zu lesen war, und jetzt noch zuweilen als eine ausgemachte Sache auch anderswo erwähnt und gläubig angenommen wird. Es gewinnt fast den Anschein, als ob nicht wenige Protestanten, und unter diesen auch verständige Männer einen besondern Trost darin fänden, den Fall von Rom beständig vor Augen zu haben. Ist doch selbst Hufeland in seinen alten Tagen so schwach gewesen, an die hier angeführte Prophezeiung zu glauben, und zu ihrer Verbreitung mit beizutragen. Daß aber die Widerlegung ausgeblieben und kaum ein Zweifel laut geworden ist, muß um so mehr befremden, je weniger schwierig und je einladender eine Prüfung erschien, nachdem das alte Augurium aus dem Nebel der Träumerei

auf das festere Gebiet der Thatsachen und auf wissenschaftliche Gründe gestützt und übertragen worden. Ob die Stadt im Alterthum ein gesunder Ort gewesen, ob die jetzige Luft so schädlich, wie man behauptet, ob die Bevölkerung immer mehr abnehme u. s. f., alle diese Fragen konnten Gegenstände einer gründlichen Untersuchung, und durch die Geschichte, Naturlehre und Statistik beantwortet werden. Da dieß aber nicht geschehen und ein stillschweigendes Hinnehmen jener Behauptungen unstatthaft ist, so lohnt es der Mühe, das Sachverhältniß näher zu betrachten, um an der Beschaffenheit des neu gelegten Fundamentes den Scharfsinn und Tiefblick, die Sorgfalt und Treue der prophetischen Baumeister zu erkennen.

Ja, es ist wahr: die ewige Stadt liegt in einer Gegend, die auf die Gesundheit der Bewohner, und besonders der Fremden, oft nachtheilig oder verderblich wirkt. Man muß dieses eingestehen, obgleich die Römer im Allgemeinen das Gegentheil behaupten, und sogar Viele unter den dort lebenden nordischen Landsleuten den Ankömmling verlachen, der in dieser Hinsicht Besorgnisse hegt. Wie überhaupt in Italien große Contraste gefunden werden, und die stärksten Gegensätze (auch in der Natur) sich fortwährend bekämpfen, so hat in Rom beständig das Leben mit dem Tode gekämpft; das Leben aber hat sich in allen Gebieten als unvertilgbar gezeigt, und ist sogar durch die Stärke seines Gegensatzes oft neu geweckt, unterhalten und gekräftigt worden. Diese Erfahrung bewährte sich in der geistigen wie in der physischen Region; denn während der heilige Stuhl einen beständigen Kampf gegen den Geist der Verneinung bestehen mußte, von diesem aber niemals überwältigt wurde, hatte auch die Stadt von jeher mit einer feindseligen Naturmacht zu kämpfen, ohne dieser wirklich zu unterliegen.

Es ist der größte Irrthum, zu glauben, daß Rom im Alterthum ein durchaus gesunder Wohnplatz gewesen, und die Malaria allein durch Verwüstung und Nachlässigkeit entstanden sei. Die äußeren natürlichen Verhältnisse, von welchen die Gesundheit der Menschen hier bedingt wird, namentlich das

Geologische, die geringe Tiefe des Meeres längst einer feuchten und niedrigen Küste, die unvermeidlichen Ueberschwemmungen des Tiberstroms und deren Ursachen, die Beschaffenheit der Winde, vorzüglich des Scirocco, und der große Abstand der Temperatur zwischen Tag und Nacht im Sommer sind zu allen Zeiten dieselben geblieben und haben sich nicht wesentlich verändert. Zur schädlichen Wirkung dieser Umstände trugen noch große Sümpfe bei, die durch die Riesenbauten der Könige gemindert, und zur Ausdehnung der Stadt gewissermaßen erst erobert werden mußten. Wer kennt nicht die Verse des Ovidius?

> **Hic, ubi nunc fora sunt, udae tenuere paludes,**
> **Amne redundanti fossa madebat aquis.**
> **Curtius ille lacus siccas qui sustinet aras,**
> **Nunc solida est tellus, sed lacus ante fuit.**
> **Qua Velabra solent in circum ducere pompas,**
> **Nil praeter salices crassaque canna fuit.**
> **(Fast. L. VI.)**

Cicero nennt die Gegend einen Pestheerd, wo Romulus seine Stadt gegründet, und bezeichnet nur die Hügel als gesund. Livius läßt die Meuterer in Capua sagen, „ob es wohl recht sei, daß die unterwürfigen Campaner der Fruchtbarkeit und Anmuth Capuas sich erfreuen und sie (die Soldaten) durch Feldzüge abgemüht auf dem verpesteten und dürftigen Boden um die Stadt (Rom) sich quälen sollten?“ Frontin bezeugt in seinem Buche von den Wasserleitungen, daß die Luft im alten Rom abscheulich (infamis aer) gewesen. Die ökonomischen Schriftsteller Columella, Cato rc. rathen die größte Vorsicht bei der Wahl einer Baustelle an, denn auch den schönen Villen der Alten waren die Fieber nicht fremd; Horaz, als ob er heute lebte, bezeichnet den Monat August als denjenigen, der die meisten Fieber und Testamente hervorbringt; die Krankheiten, welche Livius pestartige (pestilentes) nennt, waren epidemische Fieber, durch die Malaria erzeugt. Und daß von diesen vorzüglich die fremden Ankömmlinge ergriffen wurden, bestätigt eine Stelle im Tacitus, worin erwähnt ist, daß während der Ansiedlung des Vitellius im vaticanischen Bezirk un-

er den gallischen und germanischen Soldaten die größte Sterblichkeit geherrscht. So einheimisch ist in der Stadt und deren nächster Umgegend das vielgestaltige Fieber, und so anhaltend und mächtig sind die es befördernden äußern Momente gewesen, daß von Uralters her auf dem Palatin der Dea Febris geopfert, und auch die Cloacina so wie die Mephitis als Gottheiten gefürchtet und angerufen wurden*). Aber nicht auf diesen ohnmächtigen Cultus beschränkte sich das Volk, welches die Welt zu erobern und zu beherrschen verstand; es führte zugleich einen riesenhaften Kampf gegen die feindliche Naturmacht, die seinen Herrschersitz beständig zu verderben drohte. Niemals und nirgends wurden zu einem ähnlichen Zwecke größere Kräfte in Wirksamkeit gesetzt. Die Ringmauern des Servius, zur Beschränkung der häufigen Ueberschwemmungen bestimmt, die ungeheuern Werke der Tarquinier, von welchen wir noch heute einen Ueberrest in der Cloaca maxima mit Erstaunen betrachten, die vielen und meilenlangen Aquäducte theils unter, theils über der Erde, das Ausfüllen der Tiefen, das Trockenlegen der Sümpfe u. s. w., was sind sie anders als Schutzwehren, welche ein kräftiges Leben, sich vertheidigend, der einbrechenden Gewalt des Todes entgegensetzte? — Nur bei solchen Anstrengungen war es möglich, daß die Einwohnerzahl schon unter Servius Tullius auf 320,000 steigen, und in den letzten Zeiten der Republik zu einer fast unglaublichen Höhe sich erheben konnte. Im Jahre 529 u. c. wurden in Rom nicht weniger als 750,000 männliche Einwohner von siebenzehn bis sechszig Jahren gezählt (Weiber und Kinder zählten nicht), und unter diesen befanden sich 342,000 Sklaven. Allein schon durch

*) „Romanus populus superstitionum Dearamque feracissimus, quemadmodum *Febrem* ad minus nocendum templis coluit, ita Deabus *Cloacinae* et *Mephiti* ad ea potissimum arcenda mala, quae tunc etiam temporis ob putridas ac foetentes identidem recurrebant, fallente quidem, bona tamen spe, litare consuevit.“ (*Lancisii* Diss. de nativis deque adventitiis romani coeli qualitatibus. Romae 1745.)

die Kriege des Marius, Sylla und Cäsar wurde diese Zahl fast um die Hälfte vermindert, und die späteren Einfälle und Verheerungen der Barbaren, vorzüglich die Uebersiedelung der Kaiser nach Constantinopel führten eine Entvölkerung herbei, die es den Uebriggebliebenen unmöglich machte, jene colossalen Schutzwehren zu unterhalten oder vollständig wieder herzustellen, wenn auch der Wille dazu nicht gefehlt hätte, diese Werke nämlich, an welchen das thatkräftigste Volk Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatte, waren der Hauptstadt der Welt eben so würdig als angemessen; sie konnten aber auch nur von einem mächtigen und zahlreichen Volke bewahrt und erhalten werden. Nachdem die römische Macht von ihrer Höhe gesunken, die Stadt allmählig leerer an Menschen geworden war, und zerstörende Ereignisse immer häufiger wiederkehrten, war der Verfall der großen und heilsamen Schutzwehren unvermeidlich; diese vermochten nicht mehr der Gesundheit den früheren Nutzen zu leisten; und die ungesunde Luft, einst durch dieselben mit dem größten Vortheil beschränkt und vermindert, erhielt wieder ein freieres Feld, ja sie begann selbst in den Ruinen sich neu zu entwickeln und auszudehnen. Man muß daher das Ueberhandnehmen der Malaria als eine Folge der Entvölkerung betrachten, und ist zugleich genöthigt, in derselben Malaria eine Ursache zu erkennen, durch welche die Entvölkerung bewirkt oder die Zunahme der Einwohner verhindert wird. Ursache und Wirkung fallen hier in einen Punkt zusammen, und bilden den Circulus vitiosus, in welchem man sich seit fünfzehn Jahrhunderten herumgedreht. Je geringer die Bevölkerung, desto schlechter ist auch im Allgemeinen der Gesundheitszustand, und während in andern Orten die Luft durch Zunahme der Volkszahl oft sich verschlechtert, wird sie in Rom dadurch verbessert. Dieß gilt auch von den einzelnen Quartieren der Stadt. Aus allen hier angeführten Momenten ergibt sich folgender Schluß: Die ungesunden Umstände haben in der römischen Ebene zu allen Zeiten existirt. Sie wurden im Alterthum durch außerordentliche Werke mit einem Erfolge bekämpft, bei welchem

ihr schädlicher Einfluß gemindert, und die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt werden konnte. Als aber die Bevölkerung zuerst durch politische und dann durch natürliche Ursachen herabgebracht, die Campagna verödet, und die Zerstörung der großen Präservative erfolgt war, gaben sich die Wirkungen der Fieberluft mit um so größerer Stärke kund, je weniger sie von der geringen Einwohnerzahl gehemmt und bewältigt werden konnten.

Man fällt aber in einen zweiten nicht minder großen Irrthum, wenn angenommen wird, daß diese verderblichen Wirkungen seither im gleichen Grade fortgedauert, oder wohl gar mit jedem Jahrhundert zugenommen haben. Es ist vielmehr gewiß, daß in der Salubrität, so wie in der Bevölkerung, die mit einander parallel gehen, ein Fallen und Steigen stattgefunden, und der allgemeine Gesundheitszustand in neuerer Zeit sich offenbar verbessert hat. Im Mittelalter, welches zu den früheren Zerstörungen neue hinzufügte, ist die römische Luft ohne Zweifel höchst verderblich gewesen. Gegen das Jahr 1060 konnte Petrus Damianus schreiben:

„Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium necis et uberrima frugum:
Romanae febres stabili sunt jure fideles,
Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt.“
(Epist. 19. ad Nic. II.)

Im zwölften Jahrhundert berichtet der schottische Bischof Eadmer in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Anselmus: „Calor aestatis in partibus illis cuncta urebat et habitatio urbis nimium insalubris, sed praecipue peregrinis hominibus erat.“ (Op. S. Ans. P. I.) Aehnliche Klagen führt Otto von Freysing: „Jam tempus imminebat, quo canis ad morbidum pedem Orionis micans exsurgere deberet: ex vicinis stagnis cavernisque ruinosis circa urbem locis, tristibus erumpentibus et exhalantibus nebulis, totus vicinus crassatur aer, ad hauriendum morbum lethifer et pestilens. (De reb. Frid. L. 1. c. 22.) Unter dem großen Innocenz III. wurden gegen

das Jahr 1200 in der Stadt nur 35,000 Einwohner gezählt, und Gregor XI. soll bei seiner Rückkehr von Avignon (1376) sogar nur 16,000 gefunden haben. Die Cardinäle, welche nach dem Tode Honorius IV. auf dem Aventin im Sommer zur Papstwahl sich versammelt hatten, wurden durch die Malaria aus dem Conclave vertrieben. In späteren Zeiten hat die Macht dieses feindseligen Wesens wohl geschwächt, niemals aber ganz vernichtet werden können.

Es ist nicht hier der Ort, die Wirkungsweise der Malaria auf den menschlichen Organismus zu erklären, und die Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu schildern, welche dadurch veranlaßt mit dem gemeinsamen Namen „la Febbre" bezeichnet werden. Für unsern Zweck wird es genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß die ursächlichen Momente der römischen Fieber, in so fern sie der Außenwelt angehören, theils in der Beschaffenheit des Bodens, der Luft und des Wassers, theils in Temperaturwechseln und im diätetischen Verhalten zu suchen sind, und daß die Wirkung aller dieser Momente auf die Gesundheit nicht absolut nothwendig oder unvermeidlich erfolgt, sondern nach der innern und individuellen Beschaffenheit der Menschen sehr bedingt und ungleich ist. Eine gesunde Wohnung, mäßige Lebensweise und warme Bekleidung bewähren sich als mächtige Schutzmittel gegen die Fieberluft; weite, der alten Toga nicht unähnliche Mäntel sind für die Bewohner der Campagna unentbehrlich, und die Mönchsorden, deren Regel eine wärmere Bekleidung erfordert, werden seltener als andere von der Krankheit befallen. Die Unvorsichtigen sind überall wenig geschützt; das Meiste aber haben die Armen zu befahren, und unter diesen wieder vorzüglich die Arbeiter in der Campagna, welche ohne hinlängliche Bekleidung nach der Hitze des Tages in luftigen Hütten, altem Gemäuer oder auch unter freiem Himmel schlafen.

Der classische Boden der Stadt ist für den Naturforscher nicht minder wichtig, als für den Alterthumsforscher. Rom liegt in einer weiten, wellenförmigen und baumlosen Ebene,

welche auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen, gegen Südost von einem Golf des Mittelmeeres begränzt, und von zwei Flüssen, dem Tiber und Anio durchströmt wird, die oberhalb der Stadt zusammenkommen und dann ihre vereinigten Wasser in vielen Krümmungen noch achtzehn Miglien weiter tragen. Alle Spuren weisen darauf hin, daß dieser Boden in einer frühern Zeit vom Meer bedeckt und von Vulkanen durchbohrt und erschüttert worden ist. Hierauf hat der Tiber einen großen stagnirenden Landsee gebildet, nach dessen Abfluß Sümpfe zurückblieben, die zum Theil noch unter den ersten Königen die Tiefen der Stadt erfüllten. Heute finden sich größere Sümpfe nur an der Meeresküste, während in der Ebene zwar nasse Stellen vorkommen, aber das Sumpfige keineswegs vorherrschend ist. Der größte Theil der Campagna ist angebaut, ja selbst von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit und für den Landschaftsmaler wegen der schönen Formen und Lichtreflexe das reizendste Feld. Wenn man diese Gegend eine Wüste nennt, so will man damit den Mangel an Menschen und Wohnungen bezeichnen. Richtig haben die deutschen Herausgeber der Beschreibung Roms bemerkt, daß die weite Fläche, mit Ausnahme einer vorüberziehenden Bevölkerung, welche zur bestimmten Zeit säet, ärndtet und wegführt, nur von einsamen Hirten und Heerden eines trefflichen Viehschlages durchzogen, und spärlich von fieberbleichen Menschen bewohnt wird, die sich meistens in die Reste der mittelalterlichen Warten oder Burgen, und in die thurmähnlichen Mauern der alten Gräber eingenistet haben.

Seitdem der [illegible] Lancisi seine [illegible] Abhandlung (Diss. de [illegible] qualitatibus. Romae 1745. 4.) geschrieben, hat man [illegible] Sumpfluft die [illegible], und da die [illegible] Campagna [illegible] schienen, [illegible] einen großen Einfluß [illegible] Campagna durch Fieber [illegible], die auf ihren [illegible] Abhängen

die Städte Velletri, Genzano, Albano, Nemi und Aricia tragen, deren kräftige Bewohner wenig oder gar keinen Nachtheil von der Sumpfluft erleiden. Der allgemeine Gesundheitszustand zu Rom hat auch nach der Austrocknung der pontinischen Sümpfe unter Pius VI. keine merkliche Veränderung erfahren, und die tägliche Erfahrung spricht dafür, daß die Gefahr des Erkrankens in der Ebene durch stehendes Wasser so wenig vermehrt, als auf dem Trockenen vermindert wird. Und da jene Fieber gerade dann am häufigsten erscheinen, wenn die Sümpfe am trockensten sind, so hätte schon dieser Umstand auf die Vermuthung führen können, daß die Entstehung der Fieberluft nicht allein oder vorzugsweise in einer nassen und sumpfigen Oberfläche, sondern in mehreren und tiefer liegenden Verhältnissen zu suchen sei. Eine Modification jener älteren Ansicht ist aber erst eingetreten, nachdem durch vergleichende, in verschiedenen Ländern angestellte Beobachtungen, besonders von Humboldt und Ferguson nachgewiesen worden, daß nicht der Sumpf an sich, sondern der in der warmen Jahreszeit stattfindende Proceß der Austrocknung die Fieber herbeiführt, und daß die nämliche krankmachende Wirkung zur Zeit der Dürre sogar in Gegenden sich kundgibt, die keine Spur von Sümpfen zeigen, aber einst von den Fluthen eines nahen Meeres bedeckt gewesen sind. Hiermit stimmt die Beschaffenheit der römischen Ebene, so wie die bekannte Thatsache überein, daß in der Stadt die Zahl der Fieberkranken während der Monate Juli, August und September, da die Austrocknung am stärksten ist, sich in der Regel um das Doppelte und Dreifache vermehrt, und in San Spirito, wo auch die Landleute Zuflucht finden, vier- bis sechsmal größer als im Winter ist.

Die römische Luft ist im Allgemeinen weich und mild, weil mehr oder minder warm und feucht, und nur wenig bewegt. Die Berge setzen dem freien Strome der Winde auf drei Seiten ein großes Hinderniß entgegen, und dadurch vorzüglich wird jene Ruhe der Atmosphäre bewirkt, welche so wünschenswerth und angenehm für viele Brustkranke ist, die

hier den Winter zuzubringen pflegen, wenn sie es nicht vorziehen, nach Nizza zu gehen. Nur den schwülen Südwinden ist Latium an seiner flachen Küste geöffnet. Daher wird in der ganzen Ebene, zumal bei der wellenförmigen Gestaltung derselben, ein Mangel an Luftzug bemerkt, der bis zur Stagnation gedeihen und nur selten durch Stürme auf kurze Zeit gehoben werden kann. Den sichtbarsten Einfluß auf das Befinden der Menschen übt aber die Richtung der Strömungen aus, und es gibt in dieser Hinsicht keinen größern Gegensatz, als denjenigen, welcher zwischen dem Scirocco und der Tramontana besteht. Denn während der erstere das Licht der Sonne trübt, die Feuchtigkeit vermehrt, und viele Menschen in einen Zustand versetzt, der sich von der Abspannung, Trägheit und Schwere der organischen Functionen bis zum Gefühl der Beklemmung und Lähmung steigern kann, führt die nördliche Strömung eine heitere und trockne Luft herbei, durch deren erfrischenden Hauch die Menschen erquickt, und wie die welkenden Pflanzen durch den Regen schnell wieder aufgerichtet werden. Die Empfänglichkeit für den Einfluß dieser Winde ist allerdings sehr verschieden, ja es gibt Personen, Einheimische sowohl als Fremde, die davon fast nichts zu empfinden scheinen; man wird jedoch im Allgemeinen zugeben müssen, daß schon der große Contrast, so wie die öfteren und schnellen Wechsel dieser entgegengesetzten Luftströme die Gesundheit bei unvorsichtigem Verhalten mehr oder weniger gefährden können. Je weicher und widerlich wärmer der Scirocco gewesen, desto schärfer und kälter gibt sich darauf die Tramontana dem Gemeingefühl kund, und während jener mit seiner niederdrückenden und gleichsam auflösenden Wirkung vorzüglich das Nervensystem ergreift, kann die andere, wenn sie heftiger weht, im hohen Grade erregend auf das Gefäßsystem wirken und entzündliche Tendenzen anfachen, die hier öfter als anderswo eine Verminderung der gährenden Blutmasse erfordern und nicht selten epidemisch herrschen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß der Scirocco zuweilen den freien Abfluß des Tiber in's Meer verhindert, und durch die dabei

entstehende Stauung zunächst die Ueberschwemmungen befördert, die fast jedesmal eintreten, wenn dieser Wind zur Zeit der großen Regengüsse anhaltend oder stärker weht. Erwägt man hierbei noch die vielen Wasserdünste, die sich unablässig aus dem Meere selbst und aus dem Boden und Gewässer der Campagna erheben, so erklärt sich auch die bedeutende Menge der athmosphärischen Feuchtigkeit, von welcher in Rom nicht nur die physikalischen Apparate, sondern auch viele häusliche Dinge zeugen, die man als Hygrometer betrachten darf.

Um einen Begriff von der Wassermenge der Campagna zu bekommen, sind nicht allein die Bäche und Flüsse und der quellenreiche Boden (fontibus abundans), sondern auch die Massen zu erwägen, welche aus den Wolken fallen und durch die Aquäducte herbeigeführt werden. Es ist bekannt, daß die Regengüsse, besonders im Spätherbst, mit einer Fülle und Heftigkeit herabstürzen, von welcher man in nördlichen Ländern keine Vorstellung hat. Nach den Bemerkungen des Grafen Tournon, der als ehemaliger französischer Präfect von Rom sich um die Topographie ein hohes Verdienst erworben, betrug seit einer langen Reihe von Jahren die mittlere Menge des Regenwassers dreißig Zoll, d. i. beinahe noch einmal so viel, als in Paris (der größte Theil dieser Regen fällt in den kurzen Zeitraum von drei Monaten), und durch die Aquäducte, die zusammen eine Länge von sieben und zwanzig französischen Meilen ausmachen, von welchen acht auf die Verzweigungen in der Stadt kommen, wurde eine Wassermenge von 9025 Zoll, und binnen vierundzwanzig Stunden 180,500 Cubikmeter geliefert: ein Verhältniß, gegen welches die Wasserleitungen aller andern Hauptstädte kleinlich erscheinen. Und das alte Rom sah innerhalb seiner Mauern eine Wassermasse von 65,000 Zoll fließen, die in vier und zwanzig Stunden 1,320,000 Cubikmeter gaben. Die Strömung dieses geleiteten Wassers erfolgte in den mit unzerstörbarem Cement ausgefüllten Canälen, die oft Manns- und Reitershöhe hatten, so zweckmäßig und schnell, daß jeder Nachtheil für die Gesundheit verhütet werden

konnte, was sich von dem trägen Fall der Flüsse und Bäche keineswegs behaupten ließ. Von den alten zehn Aquäducten sind heute nur noch drei — Aqua Vergine (die alte Virgo), Aqua Felice (Marcia und Claudia), Aqua Paula (Alsietina) — erhalten und wieder hergestellt, von welchen die erstere das beste Wasser führt. Die übrigen sind zu Grunde gegangen, und tragen noch in ihren unterirdischen Ruinen dazu bei, die nassen Stellen zu bilden, die man in der Campagna findet. Die Beschaffenheit des Wassers ist nach seiner Herkunft und Mischung sehr verschieden, selbst in den Aquäducten, und noch mehr in den Quellen, unter welchen sich auch viele mineralische und solche befinden, die Schwefelwasserstoffgas, kohlensaures und Stickgas aushauchen.

Boden, Luft und Wasser theilen sich ihre Eigenschaften gegenseitig mit, und werden, abgesehen vom Erdmagnetismus und der Luftelectricität, noch beständig durch die Zu- und Abnahme der Wärme alterirt, die um so öftere und intensivere Veränderungen unter einem Himmel bewirken muß, wo der Unterschied der Temperatur zwischen Tag und Nacht nicht selten zwanzig Grade beträgt. Die römische Malaria ist daher keine bloße Sumpfluft, und noch weniger ein einfacher Stoff; sie ist das Ergebniß aller jener zusammenwirkenden Momente, ein Produkt des allgemeinen, in dieser Ebene auf eigenthümliche Weise stattfindenden tellurischen Chemismus, oder vielmehr dieser chemische Proceß selbst, in so fern er auf die Gesundheit der Menschen schädlich, d. h. als ein Miasma wirkt. Ihre Ursprungstätte ist der Boden, in welchem sie durch Wasser, Luft und Wärme zur Entwicklung kommt, in unsichtbarer Dunstgestalt sich über die Oberfläche erhebt, durch Kälte contrahirt und zurückgehalten, durch Wärme begünstigt, verflüchtigt und ausgedehnt wird. Am gefährlichsten ist sie in den Sommernächten, wenn nach einem heißen Tage die oberen kälteren Luftschichten wieder herabgedrückt werden, und die athmosphärischen Niederschläge sich am Boden condensiren. Und da dieser Hergang beständig mit einer Abkühlung der Athmo-

sphäre verbunden ist, und während desselben das Erkranken der Menschen am häufigsten zu erfolgen pflegt, so ist erklärlich, wie es sogar römische Aerzte geben konnte, welche von einer Malaria nichts wissen wollten, sondern die Entstehung der Fieber allein den grellen Temperaturwechseln zuschrieben.

Die Häufigkeit der Erkrankungen ist auch nach den Jahrgängen und Lokalitäten verschieden. Ein Sommer, in welchem die Süd- und Südwestwinde viele Gewitter und Regen bringen, und zwischendurch eine heiße Sonne die Austrocknung verstärkt und beschleunigt, entwickelt das römische Fiebermiasma stets mit einer größern Gewalt, wenn nicht etwa die Hitze durch häufige Nordwinde abgekühlt wird. — Die Lage eines Berges oder Hügels kann für einen gewissen Ort vortheilhaft, für einen andern nachtheilig seyn, je nachdem die Verbreitung der Malaria ein Hinderniß findet, welches auf der einen Seite Schutz zu gewähren, auf der andern das Miasma anzuhäufen vermag. Dasselbe gilt von Wäldern und Baumgruppen, durch deren Anpflanzung und Ausrottung nach Verschiedenheit der Lokalität der Gesundheitszustand bald verbessert, bald verschlechtert werden kann. Im Allgemeinen hat die Erfahrung gezeigt, daß auf der Nordseite das Niederschlagen der Wälder heilsam, auf der Südseite schädlich ist, weil dort durch diese Maßregel das Einströmen der erfrischenden Tramontana befördert, hier den schwülen und feuchten Südwinden ein freierer Zugang geöffnet wird. Das Letztere geschah zum offenbaren Nachtheil der Anwohner, als unter Gregor XIII. zur Begünstigung des Ackerbaues die Wälder an der Küste umgehauen wurden. — Einzelne Häuser und Villen, selbst in der Nähe der gesündesten Plätze, sind oft gefährlich, wenn sie von hohen Mauern oder Gebüschen eingeschlossen werden; vorzüglich leiden darin die Menschen, die das Erdgeschoß bewohnen. Ja es gibt Straßen (Via Babuina, V. Sistina), wo mehrere Häuser, die an den Abhang eines Berges angebaut sind und von diesem die herabrinnende Feuchtigkeit empfangen, alljährlich das Fie-

der erzeugen, während die entgegengesetzte Häuserreihe ganz davon verschont bleibt.

Das Miasma wird im Allgemeinen um so schwächer und unwirksamer, je weiter es sich vom Boden entfernen und von den reineren Luftschichten absorbirt werden kann. Daher der Unterschied der Salubrität zwischen den Tiefen und Höhen, und die verschiedenen Adjective, mit welchen man vergleichungsweise die Beschaffenheit der Luft in der Stadt und Umgegend bezeichnet — Aria pessima, cattiva, sospetta, sufficiente, buona, fina, ottima — daher auch die Vorliebe der alten und neuen Römer für die nahen Orte und Villen auf dem Albaner- und Sabinergebirge, wo die Luft am reinsten und köstlichsten ist. Indessen erleidet die Regel, nach welcher die Fieber am häufigsten in den Vertiefungen erscheinen sollen, eine merkwürdige Ausnahme, selbst in den niedrigsten Gegenden, wenn sich daselbst eine zahlreiche Bevölkerung angebaut hat. Mitten in der Stadt genießt man die größte Sicherheit. Die tief liegende Gegend um das Pantheon, obgleich den Ueberschwemmungen des Tiberstromes ausgesetzt, ist die gesündeste, die man finden kann, und in dem engen, schmutzigen Judenviertel (Ghetto) kommen die wenigsten Fieber vor. Ueberhaupt sind die Straßen, welche am dichtesten bewohnt werden und deren Häuserreihen keine Lücken haben, am meisten gegen die Krankheit geschützt, mögen sie auch noch so niedrig liegen. Hier zeigt es sich deutlich, auf welche Weise das sociale Leben über eine feindliche Natur den Sieg gewinnt, und sogar unbewußt sich heilsam und wohlthätig erweist. Denn wie in der Campagna die Krautfeuer der Hirten gleichsam als Opferflammen zur Versöhnung der Fieberluft brennen, so modificirt in den Straßen und Häusern das Feuer des häuslichen Heerdes die Luft, indem es sie trocknet, reinigt und ihre Stockung verhindert; das Steinpflaster hält die aufsteigenden Effluvien des Bodens zurück, und selbst der horizontalen Verbreitung des Schädlichen wird durch Mauern und Gebäude vielfach entgegengewirkt. Dagegen sind diejenigen Häuser und Straßen

viel weniger gesichert, die sich an der Peripherie der bewohnten Stadt befindend, eine freiere Lage haben, oder auch ganz vereinzelt stehen; und diese Gefahr ist sogar dann vorhanden, wenn solche isolirte Gebäude oder Häuserreihen sich über die Vertiefungen der Ebene erheben, z. B. auf dem Aventinischen und Viminalischen Hügel.

Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß in solchen, vom Mittelpunkt der heutigen Stadt entfernteren Quartieren die Salubrität im Laufe der Zeit eine Veränderung erfahren kann, dergestalt, daß eine Gegend, die Jahrhunderte hindurch für heilsam gehalten wurde, allmählig verdächtig und ungesund wird, so wie umgekehrt die Luft an gefürchteten Stellen sich durch Anbau und Cultur verbessert. Solche Veränderungen werden zum Theil von der Ab- und Zunahme der Einwohner bedingt, gewiß aber weder durch Winde, noch Sümpfe hervorgebracht, denn sie ereignen sich auch an Stellen, wo die Richtung der Luftströme stets dieselbe geblieben und kein Sumpf in der Nähe ist. Die Quartiere del Borgo, dei Monti und Trastevere, vor Zeiten als gesund betrachtet, werden jetzt von Fiebern heimgesucht; Piazza del popolo und Villa Borghese sind verdächtig geworden. Einige Hügel, so wie die ehemals sehr ungesunde Gegend um S. Andrea delle fratte (Vallis hortorum), werden jetzt ohne Besorgniß bewohnt, und Monte Citorio ist durch die Anlagen Innocenz XII. heilsam geworden. Diese Thatsachen schienen um so weniger begreiflich zu seyn, je länger man sich daran gewohnt hatte, die Ursache der Fieber in einer einzelnen Schädlichkeit zu suchen. Die Sache verliert aber das Wunderbare und läßt eine allgemeine Erklärung zu, sobald man einerseits die wechselvollen Geschicke und Culturverhältnisse der ewigen Stadt und ihrer einzelnen Regionen in nähere Betrachtung zieht, und andererseits zu der Einsicht gelangt, daß der Malaria ein (chemischer) Naturproceß zum Grunde liegt, der wie jeder andere nach Zeiten, Orten und Umständen veränderlich ist, je nachdem die Bedingungen wechseln, die ihn verstärken oder vermindern, unterhalten, hemmen

oder aufheben können. Der allgemeine Chemismus, unter welchem überhaupt das Leben der anorganischen Natur sich manifestirt, bewirkt seine wandelbaren Processe in größeren wie in kleineren Sphären, und in den letzteren sind seine Momente und Produkte nicht immer unabhängig von dem Thun und Lassen der Menschenkinder. Die ganze italienische Halbinsel gibt Zeugniß von der außerordentlichen Stärke, mit welcher hier einst die Elemente ihren furchtbaren Kampf gestritten; viele noch fortdauernde Naturphänomene sind sprechende Beweise, daß dieser Kampf nicht beendigt, sondern nur vermindert ist, und eine Menge von speciellen Processen, Contrasten und Erzeugnissen berechtigt zu dem Schluß, daß heute noch das Walten jener Naturkräfte in keinem andern europäischen Lande so groß und mächtig ist, als in Italien. Ein solches specielles Erzeugniß ist auch die Malaria, wenn gleich ihre Entwickelung und Verbreitung, so wie ihr Einfluß auf die Gesundheit vielfach durch die Menschen bedingt und alterirt werden kann. Das alte Rom hat durch eine ungeheure Bevölkerung und durch die colossalsten Bau- und Wasserwerke die Malaria mit dem besten Erfolge bekämpft; nach der Zerstörung dieser Schutzmittel nahm in der verödeten Stadt der miasmatische Einfluß stärker überhand, und erreichte unter den Trümmern der mittleren Zeiten seine höchste Gewalt; in den letzten drei Jahrhunderten haben große Restaurationen stattgefunden, und ist zugleich eine Verbesserung der Luft erfolgt.



Zur Verstärkung der Processe, welche im Mittelalter den Aufenthalt zu Rom so gefahrvoll machten, scheinen außer den allgemeinen Ursachen besonders die in der Erde entstandenen Stockungen viel beigetragen zu haben. Denn der römische Boden ist voll von unterirdischen Luft- und Wasserbehältern, und um so mehr geeignet zur Erzeugung des Fiebermiasma, je weniger hier die stockenden Gase und Gewässer sich verflüchtigen oder abfließen können. Man betrachte z. B. die Katakomben, die mit unzähligen Adern den vulkanischen Tuff durchziehen, und weit über die Gränzen der Stadt sich hinaus erstrecken.

Diese labyrintischen Gänge sind überall ungefährlich, wo die Luft in denselben circuliren und kein Wasser eindringen kann, verdächtig aber und mit Recht gemieden an jenen Stellen, wo sie eingestürzt, verschüttet und dem Eindringen des Quell- und Regenwassers ausgesetzt sind. Aehnliche Infiltrationen und Stockungen kommen in unzähligen unterirdischen Kanälen und Kammern vor, welche, zum Theil noch unentdeckt, sich in den vielen mit Schutt und Erde bedeckten Ruinen alter Gebäude, Gräber und Aquäducte befinden. Vorzüglich hätten die Trümmer der zahlreichen alten Wasserleitungen eine größere Beachtung von den Aerzten verdient, nachdem schon Morichini darauf hingewiesen. („Quest' infiltrationi sono frequenti nel Agro romano e per la dispersione di qualche sorgente ***e per lo spandimento sotterraneo delle acque degli innumerabili antichi acquedotti in gran parte sepolti, rotti e guasti.***") Die Canäle sind stellenweise unterbrochen, verstopft und eingestürzt, die abgesperrte Luft ist mehr oder weniger dem Verderben unterworfen, das etwa noch zufließende Wasser sucht sich neue Wege zu bahnen und Ausgänge zu eröffnen, trockne Stellen werden in nasse oder sumpfige verwandelt. Selbst aus dem Bauschutt, der auf dem Forum angehäuft ist, sieht man hier und da Wasser hervorsickern, wo früher keine Quellen flossen. Zuweilen verschwindet das Wasser ganz, und kehrt zu gewissen Jahreszeiten wieder zurück. Die weitläufigen Ruinen der alten Kaiserpalläste, obgleich zum Theil auf Anhöhen liegend, sind vielleicht nur deßhalb in so hohem Grade ungesund, weil die Größe und Einrichtung der Thermen daselbst eine Menge von Wasserleitungen und Emissorien erforderten, die jetzt zerstört, verschüttet und unbrauchbar sind. Besonders auffallend ist die schlechte Luft in den hochgelegenen Thermen des Diocletian bei S. Maria degli Angeli, wo einst Naumachien dargestellt wurden, und heute der größte Theil der Carthäusermönche jeden Sommer auswandern muß, ja selbst im Winter die Farbe des Todes zeigt.

Wie Vieles auch noch im Einzelnen zu erforschen übrig

bleibt (man kann überhaupt mit Rom nie zu Ende kommen), so weist uns doch eine Menge von Thatsachen und Umständen darauf hin, daß der die Fieberluft erzeugende Naturproceß in einem vielfach gemischten und unterhöhlten Boden durch Stockungen der Luft und des Wassers begünstigt wird, hiegegen aber beschränkt, vermindert und theilweise gehoben werden kann durch eine freiere Circulation und Reinigung der Luft, durch schnellen und zweckmäßigen Abzug der Gewässer, und durch Bauten, welche nicht allein diesen Zwecken dienen, sondern auch den schädlichen Erdhauch abzuwenden oder zu verbessern geeignet sind. Den stärksten Beweis für diese Behauptung bieten die unterirdischen Canäle dar, die in den unglücklichen Zeiten größtentheils verstopft, so viel zur Vermehrung der Sterblichkeit beitrugen, und jetzt nach den großen Reinigungen, die unter Pius V., Sixtus V., Paul V., Gregor XIII. und Urban VIII. stattfanden, die Gesundheit befördern helfen. Die Päpste der drei letzten Jahrhunderte haben überhaupt die größten Verbesserungen bewirkt, indem sie durch Wiederherstellung von Aquäducten und Emissorien, durch Anbau verlassener Stadttheile, Vermehrung der Bevölkerung u. s. w. ein regeres Leben herbeigeführt und die Bedingungen wieder zu schaffen gesucht, unter welchen einst das alte Rom ein stark bewohnbarer Ort gewesen.

Schon der zehnte Leo brachte die Zahl der Einwohner von 40,000 bis auf 90,000, und obwohl unter seinem Nachfolger, Clemens VII., die ewige Stadt durch christliche Barbaren noch eine der grausamsten Plünderungen zum unersetzlichen Schaden der Kunst und Wissenschaft erlitt, und dadurch wieder in Abnahme gerieth, so hinderte dieß Sixtus V. nicht, die Aqua Felice auf die verödeten Hügel zu führen und den größten Theil des Quirinals, Viminals und Esquilins so wie des Capitols zu bevölkern. Seit der Regierung dieses kräftigen und unternehmenden Oberhauptes hat es wenige Päpste gegeben, die sich nicht durch großartige Wiederherstellungen oder neue Anlagen ein bleibendes Verdienst erworben hätten.

Die theils restaurirten, theils neu angelegten Wasserleitungen und Abzugscanäle wären schon für sich allein der höchsten Bewunderung werth. Von den ersteren werden heute nicht weniger als hundert und acht öffentliche Fontänen gespeist, und eine Masse frischen Wassers zugeführt, die für eine zwanzigmal größere Einwohnerzahl noch reichlich und überflüssig genannt werden müßte. Durch die zweiten wird alles Regenwasser auf die schnellste Weise in den Tiber geführt, und es gibt in der Welt keine Stadt, die eines ähnlichen Werkes von solcher Vollkommenheit und Ausdehnung sich rühmen könnte. Selbst Tournon hat darüber ein glänzendes Zeugniß abgelegt, wenn er sagt: „Maintenant un système d'égouts, partie anciens, partie modernes, facilité l'assainissement de Rome en recevant par des nombreuses ouvertures les eaux pluviales; ainsi, encore sous se rapport, *Rome pourrait servir de modèle aux plus grandes capitales, à celles même, dont la police est la plus vantée.*" Diese und andere Anstalten, für deren Unterhaltung und Fortsetzung besondere Behörden sorgen, sind in hygieinischer Beziehung von den Fremden nie genug gewürdigt worden; höchstens rühmt man die Riesenarbeit, welche Pius VI. zur Trockenlegung der Paludi Pontine unternommen; was aber im Verlauf von drei Jahrhunderten für die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung sowohl über als unter der Erde hergestellt und ausgeführt worden, davon scheinen die meisten Reisenden kaum eine Ahnung zu haben. Gewiß bedürfen die weltlichen Einrichtungen des Kirchenstaates in mancher Hinsicht einer Verbesserung; es ist aber heute mehr lächerlich als ungerecht, wenn die noch immer vorhandene Malaria einer trägen und schlechten Verwaltung zur Last gelegt wird. Diese Ankläger würden verstummen, wenn sie wüßten, welche ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren, um in Rom den jetzigen Gesundheitszustand hervorzubringen, welche Forschungen zur Verminderung der örtlichen Krankheitsursachen von erfahrenen und wissenschaftlichen Männern angestellt wurden, und welche Kraftentwickelung und Beharrlichkeit der Trieb zur Selbsterhaltung aufbieten mußte, um die ewige Stadt in

einem bewohnbaren Zustande zu erhalten. Wahrlich, in dieser Beziehung könnte man von Neuem sagen:

„Tantae molis erat, romanam condere gentem!“

hätten jene Touristen nur so viel Muße, um einen Blick in die Quartbände des Nicola Maria Nicolay zu werfen, so würden sie in diesem Werke (Memorie, Leggi et Osservazioni sulle campagne e sull Annona di Roma) mit Ueberraschung entnehmen, daß kaum in irgend einem andern Lande zur Melioration des Bodens so viel als hier geschehen, und nicht allein projectirt, sondern auch versucht und ausgeführt ist. Der Erfolg so vieler das irdische Heil der Menschen bezweckenden Arbeiten und Anstalten ist leicht an den statistischen Tabellen zu erkennen. Die Zahl der Fieberkranken, welche in den Hospitälern aufgenommen werden, obgleich sehr verschieden nach der Beschaffenheit der Jahrgänge, hat seit langer Zeit sich nicht im Durchschnitt vermehrt, sondern eine Abnahme erfahren. Vom Archiospedale di San Spirito hat schon der Engländer J. Clark dieses Verhältniß für den Zeitraum von 1801 bis 1825 nachgewiesen, und dasselbe wird sich für das zweite Viertel des laufenden Säculums, mit Rücksicht auf den Stand der Bevölkerung, noch günstiger stellen. Wenn der Berliner Archiater und seine Gläubigen eine fortwährende Verminderung der Einwohner aus den römischen Geburts- und Todtenlisten gefolgert, so haben sie offenbar sich einer argen Täuschung hingegeben. Solche Tabellen mögen überall einen ziemlich sichern Maßstab geben, um darnach die Zu- und Abnahme der einheimischen Volkszahl zu bestimmen; in Rom aber würden sie jedenfalls zu ganz falschen Ergebnissen führen. Diese Ausnahme von dem gewöhnlichen Calcül gehört mit zu den merkwürdigen Eigenschaften, durch welche sich diese Capitale so absonderlich unterscheidet. Denn wir begegnen hier der unbestreitbaren Thatsache, die keine große Stadt in Europa darbietet, daß im Durchschnitt mehr Menschen sterben als geboren werden, und dabei dennoch die Bevölkerung steigt! — Wie ist dieses möglich, und auf welche Weise wird man einen so handgreiflichen Widerspruch erklären? — Ganz

einfach durch den Umstand, daß die Stadt in jedem Jahre große Massen von Fremden beherbergt, und ein namhafter Theil von den Landleuten, welche in einer Runde von dreißig französischen Meilen die Felder besorgen, in den städtischen Hospitälern stirbt. Vom Monat October bis zum April sind zur Bestellung der Campagna 20,000 Arbeiter erforderlich, und während der Erndte in den Monaten Mai, Juni und Juli braucht man 30,000, die zum Theil aus den päpstlichen Provinzen, zum Theil aus dem Königreich Neapel kommen, meistens dürftig gekleidet sind, und zur Nachtzeit unter freiem Himmel oder in leichten Hütten schlafen. Unter diesen fleißigen Menschen pflegt das Fieber sich am häufigsten seine Opfer zu wählen, weil sie bei ihrer Lebensweise am meisten gefährdet, und der Malaria im höchsten Grade ausgesetzt sind. Tausende von Kranken müßten verlassen und hülflos sterben, und ihre Leichname würden die Speise der Raubvögel werden, wenn nicht die Stadt ihnen Zuflucht und Pflege gewährte, und wenn nicht eine barmherzige Brüderschaft vorhanden wäre, deren Mitglieder sich dem Geschäft unterziehen, nach allen Richtungen die weite Ebene zu durchstreifen, die Kranken aufzusuchen, sie zu Wagen in die Hospitäler zu bringen, und den Todten ein christliches Begräbniß zu gewähren. Es ist klar, daß diese, unter den fremden Landleuten vorkommenden Sterbefälle, die leider in manchem Jahre außerordentlich zahlreich sind, in Abzug gebracht werden müssen, so oft es sich darum handelt, das Verhältniß der Mortalität unter den Römern zu bestimmen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in der Stadt 130,000 Einwohner vorhanden; im Jahre 1750 hatten sich diese bis auf 157,000 vermehrt, und erreichten im Jahre 1780 die Summe von 163,000. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution fand zuerst ein Stillstand, und darauf ein schnelles Sinken statt. Das gegenwärtige Jahrhundert begann noch mit einer Volkszahl von 153,000, die aber durch die unglücklichen Zeitläufte bald viel tiefer herabgebracht war. In dem verhängnißvollen Jahre 1810 wurden in Rom nur noch

123,000 Seelen gezählt. Erst nach der Rückkehr des Papstes aus der Gefangenschaft nahm die Bevölkerung wieder zu, und zwar so auffallend, daß sie im Jahre 1820 schon 135,000 betrug, und im Jahre 1830 sich auf 147,000 erhob. Während des folgenden Decenniums schien eine mörderische Epidemie (die Cholera im Jahre 1837) den Zuwachs des vorigen vernichtet zu haben; dennoch wurden zu Ende des Jahres 1842 (mit Einschluß der Bewohner der päpstlichen Palläste, des Archiospedale und der Campagna suburbana, jedoch ohne Militär und Gefangene) 167,121 Einwohner gezählt, unter welchen sich **merkwürdigerweise achthundert Individuen befanden, die über achtzig Jahre alt geworden waren.** (Allg. Zeit. 1843, Num. 121 Beilage.) Seit mindestens tausend Jahren hat die Volkszahl von Rom noch niemals die jetzige Höhe erreicht; sie hat seit Leo X. einen Zuwachs von 127,000 Seelen erhalten, und in dem Zeitraum von zwei und dreißig Jahren — von 1810 bis 1842 — um 44,000 zugenommen. Alle Anzeichen lassen auch für die nächste Zukunft eine bedeutende Vermehrung erwarten.

Es dürfte daher noch eine Weile dauern, bevor der einsame Wanderer hier nichts als eine Stätte der Verwüstung erblicken, und über die Erfüllung prophetischer Flüche und Träumereien seine erbaulichen Betrachtungen anstellen wird. Den Natur- und Heilkundigen aber, die sich wider ihre sonstige Gewohnheit leichtgläubig bezeigt, und in die falsche Prophezeiung eingestimmt haben, möchten wir freundschaftlich rathen, mit Hülfe der oben erwähnten Führer (es gibt deren noch viele andere), sich an Ort und Stelle etwas genauer umzusehen. Möglich wäre es, daß schon die Etudes statistiques des ehemaligen napoleonischen Präfecten (Paris 1831, 2 Vol.) und die Arbeit von Plattner, Bunsen, Gerhard u. A. sie auf andere Gedanken brächten. Den Herausgebern der deutschen „Beschreibung von Rom" muß man nachrühmen, daß sie das Physikalische sorgsam erwogen, dabei aber sich weislich gehütet haben, auf so hohlen Grund und Boden ein Orakel zu bauen.

L.

Welche Rechte stehen in Kurhessen den sogenannten Deutsch-Katholiken in Ansehung ihrer Religionsübung verfassungsmäßig zu, und soll etwa die Gesetzgebung diese Rechte erweitern?

Den Anhänger des sogenannten Deutsch-Katholicismus ist bisher in Kurhessen von Seiten der Staatsregierung nur die Hausandacht gestattet, eine jede darüber hinausgehende Religionsübung aber versagt worden

Es sind jedoch bei den dermalen versammelten Landständen bereits mehrere Beschwerden und Bitten eingegangen, in welchen eine Verwendung der Ständeversammlung um Abänderung dieses Zustandes und Gewährung einer unbeschränkteren Religionsübung für die Deutschkatholiken in Anspruch genommen wird.

Bei dieser Sachlage wird eine nähere Orientirung über diese Angelegenheit in staatsrechtlicher und legislativer Hinsicht von allgemeinem Interesse seyn, und als ein Versuch zu einer solchen Orientirung ist auch der folgende Aufsatz anzusehen, bei welchem aller gelehrte Apparat zur historischen Entwickelung unbestreitbarer allgemeiner Rechtsgrundsätze geflissentlich vermieden, und dagegen die Thätigkeit auf den lebendigen Kern der Frage, den eigentlichen praktischen Differenzpunkt, ohne Umschweif verwandt worden ist.

Sobald religiöse Angelegenheiten in ihrer Beziehung zum Staate zur Sprache kommen, liegt eine doppelte Gefahr nahe: inmal, daß das religiöse Interesse, welches man an der Sache nimmt, den selbstständigen politischen Standpunkt verkennen läßt, — dann aber auch, daß der letztere zu abstract gewählt und ohne Rücksicht auf die lebendige Wechselwirkung der religiösen und politischen Elemente des Lebens die innere Natur der auf dem kirchlichen Gebiete hervorgetretenen Erscheinungen zu wenig in's Auge gefaßt wird.

Wenn ich darum die Stellung, welche unsere Staatsgestalt der deutschkatholischen Bewegung gegenüber einnimmt oder inzunehmen haben dürfte, zu besprechen unternehme, so werde ich zwar — ganz abgesehen von meiner individuellen Stimmung über das eingetretene Ereigniß — die verfassungsmäßige Berechtigung der Anhänger jener Bewegung klar und bestimmt festzustellen mich bemühen, aber auch — insoweit es sich hierbei zeigen sollte, daß die gestellten Anforderungen nicht auf das Anerkenntniß bereits bestehender, sondern auf die Gewährung erst gewünschter Befugnisse gerichtet erscheinen, — keinen Anstand nehmen, das wahre Wesen des neuen Bekenntnisses darzulegen, und so das Verhältniß aufzusuchen, in welchem dasselbe nicht zu einem idealen Staatsgemälde, sondern zu dem thatsächlichen Bestande unseres positiven Staatslebens sich darstellt. —

A. Die Berechtigung, welche einem religiösen Bekenntnisse und seiner Uebung in dem deutschen Kirchen-Staatsrechte gewährt wird, erstreckt sich

1) entweder nicht über die Sphäre des Individuums hinaus (sogenannte Hausandacht),

oder es ist ihm

2) eine Bethätigung in der Gemeinschaft der Bekenner,
   a) sei es mit blos gesellschaftlichem,
   b) oder mit corporativem Charakter

(als [a] Privatkirche oder [b] öffentliche Kirche) einge-räumt.

Daß den Deutschkatholiken bei uns die vollkommene frei Uebung der Hausandacht zustehe, kann nicht bezweifelt wer-den und wird derselben nicht bestritten. Es findet dieß sein Anerkenntniß im §. 30 d. V. U., wonach

„jedem Einwohner vollkommene Freiheit des Gewissens und der Religionsübung"

gewährleistet ist.

Man hat jedoch geglaubt, aus diesem §. 30, mitunter mit Hinzunahme des offenbar irrelevanten §. 31 —

„die Freiheit der Person und des Eigenthums unterlie-gen keiner andern Beschränkung, als das Recht und die Gesetze bestimmen" —

ein größeres Maß der Berechtigung für die Deutschkatholiken herleiten zu dürfen. — Diese Ansicht ist indeß völlig unbegrün-det. — Nur vorläufig will ich bemerken, daß, wenn man dem angezogenen Paragraph nicht die gleich nachher anzugebende Auslegung gibt, sondern die darin besprochene „vollkommen freie Religionsübung" auf eine Religionsübung mit kirchlichem Charakter, d. h. in der Gemeinschaft der Bekenner, bezieht, es alsdann eine ganz haltlose Inconsequenz seyn würde, bei der Berechtigung zur Bildung einer Privatkirche stehen zu blei-ben, indem vielmehr, wenn jene kirchliche Gottesverehrung in Frage stände, deren „vollkommene" Gestaltung nur in der Aeußerung derselben als eines Theiles des öffentlichen Lebens, als öffentliche Kirche, zu suchen wäre. Da nun auch nicht die geringste Hindeutung und Beschränkung auf das Christen-thum in dem gedachten Paragraphe liegt, so wären unter die-sen Umständen durch denselben ohne weiteres eine jede mögli-che Kirche für unser Vaterland verfassungsmäßig völlig an-erkannt, und es könnten sich unbedingt Pagoden und Moscheen neben unseren Tempeln erheben, und der Bramine gleichbe-rechtigt neben dem christlichen Geistlichen wandeln.

Solche Consequenzen eines Satzes beweisen freilich nichts gegen das Bestehen desselben; sie machen aber doch aufmerksam auf den Sinn, welcher mit einer Bestimmung verbunden seyn dürfte.

Meiner Ansicht nach hat nun mit jenem §. 30 nur die Berechtigung des Individuums als solchen festgestellt, nicht aber eine kirchliche Freiheit proclamirt werden sollen. Dafür spricht der Ausdruck, „jedem Einwohner", der auf das Individuum geht, dafür spricht die in der V. U. beobachtete Ordnung, welche von den Berechtigungen der Einzelnen ausgehend, erst später zu den Rechten in der Gemeinschaft aufsteigt, so daß der §. 30 in dem Abschnitt steht, welcher von den Einzelnrechten handelt, während die Angelegenheiten der religiösen Gemeinschaft, die kirchlichen Angelegenheiten, erst im §. 132 ꝛc. in einem viel späteren Abschnitte folgen, — dafür spricht endlich die ganze Entstehung der Verfassungsurkunde, die nicht gewaltige Veränderungen (wie eine solche allgemeine Kirchenfreiheit wäre), sondern nur sichernde Anerkennungen und Entwickelungen der bestehenden Zustände gewollt hat.

Nicht unerwähnt kann ich hierbei lassen, daß diese Auslegung des §. 30 der V. U. bereits im Jahre 1842 — also ehe man an eine praktische Anwendung der Interpretation bei uns dachte — von einem angesehenen Kirchenrechtslehrer, Professor Richter, damals zu Marburg, in seinem Lehrbuche des Kirchenrechts §. 55 Note 4 ausgesprochen ist, einen Ausspruch, auf den man vielleicht mehr Gewicht zu legen geneigt seyn mag, als auf desselben Schriftstellers bereits in der Gährung des Streites veröffentlichte Broschüre „der Staat und die Deutsch-Katholiken" (1846).

Aber, wird man sagen, welch eine Freiheit der Religionsübung ist das, die sich auf die Hausandacht beschränkt? was ist mit der grundgesetzlichen Feststellung eines Verhältnisses gewonnen, vermöge dessen der Staat nur auf einen Einfluß in dem Innern der Familien verzichtet, den er in einer

irgend befriedigender Weise doch nicht durchzuführen vermag? In dieser Frage liegt zugleich die Antwort und Erklärung. — Gerade weil ein solcher Einfluß auf die Individuen in religiösen Dingen doch ohne die erheblichsten Mißstände nicht durchzuführen steht, — nicht aber etwa, weil dem Staate ein jedes Bekenntniß gleich gut und gleich — gültig seyn müßte, — ist jener Paragraph aufgenommen, der denn allerdings nichts besonderes Neues sagt, sondern — hier wie in gar manchen andern Bestimmungen der Verfassungsurkunde — nur urkundlich feststellt, was längst in der Praxis der Staaten gegolten hatte.

Dagegen möchte man sich eine andere Frage erlauben, jedoch nicht an diejenigen, welche in dem Staate nur eine auf Handhabung einer gewissen äußeren Ordnung beschränkten Zwangsanstalt erblicken, sondern an die, welche darin den Kern und Mittelpunkt des gemeinsamen Lebens der Nation erkennen: die Frage nämlich, ob anzunehmen ist, daß ein deutscher Staat, wie der unserige, sich bei Errichtung der Verfassungsurkunde mit einem Schlage auf einen Standpunkt habe stellen wollen, auf welchem er diejenigen religiösen Elemente, die unsere ganze staatliche und sittliche Bildung wesentlich begründet haben, durch eine anticipirte Reception aller denkbaren Bekenntnisse für gleichgültig erklärt hätte? — Nur wer diese Frage mit „Ja" zu beantworten im Stande ist, kann den §. 30 unserer Verfassungsurkunde mit Consequenz auf eine kirchliche (gemeinschaftliche) Religionsübung beziehen; wer sie verneint, dem bleibt consequent nur die Beschränkung des Paragraphs auf das Individuum übrig.

B. Haben nun schon die Deutschkatholiken als Anhänger eines von den bisher anerkannten Confessionen abweichenden Bekenntnisses keinen Anspruch auf Gestattung irgend einer gemeinsamen Gottesverehrung, und keine Berechtigung zur Vornahme der erst hieraus abzuleitenden weiteren religiösen Handlungen — so wird es sich doch weiter fragen, ob ih-

nen nicht ein solcher Anspruch durch einen Act der Gesetzgebung noch eingeräumt werden, und eine mehr oder minder umfassende Anerkennung derselben zu gemeinsamem Cultus erfolgen solle, — ob eine solche Anerkennung nicht namentlich in einem Lande zu gewähren sei, das vor drei Jahrhunderten an der Spitze einer großen religiösen Bewegung gestanden, das in seinen, in einer Verfassung vereinigten, Provinzen verschiedene Confessionen gleichmäßig umfaßt, und dessen Staatsgewalt keineswegs gemeint ist, ihrerseits die ausschließliche Berechtigung eines einzelnen Bekenntnisses geltend zu machen.

Wenn ich diese Frage gleichwohl verneinen zu müssen glaube, so bestimmt mich dazu nicht etwa der Umstand, daß ich ein Glied der katholischen Kirche bin. Denn ich bin nicht der Ansicht, daß diese, um den Abfall der Deutschkatholiken wieder auszugleichen, die Hülfe des Staates begehren müsse.

Abgesehen davon, daß die Auffassung des neuen Bekenntnisses als einer Spaltung in der katholischen Kirche noch einer wesentlichen Berichtigung bedarf, kann ich nämlich einestheils die allerdings auch der katholischen Kirche gegenüber übernommene Schutzpflicht des Staates nicht darauf beziehen, daß er durch Unterdrückung eines neuen Cultus den Gang der alten Kirche zu conserviren habe, und hege auch auf der anderen Seite die Ueberzeugung, daß eine Kirche, welche sich zur Erhaltung ihrer Macht und ihres Ansehens der Staatsgewalt in die Arme werfen müßte, in dem Augenblicke, in welchem sie die weltliche Macht zu einem Schutze gegen innere Feinde aufruft, in Gefahr ist, hiermit das thatsächliche Bekenntniß abzulegen, daß sie eines jeden Schutzes unwerth sei.

Meine Ansicht bestimmt sich vielmehr lediglich vom Standpunkte des Staates aus, indem ich davon ausgehe, daß dieser innerhalb der seiner Thätigkeit anheimfallenden Sphäre sich wohl hüten müsse, solchen Elementen ein Anerkenntniß zu gewähren, die mit denjenigen Grundlagen, auf welchen unsere nationale Bildung in Wahrheit beruht, und für deren För-

derung der Staat in seinem Interesse zu sorgen hat, nicht in Einklang stehen. — Es kann hier — worauf ich bereits oben aufmerksam gemacht habe — nicht umgangen werden, auf die innere Natur der deutschkatholischen Bewegung einen prüfenden Blick zu werfen, welcher sich begreiflicherweise nur im Allgemeinen halten, nicht aber auf die Theilnahme, welche dieß Bekenntniß gerade in unserem Vaterlande gefunden, sich beschränken, oder gar auf einzelne Anhänger desselben richten kann. Es sind nun im Ganzen drei Klassen von Personen, welche an dieser Bewegung bisher Theil genommen haben:

1) einige katholische Geistliche, die meist ein ganz anderer Schuh gedrückt hat, als der Pantoffel Petri, und bei denen nicht sowohl entschiedener Ueberzeugung eine kräftige That, als vielmehr einer schwachen Handlung etwas forcirte Ueberzeugungen gefolgt zu seyn scheinen;
2) sodann einige unruhige Genies, deren Gesundheitszustand es mit sich bringt, daß sie sich fortwährend Motion machen müssen, und die, wann ihnen hiezu andere Felder nachgerade etwas zu unbequem vorkommen, es auch einmal auf einem kirchlichen Gebiete probiren;
3) eine Reihe von Leuten aus dem Volke, von an sich gewiß wohlwollender Gesinnung und redlichem Willen, bei denen die sociale Behaglichkeit eines religiösen Indifferentismus mit den Resten eines kirchlichen Bedürfnisses in Conflict gerathen ist, für welchen sie in unbestimmtem Drange nach einer äußeren Lösung suchen.

Ich habe diese Classification nicht vorgenommen, als ob ich mit solchen Schilderungen der Anhänger einer Erscheinung die letztern selbst ohne Weiteres für abgefertigt hielte, sondern ich habe sie nur aufgestellt, um die Mischung der verschiedenen Elemente zu zeigen, aus denen die fragliche Bewegung thatsächlich gebildet ist.

Die erste Classe hat den Anstoß gegeben, den die zweite freudig ergriffen hat; die dritte Classe hat, in der Hoffnung,

in der neuen Sache den vorher bezeichneten inneren Widerspruch zu lösen, sich erwartungsvoll angeschlossen.

Gerade dieser letzten Classe, bei denen man noch allenfalls daran denken könnte, man müßte durch eine Anerkennung der neuen Vereinigung ihren bedrängten Gewissen Befriedigung gewähren, würde aber durch eine Genehmigung ihrer voreiligen — von ihr nur zu wenig überlegten — Wünsche am mindesten gedient werden. Denn gerade dasjenige Element, in ihrem gegenwärtigen zweispaltigen Wesen, welches sie überhaupt noch zu einer positiven Thätigkeit in religiösen Dingen hintreibt, gerade dieses würde in dem neuen Bekenntnisse doch in Wahrheit keine Befriedigung zu finden im Stande seyn, und — sofern nicht dieses Element ganz dahinschwände — den süßen Hoffnungen bittere Täuschungen folgen.

Sehen wir nämlich auf die Richtung, welche das Bekenntniß unter der Leitung der ersten beiden vorerwähnten Classen gewonnen hat, und um deren Sanction es sich bei der jetzigen Sachlage handeln würde, so hat man es nicht etwa mit einer Spaltung in der katholischen Kirche zu thun. — Die neue Bewegung ist zwar — was sich leicht erklärt — in bestimmter äußerer Form zunächst unter Mitgliedern der katholischen Kirche hervorgetreten, hat aber augenscheinlich ein weiter liegendes Gebiet. Seitdem die Autorität Czersky's zu verlöschen beginnt, und nur der frechen Verwegenheit Ronges gehuldigt wird, seitdem dieser auch mit den sogenannten Lichtfreunden seine Allianz geknüpft hat, kann über das Ziel der Bestrebungen wohl kein Zweifel mehr seyn. — Nicht die Bildung einer kirchlichen Secte steht hier in Frage, sondern eine ganz andere Erscheinung fordert ihr Anerkenntniß. Wenn man die Beschlüsse des Leipziger Concils — auf deren Grundlage auch bei uns die Gewährung kirchlicher Rechte erstrebt wird, — genauer betrachtet, so sind darin die Lehren der christlichen Offenbarung so unbestimmt und blaß gezeichnet, daß — zumal wenn man den Commentar der Ronge'schen Predig-

ten hinzunimmt, der Eindruck unausbleiblich ist, gewisse Worte und Namen dienten — gleichwie Reminiscenzen — nur noch zur bloßen Verbrämung des in der That hervortretenden Princips, daß keine andere Offenbarung anerkannt werde, als die Offenbarung des eigenen Geistes, und jenes als schließliche Regel aufgestellten „Zeitbewußtseyns."

Man erwarte keine Polemik gegen diese Richtung. Sie würde dem Zwecke dieses Aufsatzes fremd seyn. Nur die wahre Bedeutung des Deutschkatholicismus sollte, um alle Irrungen darüber zu entfernen, klar hingestellt werden. — Zwei Bemerkungen will ich nur anknüpfen, die in dem Vorhergehenden ihr Verständniß finden:

1. Mit der Gewährung eines gemeinschaftlichen Cultus auf der Grundlage des bis jetzt aufgestellten deutschkatholischen Bekenntnisses wird nur scheinbar einer differirenden christlichen Confession, in der That aber dem religiösen Indifferentismus die Anerkennung des Staates ertheilt.
2. Die bei der Allgemeinheit jenes Bekenntnisses erstrebte sogenannte individuelle (subjective) Religiosität, im Gegensatze des an einer objectiven Wahrheit sich erhebenden, kräftigenden und befriedigenden religiösen Bewußtseyns, vermag ihrer Natur nach einen bestimmten Vereinigungspunkt nie zu beschaffen, und es ist darum die Hoffnung auf eine schärfere kirchliche Ausbildung der neuen Bewegung, wodurch manche für eine temporäre Begünstigung geneigt geworden sind, von vorn herein eine eitle. — Eine Anerkennung der deutschkatholischen Bestrebungen enthält daher mit Nothwendigkeit in sich die Anerkennung eines Zustandes ohne alles kirchliche Gesammtbewußtseyn, da ja auch dieser dem wogenden „Zeitbewußtseyn" genehm werden möchte.

Würde nun hiernach die in Frage stehende Anerkennung nur einem oberflächlichen, vielleicht die meisten der Anhänger

elbst täuschenden Scheine nach sich auf ein differirendes Be-
enntniß und eine abweichende kirchliche Ordnung beziehen, *in
der That* aber die Sanction der vollen Glaubenslosigkeit und
Unkirchlichkeit involviren: so ergibt sich von selbst, daß ein
Staat, der überhaupt noch die Interessen der Religion und
der Kirche nicht kühl an sich vorübergehen lassen zu dürfen
glaubt, mit seiner Aufgabe in Widerspruch treten müßte, wenn
er einen solchen haltlosen, sich theilweise selbst täuschenden, der
Vernichtung alles sicheren Glaubens und jeder festen Kirchen-
gemeinschaft unaufhaltsam entgegeneilenden Beginnen irgend
eine Concession zu machen gesonnen wäre.

Das Resultat dieses Aufsatzes läßt sich nunmehr in der Beantwortung der beiden an die Spitze desselben gestellten Fragen, und zwar dahin zusammenfassen, daß

> „den sogenannten Deutschkatholiken in Kurhessen rücksichtlich ihrer Religionsübung nur das Recht der Hausandacht zustehe,“

und die Ertheilung einer größeren Berechtigung im Wege der Gesetzgebung nicht als angemessen erscheine.

Kassel.

LI.

Parallelen.

Häufig mag bei dem Widerstreit in den höchsten gemeinsamen Lebensfragen, bis hinab zu den geringfügigsten Privathändeln, bemerkt werden, daß aus der Ruhe und Unbefangenheit, womit der eine Theil für die erkannte Wahrheit oder für das behauptete Recht einsteht, ein günstiges Präjudiz für denselben erwachse, indeß andererseits Heftigkeit und Ungestüm nicht selten die Unhaltbarkeit der Gründe verhüllen müssen. Bei der durchgreifenden Zertrennung, welche in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts nicht bloß die individuelle Ueberzeugung, sondern die ganze gesellschaftliche Verbindung in ihren tiefsten Lebenselementen berührte, begegnen wir zum öftern höchst merkwürdigen Belegen zu obigem Satz.

Der Bischof Julius von Pflug eröffnete das Religionsgespräch zu Worms im Jahre 1557 mit folgenden gewichtigen Worten: „Selbst unser Heiland und Erlöser sieht vom Himmel herab Euern Sinn und Euern Willen an, und wenn Ihr seine Sache mit frommer und aufrichtiger Gesinnung handelt, und dabei nichts an Euerer treuen Gesinnung fehlen lasset, so wird er diesem Geschäft gegenwärtig seyn, und nach einer Verheißung an die, welche in seinem Namen versammelt sind, demselben ohne Zweifel einen glücklichen Ausgang verleihen. Fern sei von dieser Versammlung alle Eigensucht, Ehrgeiz und Rechthaberei. Es mögen sich nun die Gemüther versöhnen, wenn jemals eine Beleidigung statt gefunden hat. Auf andere Weise kann eine so heilige Sache nicht gehandelt, auf andere Weise das, was wahr und gottselig ist, nicht

gefunden werden. Nichts ist hier nothwendiger als Wohlwollen, als Billigkeit und Bescheidenheit; würden diese der vorliegenden Handlung fehlen, so kann nichts Ersprießliches für Kirche und Staat davon erwartet werden." Wie von dem einen Theil der Collocutoren diese schöne Ermahnung beherzigt wurde, zeigte sich schon in der ersten Sitzung, worin Melanchton eine Erklärung eingab, aus der wir nur folgende Stelle herausheben: „Wir verwerfen alle Irrthümer und Secten, welche mit der A. Confession streiten, sowohl alte als neue, und namentlich die von der Trienter Synode gefaßten gottlosen Beschlüsse und andere mit unserer Confession streitende Vorgänge." „Wir sind nicht von der Kirche ausgeschieden, die Schuld liegt an denen, welche der Wahrheit widerstreben, und Irrthümer entweder äußern oder mit Halsstarrigkeit vertheidigen." Um jede Veranlassung zum Streit abzuschneiden, nahm der katholische Präsident diese Erklärung zu den Acten, ohne zu gestatten, daß man darauf eintrete. Dennoch wurden im Verlauf der Verhandlung die katholischen Geistlichen schlechtweg durch das Wort sacrificuli bezeichnet; und als nachmals das strenge Festhalten an Luthers Dogma, der laxern Meinung Melanchtons gegenüber, unter den Protestanten zum offenen Bruch führte, erklärten die Gönner von jenem neuerdings, hierin mit letztern übereinstimmend: sie verdammten die *impia* Secreta Sinodi Tridentinae.

Einen noch weit merkwürdigeren Gegensatz in dem bezeichneten Sinne begegnen wir um ein Jahrzehend früher. Man kennt die Ausdrücke, in welchen Luther von dem Papst und der Hierarchie zu sprechen pflegte; man weiß, wie seine Anhänger über Schriften katholischer Gottesgelehrter urtheilten, und dieselben manchmal behandelten; man erinnert sich, wie jener, als eben das Concilium von Trient sollte eröffnet werden, alle Wuth früherer Zeit in verstärktem Maße zurückrief, und sich in allen bisherigen ekelhaften Schmähwörtern überbot, um beide in die Schrift: „Wider das Papstthum vom Teufel gestiftet", gleichsam als letztes Vermächtniß, niederzulegen. Kurze Zeit, nachdem diese Schrift erschienen und fleißig verbreitet worden war, am 21. Juni 1546, sollte am Concilium von Trient die Erörterung der Lehre von der Rechtfertigung beginnen. Dabei erinnerte der Cardinal Poli: je dunkler dieser Gegenstand wäre, desto nothwendiger sei, daß sich die

Väter durch öfteres Gebet Licht von oben erflehten. Im weitern ermahnte er die Anwesenden, auch die Schriften der Gegner zu lesen, nicht mit eingenommenem Gemüth und als Widersacher, sondern mit unbefangenem Urtheil. Keiner dürfe sagen: das hat Luther geschrieben, deßwegen muß es falsch seyn, sondern der Zweck der Lesenden müsse seyn, die Wahrheit vom Irrthum zu scheiden. Durch eine Stimmung, Alles widerlegen zu wollen, würden sie leicht über dem Suchen der Wahrheit dieselbe verlieren können. — In ähnlichem Sinne wurde dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1559 von katholischer Seite eine Schrift übergeben zur Empfehlung neuer gegenseitiger Erörterung. Wohl, heißt es darin, gebe es solche, welche glauben, an allen Traditionen, Canonen, Constitutionen und Ceremonien bis hinaus auf den letzten Buchstaben festhalten, und das Schisma bloß durch Strenge und Strafe bezwingen zu müssen. Dagegen meinten Andere, man sei in der Sache selbst noch nicht so weit, ungleich mehr in Worten und Gesinnungen von einander verschieden; deßwegen dürfe man nicht so sehr an der Zurückführung der Getrennten verzweifeln, nur müßte man nicht mit Schwert, Feuer und Exil gegen sie streiten, sondern in Geduld, Bescheidenheit und im Geist der Sanftmuth mit ihnen handeln. Hierauf weise selbst die Parabel vom Unkraut hin.

Bei der fortgesetzten Berathung des Conciliums im Jahre 1551 ließ der kölnische Theolog Gropper einige bittere Worte über Melanchton und Bucer fallen, worüber sich der straßburgische Abgeordnete Sleidanus bei dem kaiserlichen Gesandten beklagte. Dieser erwiederte: „dergleichen geschehe wider den Willen sowohl des Kaisers, als der Väter; denn obgleich die Katholiken durch ihre Gegner zu dergleichen sich gereizt fühlen möchten, da dieselben in solcher Weise schon seit Jahren sich auszeichneten, so wollten doch Jene pflichtmäßig alle Mühe sich geben, daß in Zukunft solches unterbleibe.“ So finden wir auch in dem Geleitsbrief, welchen das Concilium am 19. März 1552 für die protestantischen Theologen ausfertigen ließ, die schönen Worte: „Die Väter würden die Anhänger der augsburgischen Confession mit aller Güte und allem Wohlwollen anhören, lebten anbei des Vertrauens, daß dieselben den katholischen Glauben nicht hartnäckig anfeinden, sondern mit aufrichtigem Bestreben die Wahrheit zu er-

'ennen, und mit Durst nach derselben hinkommen würden." Wenige Jahre früher dagegen hatte Matthias Flaccius die Wittenberger Theologen, wegen einiger Neigung für das Interim, nicht anders als: „Achabiten, Baaliten, Adiaphoriten, Epikuräer, Leute, die mit der babylonischen Hure buhlten, Samariter, Verfälscher der wahren Religion", — Verabredungen über modificirte Einführung des Interim „ein überteuflisches Vorhaben" zu benennen sich erlaubt.

Bevor Pius IV. das Concilium wieder eröffnete, sandte er den Cardinal Commendone und den Nuntius Delphinus erst an Kaiser Ferdinand, dann an die protestantischen Fürsten Deutschlands, um dieselben zur Theilnahme an demselben einzuladen, und sie versichern zu lassen: „daß alles friedlich und liebevoll solle verhandelt, sie nicht bloß über alle Stücke wieder gehört, sondern auch in allen gerechten Forderungen befriedigt, Gutes bestätigt, Verwerfliches verworfen werden. Die Abgesandten trafen am 28. Januar 1561, begleitet von kaiserlichen Commissarien, zu Naumburg ein, wo die Fürsten versammelt waren. Da man in Rom eine solche Versammlung nicht voraussehen konnte, waren die Nuntien mit Creditiven an jeden einzelnen Fürsten versehen; es wurde ihnen aber jede gesonderte Audienz abgeschlagen, und Sachsen schrieb am 4. Februar den kaiserlichen Commissarien: „die Nuntien wären welsche, „„verdächtige Personen"", abgesondert möge man sie nicht hören." Am 5. wurden dieselben sehr anständig und ehrenvoll in die Versammlung eingeführt, wo sie die einzelnen Schreiben übergaben, das Weitere mündlich beifügten. Kaum aber in die Herberge zurückgekehrt, erschienen drei Edelleute, um ihnen die Schreiben uneröffnet wieder zuzustellen, mit dem Bemerken: „die Fürsten hätten nicht alsbald bemerkt, daß die Schreiben die Aufschrift enthielten: „„dem geliebten Sohn""; wie sie dieß gesehen, hätten sie gesagt: „„nichts weniger"", und Rückgabe der Briefe beschlossen." Fünf Tage später ertheilten sie die gemeinsame Antwort auf die päpstliche Bulle, worin gleich Eingangs die Stelle vorkam: „Der Sinn einiger Päpste sei auf Eigennutz und weltlichen Gewinn gerichtet gewesen; sie hätten das Evangelium durch Irrthum und Aberglauben verdunkeln lassen. Es wundere sie, daß der Papst es gewagt, ihnen Botschaft zu senden, da sie seine Gewalt, ein Concilium auszuschreiben, nicht anerkennten." Dieser

barschen Abfertigung mag folgende Stelle des Geleitbriefes gegenüber gehalten werden, welcher in der Sitzung des Conciliums vom 19. März 1552 für die protestantischen Theologen ausgestellt wurde: „Die Väter wünschen nichts dringender, als aus der sehr edlen deutschen Nation alle Spaltungen und Trennungen in der Religion hinwegzunehmen, und Friede und Ruhe in derselben zu befördern. Sie werden daher die Anhänger der Augsburger Confession mit aller Güte und Wohlwollen anhören, im Vertrauen, daß dieselben den katholischen Glauben nicht hartnäckig anfeinden, sondern mit aufrichtigem Bestreben, die Wahrheit zu erkennen, hinkommen, und sie, wie es Solchen zieme, welche nach der evangelischen Wahrheit dürsten, den Entscheidungen und der Zucht der heiligen Kirche sich unterwerfen würden. Mit vollster Sicherheit könnten sie nach Trient kommen, dort bleiben, verhandeln, untersuchen, erörtern was ihnen gefällig sei, jeglichen Artikel schriftlich oder mündlich vorbringen, einen jeden mit Stellen der heiligen Schrift, der Väter, allen Gründen unterstützen, auf Einwürfe des Conciliums antworten, mit den durch dasselbe Ernannten Disputationen oder freundliche Unterredungen pflegen, bloß mit gänzlicher Beseitigung (hier sprach dreißigjährige Erfahrung) der Schmähworte und Verunglimpfungen."

Wie und welche Antwort Herzog Moriz von Sachsen ein paar Monate später auf diesen wohlgemeinten Brief zur Bekräftigung der untrüglichen „lautern Wahrheit" zu bringen beabsichtigte, ist bekannt.

Merkwürdig aber mag es immerhin genannt werden, daß die protestantischen Stände die bloße Bemerkung, sie wären in ihrer Religion „zwiespältig" als Unglimpf taxirten. Obgleich Herzog Johann Friedrich von Sachsen, ganz kurz vorher, weil er einer Erklärung in Betreff der Augsburger Confession auf's heftigste sich widersetzte, und nicht wollte, „daß die beständige Lehre mit Corruptelis und Irrthümer vermischet werde", „an einem frühen Morgen ungesegnet oder unangesprochen der Andern" von der erwähnten Versammlung zu Naumburg hinweg geritten war.

Uebrigens mag wohl der Churfürst von Brandenburg, der nachher den Nuntius Commendone ausgezeichnet ehrenvoll empfing und längere Zeit an seinem Hofe zurückhielt, Recht gehabt haben,

wenn er ihm in vertraulicher Unterredung gestund: „die Theologen suchen den Frieden nicht, sondern erfreuen sich des Streites.“

Rufen wir uns, in Erinnerung an die Weise, wie bisweilen die protestantischen Fürsten auf den Reichstagen sich aussprachen, welcher Ausdrücke ihre Theologen in jedem Schriftwerke sich bedienten, die Einladung in's Gedächtniß, die im Jahre 1562 nochmals von dem Concilium an Jene erging, so wird man derselben schwerlich ein kirchliches Actenstück an die Seite stellen können, in welchem der tiefste und reinste Geist des Christenthums in würdigerer Weise das Wort führte. Diese Einladung lautet: „Weil die heilige Synode von Herzen Alles wünscht, was der Kirche zum Frieden dienen kann und Gott inständig hiefür anfleht, damit wir Alle in Anerkennung der gemeinsamen Mutter auf Erden, welche ihre Kinder nicht zu vergessen vermag, einträchtig und mit einem Munde Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi, verherrlichen, so ladet sie ein und ermahnt sie durch die innigste Barmherzigkeit desselben unseres Herrn und Gottes Alle, welche mit uns nicht Gemeinschaft halten, zur Vereinigung und Versöhnung, und herbeizukommen auf diese heilige Synode, damit sie die Liebe ergreifen mögen, welche ist das Band der Vollkommenheit, und damit der Friede Christi beseligend ihren Herzen sich offenbare, zu welchem sie berufen sind in einem Leibe. So sie diese, nicht menschliche, sondern des heiligen Geistes Stimme hören, mögen sie nicht ihre Herzen verhärten, in ihrem eigenen Sinne wandeln und sich selbst gefallen, sondern durch eine so gottselige und heilsame Ermahnung ihrer Mutter angetrieben werden, zu ihr sich zu wenden; denn mit aller Sanftmuth und unter aller Liebeserweisung ladet die heilige Synode sie ein und umfaßt sie.“

Wollte man dergleichen Parellelen aus unserer neuesten Zeit aufstellen, welch reiches Feld, welch unerschöflicher Stoff!

LII.

Kabinetsstück.

Nachdem die Verneinung der Kirche mancherlei Lehren und die verschiedenartigsten Ansichten zu Tage gefördert, und besonders in Beziehung auf die Eucharistie, Luthers und Zwinglis Anhänger mit der bittersten Heftigkeit sich bekämpft hatten, war man dennoch unter diesem Hader bereits dem Ziele sehr nahe gekommen, bei welchem man dritthalb Jahrhunderte später durch die Union endlich so glücklich und wohlbehalten anlangte. Der päpstliche Nuntius Delfino, welcher im Jahre 1561 die deutschen Gebiete bereiste, um deren Herren zur Theilnahme an dem Concilium von Trient zu bewegen, berichtete im Mai jenes Jahres dem Kaiser: „Von öffentlichen Angelegenheiten glaube ich nur dieses Eine schreiben zu sollen, daß Viele bemüht sind, die verschiedenen und unter sich streitenden Meinungen von der Eucharistie in Einklang zu bringen; und, wie ich von nicht unansehnlichen Personen vernommen habe, dürfte es unter gemeinsamer Zustimmung ihrer Doctoren bald dahin kommen, daß die verschiedenartigsten Sätze für gleichviel geltend (adiaphora — indifferent) gehalten werden, und einzig jene Behauptung, welche höchst wahrhaft ist, diejenige nämlich der katholischen Kirche, als falsch verworfen werden soll. Alles das würde zu dem erwünschten Erfolg bereits gekommen seyn, hätte nicht der einzige Bullinger (in Zürich) Widerstand geleistet.“ — Diesen Widerstand hat die Zeit gehoben, und schwerlich wird es je einem protestantischen Concil gelingen, einer allgemeinen Ueberzeugung im Gegensatz zu subjectiver Ansicht Anerkennung zu verschaffen.

LIII.

Gustav Adolph und Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt.

In Darmstadt ist bekanntlich der Gustav Adolphs-Verein gegründet worden, und unablässig ertönt von dort aus das Lob des schwedischen Kriegshelden.

Unter diesen Umständen liegt es sehr nahe, an das Benehmen Gustav Adolphs gegen den damaligen hessen-darmstädtischen Regenten, Landgraf Georg II., zu erinnern.

Gehen wir denn zurück in die Zeit des dreißigjährigen Krieges! — Nach der Schlacht von Leipzig war Gustav Adolph nach Franken gezogen, und hatte Würzburg erobert. Darauf kam er den Main herunter: siebenzehn- bis achtzehntausend Mann und viele Fahrzeuge, mit Kanonen beladen, hatte er bei sich. Der schwedische Oberst, Graf Philipp Reinhard von Solms, eilte voraus, und kam als Abgesandter des Königs nach Frankfurt, mit dem Vorschlag zu einem Bündniß, wie es Nürnberg mit den Schweden eingegangen. Aber die Frankfurter hielten an Kaiser und Reich, und machten Schwierigkeiten. Sie beschlossen, eine Gesandtschaft an den König zu schicken. Am $\frac{15}{25}$ November 1631 kamen diese Gesandten, Schöff Stephan, Senator Treudel und Syndicus Erasmus, in's schwedische Lager. In einem Berichte, den die

beiden letztern einsandten, heißt es: „Der König hält auf offenem Feld, hart am Mainufer, vor Steinheim, das so eben parlamentirt hat. Er ist von Kriegsofficieren und mehreren Wetterauischen Grafen, auch vielen Bürgern und Bürgerssöhnen von Frankfurt, welche die Neugier lockte, umgeben. Während der Unterredung wurde unter Linnard Torstenson's Anführung das Geschütz vorbeigefahren, womit Steinheim in der Nacht beschossen worden war.“ Die Unterhandlung führte nicht zum Ziel. Der König rückte weiter vor. Von Offenbach aus ließ er die Frankfurter auffordern, sich zu ergeben und ihm die Thore zu öffnen, und ihn nicht zu nöthigen, seinen Einzug zu forciren. Die Frankfurter sandten wieder und wieder an den König *), und baten ihn, die Stadt neutral seyn zu lassen, ansehend den Eid, den sie dem Reich geleistet, und die Nachtheile, denen sie sich aussetzen würden, wenn sie sich für ihn erklärten, sowohl in Betreff ihrer Messen, als ihrer übrigen Privilegien.

Der König erwiederte: „Er fände es seltsam, daß ihre Messen ihnen theurer seien, als ihr Gewissen und ihre Freiheit, daß sie nur von ihren eigenen Interessen sprächen, die allgemeinen nicht beachtend. Er wolle nichts von Neutralität hören; der Name sei ihm verhaßt. Er habe die Schlüssel von allen Plätzen gefunden, von der Insel Rügen bis zu ihrer Stadt; sie sollten sich nichts Besseres versprechen. Er komme nicht um seinetwillen; er suche nur ihre Freiheit und die Freiheit für Alle insgesammt. Deutschland sei ein kranker Körper, den man nicht heilen könne, als durch Mittel, die ein wenig gewaltsam seien. Wenn es ihnen Unbequemlichkeit mache, so sollten sie bedenken, daß er seines Theils deren auch gehabt habe, seit er den Fuß in den Steigbügel gesetzt.

*) Außer Mauvillon 2, 421 ist hierüber zu vergleichen die Relation eines Frankfurter Bürgers im ersten Theil von Fichard's Archiv für Literatur und Geschichte.

Die Frankfurter baten, mit dem Kurfürst von Mainz darüber conferiren zu dürfen. Er sagte: „er könne sie der Mühe überheben; es gäbe keinen andern Kurfürst von Mainz, als ihn selber, da er Aschaffenburg habe; er gebe ihnen vollständige Absolution, und eine gültigere, als der Kurfürst geben könne.“

Er ließ auch von den Frankfurtern ihre Zimmerleute verlangen, um in der Eile eine Brücke über den Fluß zu schlagen, um seine Artillerie und seine Leute überzusetzen.

Aber während sie noch unterhandelten, stand seine ganze Armee nahe bei ihren Thoren, zu Sachsenhausen, und der König ließ sagen: „er habe ihre Zimmerleute nicht mehr nöthig, aber ihre Stadt, um zu einer Unternehmung zu schreiten, die keinen Aufschub leide; man solle ihm ohne Säumen die Thore öffnen; er verspreche ihnen als König die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und Schutz vor Unordnungen.“

Der Senat hatte kaum Zeit, über die Anordnungen zu seinem Empfang zu berathen. — Als die Thore geöffnet waren ($\frac{17}{27}$. November), rückten einige Regimenter Kavallerie und Infanterie in die Stadt, zugleich eine Anzahl Kanonen von grobem und mittlerem Kaliber. Darauf zog der König selbst ein, auf einem Andalusier, in einem Soldatenrock; seine Trompeter und eine Anzahl deutscher Grafen voran, — Grafen von Nassau, Solms, Isenburg, Wittgenstein, Stolberg und Erbach und andere hohe Herren; — seine Hellebardirer und Trabanten zur Seite; hinter ihm der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, sodann sein Garderegiment und sein Wagen mit kostbarem Gespann und Geschirr. Den Schluß des pompösen Einzugs bildeten zwei schwedische, zwei finnländische, zwei englisch-schottische und vier deutsche Regimenter, denen mehrere Stück Kanonen folgten, mit den Wagen und dem Zeug, das dazu gehörte.

Der Einzug dauerte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Die Bürger bildeten Spalier in den Straßen, durch die der König zog. Man zählte an 18,000 Mann, die an diesem Tage durch die Stadt zogen. Der übrige Theil mit

dem groben Geschütz, das am schwersten zu transportiren war, war den Main hinuntergefahren, ohne in die Stadt zu kommen.

Den andern Tag zogen noch neunundzwanzig Fähnlein durch die Stadt. Nochmals zwei Tage gingen hin, die Gepäckkarren und die Munition durchzuführen.

Der König begnügte sich, den Oberst Vizthum mit vier Compagnien von sechshundert Mann in Sachsenhausen einzuquartieren: er selbst verweilte nicht in der Stadt, obwohl der Magistrat im Braunfels ein Diner arrangirt hatte. Er ließ danken: „er schlafe gern im Feld bei seinen Soldaten; ein Körper ohne Haupt sei nichts werth.“

Seine Absicht aber war, an diesem Tage Höchst zu nehmen, Stadt und Schloß, die dem Kurfürst von Mainz gehörten. In der That nahm er den Platz noch am selben Abend. Die Garnison ergab sich nicht bloß, sondern nahm auch Dienst in der schwedischen Armee, mit Ausnahme eines kleinen Theils, denen der König erlaubte, sich nach Königstein oder Mainz zurückzuziehen; — aber sie wurden niedergehauen, angeblich, weil sie nicht Wort gehalten, und gegen den Willen des Königs und die ihnen bewilligte Capitulation den Weg nach der Bergstraße eingeschlagen hatten.

Die Uebergabe von Frankfurt setzte die Kaiserlichgesinnten in Bestürzung. Und in der That war diese Stadt von Wichtigkeit in vieler Hinsicht.

Nach der Einnahme von Höchst belagerte der König Königstein. Zugleich ließ er seine Truppen gegen Hochheim, Kostheim und Kastel vorrücken und an einer Brücke arbeiten, um Mainz zu belagern.

Unterdeß kehrte der König zurück, um mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und den wetterauischen Grafen und Ständen zu unterhandeln.

Schon früher, als der König noch in Steinheim war, hatte der Landgraf einen seiner Edelleute, den Herrn von Schmalbach, zu ihm geschickt. Aber er hatte den Abgesandten

gefragt, „ob sein Herr nicht geruhen wolle, ihn persönlich zu besuchen.“

Als dieß dem Landgrafen gemeldet wurde, entschloß er sich denn, selbst nach Frankfurt zu gehen. Er kam mit einigem Gefolge: seine Begleiter waren zum Theil zu Pferde, zum Theil in drei Wagen. Da er den König nicht mehr in Frankfurt fand, suchte er ihn in Höchst auf.

Der König, obwohl er den Landgrafen höflich empfing, konnte es doch nicht lassen, ihm zu sagen, „er hätte besser gethan, sich den andern protestantischen Fürsten in Leipzig anzuschließen, als für sich allein zu stehen, — und sein Heil mehr in einem männlichen und kräftigen Entschluß zu suchen, als in leeren und illusorischen Versprechungen des Wiener Hofes.“

Landgraf Georg ließ sich nicht einschüchtern, kam immer wieder darauf zurück, den König zu ersuchen, daß ihm gestattet sei, neutral zu bleiben, da er keine Ursache habe, mit dem Kaiser zu brechen; vielmehr sei er von demselben immer auf's beste behandelt worden; — der König möge seine Vermittlung annehmen zur Herbeiführung einer friedlichen Uebereinkunft zwischen ihm und dem Kaiser.

Aber er konnte weder das Eine noch das Andere erlangen. Der König erklärte namentlich, er müsse das für den Main-Uebergang wichtige, dem Landgrafen gehörige Fort Rüsselsheim haben, um welchen Preis es auch sei.

Der Landgraf von Hessenkassel, der auf des Königs Seite war, kam damals auch nach Frankfurt und Höchst, und fand, wie man sich denken kann, eine ganz andere Aufnahme. — Wie gegen die verwilderten Soldaten des schwedischen Heeres, da wo der König selbst anwesend war, strenge Zucht geübt wurde, davon nur dieß. Zu Frankfurt wurde auf Befehl des Königs ein Soldat enthauptet, weil er auf der Landstraße mit dem Säbel in der Hand eine arme Frau überfallen hatte; ein anderer ward zu Höchst aufgeknüpft, weil er seine Wirthin geschändet hatte.

Nachdem der König Rüsselsheim — den wichtigsten militärischen Punkt, der im Besitz des Landgrafen war — erhalten hatte; gewährte er im Uebrigen demselben eine Art von Neutralität.

Später folgte Landgraf Georg dem König auch nach Mainz. Er fuhr fort, in ihn zu dringen, sich zu einem allgemeinen Frieden zu verstehen, nicht bloß mit der Liga, sondern auch mit dem Kaiser. Der König schrieb dann auch darüber an die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, an die Stadt Lübeck, als Haupt der Hansestädte, und an andere Fürsten und Staaten, um ihre Neigungen zu sondiren. Es scheint ihm jedoch wenig Ernst damit gewesen zu seyn. Wenigstens hörte man ihn auf die Anträge des Landgrafen oft mit Spott und Hohn erwiedern. Bei Banketten und Versammlungen des deutschen hohen Adels, der sich zu Mainz und Frankfurt um den König sammelte, nannte er den Landgrafen, der zugegen war, mehr als einmal „des heiligen römischen Reichs Erzfriedensstifter.“ *)

Aus einer Archivalhandschrift steht in F. C. Moser's patriotischem Archiv ein Gespräch, worin der König unter Anderm sagt, er frage nichts nach dem Kaiser, gleichwie auch der Kaiser nichts nach den Schweden frage. „Dieß“, sagte er dem Landgrafen, „könne er dem Kaiser sagen, denn er wisse wohl, daß er doch gut kaiserisch sei; und dieß könne er auch wohl seyn, weil er etlich und dreißigtausend Reichsthaler zur Recompenz bekommen habe“ **).

Wenn der König mit dem Landgrafen spielte, und letzte-

*) Gfrörer S. 888.

**) Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte 1, 61. Auch Mauvillon 4, 14 erzählt, der König habe einmal zum Landgrafen gesagt, „für einige dreißigtausend Thaler, die er erhalten, spiele er eine Rolle, die eines guten Patrioten wenig würdig sei.“ — Die Redensart von den „guten Patrioten“ war, wie wir auch hier sehen, in alten wie in neuen Zeiten beliebt.

rer die Börse zog und seine Thaler herausnahm, nannte der König diese „das Geld, womit er besoldet werde.“ *)

Und wenn der König ihm dann Geld abgewann, sagte er scherzend, „es mache ihm doppelt Vergnügen, von ihm zu gewinnen, weil er dabei nicht bloß gewinne, sondern auch den Kaiser um Geld bringe.“

LIV.

Aus dem Elsaß nach Baden hinüber.

Das französische Journal l'Univers vom 29. September läßt über die religiösen Zustände Badens in folgender Weise sich vernehmen:

„Die großen und andauernden Bemühungen der protestantischen rationalistischen badischen Regierung seit 1815, ihre größtentheils katholische Bevölkerung von der römischen Gemeinschaft loszureißen, sind für Niemanden ein Geheimniß; eben so bekannt ist, mit welch traurigem Erfolg ihr Werk bis jetzt gekrönt schien. Der Anfang wurde mit dem Clerus gemacht, in der Ueberzeugung, daß, wenn das Salz der Erde seine Kraft verloren, alles andere leicht würde. Zu diesem Zwecke fing man zuerst an, die Seminarien zu unterdrücken. Die jungen Leute, welche sich dem Priesterstande widmeten, sind verbunden, die öffentlichen Vorlesungen zu besuchen, wo sie die Sitten und Gebräuche der Studenten annehmen, und an Aergernissen und Scandalen es nicht fehlen lassen, dessen ungeachtet sie von den heiligen Weihen, deren sie nicht mehr würdig sind, nicht ausgeschlossen werden. Mit sehr seltener Ausnahme

*) „L'argent d'appointement.“ Soldat Suédois. p. 306.

zeichnet sich dieser verdorbene Clerus durch den größten Widerwillen gegen alles aus, was die Frömmigkeit der Gläubigen beleben könnte, besonders gegen Alles, was die heiligste Jungfrau und die Heiligen betrifft; er läßt das Volk in der tiefsten religiösen Unwissenheit; die Predigten der Pfarrer sind in der Regel bloße Vorlesungen über die Moral, Hauswirthschaft, ja sogar über Kochkunst. Man nennt Einen, welcher seine Pfarrkinder ein halbes Jahr mit nichts anderem unterhalten hat. Mit einem Worte, diese Priester sind nichts, als eine Gattung öffentlicher Beamter, mit der Verpflichtung, zu verehelichen, die Geburten und Sterbefälle einzutragen, und mit einem polizeilichen öffentlichen Abzeichen anderer Art bekleidet. Gewissenhafte und servile Beobachter der geringfügigsten Regierungsvorschrift, läßt ihre Schmiegsamkeit gegen die Staatsgewalt sich nur mit ihrer Keckheit und ihrer Verwegenheit, der Macht Gottes gegenüber, vergleichen."

„Dieser bloß dem Namen nach katholische Clerus brauchte nur in Rußland zu leben, um den russischen Popen in ihrer ganzen Niedertracht gleich zu stehen, und wie diese Verfolger des Glaubens zu werden. Der Erzbischof von Freiburg war neuerdings zu einer Verordnung genöthigt: Daß die Geistlichkeit in den Städten alle Samstage, und die auf dem Lande alle vier Wochen im Beichtstuhle sich einzufinden hätte. Der größere Theil gehorcht nicht, diese Pflicht übersteigt ihren Eifer. Ein Regierungsbefehl könnte sie dazu vermögen, den Gläubigen, die darnach verlangen, das Sacrament der Buße zu spenden; man kann sich aber leicht denken, wie weit diese davon entfernt ist, ihnen solche zu verordnen. Es genügt eine einzige Thatsache, um die Gesinnung der Regierung kennen zu lernen: einen Professor in Freiburg setzte sie neulich ab, der das Verbrechen beging, sich an die Spitze der Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens zu stellen."

„Was ist aus dem Volke unter der Leitung solcher Hirten geworden? Es haben Umstände, die ich eben berichten will, französische Priester in die Lage versetzt, eine große Anzahl ba-

bischer Katholiken zu unterrichten, man mußte sie (und dieß waren die Frömmsten) lehren, daß nicht alle Religionen gleich gut sind, daß es nur eine wahre Kirche gibt, deren sichtbares Oberhaupt der Papst ist, und außer welcher kein Heil ist; sie wußten nicht, daß man seine Sünden mit den sie begleitenden Umständen beichten müsse, und es nicht genüge, zu sagen: „„Ich habe gesündigt mit Gedanken, Worten und Werken““, und daß für einen guten Katholiken Beicht und Communion einmal im Jahre nicht hinreiche; sie wußten nicht, daß man vor der Communion nüchtern seyn müsse, daß es Fasttage und Abstinenztage gäbe; kurz, sie hatten ihren Katechismus nicht gelernt.“

„Doch hat Gott in seiner Barmherzigkeit dieses guten Volkes sich erbarmt, welches, ungeachtet seiner unwürdigen Priester, den Glauben nicht verloren hat. Seit vier Jahren geht troß der Regierung, troß der Geistlichkeit eine wunderbare Bewegung durch das badische Land, und die Geistlichkeit ist vielfältig genöthigt, dieser Bewegung zu folgen.“

So dieser Bericht, der wahrscheinlich aus der Mitte des Elsaßer Clerus ausgegangen. Von der Dose an nach aufwärts, hat der Rhein, den alemannischen Stamm theilend, in die Mitte zwischen die beiden Hälften sich gelegt. Hüben und drüben sind alle Naturverhältnisse, wie Luft und Licht gleich zugemessen; es ist derselbe wackere, kernhafte Stamm, die gleiche Theilung und Mischung der Confessionen hat jenseits wie dießseits statt gefunden; über die Einen ist die Revolution von unten nach oben in ihrer ganzen zerstörenden Wildheit hingegangen; während die von oben nach unten die Andern überzogen, und von der Mitte herein sie langsam aber gründlich umsponnen hat; und nun, nachdem mehr als ein Menschenalter darüber hingegangen, sehe man den Unterschied. Im Elsaß, nachdem die Catastrophe vorübergegangen, sind Wald und Flur wieder aufgegrünt, und die alte Ordnung ist wieder hergestellt; ein durchhin in allen seinen Gliedern achtungswerther, fester und unerschütterlich entschiedener Clerus, im besten Vernehmen mit seinem

Volke, das ihn mit Vertrauen umgibt, weil er sich ihm in den Tagen der Gefahr bewährt; der Hader der Confessionen innerhalb gewisser Gränzen zurückgehalten, weil die Eine unbefugter Uebergriffe sich enthält, und der Andern dergleichen nicht gestattet sind. Dießseits aber, wo die andere Hälfte des Alemannenstammes zurückgeblieben, Land und Leute mit den Aufschwemmungen wilder Geschiebe überzogen, von einer Wiederherstellung der alten Ordnung nicht die Rede; die Gesellschaft, wie von den Anfällen fallender Sucht stets aufgeregt und niedergeworfen, fühlt von steten Krämpfen durchzuckt, dabei entkräftet und erschöpft, keine gesunde Lebenskraft mehr in sich, aus der irgend eine heilsame Crise sich entwickeln könnte. Denn der im Innersten hinterlegte Lebensfond, aus dem jede Wiederherstellung bestritten werden muß, er ist angegriffen und vergeudet und die religiöse Ueberzeugung ist im Grund erschüttert; man hat die Pfeiler, auf denen jede Gesinnung ruht, seit so vielen Jahren im Volke untergraben; und statt der alten guten Unterlage ihr hölzerne Stützen untergestellt, und einen polizeilich dressirten Clerus zu Wächtern in diesen feuchten Catacomben geordnet, daß sie den unterirdischen Bau vor jedem Funken höheren Lichtfeuers bewahren. Das Volk fühlt dunkel in seinem Instincte, daß es in seinem heiligsten Besitzstande gekränkt und übervortheilt worden; es hat kein Vertrauen auf die Söldlinge, die sich zu Hütern seines Hortes aufgeworfen, und im Dunkeln ihn verschachert haben; ein drückendes Gefühl der Leere und Abgeschlagenheit hat seiner sich bemeistert. Aber es weiß sich nicht zu rathen, wie diesem Zustand abzuhelfen; und kömmt es je zu einer ernstlichen Bewegung, dann ermattet diese schnell, die Symptome ermüden bald, und die heilkräftige Rückwirkung, überdem noch mit Bähungen und vertheilenden und schwächenden Mitteln zurückgetrieben, verliert sich ohne Erfolg. So muß dieß Volk, von Tag zu Tag mehr und mehr abgelähmt und ausgeleert, verschmachten allmählig, weil jeder Zufluß stärkender und erkräftigender Nahrung von ihm abgehalten worden; und einer unserer besten Stämme muß verkommen, weil das

gesunde Naturgewächs, von den Schmarozerpflanzen, die sich an dasselbe angelegt, Misteln, Pilzen und Schwämmen gänzlich ausgesogen und entkräftet wird. Daß es dahin gekommen, ist die große Schmach von Deutschland, und es hat es reichlich wohl verdient, daß diese seine Schande vom Ausland ihm vorgehalten wird.

Indessen ist es noch nicht aller Tage Abend geworden; was vom Clerus dort zu Lande ausgesagt wird, hat keineswegs allgemeine Geltung; es finden sich von oben bis unten durch alle Gebiete große und glückliche Ausnahmen, wie bei den neulichen Exercitien sich bewiesen, und selbst in der Schaar der Miethlinge ist nicht alle Hoffnung verloren, daß sie theilweise sich schämen und ermannen. In der Geschichte der Adressen, obgleich man die Bewegung zu escomotiren gewußt, hat der Clerus im Ganzen sich nicht übel gehalten, und dem Worte seines Oberhirten keineswegs sein Ohr verschlossen. Die Brüder von jenseits sind auch nicht müßig geblieben, und haben mit den Hungernden das Brod gebrochen. Als im Jahre 1841 die Jesuiten Missionen im Canton Schwitz abgehalten, waren auch einige hundert Theilnehmer aus Baden zugeströmt. Der Pfarrer von Blodelsheim am Oberrhein hatte bei der Einweihung seiner neugebauten Kirche durch die Redemptoristen eine Mission in seiner Gemeinde mit dem besten Erfolge abhalten lassen, und das hatte fünf andere Pfarrer der Nachbarschaft bestimmt, auch ihrerseits um die Bewilligung gleicher Wohlthat für ihre Gemeinden sich zu verwenden. Da die Orte am Rheine lagen, hatte der Hunger nach dem Worte auch die nächstgelegenen Badenser in großer Zahl hinübergetrieben, und sie waren am Tische ihrer Brüder mit zu Gaste gegangen. Einer aus ihrer Mitte, von großem Eifer und Erbarmen über das arme Volk getrieben, hatte sich bis zum Bischof von Straßburg mit dem Ersuchen gewendet, zu Pfingsten den Jenseitigen auch eine eigene Mission in der Kirche von Blodelsheim zu bewilligen; man war auf sein Gesuch eingegangen, und sie war, von mehr als 1500 Theilnehmern aus allen Gauen des Großherzogthums besucht, ab-

gehalten worden. Manche haben in feindseliger Absicht sich hinzugefunden, aber dann von der Wahrheit ergriffen, ihr Zeugniß abgelegt; und Einer unter ihnen hatte nicht geruht, bis auch ihm ausnahmsweise eine zweite Mission bewilligt worden, die im Jahre 1843 in Mitte von vier- bis fünftausend Christen abgehalten wurde, deren Jeder sofort selbst wieder als Missionär unter seine Landsleute zurückkehrte. Zu Pfingsten und am Allerheiligentage gleiches Zusammenströmen aus allen Theilen des Schwarzwaldes und des Breisgaues; und deßgleichen wurde auch Pfingsten von 1845 in Homburg, und 1846 in Blodelsheim gefeiert; während auch am Niederrhein alle Missionen zahlreichen Zuspruch gefunden, so daß mehr als 20000 Badenser nach und nach an ihnen Theil genommen, dem größeren Theile nach der Masse des Volkes angehörig; aber auch vermögende Gutsbesitzer des flachen Landes, Kaufleute, Artisten, Aerzte, Professoren und selbst Geistliche hatten Theil genommen. Ein innerer Trieb hatte sie Alle hingetrieben; der Durst nach religiöser Wahrheit hatte sie bestimmt; alle Schwierigkeiten, die die constitutionellen Gewalten ihnen in den Weg gelegt, hatten sie nicht aufhalten können; also, daß sie auf zehn, zwanzig, dreißig ja fünfzig Stunden Weges über Flüsse und Berge, durch Schwierigkeiten aller Art, Spöttereien, Beleidigungen und Fallstricke sich den Weg gebahnt, und dann das Feuer, von dem sie sich in ihrem Innern erwärmt gefühlt, wieder um sich her in der Heimath ausgebreitet.

So hat Gott, als die Gefahr herannahte, das katholische Volk aufmahnen, und die gefährlichsten Positionen nach Nothdurft besetzen lassen; und als sie nun wirklich hereingebrochen und die Stürmer ihren Götzen des Nihilismus von Frankfurt über Heidelberg herbeigeschleppt, um ihn an den Gränzen des Herzogthums, Angesichts der Schweiz, aufzurichten, da zerplatzte das schillernde Nichts, mit Leere aufgeblasen, zerfloß es in seiner Hohlheit, und wurde Angesicht des Volkes zum Kindergespötte. Nun sammelten sich die Massen um die Zittelsche Motion, den zweiten Schritt auf der zum voraus abgesteckten Bahn, zurückzuweisen;

ie Kammer zerstob gleich jenem Götzen, und wurde zwar wieder-
eboren, aber es war um die Sicherheit der Illusionen geschehen;
s waren alles sterbliche Menschen, die jetzt den Sturm zu beschwö-
en sich zusammengethan, darum viel Geschrei und wenig Wolle.
Der dritte projectirte Schritt, die katholische Universität von
Freiburg mit der protestantischen in Heidelberg in einer ge-
nischten Ehe zusammenzugeben, damit lichtfreundliche Deutsch-
atholiken erzielt, und schöngehörnte Merinos erzogen und ge-
ildet würden, mußte jetzt unterbleiben. So ist also dem Ver-
erben vor der Hand gewehrt, Gott wird weiter sorgen. Läßt
r da und dort die Sünden sich bewurzeln, lustig sproßen und
ich besamen, und stört sie in ihren landwirthschaftlichen Be-
chäftigungen nicht; so hat er gleich daneben auch die Ruthen
wachsen lassen, mit denen die Säemänner des Unrechts gezüch-
igt werden, wenn die Zeit der Aerndte gekommen. Als die
Schweiz vom deutschen Reiche sich losgerissen, da wurde auch
im schwäbischen Kreise der Schweizer-Dialect gesprochen, und
es war große Lust vorhanden, gemeinsame Sache unter den
Gebrüdern einzuführen; es kam aber anders. So wuchert jetzt
der Radikalism von der Schweiz aus unter der Erde aller
umliegenden Gränzmarken fort; die Ruthe wächst auch hier
gleich neben der Schlingpflanze, und wenn einmal das Wort
ausgeht: Stöckchen rühr' dich! dann wird jedermänniglich,
der mitgeholfen zu lügen und zu trügen und Gift zu kochen in
der Sudelküche, sich höchlich wundern über die Prügel, die es
regnet. Einstweilen, schlafe mein Prinzchen, schlaf ein!

LV.

Literatur.

I.

Der heil. Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Von Dr. Fr. X. Dieringer. Köln 1846.

Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß es vorzüglich das Geräusch war, womit der Gustav Adolph-Verein überall auftrat, welches den Verein vom heil. Karolus Borromäus in den Rheinlanden hervorrief. In der That war es den Deutschen allein vorbehalten, einem fremden Eroberer, der gezückten Schwertes über Trümmerfelder bis in's Herz ihres Landes vorgedrungen, Ehrenkränze zu flechten, Denkmale zu errichten und einen Verein unter seinem Namen zu stiften. Nur deutsche Selbstvergessenheit, oder sollen wir sagen, nur confessionelle Deutschvergessenheit konnte sich zur Höhe einer solchen Begeisterung für den fremden Sieger aus den blutigen Tagen unserer inneren Zerwürfnisse erheben; den Engländern und Franzosen, die weniger mit prahlerischen Worten ihre innere Eintracht rühmen, und bei keinem Zweckessen singen: „Was ist des Britten Vaterland?", oder: „Sie sollen ihn nicht haben", wäre wohl schwerlich jemals ein solcher Gedanke eigener nationaler Herabwürdigung aufgestiegen. Dieß ist unsere einfältige Meinung, wenn auch der viel gerühmte Fragmentist vom Berge Athos, der seinen eigenen Phrasen Adonis-Blicke liebenden Entzückens zuwirft, in seiner bekannten Vorrede das Loblied des großen

Schweden als eines Helden der Geistesfreiheit singt; denn daß derselbe Soldaten seines Heeres erschießen ließ, weil sie katholisch geworden, verringert in den Augen solcher Beurtheilung seine Verdienste um die Glaubensfreiheit nicht; gehörten dieselben ja gewiß zu der Legion der Dunkelmänner und Pfefferkorne, deren Leichenbegängniß die ehrwürdigen Brüder und Schwestern vom Orden des heiligen Berges Athos nicht folgen.

Es ist wahr, auch der heilige Karolus Borromäus war kein Deutscher. Allein, hat er seinen Fuß über die Alpen gesetzt: so geschah es nicht an der Spitze verwüstender Soldaten, sondern hier, wie in seinem Vaterlande, um zu segnen, um geschlagene Wunden zu heilen, um auszusöhnen und zu bessern. Die Siege, die er erkämpft, waren Siege der Selbstaufopferung, der Selbstüberwindung, mit geistigen Waffen, zum Besten der ganzen Menschheit erstritten; die Institute, die er gegründet, waren dem Wohle, dem geistigen wie dem leiblichen, seiner Mitmenschen bestimmt. Wie daher auch die Jahrhunderte wechseln, sein Bild steht immer groß da, und sein Beispiel trägt fort und fort heilsame Früchte, und darum war er, der heilige Kirchenverbesserer, allerdings werth, daß ihn ein deutscher Verein, der sich die Wiederbelebung katholischen Lebens zum Ziele gesetzt, als Vorbild und Schutzheiligen erwählte, eine Wahl, an die sich keine schmerzliche Erinnerung, wie an die des Schweden knüpfen, und wodurch keine Confession sich gekränkt fühlen kann. Daß der Verein sein selbstthätiges Wirken mit der Lebensbeschreibung seines Schirmers begann, ist ein passender und glücklicher Anfang; Professor Dieringer, durch seine Gelehrsamkeit und kirchliche Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich dieser Aufgabe unterzogen; wir unsererseits können dem rheinischen Vereine nichts Besseres wünschen, als die gleiche Thätigkeit auch von Seiten seiner übrigen Mitglieder, damit die Erfolge desselben einigermaßen den großen Erwartungen, die er unter den Katholiken erweckt, entsprechen mögen.

Eine passendere Leistung hätte übrigens dieser Verein als „ein ausführliches öffentliches Programm“, wie der Verfasser selbst seine Lebensbeschreibung nennt, schwerlich zuerst bieten können: sie entspricht dem Namen desselben sowohl, als auch seinen edlen Absichten auf eine vorzügliche Weise.

Aus welchem Gesichtspunkte Herr Dieringer das Leben und

die Wirksamkeit des großen Borromäers betrachtete, hat er durch den Titel, den er seiner Arbeit gab, schon zum voraus angedeutet. Als Kirchenverbesserer, im katholischen Sinne des Wortes, sollte der heil. Karl in einem lebensvollen Gemälde dargestellt werden, und dieß mit Erwägung der geistigen Strömung seiner ganzen Zeit auf eine Weise, daß die Biographie auch für die jetzige Zeit verdienstlich seyn sollte, welche augenscheinlich den Beruf habe, das halb vollendete Werk der Durchführung der Trienterbeschlüsse von neuem aufzunehmen. Deßwegen ward mit weiser Uebergehung unwesentlicher Einzelnheiten mit besonderer Sorgfalt dasjenige herausgehoben, worin der heil. Karl ein unübertroffenes Vorbild aller wahren Freunde der Kirche geworden ist; Manches von den ausführlichsten Biographen nur obenhin Berührte ward als unentbehrlich zur Vervollständigung des Gemäldes genauer erforscht und sorgsamer verzeichnet, namentlich in den zwei ersten Büchern des Werkes.

Es zerfällt dieß übrigens in drei Bücher, deren Erstes das Leben des heil. Karl bis zu seiner Erhebung zum Cardinal, das Zweite ihn als Cardinal selbst, das Dritte endlich ihn als Erzbischof von Mailand schildert. Die Darstellung des Zustandes der abendländischen Kirche zur Zeit der Geburt unsers Heiligen zeigt dem Leser anschaulich, wie sehr die Christenheit damals eines so außerordentlich begabten Mannes bedurfte, die in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche zu heben, den Ernst der alten Gesetze zu erneuern, die Sitten (auch unter dem Clerus) zu verbessern, und die allseitig untergrabene Ordnung wieder herzustellen und zu befestigen. So wird die Sendung des großen Erzbischofs als eine zur rechten Zeit von oben gegebene Hilfe motivirt. Ausführlich wird besonders Englands Zustand unter Heinrich VIII. besprochen, der mit schneidender Schärfe als Afterreformator gezeichnet wird, wie er „zur Ehre Gottes und in Christi Namen“ sich in wenig Jahren das Vergnügen machte, nach der hingerichteten Anna Boleyn vier Weiber nach einander zu heirathen und als Verfechter unbedingter Glaubens- und Gewissensfreiheit gewissenlos raubte und würgte, an Lebendigen und Todten seine wahnsinnige Wuth fühlend. Um eine genaue Vorstellung von den Zeitverhältnissen zu geben, wird Pauls III. Bannbulle

wider Heinrich VIII. vom Jahre 1538, dem Geburtsjahre des heil. Karl wörtlich eingeschaltet.

Im zweiten Capitel macht Dieringer die Leser mit der Familie der Borromäer bekannt, einem durch höchst bedeutende Männer ausgezeichneten Geschlechte. Da glückliche Familienverhältnisse unter allen natürlichen Bildungsmitteln den wirksamsten Einfluß haben, nahm der Verfasser mit vollem Rechte viel mehr Rücksicht darauf, als die übrigen Lebensbeschreiber des heil. Karl. Die durch Religion und Frömmigkeit geheiligte Menschenfreundlichkeit seiner Aeltern, dann der Borromäer Vorliebe für Wissenschaften, ihre Geschäftstüchtigkeit und Rechtlichkeit der Gesinnung, dazu ihre werkthätige Ausübung der Grundsätze des Christenthums, und zwar nach den Lehren der katholischen Religion liefern uns die Grundzüge des erhabenen und liebenswürdigen Bildes unsers Heiligen, welches Herr Dieringer Seite 48 treffend also zeichnet: „Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehend hat er seine Kenntnisse wie kaum ein Anderer im Dienste der Kirche fruchtbar zu machen gewußt, ist er einer der größten, wo nicht der größte Kirchenverbesserer geworden. Zu den höchsten Würden und Aemtern der Kirche erhoben, hat er nie den eigenen Vortheil gesucht, oder mit den Mißbräuchen geliebäugelt, sondern unbeirrt von menschlichem Vorurtheil die Wohlfahrt des Ganzen nach bestem Wissen und Gewissen wahrgenommen. Klar und bestimmt in seiner Einsicht, entschieden und rückhaltslos in seiner Entschließung, unüberwindlich in seiner Thatkraft hat er nur im Wesentlichen sich unbeugsam gezeigt, in Allem die Milde und Nachgiebigkeit, wo es nur die verschiedenen Mittel und Wege galt, zum rechten Ziele zu gelangen. Die Schonung und Barmherzigkeit selbst gegen Andere, hat er seine eigene Seele durch Werke der Abtödtung, Entsagung und Menschenfreundlichkeit zu retten gewußt. Er war ein begabter Kopf, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein erleuchteter Bischof, ein eifriger Kirchenverbesserer, ein unbe-

sittlicher Charakter, ein mildreicher Völkerhirt, ein strenger Büßer, ein vollendeter Christ.“

Zu diesen Zeilen nun, in denen das Bild des heil. Karl in kräftigen Zügen dasteht, bildet all das Folgende den beweisenden Commentar. Immer lebendiger wird das Gemälde, wie der ernste, reichbegabte Knabe durch Erziehung und fortschreitende Ausbildung, früh zum geistlichen Stande bestimmt, ein Freund der Einsamkeit, ausgezeichnet durch frühreife Männlichkeit und kindliche Andacht zur gebenedeiten Jungfrau, ein heldenmüthiger, siegreicher Jüngling ward, der auch den gefährlichsten Reizungen zur Lust nicht unterlag. Wir sehen, wie er durch das Studium der klassischen Sprachen und der Rechtswissenschaften zum höhern Kirchendienste, wozu Gott ihn berufen, vorbereitet ward. Als Student in Pavia (1554 bis 1559) steht er in Mitte einer leichtsinnigen, ausschweifenden Jugend da als Muster, wie trotz aller Gelegenheiten zur Verführung reine und vollkommene Tugend bewahrt werden könne.

Das erste Buch schließt mit dem Berichte, wie der Heilige, kaum zwanzig Jahre alt, durch seines Vaters frühen Tod auf einige Zeit von den Studien abberufen, zum erstenmal als **Aechter Borromäer** sich bewährte, indem er die Ordnung der Familienangelegenheiten mit so viel Umsicht, Tact und Sicherheit unternahm, daß er den Beifall selbst gereifter Geschäftsmänner gewann. Nachdem Hr. D. die Geschichte der durch den so jungen Mann mit Entschiedenheit und Kraft bewirkten Reform des Benedictinerklosters von Arona erzählt, endet er mit der Bemerkung: „Keiner von den also in Zucht Genommenen hat ihn eines herrischen, hochfahrenden Wesens beschuldigt.“ Dann sagt er von der gesammten **reformatorischen Thätigkeit** des heil. Karl: „Er hat immer zuerst bei sich selbst den Anfang gemacht, so daß zu keiner Zeit gesagt werden konnte; er bürde Andern unerträgliche Lasten auf, die er selber mit keinem Finger berühre. Niemals verlangte er Außergewöhnliches und Ueberschwengliches“ u. s. w. S. 67.

Wir sind bei der Relation über das erste Buch etwas weitläufiger gewesen, um die Leser mit der lehrreichen Weise bekannt zu machen, worin diese Lebensbeschreibung verfaßt ist. Besonders brauchbar für's Leben und dem Zwecke eines katholischen Volksbu-

ches ungemein entsprechend sind die nicht selten eingestreuten praktischen Bemerkungen, wie S. 34 f. über den Einfluß der Familie auf den Charakter; Seite 65: „Einmal die Blüthe der Jungfräulichkeit abgestreift vom Lebensbaume des Menschen, und die Versuchung hat die Hauptschlacht gewonnen, und darf der künftigen Siege gewiß seyn."

Bei dem Berichte über die zwei folgenden Bücher uns kürzer fassend, heben wir aus dem zweiten, der Schilderung des Cardinals, besonders das Bild der ungewöhnlichen allseitigen Thätigkeit des in so jungen Jahren zu den höchsten kirchlichen Würden Erhöhten hervor, seine Ordnungsliebe, mit der er Alles zur rechten Zeit und in der rechten Stimmung angriff, seine Weisheit bei Auswahl der Unterbeamten und Berücksichtigung der Zeitumstände. Bei der Darstellung seines Privatlebens interessirte den Referenten vorzüglich das S. 94 f. Gesagte über den vom heil. Karl gestifteten gelehrten Verein, die Akademie, als deren Frucht die „Vatikanischen Nächte" später erschienen. Katholische, zwar gutgesinnte, aber um die Form wenig bekümmerte Schriftsteller mögen sich wohl merken, daß „auch die Form der gelehrten Arbeiten sorgfältig beachtet wurde, wie denn Karl selbst ein großes Gewicht darauf legte, seine eigene lateinische Schreibart durch das Studium der Schriften Ciceros zu läutern und zu vervollkommnen." Es ist für unsere Zeit eine unabweisliche Forderung an einen Schriftsteller, der Gutes wirken will, daß er auch einer anziehenden Form sich befleiße. Karl war ein großer Heiliger, und doch wollte er „einen edlen wissenschaftlichen Wetteifer anregen, und durch sein eigenes Beispiel bewirken, daß Andere nicht die Pflege der schönen Künste und Wissenschaften versäumten und in Vergnügungs- und Spielsucht und Trägheit versänken. Vor dem „Scientia inflat" darf man sich so sehr nicht fürchten, daß man wähnt, Frömmigkeit und Heiligkeit könne bei wissenschaftlicher Bildung nicht bestehen.

Seit 98 f. machen wir auf die Errichtung eines Collegiums zu Pavia zum Vortheile armer Studenten aufmerksam, so wie vorzüglich auf die Seite 99 gemachte Bemerkung, daß der heil. Karl dafür Sorge trug, daß die in's Collegium Aufgenommenen umsichtige und reichliche Pflege finden sollen; wird ja sonst,

wie D. bemerkt, „die Lust zu begeistertem Streben ertödtet, dem Gemüthe alle Schwunghaftigkeit geraubt.“

Um den Antheil unsers Heiligen an der Kirchenversammlung zu Trient so zu zeigen, daß er vollständig begriffen und gewürdigt werden könne, hat der Verfasser auch über die vorhergehende Periode des Conciliums, wo der heil. Karl noch keinen amtlichen Einfluß haben konnte, ausführlichen Bericht gegeben. Das neunte Capitel des zweiten Buches erzählt die Bemühungen des Heiligen um die Ein- und Durchführung der Trienter Beschlüsse; das zehnte seine Obsorge für den Sprengel von Mailand.

Als Erzbischof dieser Stadt wird er im dritten Buche dargestellt, dessen Unterabtheilungen sind: „die Mailändischen Kirchenversammlungen; die bischöflichen Visitationen und der Einfluß auf die Schweiz; der Bischof und die weltlichen Behörden; die Verbesserung geistlicher Körperschaften. Mordversuch; der Priester des Volks, Hungersnoth, Pest; die Gründung und Einrichtung kirchlicher Anstalten; endlich: Wie ein Heiliger lebt und stirbt. Sein Andenken bleibt in Segen.“ Alles so behandelt, daß am Ende das Bild Karls als eines wahrhaft großen Heiligen im schönsten Lichte verklärt vor den Augen des Lesers steht. Nicht leere Tiraden von Lobhudelei, sondern Reihen von Thatsachen sprechen. Wir würden zu weitläuftig, wollten wir auf alles Einzelne aufmerksam machen.

An passenden Bemerkungen über Zustände der Gegenwart, mitunter auch an scharfen Seitenhieben, wie z. B. über das Schreien nach Synoden, Aufhebung des Cölibats, über die Aargauer S. 297, die kindische Furcht vor Rom als einer auswärtigen Macht u. s. w., läßt es D. nicht fehlen. Frei und unparteiisch spricht er sich S. 241 eben so sehr gegen Jene aus, die von Einem Orden, wie von den Jesuiten, allein das Heil erwarten, als er die hohen Verdienste dieser Väter rühmend anerkennt. Was er über die Nothwendigkeit der Religion zur Erziehung sagt, über das Unpassende, den Unterthanen Beamte und Lehrer einer andern Confession zu geben, weiter über Knabenseminarien und das Recht der Bischöfe, sich ihre Geistlichkeit selbst heranzubilden, müssen wir durchaus als wahr und zeitgemäß billigen. Eben so stimmen wir in die Seite 235 angestellte Vergleichung

unserer Zeit mit jener des heil. Karl, wo der Verfasser S. 236, mit einem Worte es zu sagen, treffend bemerkt: „Damals galt es eine Verbesserung des Lebens, und darin eine Erneuerung des wirkungslos gewordenen Glaubens: heute dagegen gilt es eine Wiederbegründung des mit Bewußtseyn aufgegebenen Glaubens.“

So kann man nicht umhin, diese Leistung des Hrn. D. mit freudiger Anerkennung zu begrüßen. Nur erlauben wir uns, in Hinsicht auf den Zweck des Vereins, als dessen Programm sie erschien, ein paar Bemerkungen darüber. Die Seite 21 u. 209 geäußerte Furcht des Verfassers, der Weitläufigkeit beschuldigt zu werden, und manche Punkte zu weit ausgedehnt zu haben, scheint uns wenigstens in Bezug auf die Darstellung der englischen Zustände unter Heinrich VIII. und auf die Verhandlungen des Trienter Concils nicht ganz ungegründet. Er streift dabei aus dem Gebiete der Biographie fast zu nahe an's Gebiet der eigentlichen Geschichtschreibung.

Was dann die Sprache betrifft, will sie Einigen hie und da zu wenig populär scheinen, daß vielen Lesern der untern Volkskreise Manches unverständlich seyn dürfte. Indeß hat der Borromäus-Verein durch die Verbreitung des Kalenders für Zeit und Ewigkeit dafür Sorge getragen, den untern Klassen ein ächtes Volksbuch in die Hände zu geben.

Ferner hätten wir für das Werk als ein Volksbuch gewünscht, daß von den Seite 388 nur in zwei Zeilen erwähnten Wundern ein oder das andere angeführt worden wäre. Das Volk stärkt so gern mit freudiger Neugier seinen Glauben an Erzählung derselben.

Möge nun dieß schöne, vom kirchlichen, ächt katholischen Geist eingegebene und ganz durchwehte Leben des großen Mannes in zahllose Hände kommen, Bewunderung und Liebe erweckend für die katholische Kirche, durch die Karl Borromäus so groß geworden, daß er „ein Zeugniß Gottes ist für die Wahrheit Seiner Kirche und die Unversiegbarkeit der ihr verliehenen Lebenskraft. Eine Kirche, die einen Borromäus, einen Franz Xaver, eine Theresia gebar, und als ihre Lieblinge und ächtesten Kinder begrüßte, konnte unmöglich der Wahrheit und Heiligkeit verlustig

gegangen seyn." (S. 380, 381.) Diese Ueberzeugung dringt Jedem beim Lesen dieses Buches sich auf. Und lesen sollen es Laien wie Priester, Welt- und Ordensleute, Beamte und Schullehrer, Bischöfe und Mönche: denn Allen ist ein Spiegel der Lehre und des Wandels darin aufgestellt.

„Das ist das Leben und die Wirksamkeit eines katholischen Kirchenverbesserers." (S. 388.) Die von ihm bewirkte Reformation führte in ihrem Gefolge Sittenreinheit, höhere Vollkommenheit, Ordnung herbei, während die sogenannte Reformation, deren Geschichte jüngst Marheinecke als Vermächtniß dem deutschen Volke hinterließ, nach den eigenen Geständnissen ihrer Urheber Sittenverderbniß, Widerwille gegen die höheren christlichen Tugenden, und allgemeine Zuchtlosigkeit mit sich führte. Karl Borromäus brachte schlechte Priester und Mönche zur Pflicht und Treue gegen ihre Gelübde zurück: die Reformatoren öffneten Thür und Thor dem leichtsinnigsten Meineide gegen die heiligsten Gelübde. Während Luther und seine Freunde ihre sogenannte Kirche zur Sklavin des Staates machten, wies der heil. Karl furchtlos und mit ruhiger Standhaftigkeit die in's Kirchliche eingreifenden Anmaßungen der Staatsgewalt zurück. Karl steuerte dem Unwesen der schmählichen Entweihung der ehelichen Verhältnisse; wie herabwürdigend für die Ehe aber die Reformation gewirkt, zeigt Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus.

In der That: wer noch wählen kann zwischen Reformation und Reformation, zwischen den katholischen Kirchenverbesserern und den, fälschlich sogenannten, akatholischen, wer nach dem Lesen dieses und ähnlicher Werke, z. B. Döllinger's und Staudenmaier's über die Reformation, noch dem Abfalle von der Kirche den Vorzug geben kann, mag seine Afterherrlichkeit noch so sehr durch schöne Phrasen und Verdrehung der Geschichte in ein künstliches Licht gestellt werden: dem ist es weder mit dem Streben nach Wahrheit, noch mit der Sorge für sein ewiges Heil Ernst, er trägt aes triplex circa pectus und eine dreifache Binde um die Augen.

II.

Katholische Blätter aus Tirol. Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung. Vier Jahrgänge.

Das frühe Aussterben der „Alpenblumen aus Tirol“, die nur drei Jahre lang erschienen, war eben nicht geeignet, die Hoffnung zu erwecken, daß in dem jetzt fast zu viel besprochenen Berglande wieder ein literarisches Unternehmen durch Mitwirkung Mehrerer zu Stande kommen werde. Seit 1843 jedoch erscheinen unter der Redaction von Dr. Jng. Weber, früher Professor der Geschichte an der Landesuniversität, gegenwärtig Decan zu Hall, katholische Blätter aus Tirol, herausgegeben unter Mitwirkung von Mehreren. Von diesen Blättern wird wöchentlich Eine Nummer in Octav, von ein und einem halben Bogen gewöhnlich, ausgegeben, oder sie können auch in Monatsheften bezogen werden, zum Preise von vier Gulden für das ganze Jahr.

Betrachten wir nun diese Gabe aus dem benachbarten Alpenlande etwas näher, so finden wir in dem bisher Gelieferten viel Befriedigendes und Gutes in reicher Abwechslung, freilich auch vermischt mit einigen unbedeutenden und weniger ansprechenden Artikeln. Fassen wir zunächst den Zweck dieser katholischen Blätter in's Auge, so ist er vorzüglich nicht darauf gerichtet, eine gelehrte Zeitschrift zu seyn, sondern der Einleitung im ersten Jahrgange gemäß haben sie sich die bescheidene Aufgabe gestellt, „weniger belehrend als erzählend aufzutreten. Sie wollen nicht den Irrthum geradezu bekämpfen, sondern nur die Wahrheit, die sich am schönsten in ihren Früchten offenbart, gerade an diesen selbst unmittelbar nachweisen.“ Daher ihr Inhalt vorzugsweise Besprechung des Edlen und Erfreulichen, was sich in der Kirche regt und entfaltet; erbauende Missionsberichte, Bekanntmachungen mit gemeinnützigen und wohlthätigen Stiftungen, mitunter wohlmeinende Warnungen gegen verderbliche Tendenzen des Zeitgeistes. Das vaterländische Interesse wird durch Mittheilung inländischer Nachrichten

über Kirchen, Schulen und andere tirolische Gegenstände vertreten. Als besonders willkommen werden in der erwähnten Einleitung Biographien und Necrologe von Personen, die durch kirchliche Wirksamkeit als Lehre und Beispiel dienen können, so wie auch Nachrichten über wohlthätige Anstalten und segenverbreitende Institute gewünscht.

Das gelehrte Moment ist indessen dabei nicht völlig vergessen oder ausgeschlossen, sondern es ist ihm durch Abhandlungen aus der Theologie, so wie durch Recensionen und Anzeigen erschienener Werke ebenfalls Rechnung getragen.. Unsern oben gegebenen Ausspruch, daß sich viel Befriedigendes und Gutes in den katholischen Blättern aus Tirol finde, in Etwas zu rechtfertigen, lassen wir nun eine Uebersicht interessanterer Aufsätze folgen.

Im ersten Jahrgange begegnen wir gleich anfangs Namen von gutem Klange, deren Arbeiten Vertrauen einflößen. Es eröffnen ihn „Bemerkungen über Michael Feichter, von Beda Weber." Feichter war einst als Regens in Brixen allgemein beliebt und hochgeschätzt, ein Muster und Orakel des tirolischen Clerus, und ist in diesem Bilde lebendig und anziehend geschildert. Albert Jäger, jetzt Professor der Geschichte in Innsbruck hat den Jahrgang mit vier sehr lesenswerthen Aufsätzen bereichert: „Die Hospitäler Tirols im Mittelalter, die Stiftung des Carolinums in Gratz; der Streit des französischen Clerus mit der Universität; der Communismus nach seinen letzten Erscheinungen in der Schweiz." Vom Professor Alois Flir in Innsbruck findet sich darin eine Abhandlung über den Einfluß des Christenthums auf die Kunst, dann eine in Predigtform gehaltene Beantwortung der Frage: „Warum enthält die christliche Religion Mysterien?" Durch eine biographische Vorbemerkung über den heil. Jakob von Nisibis hat Pius Zingerle auf einen wenig bekannten Kirchenvater aufmerksam gemacht, und aus den in armenischer Sprache geschriebenen Unterweisungen desselben mehrere Auszüge alle Jahrgänge hindurch geliefert. Ein Professor in Brixen lieferte die Ansichten der apostolischen Väter über die heiligen Bücher.

Kirchenrechtliche Aufsätze bearbeitete in diesem und den folgenden Jahrgängen Professor Kopatsch in Innsbruck.

Neben diesen Arbeiten aus der Theologie treffen wir auf eine

ige Missionsberichte, mehrere Necrologe, z. B. von den ver-
ten Männern Franz Seraphius Schmid in Wien und Franz
ger von Luzern; erbauende Betrachtungen, Hirtenbriefe, Reden
feierlichen Veranlassungen.

Die bemerkenswerthen Aufsätze im zweiten Jahrgange sind:

1) in gelehrter theologischer Hinsicht: der heil. Hilarius, Bischof von Poitiers, von Dr. und Prof. Feßler in Brixen; der Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa, eine ausführliche Recension des ersten Theiles von Scharpff über diesen berühmten Mann; über Dogmengeschichte, von Dr. Werner, der auch „Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände der katholischen Kirche in Mexico" zusammenstellte, so wie eine Darstellung über „die neuern und neuesten kirchlichen Verhältnisse Spaniens" lieferte;
2) werden die Zustände der Gegenwart verhandelt, z. B. der Hermesianismus, vom Priester G. Tinkhauser, einem thätigen Mitarbeiter der katholischen Blätter; die Katholikenverfolgung und Aufhebung der Klöster in Aargau; Frankreichs Ansprüche und Hoffnungen in Betreff der Freiheit des Unterrichts; das Wiederaufleben des Katholicismus in England, der Puseyismus u. s. f.;
3) mehrere Artikel in diesem und den folgenden Jahrgängen besprechen die jedem Katholiken allermerkwürdigste Stadt, die Siebenhügelstadt Rom;
4) der Missionär in Nordamerika, Adalbert Inama vom Prämonstratenserstift Wilten bei Innsbruck, sendete interessante Nachrichten über Kirchenzustände in Amerika ein;
5) Necrologe, pastoralistische Abhandlungen, erbauliche Betrachtungen, kirchliche Berichte aus allen Ländern der Erde füllen die übrigen Blätter.

Beurtheilungen, noch öfter kürzere Relationen über neuere
heinungen der Literatur werden fast jeden Monat geliefert.

Gehen wir zum dritten Jahrgange über, eröffnet durch eine
rachtung: „Gib Rechenschaft über deine Haushaltung!", so
n zuerst in die Augen: Die Stätten des heil. Benedikt, in
reren Lieferungen, anziehend für Leser überhaupt, die gerne
Schauplatz der Wirksamkeit eines großen Mannes kennen ler-
, denn für Bayern insbesonders, wo St. Benedikts Orden neu

aufgeblüht. Wiederum tritt der fleißige Priester Tinkhauser mit einer Arbeit in mehreren Numern auf: „Blicke in die Geschichte der russischen Kirche und ihre Zustände“, zeitgemäße Artikel in Anbetracht der Bestrebungen des nordischen Colosses im Politischen und Religiösen. Der im vorigen Jahre schon begonnene sehr lesenswerthe Aufsatz des Franciskaners, P. Alexander, über „die antirömischen Missionen und Bischof Alexander in Jerusalem“ ist in diesem Jahrgange fortgesetzt. Eine neue, sehr erfreuliche und liebenswürdige Erscheinung der katholischen Kirche lernt man kennen im Berichte: „Die Töchter des heil. Herzens Jesu in Trient.“ Ferner findet sich da eine „kurze Darstellung der segensreichen Wirksamkeit des heil. Simeon Stylites, von Pius Zingerle, wodurch die Spötter über diesen von Vielen als müßigen Schwärmer verlachten großen Mann eines Bessern belehrt werden. Ein Necrolog über den verdienten Decan von Lienz in Pusterthal, Johann Althuber, ist unsers Wissens von Beda Weber.

Im heurigen Jahrgange eine Abhandlung, daß die katholische Kirche aus ihren Früchten als die wahre Kirche Christi zu erkennen. Ein Necrolog über den Schuldirector und Pomolog in Botzen, Joh. Jakob Pöll, von Beda Weber. Die neuen religiösen Institute in der Lombardei. Winke über Verwaltung des äußern Religionscultus. Arno, der erste Erzbischof von Salzburg. Ueber Baumwollspinnfabriken und ihren Einfluß auf Wohlstand und Sittlichkeit. Rückblick auf die kirchlichen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Züge aus der Reformationsgeschichte von Graubündten. Das heilige Grab und seine Wächter u. s. w. u. s. w.

Man wird aus dieser Uebersicht, die nur das Bedeutendere aufführt, leicht entnehmen, daß die katholischen Blätter ihrer Tendenz auf eine größtentheils so befriedigende Weise entsprechen, daß sie mit Recht auch Nichttirolern zur Lectüre empfohlen werden dürfen. Im Jahrgange 1846 zeigt sich thätigeres Leben in Bezug auf die Correspondenz, deren Geschäft jetzt statt des in Hall wohnenden Redacteurs der Stadtcooperator B. Kometer in Innsbruck führt. Wohl läuft hie und da ein Artikel mitunter, der eben auch nicht, oder ordentlicher geschrieben seyn sollte.

Zu bedauern ist, daß bedeutende Kräfte, wie Albert Jäger und Professor Flir nicht mehr, es müßte denn anonym seyn, mit Arbeiten auftreten; Andere, wie Beda Weber, nur höchst selten.

:emdend ist es auch, daß von den theologischen Professoren
Brixen so wenig und selten, von jenen in Trient, so viel wir
m, gar nichts geliefert wird.

Die katholischen Blätter haben sich übrigens schon viele
ınde in Tirol und Oesterreich, einige auch anderwärts erwor-
Manche, die lieber Alles bekritteln, als selbst mitarbeiten,
mit ihren Leistungen freilich unzufrieden. Wir möchten sie
auch den Katholiken Bayerns und anderer Länder empfehlen
eine vielfach belehrende und erbauende Lectüre, vorzüglich für
r des Mittelstandes und gutgesinnte Familienkreise. Aber ei-
fromme Wünsche für die gute Sache fügen wir wohlmei-
) bei:

.. die wissenschaftlich gebildeten Männer Tirols mögen sich die Fortdauer und das höhere Leben dieses vaterländischen Unternehmens ernstlich angelegen seyn lassen;

!. die gegenwärtig so mächtig angeregten socialen Fragen sollen auf eine gemeinfaßliche Weise erörtert werden, belehrend besonders für die untern Kreise. Dazu könnten gebildete, welterfahrene Laien als Theilnehmer mit Arbeiten sich anschließen, während bis jetzt größtentheils nur Geistliche Mitarbeiter waren;

. könnten diese katholischen Blätter aus Tirol als eine Brücke dienen zur Vermittlung besserer Kenntnisse der italienischen neuerscheinenden Literatur. Tiroler oder andere Deutsche, die in Mailand, Venedig, Rom sich aufhalten, müßten dazu von der Redaction gewonnen werden;

. sollten sie aufmerksam machen auf das Nützliche und Schöne in andern katholischen Blättern, wie den Wahrheitsfreund, den an mehreren Orten erscheinenden Sonntagsblättern.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche: Mögen nun
katholischen Blätter aus Tirol lange grünen, immer frischer
lebhafter, immer reicher an erquicklichen Früchten, neues Le-
weckend in den jungen Geistern des schönen Berglandes! Sie
n ein Hausschatz werden, immer mehr des Lehrreichen und
ıuenden zu hinterlegen, daß besonders unter dem Clerus mehr
: zu solidem Wissen, an dem es jetzt so noth thut, erwache.
sollen sie, neben und mit den historisch-politischen Blättern und
ichen Erscheinungen bestehen, wirksam für die Pflege ächt katho-

lischen Lebens und Wissens in jedem Kreise des Volkes, in d
stillen Alpenthälern, wie in den freundlichen Flecken und Dörfern
Grünen ja so viele Giftblätter der schlechten verderblichen Literatu
fort, Früchte des Todes erzeugend. Wäre es denn nicht Schade
wenn Blätter für Belehrung und Erbauung im ächt katholischen
Sinne nicht fortgediehen?

LVI.

Zeitläufte.

Bedeutung des communistischen Aufstandes in Bern. — Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Schweiz. — Die Berliner literarische Zeitung und ihre Vermittlung der Extreme. — Nothwendigkeit einer Wahl zwischen dem Guten und Bösen. — Der Reformjude Benfey als Katechumen der Freikirche. — Rupp und der Gustav Adolphs-Verein. — Neueste Geschichte des Letztern. — Aussichten in dessen Zukunft.

Den 8. November 1846.

Der Volksauflauf in Bern ist ein weit bedeutungsvolleres Symptom gewesen, als wofür ihn die gegenwärtig in der Schweiz herrschende Faction gern ausgeben möchte. Er läßt einen Blick in die Statistik der revolutionären Partei des neunzehnten Jahrhunderts thun. Während in der französischen Schweiz eine Art Regierungsradikalismus sich durch perfide und despotische Mittel die Gewalt verschafft, und durch diese dem unterjochten Lande eine Art von provisorischer Ruhe und scheinbarer Ordnung gesichert hat, steckte in Bern der Minotaurus des wahrhaftigen und wirklichen Volkscommunismus auf einen Augenblick das gehörnte Haupt aus den Coulissen hervor. Dort hat (dermalen noch vor der Zeit, wie es scheint!) jener vierte Stand mitgesprochen, der nur auf das Schlagwort wartet, um auf die Bühne zu treten, und zum Staunen

und Schrecken von Europa die Hauptrolle zu übernehmen. Nur noch eine kleine Weile Geduld bis der, zu allermeist gar nicht ernstlich gemeinte Radikalismus der Theoretiker und Literaten des gelehrten und halbgelehrten Mittelstandes ihm die Straße geebnet und die Thür geöffnet hat! Einstweilen bitten wir aber unsere Leser, von jenem ersten Zusammenstoß der beiden Heerhaufen Act zu nehmen, in welche sich die linke Seite in unseren Tagen getheilt hat. Wir können Manches für künftige ähnliche Fälle daraus lernen. Der jetzt in den meisten katholischen Cantonen in der Schweiz am Ruder sitzende Radikalismus ist hauptsächlich eine Ausgeburt der schlechten Doctrin; ihn stachelt der bornirte, widerchristliche Unglaube, der Kitzel der persönlichen Eitelkeit, der brutale Egoismus der den gebildeten Klassen angehörenden Führer. Die Interessen der Volksmassen, die sie im Munde führen, sind diesen Menschen in Wahrheit überaus gleichgütig. Hinter der wirklichen volksthümlichen communistischen Bewegung dagegen, die heute schon sehr vernehmlich hinter der Scene brüllt, steht zunächst und vor allen Dingen keine Theorie, sondern die aufrichtige und unbarmherzige physische Noth des gemeinen Mannes, dem die Staatsökonomen das Brod, die schriftgelehrten Heuchler und die Libertiner seinen Gott genommen haben. Für den Augenblick haben (wir wollen es unentschieden lassen!) in Bern Ochsenbeins Dragoner oder dessen Concessionen das Feuer gedämpft. Aber es wird wieder und immer wieder von Neuem losbrechen. Nicht lange, so wird der hungernde Pöbel, den sie souverän gesprochen, seine Macht begriffen haben. Auch begabte Führer aus der untersten Schichte werden nicht ermangeln, im entscheidenden Augenblicke an die Spitze zu treten. Denn dem Naturlaufe nach müssen diese Krämpfe des gesellschaftlichen Körpers sich erneuern und immer heftiger werden. Ueber dem, was dann im weitern Hintergrunde liegt, ruht tiefes Dunkel. Aber nur ein Thor könnte der Hoffnung Raum geben, daß es bei dem dermaligen Regimente des halbgemäßigten und des politischen Radikalismus in der Schweiz sein friedliches Bewenden

behalten, daß diese Mischung aus Frevel und Verrücktheit Lebensfähigkeit und Dauer haben könne. Nein! das unglückliche Land wird, zum abschreckenden Exempel für das übrige Europa, seinen politischen Krankheitsproceß durchmachen. Verlauf und Ende desselben anzugeben, ist heute noch kein Sterblicher im Stande. Als letzter Act des Trauerspieles steht vielleicht die Theilung der Schweiz, wie ein unabwendbares Fatum, im Hintergrunde. Möge sie, wenn sie zum Heile von Europa gereicht! bald und möglichst schmerzlos eintreten!

Der deutsche censurirte Radikalismus thut wenigstens, wie er pflegt, durch das allerunverständigste Gerede treulich das Seinige, den Bund der Eidgenossen in seiner jetzigen Gestalt und Lage als ein böses, krebsartiges Geschwür am politischen Körper Europas darzustellen. „In Genf haben", sagt die in Leipzig erscheinende constitutionelle Staatsbürger Zeitung, „die Radikalen den Sieg, und mit ihm die Herrschaft erlangt. Nun, gute Presse, zeige uns, daß deine Behauptungen wahr sind, daß der Radikalismus, wenn er an's Ruder kommt, zu Terrorismus, Anarchie, Pöbelunfug, und endlich zur Auflösung aller bürgerlichen Ordnung führe. Du aber, deutsches Volk, besieh Dir recht genau, wie es die Genfer Radikalen treiben, Du magst daran erkennen, was sie werth sind, und wie weit jene Schreier Recht haben, die Dich mit dem Popanz des Radikalismus zu fürchten machen, und in süßen Schlaf einlullen möchten!" Ueber Mangel an Offenherzigkeit dieser Partei würden wenigstens die Regierungen sich nach allen solchen Aeußerungen mit evidentem Unrechte beschweren. Desto gegründeter wäre im Interesse der Freiheit eine Klage über maßlose Dummheit des deutsch-liberalen Philisterthums.

Am nächsten liegt uns natürlich das Schicksal der Genfer Katholiken. Durch die Octoberrevolution sind diese in eine seltsam verwickelte, von Widersprüchen nicht frei zu sprechende Lage gerathen, die sie jedoch, — die jüngsten Wahlen beweisen es! — dort eben so wenig, wie in manchen andern Ländern, jetzt schon durchschaut und völlig begriffen zu haben schei-

nen. Der heuchlerische, über dem Seelenverderben der katholischen Mitbürger rastlos brütende Genfer Calvinismus ist gestürzt. Wird ihre Lage unter der Herrschaft des indifferentistischen Atheismus günstiger seyn? Wird dieser, in nordamerikanischer Weise, Waffenstillstand mit der katholischen Kirchenfreiheit schließen, oder wird er, vom ersten Augenblicke seines politischen Daseyns an, den Kampf auf Leben und Tod fortsetzen wollen? Wer könnte heute schon darüber urtheilen! Wir unsererseits trösten uns, je düsterere Wolken den Horizont decken, mit der Unzulänglichkeit aller menschlichen Blicke in die Zukunft. Welcher Sterbliche hat es, als Genf im Jahre 1815 zum großen Verdruße aller katholischen Herzen ein und zwanzig savoyische Ortschaften sich zuzuwenden wußte, vorausgesehen oder vorher berechnet: daß in Folge eben dieser politischen Habsucht dreißig Jahre später die Hälfte der Bevölkerung der Metropole des Calvinismus katholisch seyn würde. Dieß ist der Lauf des Geschickes der Menschen im Großen wie im Kleinen! das, was wirklich geschieht, ist nie in eines Menschen Geist erfunden und planmäßig vorbedacht. Das aber, was mit großer Mühe vorher entworfen, berathen und erwogen ist, geschieht meistentheils entweder gar nicht, oder anders, als es die Weisheit der Menschen wollte. Während wir für *unsere* Pläne thätig zu seyn glauben und *unsere* Zwecke verfolgen, arbeiten wir an dem großen Webstuhle der Zeit, und wirken in den Teppich der Geschichte Gebilde, welche die Vorsehung vor Anfang aller Zeiten gezeichnet hat zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seines heiligen Namens. Sehe Jeder, wie er's treibe! Die Verantwortlichkeit für unser freies Thun und Lassen fällt auf uns, aber für das Ergebniß, zu dem wir Alle, Freund und Feind, gläubig oder ungläubig, gut oder bös, lebende oder noch nicht geborne und längst begrabene Geschlechter zusammenwirken, für dieß Ergebniß können wir getrost einen Höhern sorgen lassen. Uns gehört bei jeder That unsere Absicht und unser Wille, der Erfolg den himmlischen Mächten. Wahrlich! dieser Gedanke allein, der uns auf die Zinnen

der Geschichte stellt, kann in den Stürmen eines zu seinem Ende neigenden Weltalters gläubige Gemüther trösten über das, was geschieht, und nicht geschehen sollte, so wie umgekehrt über das, was durch Sorglosigkeit, Feigheit und Unverstand Derer nicht geschieht, die zum Handeln berufen waren.

Anders die Berliner literarische Zeitung. Dieses subventionirte Organ eines, heute immer mehr von allen Seiten her verachteten und ausgelachten, heuchlerischen Pseudoliberalismus, der von der Lüge lebt und nicht mehr an sich selbst glaubt, geschweige denn an irgend ein Gesetz oder eine Wahrheit außer sich, meint in einer seiner jüngsten Nummern: die Berufung der Jesuiten nach Luzern sei zwar ein unstreitig gesetzlich zu rechtfertigender Act gewesen. Aber selbst die dortige Regierung werde dieselbe nun wohl nicht mehr für einen weisen und segensreichen ausgeben wollen, „es sei denn, daß sie mit Bewußtseyn jene kurzsichtige und fanatische Politik eines Münchener Blattes zu der ihrigen gemacht hätte und fortwährend festhielte, welche aus allen Kräften eine vollendete Ausbildung und äußere Scheidung der Gegensätze in ihre letzten Extreme, in „„zwei Lager““ herbeiführen zu müssen glaubt, damit sie dann ihre Lösung in absoluter Vernichtung des einen, durch Kampf auf Leben und Tod, nicht durch eine auf Vermittelung der Extreme ausgehende, gegenseitige Duldung, Ausgleichung und Versöhnung finden möchten.“ — Wahrlich! es ist ein schweres und undankbares Geschäft, dieser sich täglich mehr bloßgebenden, so dünkelvollen als geistlosen Jämmerlichkeit Vernunft predigen zu müssen. Und dennoch ist dieß nöthig, nicht als wäre die semioffizielle Misere noch zu bekehren, sondern um der Schwachen willen. Also mit dem, Euch „kampfeslüstern gegenüberstehenden Schweizer Radikalismus“ wollt Ihr durch gegenseitige Duldung Euch ausgleichen, Euch versöhnen? Solcher Heldenmuth war von Euch zu erwarten. Aber meint Ihr der blutgierigen Bestie durch solche Redensarten Euer Leben abbetteln zu können? — Glaubt Ihr heute noch durch feige Halbheit Euch diesem Feinde anbiedern

zu können? Habt Ihr so wenig aus Eurer jüngsten Erfahrung gelernt, daß Ihr wirklich wähnt, hier sei noch ein halber, unentschiedener grauer Mittelzustand, ein pfiffiges Zwischendurchschlüpfen, ein Händedrücken hier, und ein Augenwinken dorthin möglich, wie es bei Euch hergebracht, und es werde dieß nicht sofort zum Verderben und schmählichen Untergang Derer ausschlagen, die sich also zwischen zwei Stühle gesetzt? Und verlangt Ihr im Ernste, die katholischen Cantone hätten sich Eure beliebte, heldenherzige, die „Extreme vermittelnde" Politik in demselben Augenblicke zum Muster nehmen sollen, wo doch gerade die von Euch hochbelobten „vier conservativen Regierungen" an eben dieser Unentschiedenheit und durch dieselbe schimpflich und schmählich zu Grunde gegangen sind, die katholischen Cantone aber, weil sie wußten, was sie wollten, und was sie sollten, bisher in der wildesten Brandung ihr Schifflein oben erhielten? Die Zukunft steht freilich in Gottes Hand. Das aber ist unehrliche Verdrehung der Thatsachen, oder platter Unverstand, oder beides zugleich: Luzern und seinen Verbündeten Schuld zu geben, als habe es durch Berufung der Jesuiten und Schließung des Bundes der sieben Cantone muthwillig und freventlich die Frage zur Unzeit auf die Spitze gestellt. War nicht diesen Schritten der Bundbruch jener meineidigen Confiscation der Aargauer Klöster vorhergegangen? Und war aus dieser Gewaltthat und den ihr folgenden Verhandlungen nicht aller Welt klar geworden, was die katholischen Stände beides von ihren Gegnern, wie von ihren ausgleichenden und vermittelnden, halben Freunden zu erwarten hatten? Nur die Aufrichtigkeit der literarischen Zeitung kann sich heute stellen, als wüßte sie nicht, wie wenig wir von den heutigen Jesuiten Erlösung aus allen Uebeln der Gegenwart hoffen. Aber wenn die katholische Schweiz endlich eines Sinnes darüber ward, daß nur dann, wenn sie sich entschieden im katholischen Sinne ermannte und zusammenfaßte, möglicherweise noch Heil für sie zu finden sei, und wenn sie zu diesem Ende als Fahne und Symbol ihrer

Entschiedenheit die Jesuiten nach Luzern rief, so war dieß allerdings ein mit gutem praktischen Blick richtig für seinen Zweck gewähltes Mittel. Und in so fern kann, was dort geschah, allerdings eine weise und segensreiche Maßregel genannt werden, als es das, was nicht länger unentschieden bleiben konnte und durfte, ohne weiteres, verderbliches Zaudern zur Entscheidung brachte. Allerdings können auch die katholischen Cantone der Revolution für den Augenblick erliegen. Aber dann werden sie mit Ehren fallen, und so theuer wie möglich ihr politisches Leben verkaufen, während die feige Halbheit, dort wie überall, bei ihrem Sturze der Spott der Mitwelt und die Verachtung aller kommenden Geschlechter trifft. Uebrigens noch einmal: wir sind es nicht, die ungeduldig dahin drängen: Sieg oder Tod waghalsig auf einen tollkühnen Wurf zu setzen. Wir haben Zeit und können warten. Aber wir haben auch das Recht: die von uns und unserem Willen oder Darzuthun völlig unabhängige Thatsache festzustellen: daß nicht bloß in der Schweiz, sondern aller Orten der Strom der Geschicke, selbst gegen der Menschen Willen, dahin drängt, die Kämpfenden in „zwei Lager" zu sondern. Wem die Wahl geboten wird, der stelle offen und frei sich unter die Fahne, zu der er im tiefinnersten Grunde seines Princips geschworen hat, und trachte vor Allem, sich dessen, was er will und was er soll, klar bewußt zu werden. Ist dieß eine unbescheidene, überspannte Zumuthung? Dann sind wir es wenigstens nicht, die sie machen; die allmächtige Zeit fordert gebieterisch die Entscheidung, und wer Gewissen, oder auch nur ein gewöhnliches Maß von Ehrgefühl hat, kann die Frage nicht länger ablehnen. Die unehrliche Mitte aber, das treulose Buhlen nach beiden Seiten hin, das Versteckensspielen mit der Wahrheit und mit sich selbst, — diese ganze Tactik der subventionirten Berliner Presse thut es nun einmal nicht länger. Das wird ja auch die literarische Zeitung heute schon an ihrem eigenen Leibe und in ihrer nächsten Umgebung erfahren haben. Ihr mag freilich solche Schicksalsfrage ungelegen kommen. Aber

sie hadre darüber mit der ewigen Macht, welche die Weltgeschicke lenkt, nicht mit uns.

Oft liegt für den, der recht zu beobachten weiß, die schneidendste Ironie nicht in den Urtheilen der Menschen, sondern in den Ereignissen. So hat auch, ohne es zu wissen und zu wollen, ein moderner Reformjude die treffendste Kritik der „Reformation des neunzehnten Jahrhunderts“ geliefert. „Wie steht der rationale Jude zum rationalen Christen?“ Das ist die Frage, die in einer, vom Obercensur-Gerichte zu Berlin zum Druck verstatteten Schrift *) — wir müssen es bezeugen! — ehrlich und im Allgemeinen vollkommen richtig beantwortet wird. Wenn Wislicenus dem Verfasser (S. 5) mündlich erklärte, er hege die Hoffnung: „daß die Bewegung dieser Zeit die Aufgeklärten aus den drei Confessionen, Katholiken, Protestanten und Juden, zum Neubau zusammen führen werde, — so haben wir unseres Orts dagegen nicht das Mindeste einzuwenden, wissen in der That nicht, was diese „Aufgeklärten länger trennen sollte, und wünschen und hoffen bloß, daß besagte Bauentrepreneurs sich nur recht bald darüber in's Klare setzen mögen, daß der Standpunkt eines Jeden von ihnen genau der nämliche ist, wie der beiden andern. Wozu noch länger veraltete Vorurtheile festhalten? Glauben die Aufgeklärten dieser drei Gattungen, im Grunde gleich viel, oder richtiger ausgedrückt: gleich wenig, d. h. genau genommen schlechterdings gar nichts, so kann es beim Standpunkte unserer Bildung und der unaufhaltsam fortschreitenden Mischung aller Klassen und Schichten der Gesellschaft nicht fehlen: daß sie, einmal zur Verständigung gekommen, sich über das wegsetzen, was sie von ihrem Standpunkte aus für unwesentliche Formen und altfränkische Allegorien halten müssen, die ganz unnöthigerweise ihre längst verwandten Seelen trennten. „Der Deutschkatholik“, meint Herr Benfey, „kämpft mit seinem

*) Die Stellung der fortgeschrittenen Juden zu der freien evangelischen Gemeinde. Von Rudolf Benfey. Juda.

Papste, der Neu-Protestant mit dem Symbol, der Jude mit der Leerheit an sittlichen Begriffen. Wir alle aber suchen die Geistesfreiheit, und ob die Kette, die uns fesselt, ein äußerer Zwang, ob sie Mangel an Grundlagen ist, gleichviel, sie ist dieselbe. Der Gefangene, wie der Matte, ist gleich gehemmt. Man sprenge bei dem Einen die Kette, man gebe dem Andern gesunde Nahrung, und sie werden sich als befreite Brüder umarmen." . . . „Dieser Standpunkt hat sich jetzt mir selbst in diesem Sinne erweitert, daß ich, ohne aufzuhören ein Jude zu seyn, dennoch Christ zu werden verlange." . . . „Wislicenus, ich frage Sie im Namen meiner jüdischen Brüder, wenn Sie in einer Gemeinde ständen, die mit Ihrer Gesinnung einverstanden, um das große Werk der Liebe weiter zu fördern, wenn Sie in einer solchen Gemeinde ständen, und — ein Jude klopfte an deren Pforte mit der Bitte: „„nehmt mich auf, auch ich will für Wahrheit ringen, ich will Christ seyn, aber Eure Sitte des Taufens kann ich nicht theilen, wahre sittliche Bande fesseln mich"" — Wislicenus, werden Sie dann auch hier die Consequenz Ihres Principes, das Sie so muthig hinstellten, „„das Christenthum ist eine geistige Macht, die Innerlichkeit ist sein Feld"", werden Sie das dann auch festhalten? Oder sollte ich Sie hierin mißverstanden haben?" Aber warum will sich denn der sonst so liberale Herr Benfey jun. nicht taufen lassen? Hier die Antwort: „Der Stolz des freien denkenden Juden wies es zurück, durch eine äußerliche Ceremonie, die Taufe, sich eine Stellung im Staate zu erkaufen, die seinem, sonst noch so tüchtigen Streben durch den Namen „„Jude"" verschlossen blieb." — „Endlich war es die Furcht, einen Meineid zu begehen, indem man, als bewußter Mann, ein Glaubensbekenntniß ablegt auf Punkte, die die Zeit schon längst überwunden. Sie (Wislicenus) sagten es ja selbst: „„die Besorgniß, in der dermaligen christlichen Kirche nichts Besseres zu finden, hielt die Juden von dem Vereine mit den Christen ab."" (S. 8.) Das also ist der Grund der Weigerung, und wahrlich kein verwerflicher! Wenigstens ist diese Aufrich-

tigkeit des Reformjuden achtbarer, als die Heuchelei und Lüge der Reformchristen, zumal der, in ihrer Kindheit katholisch getauften.

Im Uebrigen steht dieser Catechumen, trotz Einem! auf der kühnen Höhe des consequenten Protestantismus. „Ich gebrauche", sagt er in seinem Entwurfe eines Glaubensbekenntnisses, „das Wort Glaubensbekenntniß, weil ich nicht wagen möchte, bei einer so feierlichen Gelegenheit mir als Einzelnen, der ich ja immer irren kann, das Wissen zuzuschreiben, wenn auch diese Ueberzeugung noch so sehr die Arbeit meines Ringens und Strebens ist. — Ich spreche jetzt diese Ueberzeugung als die tiefste meines Herzens aus, als eine ewige kann ich sie nicht aussprechen. Jeder Fortschritt, den ein anderer Denker schafft, jede Wahrheit, die vielleicht mir im Widerspruche mit dem hier Gesagten aufginge, würde mich sogleich nöthigen, öffentlich das hierin Widersprechende zurückzunehmen. Ich kenne keine Autorität, als meine Vernunft."... „Die geschichtlichen Ueberlieferungen, wie der ganze entwickelte kirchliche Zustand, dienen für jede Zeit nur als Grundlage, um daran weiter zu bilden. Aber die Kirche ist nicht an sie gebunden; ja, sollte es selbst der Wissenschaft gelungen seyn, die positive Existenz Jesu als mythisch aufzuweisen, so würde die Idee des Weltheilandes dadurch nicht widerlegt, nur auf andern Boden versetzt, er würde aus einem äußerlichen Factum ein im Bewußtseyn des Menschen erzeugtes Ideal von sich. Die Kirche hat daher nie von der Kritik zu fürchten, aber dann dürfen ihr Bibel und symbolische Bücher nur Quellen des Studiums, nie Normen seyn." . . . „Die äußerlichen Ceremonien, als Formalien der Religion, sind gleichgültig; sie werden von der Gemeinde festgesetzt, und der Einzelne muß sie sich seinem Sinne gemäß zurecht machen. Taufe und Abendmahl sind mir nur äußerliche Zeichen; erstere der Aufnahme, letztere der Brüderlichkeit der Gemeinde. Den symbolischen Sinn der Sacramente zu erklären, gehört

der Wissenschaft, nicht dem individuellen Glauben an.“

Dieß ist, in unsern Augen wenigstens, eine unbezahlbare und jedenfalls bei weitem ehrenwerthere Offenheit, als die schlechte Dunkelmunkelpolitik der Berliner literarischen Zeitung. Wenn dieses wackere Organ ehrlich seyn wollte oder könnte, müßte es mit jungfräulichem Erröthen in die weit geöffneten Arme des Herrn Benfey sinken, statt wie es jetzt thut, den unnützen und schwerlich aufrichtig gemeinten Versuch zu wagen, ob sich nicht etwa das Christenthum mit den Extremen des Widerspruchs ausgleichen, versöhnen und vermitteln lasse. Möge es Schutz suchen gegen solche Gegner in seiner feigen, grauen, sich selbst verneinenden Mitte! Bei jedem denkenden und ehrlichen Menschen ist, selbst ohne Rücksicht auf Glauben und Confession, dieses Treiben einer bornirten Afterpolitik, die Niemanden mehr täuschen kann, gerichtet, und ohne Rettung dem Banne kalter Verachtung verfallen. „Ich frage“, sagt Herr Benfey, ist es recht und billig, daß ein Christenthum, welches selbst nicht mehr an eine äußerliche Macht der Taufe, die Erbsünde zu vertilgen und den Satan auszutreiben glaubt, daß ein solches Christenthum vom Judenthume ceremonielle und nicht sittliche Documente zu seiner Aufnahme fordert? — Ich glaube, Deutschland, Europa wird mit „nein“ antworten.“ Deutschland und Europa hätten mit solcher Entscheidung vollkommen recht. Nur würden wir derselben eine kleine Erläuterung beifügen. Ein Christenthum, wie das hier bezeichnete, ist eben kein Christenthum, gerade so wenig wie Ronge und Czerski, nach ihrer Excommunication, Katholiken geblieben sind! Der Zeit die Frage nahe zu legen, wo denn, in mitten solcher Auflösung, der feste christliche Kern, wo die Gränze zwischen dem ächten Positiven und der häretischen Verflüchtigung der Wahrheit zu suchen sei? — Das ist der Zweck, warum die Vorsehung gerade jetzt solche Carrikaturen in's Leben treten läßt, wie diese aufgeklärten Juden und ihre Genossen.

Darum haben wir der Entscheidung des Obercensur-Gerichtes nichts entgegenzusetzen, als die bescheidene Bitte: es möge der hohen Behörde gefallen, ähnliche Freisinnigkeit auch da walten zu lassen, wo die katholische Sache den schüchternen Versuch wagt, unter preußischer Censur ebenfalls zu Worte zu kommen. Da hapert es aber.

Uebrigens hat Herr Benfey seinen Zweck erreicht. Die Brockhaus'sche Zeitung meldet aus Berlin vom 25. October: „Nachrichten aus Halle zufolge ist vor kurzem neuerdings wieder ein Jude in die Wislicenus'sche freie Gemeinde aufgenommen worden. Der erste Israelit, der diesen vorgeblichen Vermittlungsschritt gethan, ist der Bruder des bekannten Orientalisten Benfey, Professors zu Göttingen; auch der Uebergetretene hat sich dem Studium gewidmet, und in diesen Tagen seine zweite Broschüre veröffentlicht, um die freie Gemeinde und seinen Schritt zu rechtfertigen. Genannte Gemeinde zählt jetzt zwei Juden als ihre Mitglieder, welche beide von ihrem Pfarrer Wislicenus die Taufe erlassen erhielten." Wir zweifeln nicht, daß nun ihrerseits auch die aufgeklärten jüdischen Gemeinden den Reformchristen, die sich ihnen anschließen möchten, die alttestamentarische Form der Aufnahme in ihre Mitte erlassen, und so das letzte, der „Vermittlung der Extreme" im Wege stehende Hinderniß dieser Fortbildung der Union beseitigen werden.

Während in dieser Weise, was sich liebt und innerlich zusammen gehört, sich zu finden weiß, wird es immer schwerer, das zusammenzuhalten, was, im Princip gespalten, auseinanderstrebt. Daß der Gustav Adolphs-Verein nicht auf den Felsen gegründet sei, konnte schon von Anbeginn jeder Vernünftige wissen, aber daß er der Welt schon nach so kurzem Bestehen ein Schauspiel geben werde, wie jenes, welches er heute vor aller Augen aufführt, das haben Jene am wenigsten vermuthet, die an ihm eine unwiderstehliche Waffe im Kampfe gegen die Kirche zu besitzen meinten. Und jetzt platzt dieß Geschütz zur unverschämtesten Unzeit, und verwundet nicht etwa

die Ultramontanen, auf die es abgesehen war, sondern die Constabler des neuen Schwedenheeres, welches in seiner Art an Bayern und Oesterreich, nur mit andern Waffen! thun wollte, wie einst nach jener unheilvollen Leipziger Schlacht „der Löwe von Mitternacht" ihnen gethan. Am guten Willen fehlte es keineswegs, und die neuen Schwedentränklein waren schon gekocht. Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Der damalige längst vorbereitete Ausgang lag eben so nothwendig in der unbarmherzigen Natur der Dinge, wie daß das Feuer brennt und das Wasser löscht.

Werfen wir einen Blick auf das innere Verhältniß des Gustav Adolphs-Vereins zur Naturgeschichte des Protestantismus. In diesem liegen seit seinem Entstehen nicht ein, sondern zwei Principien und Gewalten, die eben nicht Frieden halten können, weil sie, in Wurzel und Wesen verschieden, die Sendung von oben haben, sich gegenseitig aufzureiben. Wäre der Protestantismus von jeher reine Negation gewesen, oder auf einen Ruck consequent zu dieser ausgebildet, so hätte das Anprallen seines ersten Stoßes noch bei weitem gefährlicher und zerstörender gewirkt. Dann hätte aber auch Feuerbach sofort auf Luther folgen, und jener Kreislauf, der drei hundert Jahre dauert, sich nicht erst heute, sondern schon in der ersten Geschlechtsfolge schließen müssen. Aber so entwickelt sich nichts was geschieht, weder in der Natur, noch in der Geschichte. Neben Denen, die folgerecht und muthig vorwärts strebten, gab es auch in der Neukirche Andere, die aus Furcht oder Eigensinn stehen bleiben, oder weil das Gewissen sich regte, zurückgehen wollten. Der Kampf dieser beiden Abtheilungen ist ein Verhängniß, dem die Reformation nicht entgehen konnte. Er mußte sich durch alle Phasen durchspielen, bis zur vollen antichristlichen Verneinung der Einen, und bis zur Rückkehr der Andern in das Haus der Mutter. So bildet er in seiner Ganzheit das Drama der innern Geschichte des Protestantismus.

Ohne Zweifel würde diese nun einen bei weitem raschern

nd naturgemäßern Verlauf genommen haben, wenn nicht die
eltliche Politik zuweilen wirklich um des polizeilichen Friedens
illen, größtentheils aber aus Gründen des baaren territorial-
litischen Eigennutzes, von jeher, sei es hemmend oder unge-
hickt beschleunigend, in diesen Krankheitsproceß eingegriffen
itte. Seit dem großen europäischen Frieden im Jahre 1815
ıt sie sich alle ersinnliche Mühe gegeben, mit List oder offe-
r Gewalt, durch die wunderlichsten Fusionen, Unionen
ıd Creationen, die gemacht oder versucht, durch Concessionen
ıch allen Seiten hin, die in Aussicht gestellt wurden, die Be-
gung anzuhalten, die heilende Crisis hinauszuschieben, und
lb nach russischem, halb nach englischem Muster, aber mit
glichster Beseitigung jedes Dogmas oder sonstigen positiven
rns, eine Art von protestantischer Staatskircheneinheit zu
affen, die nach der einen Seite hin als chinesische Mauer
ʒen die katholische Wahrheit, nach der andern als polizeili-
r Mechanismus zur Zügelung der entfesselten, protestirenden
ister dienen sollte.

Dieß war der Stand der Dinge und der Absichten, als
ı an sich sehr unbedeutender, aber rühriger Mensch, der ge-
ß im Anfange von der Tragweite seines Wurfes selbst keine
nung hatte, einen Plan entwarf, welcher bald ein Ereigniß
ırde. Ein ziemlich platter Wortführer des allerordinärsten
d ausgeleertesten Rationalismus wollte in unserer vereins-
htigen Zeit gelegentlich auch den seinigen gründen, und stif-
e einen Gustav Adolphs-Verein. Dieß Wort fing Feuer.
ne Politik, die wir oben bezeichneten, griff, von jeher nie-
ıls wählig in ihren Mitteln, mit Freuden zu, und nahm
ı lockenden Gedanken, seinen rationalistischen Ursprung unbe-
en, hastig für ihre Zwecke in Dienst. Welche Zukunft öff-
te sich jetzt ihren Plänen! Nun endlich war Aussicht da,
ı Kampf im Innern des Protestantismus auf die einfachste
eise von der Welt still zu stellen. Pietisten und Rationali-
n konnten, sich brüderlich die Hand reichend, des innern Ha-
rs im Schooße ihrer eigenen Lehre vergessen. Weg mit dem

Dogmenstreite! Hatte man jetzt nicht Beschäftigung genug nach außen, und fachte nicht schon der Name des Schwedenkönigs den alten Grimm der Secten gegen die Katholischen wieder an? Und war diese neue Propaganda der Verneinung nicht ein Fundament, auf welches sich die eine und untheilbare deutsche Kirche der Zukunft stellen ließ, an deren Gründung die Hegemonie längst schon so sehnsüchtig gedacht hatte. Jetzt hatte man, was man so lange vergebens gesucht, eine positive Form für den negativen Geist des Protestantismus; Einheit nach außen, bei der vollständigsten Zersplitterung und Zerfahrenheit im Innern; principmäßig glaubenslosen Indifferentismus, und doch eine Art Begeisterung, mit der sich antikatholische Propaganda machen ließ. Wahrlich! Herr Zimmermann war ein Glückskind; er mußte Schützenkönig seyn! Der lang verfehlte, große Wurf war ihm endlich gelungen. Jetzt konnte die alte Sphinx auf den sieben Hügeln sich in den Abgrund stürzen; der Hofprediger hatte das Räthsel gelöst: eine neue Kirche war auf das baare Nichts gegründet.

So schien es den Menschen, und so ward es nach ihrem besten Rath und Ermessen gemacht und eingerichtet. Der Geist des Trostes aber, der auf allen und jeden antikatholischen Unternehmungen unserer Tage ruht, ließ sich in Gestalt eines rothen Adlers vierter Klasse auf den Erfinder der neuen Heeresordnung nieder. Eine Weile war großer Jubel unter den Pastoren von Dan bis Berseba. Auf allen Straßen erscholl wieder die schwedische Werbetrommel; Gustav Adolph war noch einmal Parole und Feldgeschrei gegen Rom und die Seinigen, und die verneinende Seite des Protestantismus, trotz aller Bedenken Hengstenbergs, allein und ausschließlich in den Vordergrund gestellt. Wie nun diese Steine auf das Haupt Derer zurückgefallen, die sie in die Luft geworfen; wie gerade seit eben dieser Zeit ein politischer Radikalismus von so entschieden terroristischer Färbung in Deutschland solchergestalt überhand genommen, daß ihn noch vor sechszehn Jahren ohne Ausnahme Niemand der Jetztlebenden für möglich gehalten hätte, dies

wollen wir ein anderes Mal näher beleuchten. Allein auch im quasi-geistlichen Lager des Gustav Adolph-Heeres selbst, welches mit Spießen und Stangen zum Sturme von St. Peters Dom ausgezogen, zeigten sich schon nach wenigen Monaten bedenkliche Zeichen. Beide Abtheilungen der protestirenden Glaubensarmee wollten nicht mehr recht in gleicher Fronte zusammengehen. Wir haben darüber zu seiner Zeit merkwürdige Belege beigebracht. (Siehe hist.-polit. Blätter Bd. XV, Jahrgang 1845, S. 345.) Endlich kam, nur schneller, als selbst wir es erwartet, was nicht ausbleiben konnte. Die unglücklichen protestantischen Zwillinge: Fortschritt und Widerstand, die der neckische Kobold aus Schweden an einander genestelt hatte, sind, nachdem sie sich längst schon schief und grollend von der Seite angesehen, am 7. September dieses Jahres auf einer Generalversammlung des oft belobten Vereins zu Berlin in einen Faustkampf gerathen, der ein sehr betrübtes Ende zu nehmen droht. Wir unsererseits sehen, trotz aller aufrichtigen Theilnahme an den Combattanten, dem Duell mit wahrhaft scrupulöser Unparteilichkeit zu, während das protestantische Deutschland sich theils mit lauter Einsprache und ermunterndem Zuruf, theils mit stummem Entsetzen um die Kämpfenden schaart.

Der tragi-komische Hergang hat sich folgendergestalt begeben. Der Gustav Adolphs-Verein war von Hause aus Werk und Ausdruck der allervollständigsten und unverholensten Gleichgültigkeit gegen jedwedes Dogma. Die Einheit, so erklärt Herr Zimmermann bei der Stiftung mit dürren, klarren Worten, welche der Gustav Adolphs-Verein der Welt aufweisen wolle, sei nicht die der Lehre und des Glaubens. Auf diese „Glaubensansichten" komme hier schlechterdings nichts an, und es sei davon unter dem neuen Paniere Gustav Adolphs gar keine Rede. Im Gegentheil: mit dieser Einheit der Lehre müsse der Protestantismus fallen. Das große Ziel sei, „bei aller Verschiedenheit der Glaubensansichten doch Eins seyn, von dem großen heiligen Bande Eines Strebens sich umschlin-

gen lassen." Der Zweck dieses Strebens war begreiflicherwei kein anderer: als zum Kampfe gegen Rom und die Kirche d zerstreuten Kräfte des Widerspruchs zu vereinigen und zu orga nisiren. Nicht der Glaube, auch nicht die Liebe, wie Herr Zim mermann in seiner Kurzsichtigkeit und Verwirrung meint, son dern Haß hatte diesen Bund geschlossen.

So schien also jedweder Glaubenszwist aus dem Verein glücklich und für immer verbannt. Aber es schien auch nu so. Der Poltergeist, den man vorne hinausgetrieben, kam zu Hinterthüre wieder herein. Die doppelte, praktische Frag konnte nämlich, trotz aller Indifferenz, nicht abgewiesen wer den; erstens: wer darf Mitglied seyn? und zweitens: wen soll der Verein durch seine Unterstützung als Glaubensgenossen anerkennen?

Wollte man ehrlich und wahr im Sinne des Herrn Zim mermann und der unermeßlichen Mehrheit der Glieder des neuen Bundes entscheiden, so mußte die Antwort einfach lau ten: Beides, mitwirkender Gehülfe und Gegenstand unsere Geldunterstützungen, darf Jeder ohne Ausnahme seyn, der ge gen Rom und die katholische Kirche protestirt und seine Er klärung abgibt, daß er mit uns halten wolle.

Allein auf der andern Seite gab es doch wieder Viele, die ein so offenes Aussprechen bedenklich fanden. Es hätte abwehrende Wachsamkeit von Seiten Oesterreichs nach sich zie hen können, und doch kam es wesentlich darauf an, gerade dort die Aufmerksamkeit von der neuen Coalition abzulenken. Andererseits konnten sich die Orthodoxen, die Consistorialen, di Territorialen und preußisch Gesinnten unmöglich darüber täu schen, daß der offen erklärte negative Zweck der Gesellschaf den zahlreichen negativen, kirchlichen wie politischen Elementen innerhalb derselben ein Uebergewicht verschafft hätte, welches den bekannten Schutzherren des Protestantismus in Deutsch land keineswegs angenehm oder erwünscht gewesen wäre. Da her das Streben, im Widerspruche mit der negativen und in differentistischen Grundidee, dem Gustav Adolph-Verein, i

jeder von beiden oben erwähnten Beziehungen dennoch positive Schranken zu setzen.

Es ist ergötzlich, die Wendung zu verfolgen, durch welche die beiden einander entgegenlaufenden Strömungen innerhalb des Vereins sich gegenseitig aufzuheben und in der Schwebe zu halten suchten.

Im Jahre 1843 machte die Partei des Stillstandes auf der Generalversammlung zu Frankfurt den Versuch, die Bestimmung in die Statuten zu bringen: daß „sectirerische und separatistische Gemeinden von der Unterstützung ausgeschlossen seien.“ Die Bewegung wußte diesen Anschlag zu vereiteln. Dafür gelang es den Regressiven die nähere Bezeichnung der zu unterstützenden Gemeinden (lutherische, reformirte, unirte) durchzusetzen. Sofort beeilte sich der Fortschritt, was auch gelang, dem Zusatze Anerkennung zu verschaffen; daß die Wirksamkeit des Vereins auch solche Gemeinden umfasse: „welche ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen könnten.“ Eine Clausel, die einerseits zwar die Beschränkung auf bestimmte Religionsparteien wieder zu nichte macht, andererseits jedoch, da die „evangelische Kirche“ es bisher noch nicht einmal zur Uebereinstimmung mit sich selbst gebracht, die in der Sache liegende Schwierigkeit nicht nur nicht hob, sondern vergrößerte.

Es lag mithin sehr nahe, daß zu Göttingen (1844) eine nähere Erklärung und ein Erkennungszeichen für das verlangt wurde: was evangelisch-protestantische Gemeinden seien? „Allein“, sagt Herr Zimmermann in der Darmstädter Kirchenzeitung mit einer fast rührenden Unbefangenheit, „weil dieß nur möglich gewesen seyn würde durch Bestimmungen über die Glaubensansichten, und weil solche Bestimmungen in den Statuten eines Vereins keine Stelle finden dürfen, welcher zu einem heiligen (!) Werke der Liebe (s. oben) die Anhänger der verschiedenen, auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in dem oben angedeuteten Umfange bestehenden Glaubensansichten vereinigen will, so wurde jener vorgeschlagene Zusatz verworfen.“

Ohne Zweifel war dieß ein Sieg der Lichtfreunde. So war es billig, daß diese im Jahre 1845 auf der Versammlung zu Stuttgart (eben dort, wo man bei Rehbraten und Forellen Weltgeschichte machte!) eine Niederlage erleiden mußten. Sie fielen mit dem Antrage durch: der Ronge'schen Apostasie die Gelder des Gustav Adolph-Vereines zuzuwenden. Denn allerdings konnte ihnen mit Recht entgegen gehalten werden: daß die in solcher Form gewährte Unterstützung eine mächtige Waffe seyn werde in der Hand der Katholiken, sowohl gegen den Verein, als gegen die Secte, die damals noch immer entschlossen schien, die alberne Komödie fortzuspielen, als wolle sie fortwährend eine Stellung auf dem Boden der katholischen Kirche behaupten. Weit besser ließ sich der Zweck, über den jedoch Alle einverstanden waren, durch geheime, oder wenigstens nicht im Namen des Gustav Adolph-Vereins gewährte Subventionen erreichen.

Aber inzwischen hatten sich auch auf protestantischem Gebiete seltsame Dinge zugetragen. Der Prediger Rupp hatte in Königsberg eine immer noch (und zwar sehr entschieden) protestirende, übrigens aber außerhalb aller, auch der weitesten Gränzen des bisherigen christlichen Symbolglaubens stehende freie Gemeinde gebildet. Wie nun, wenn diese in activer und passiver Hinsicht am Gustav Adolphs-Vereine Theil zu haben begehrte?

Die Frage war intricat, und der Streit zwischen den Quasipositiven und den folgerecht Verneinenden in diesem Fall auf die Spitze getrieben. Das wußten auch die Männer des Fortschritts. Es war nicht bloß Ironie des Zufalls, sondern augenscheinlich auch berechnende Absicht der Freikirchler, welche den Schicksalsknoten schürzte.

Rupp und die Seinigen waren mit den preußischen Kirchenbehörden zerfallen. Seines Postens entsetzt, aus der staatlich polizeilichen Gemeinschaft der „evangelischen Kirche" gestoßen, von den Behörden wie ein staatsgefährliches Wild umhegt, wollte er jetzt im Namen der Freikirche Berufung einlegen

m die Gustav Adolphs-Kirche, die in Sachen der Popu-
larität allerdings als naturgemäße, höhere Instanz entschei-
den durfte. „Das laute Ja der überwiegenden Majorität",
so sagt eine im Sinne des Fortschritts geschriebene Flugschrift,
„welches bei der fünften Hauptversammlung des Gustav Adolph-
Vereins auf die Frage: ob Dr. Rupp zur Kirche, und somit
um Verein gehöre? erschallen müsse, werde die moralische
Macht seyn, welcher das preußische Kirchenregiment auf die
Länge nicht gewachsen sei."

Allein es war nicht bloß auf eine moralische Niederlage
ür die Territorialkirche abgesehen. Es handelte sich auch noch
m praktischere Folgen. Wurde z. B. durch Stimmenmehrheit
Rupp für ein Glied der sogenannten „evangelischen Kirche"
nerkannt, so war damit auch seine Gemeinde für einen orga-
ischen Theil desselben Verbandes erklärt. Sie erhielt dadurch
en rechtlichen Anspruch: aus Vereinsmitteln Unterstützung zu
mpfangen. Dieß wäre, wie ohne Mühe zu begreifen ist, ein
Schlag in's Gesicht für das preußische „Kirchenregiment" ge-
esen, der, von dieser Seite geführt, doppelt brennen mußte.
ndererseits war, sobald Rupp und jene Abtheilung des Gustav
dolph-Vereins, die ihn als Deputirten auf die Generalver-
mmmlung schickte, ihre Uebereinstimmung mit der „evangelischen
Kirche" erklärten, ohne servile Willkühr und offene Verletzung
es liberalen Princips, aus dem die ganze Stiftung hervorge-
angen, keine Zurückweisung möglich. Also, wie man immer
uch die Sache wenden mochte, entweder: ein Act der bitter-
en Feindseligkeit gegen Preußen, und Bruch mit dieser Schutz-
acht des deutschen Protestantismus, oder: Bruch mit der öf-
ntlichen Meinung und moralischer Bankerott des Gustav
dolph-Vereines. Nur dieser beiden Dinge hatte man die Wahl.

Es ist wahrhaft ergötzlich, zu sehen, wie sich, als Herr
Rupp wirklich zum Deputirten gewählt wurde, die Häupter des
Vereins gewunden und gedreht haben, um sich aus diesem
ödtlichen Dilemma herauszufinden. Herr Zimmermann, der,
m es beiläufig zu bemerken, bei dieser Gelegenheit eine so

klägliche Rolle spielt, daß nicht viel fehlte, er hätte unser Mi
leid erregt, wandte sich zuerst vertrauensvoll an Herrn D
Rupp, „der ihm immer als ein Ehrenmann geschildert wo
den", und bat beweglich: es möge Derselbe „aus Rücksicht a
den Frieden in dem Vereine, dem auch er von Anfang a
seine Liebe zugewandt, und der sich bisher von allem Gla
bensstreite glücklich (!) fern gehalten habe, der aber durch sei
Erscheinen in seinem Frieden gefährdet sei", nicht als Abgeord
neter auftreten. Einem Centralvorstandsmitgliede zu Königs
berg wurde der Auftrag ertheilt, darüber mit dem Oberhaupt
der freien Kirche zu unterhandeln. „Aber", klagt Herr Zim
mermann, „das betreffende Schreiben an Herrrn Dr. Voigdt
so wie ein anderes, das ich mir noch besonders an Hrn. Dr
Rupp zu richten erlaubte, trafen in Königsberg ein, als de
letztere bereits seine Reise an den Rhein angetreten hatte."

Wir können uns den Leuten gegenüber, welche, als einig
meineidige Pfaffen Gott und ihrem Glauben absagten, wider eige
nes besseres Wissen von „Bewegungen in der katholischen Kir
che" sprachen, die Genugthuung nicht versagen: den Verlau
dieser Angelegenheit auf der Generalversammlung zu Berlin mi
Herrn Zimmermanns eigenen Worten zu erzählen.

„Am 7. September Morgens hielt der Centralvorstand au
dem Berlinischen Rathhause seine erste Sitzung. Hier wurd
nun die Angelegenheit, die aller Herzen beschäftigte, und dere
Ausgang Alle um des Vereines willen mit Bangen entgege
sahen, mit der größten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkei
nach allen Seiten hin besprochen und erwogen. Da von meh
reren Vereinen Einspruch gethan worden war gegen die Wah
des Herrn Dr. Rupp, so war es nicht möglich, wie Andere
wie namentlich auch die Mitglieder des engeren Verwaltungs
Rathes zu Darmstadt mit mir gewünscht hatten, die ganz
Sache mit Stillschweigen zu umgehen, sie mußte zur Sprach
kommen. — Von den zwölf anwesenden Centralvorstandsmit
gliedern waren zehn der Ueberzeugung, daß Dr. Rupp au
Grund der Statuten nicht als Abgeordneter zugelassen

werden dürfe. Die beiden Männer, Hr. Prediger Dr. Voigt aus Königsberg und Hr. Oberlandesgerichtsrath Weißenborn aus Halberstadt, welche für die Zulassung sprachen, faßten theils die evangelisch-protestantische Kirche in einer weiteren Bedeutung, als sie die Statuten gefaßt haben, auf deren Grund der Verein bestätigt ist, theils stellten sie in Abrede, daß Hr. Dr. Rupp mit dem Ausscheiden aus der evangelisch-protestantischen Kirche seines Landes auch aus der evangelischen Kirche im Allgemeinen ausgeschieden sei. Doch stimmten diese beiden Männer dem von mir gemachten Vorschlage bei, eine Deputation an Hrn. Dr. Rupp, der nun in Berlin angekommen war, zu senden, und ihn zur Niederlegung seines Auftrags zu bewegen. — Die Deputation begab sich zu Hrn. Rupp. Superintendent Dr. Großmann eröffnete demselben die Absicht unseres Kommens, entwickelte die Besorgnisse des Centralvorstandes bei seinem Erscheinen, und bat mit eben so großer Herzlichkeit, als Dringlichkeit, er möge im Interesse des Vereins seinen Auftrag nicht ausüben. Die übrigen Mitglieder der Deputation vereinigten ihre Bitten mit denen des Präsidenten, und boten Alles auf, Hrn. Dr. Rupp zum Rücktritt zu vermögen. Hr. Dr. Rupp jedoch theilte die geäußerten Besorgnisse nicht, glaubte einen Rücktritt mit der übernommenen Pflicht nicht vereinigen zu können, und bat, ihm die Erfüllung dieser Pflicht nicht so schwer zu machen. So schieden wir von Hrn. Rupp mit tiefem Schmerze und überzeugt, daß, wie auch die Sache sich gestalten werde, dem Vereine eine große Gefahr bevorstehe, aber doch in der beruhigenden Ueberzeugung, alles Mögliche gethan zu haben, um diese Gefahr abzuwehren."

„Um vier Uhr des Abends versammelte man sich an dem zur Begrüßung bestimmten Orte, wo, nach einigen Stunden des freundschaftlichen Zusammenseyns, die Vorberathungssitzung der Abgeordneten statt finden sollte. Aber die Frage: Wie wird es an diesem Abende werden? lag drückend auf jedem Herzen, und verscheuchte aus ihm die Heiterkeit, die in solchen Stunden des Wiederfindens und des Bekanntwerdens mit

Männern, denen man bisher nur brieflich oder durch ihre Geisteswerke nahe stand, so natürlich ist. Kurz vor dem Ablaufe dieser Stunden trat ein Mann zu mir, allgemein verehrt und geliebt bei allen Parteien um seiner Milde willen, ein Mann, der schon auf einer der früheren Versammlungen einen drohenden Sturm durch sein mildes Wort beschworen hatte, und bat mich, noch einmal mit Hrn. Dr. Rupp zu sprechen, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Es geschah. Herr Dr. Rupp wandelte mit mir durch die Laubgänge des Gartens, und noch einmal legte ich ihm meine Bitten, meine Besorgnisse, meinen Kummer an's Herz. Sichtbar ergriffen waren wir Beide. Rupp's herzlicher Händedruck zeigte mir sein Inneres. Aber er stellt meinen Bitten seine Pflicht, seine Ueberzeugung entgegen. Dieß legte mir zuletzt Schweigen auf. Wir schieden, um uns in den Versammlungssaal zu begeben."

„Nach einem Gebete, dem der Superintendent Dr. Großmann Worte lieh, begann die Legitimation der erschienenen Abgeordneten. Bei der Nennung des Hrn. Dr. Rupp wurde bemerkt: es hätten sich gegen diese Wahl Anstände erhoben, welche die Mehrzahl der anwesenden Centralvorstandsmitglieder zu der Ansicht gebracht hätten, daß er als Abgeordneter nicht zugelassen werden könne. Einsprache dagegen stehe dem Hrn. Dr. Rupp natürlich frei in der am zweiten Tage stattfindenden beschließenden Versammlung der Abgeordneten. Gegen diesen Aufschub sprach sich aber sogleich die Mehrheit der Versammlung aus. Man schritt daher zur Wahl eines Präsidenten und der Secretäre. Schon diese Wahl rief eine lebhafte Discussion hervor. Zwar nicht zweifelhaft war man, auf wen die Wahl des Präsidenten fallen werde; aber ob Hr. Dr. Rupp mitstimmen könne bei dieser Wahl, das war Gegenstand des Streites. Viele nahmen dieses Recht für ihn in Anspruch, unter Andern auch der Unterzeichnete, von der Ueberzeugung geleitet, daß, so lange es noch unentschieden bliebe, ob die Ansicht des Centralvorstandes die der Mehrzahl der Versammlung sei, keinem der Abgeordneten ein Recht entzogen werden

könne, das ihm statutengemäß zustehe. Die Meinung der Andern dagegen ging dahin, daß einem Abgeordneten, dessen Wahl beanstandet sei, auch das Recht der Betheiligung bei der Wahl der Beamten nicht zustehen könne. Diesem Kampfe der Ansichten machte der Vorschlag ein Ende, durch Zuruf den Präsidenten und die Secretäre der vorigen Versammlung wieder zu erwählen. Dieß geschah. Und nun schritt man zur Besprechung der Wahl des Herrn Predigers Dr. Rupp. Es sei mir erlassen, den einzelnen Rednern für oder gegen zu folgen, zumal da nach dem Beschlusse des Centralvorstandes die Protocolle vollständig gedruckt werden. Nachdem der Präsident der Versammlung mitgetheilt, daß von mehreren Vereinen und einzelnen Mitgliedern Einsprache gegen die betreffende Wahl eingelaufen sei, legte er zuvörderst die Schritte dar, welche der Centralvorstand gethan von dem Augenblicke an, da ihm diese Wahl bekannt geworden, so wie die Ansicht, die er sich in seiner Mehrzahl von der Sache, von der von mehreren Seiten her beanstandeten Wahl gebildet. Dem wurde entgegnet, die Wahl sei nicht zu beanstanden, da ihre Form ganz richtig stehe. Es wurde darauf hingewiesen, Hr. Dr. Rupp sei aus der evangelisch-protestantischen Kirche ausgetreten, und könne deßhalb nicht Abgeordneter bei der Versammlung eines Vereins seyn, der auf dem Boden der evangelisch-protestantischen Kirche stehe. Dagegen erklärte man, unter Andern Hr. Dr. Rupp selbst, er sei nicht ausgeschieden aus der evangelisch-protestantischen Kirche, sondern nur aus der preußischen Consistorial- oder Landeskirche. Dem wurde wieder entgegengesetzt, daß man keine andere Kirche kenne, als die, wie sie in den einzelnen Ländern verfassungsmäßig bestehe, was man auch bei Abfassung der Statuten unter „evangelisch-protestantische Kirche" allein verstanden habe. Die Kirche der Zukunft, d. h. die Kirche, wie sie im Laufe der Zeit sich entwickeln könne, oder die Kirche, wie sie in der Idee gedacht werde, sei nicht Gegenstand der Sorge des Vereins. Er müsse sich an das Wirkliche halten. Auf Grund seiner Statuten sei der Verein be-

stätigt. Die Staatsregierungen hätten dem Vereine das Recht des Bestehens gegeben, damit habe er auch die Pflicht auf sich genommen, unter der evangelisch-protestantischen Kirche nur das zu verstehen, was die Staatsregierungen laut seiner Statuten darunter hätten verstehen können. Man suchte dagegen wieder geltend zu machen, daß ja der §. 2 der Statuten durch den Zusatz, „auch solche Gemeinden, die ihre Uebereinstimmung" rc. (siehe oben) einen weitern Begriff der evangelischen Kirche zulasse. Aber der Bericht über die Frankfurter Versammlung wurde zum Beweise angeführt, daß dieser Zusatz nur in Betreff der Waldenser sei beigefügt worden. Man wies ferner darauf hin, daß der Verein neben der Unterstützung der leidenden Brüder auch die Darstellung der Einheit der Kirche zum Zwecke habe. Dem aber widersprach man wieder von anderer Seite, indem man darauf hinwies, daß hier Zweck und Segen vermengt werde. Der Zweck des Vereins könne nur der eine seyn — die Unterstützung der Glaubensgenossen — der Segen, der sich unter Gottes Beistand daraus entwickeln werde, sei das Bewußtseyn der Einheit in der Liebe bei aller Verschiedenheit in Glaubensansichten. Mehrmals versuchte man von der einen, wie von der andern Seite auch den Glaubenspunkt zu berühren, aber mit der größten Entschiedenheit, und jedesmal unter Zustimmung der Versammlung wies der Präsident diese Versuche zurück. Man erkannte es allgemein als Nothwendigkeit, daß hier Glaubensansichten nicht entscheiden dürften, sondern das auf den Statuten begründete Recht. Ist Hr. Dr. Rupp — das war die Ansicht gewiß Aller — Glied der „evangelisch-protestantischen Kirche" nach dem Sinne der Statuten, und ist mit ihm, der bei seiner Wahl seine Trennung von der Kirche wieder aufgegeben hatte, seitdem keine Veränderung der Person vorgegangen, so ist seine Wahl nicht einen Augenblick zu beanstanden, seine Glaubensrichtung mag diese oder jene seyn. Ist aber Hr. Dr. Rupp seit seiner Wahl wieder ausgeschieden aus der „evangelisch-protestantischen Kirche" im Sinne der Statuten, so kann er in einem Vereine

kein Abgeordneter seyn, der von Gliedern der „evangelisch-protestantischen Kirche" in dem angegebenen Sinne für arme Gemeinden dieser Kirche gegründet ist, mag Hr. Dr. Rupp noch so fest stehen im Glauben an die Lehren der evangelisch-protestantischen Kirche. Nicht der Glaube des Mannes — denn es ist schon auf das nachdrücklichste hervorgehoben worden, daß derselbe weit mehr auf dem Boden der Kirchenlehre stehe, als z. B. viele protestantische Freunde — nicht der Glaube des Mannes, sondern der Schritt, durch welchen er außerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche getreten ist, das war es, was bei seiner Nichtzulassung zur Sprache kam. Zum Beweise, daß es nur diese Thatsache war, was die Beanstandung seiner Wahl hervorrief, dient unwiderleglich der Hinblick auf die Männer der freiesten Richtung in unserer Kirche, auf Uhlich aus Magdeburg, Dr. Schwarz und Schwetschke aus Halle, Fischer und Krause aus Breslau, Dr. Wechsler aus Königsberg. Alle diese Männer waren Abgeordnete. Diese Männer gehen (nach wiederholter Erklärung) zum Theil weiter in ihren freien Glaubensansichten, als Dr. Rupp, aber Niemand dachte auch nur im Entferntesten daran, ihre Wahl zu beanstanden, und ich bekenne es laut und offen, hätte man die Wahl dieser Männer — die mit mir von Einer Mutter genährt worden und ihr treu geblieben sind, wenn auch ihre Ansichten von den meinigen abweichen — beanstandet, hätte man diese Männer zu Abgeordneten nicht zugelassen, so wäre mit ihrem Ausscheiden auch ich, trotz der mir wohl natürlichen Liebe zu dem Vereine, abgeschieden, weil er dann dem obersten Grundsatze untreu geworden wäre, den ich von Anfang an für sein segenreiches Bestreben für unerläßlich gehalten habe, dem Grundsatze evangelischer Glaubensfreiheit. Aber so war die Sache nicht, es galt hier nicht den Glauben, es galt die Trennung von der Kirche. Diese Ansicht ging durch die ganze Versammlung am 7. September hindurch."

„Mitternacht war nahe, und noch währte die Debatte. Noch einmal erlaubte ich mir, von mehreren Seiten aufgefor-

dert, an Hrn. Dr. Rupp die laute Bitte, diesem Kampfe ein Ende zu machen, und durch seinen freiwilligen Rücktritt den Verein der drohenden Gefahr zu entziehen, mehrere der Abgeordneten, namentlich Abt Dr. Lücke aus Göttingen, Kirchenrath Schulze aus Wiesbaden, vereinigten ihre Bitten mit der meinigen. Vergeblich. Hier hieß es: Ein solcher Rücktritt werde Hrn. Dr. Rupp die Achtung entziehen; dort wurde entgegnet: Gerade das verdiene die höchste Achtung, wenn Jemand auf das Recht, das er begründet halte, zum Heil einer guten Sache verzichte. Man mahnte zur Abstimmung. Ehe sie statt fand, forderte einer der Anwesenden auf, man möge sich das Wort darauf geben, dem Vereine, wie auch die Abstimmung falle, treu zu bleiben. Die Mehrheit bekannte sich dazu mit Ja. Nur Wenige erklärten, sie behielten sich ihre Freiheit vor. Die Abstimmung ergab 39 Stimmen gegen und 31 Stimmen für die Zulassung. Sogleich nach der Abstimmung verließ Hr. Dr. Rupp, der an der Versammlung bis jetzt Antheil genommen hatte, den Saal mit einigen kurzen Worten des Abschiedes und mit dem Wunsche, daß das Ergebniß dieses Abends dem Vereine keinen Nachtheil bringen möge. Mehrere derjenigen, die für ihn gestimmt hatten, legten sofort ihren Auftrag nieder. An sie und an die Anderen, die ihnen folgen zu wollen schienen, wendete ich mich in diesem Augenblicke mit der Bitte, eine Sache nicht zu verlassen, welche sie liebten, und, statt ihren Auftrag nieder- vielmehr Protest gegen den Beschluß einzulegen. Das Wort fand Anklang, und nur drei Männer beharrten auf ihrem Entschlusse. Ein tiefer Schmerz ging durch die ganze Versammlung, und mit Sorge blickte Jeder auf die möglichen Folgen dieses Abends. Sie stehen in dessen Hand, der Alles herrlich hinausführt."

„Am zweiten Tage nach diesem Abende wurde dem Kirchenrathe Schultze und mir noch die Gelegenheit, in der Mitte derer zu seyn, die für Herrn Rupp gestimmt hatten. Rupp war selbst anwesend. Uhlich, der, trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten, mir immer mit Vertrauen entgegengekommen

ist, und dessen Auftreten auf dem Gebiete des Vereins mich immer mit Achtung gegen ihn erfüllt hat, forderte mich auf, die Gründe meiner Abstimmung vor den Versammelten zu entwickeln. Ich habe es frei und offen gethan. Ich gestand, ich hätte gewünscht, nicht stimmen zu müssen; ich gestand, ich hätte gewünscht, meinem Herzen folgen zu dürfen, aber ich erklärte auch, daß es mir um des Vereins willen, der seine Statuten und die Gränzen, die er sich gezogen, festhalten müsse, Pflicht gewesen wäre, gegen Hrn. Dr. Rupp zu stimmen. Und die Versammelten haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben sich überzeugt, daß es nicht der Glaube, daß es nur der Schritt Rupp's war, was meine Abstimmung leitete. Und diese Gerechtigkeit nehme ich auch von den Mitgliedern des Vereins in meinem Vaterlande in Anspruch für die Männer, die gegen Dr. Rupp gestimmt haben, ich nehme sie namentlich für mich in Anspruch."

Es ist weder unsere Absicht und unsers Amtes, noch wäre es von Interesse für unsere Leser, uns hier auf die Gründe für und wieder den gefaßten Beschluß einzulassen. Eine Wolke von Zeitungsartikeln in allen protestantischen Blättern hat dieses Thema nach allen Richtungen hin sattsam in's Klare gesetzt. Nur darauf wollen wir einstweilen aufmerksam machen: alle Vertheidiger des Beschlusses kommen dahin überein, indem sie als gegen eine bösliche Verläumdung sich feierlich gegen die entgegengesetzte Behauptung verwahren: daß Dr. Rupp nicht deßwegen ausgeschlossen sei, weil er der heiligen Dreieinigkeit den Krieg erklärte, sondern lediglich wegen seines Bruches mit dem preußischen „Kirchenregimente." Dieß Factum allein scheint uns den heutigen Protestantismus genugsam zu bezeichnen. Mit Uhlich und Krause und Wechsler, und wie sie sonst heißen die offenen, abgesagten Feinde des Christenglaubens gehen auch die dortigen Frommen, die Conservativen, die Orthodoxen friedlich und freundlich Hand in Hand. Ja! die Stifter und Lenker des Vereins rühmen sich dessen. Sie pochen auf ihre Toleranz. Seht her! wie so gar nichts der Glaube

bei uns gilt. Was ist also das Gemeinsame, welches sie und ihre theologischen Gegner bindet? Nichts Anderes als der Haß gegen die katholische Wahrheit. Sie haben dessen kein Hehl: auch Rupp würde ohne Anstand aufgenommen seyn, wenn er nicht offen dem Königsberger Consistorium abgesagt hätte. Mit Recht hat ein Theil der Pastoren gefürchtet: Preußen könne unter solchen Umständen seine Zulassung für eine Demonstration, und diese zum höchsten übel nehmen. Sie haben daher, wenn auch nicht Gott gefürchtet, so doch den König geehrt. — Jeder thut eben nur, was er kann!

Hoffen wir jetzt, nachdem es endlich zum Bruche gekommen, daß jene redlichen und christlichen Gemüther, die nur dadurch in dieses unwürdige und abgeschmackte Bündniß gezogen werden konnten, daß es gelang, sie bei der bequemen Handhabe ihrer Negation der katholischen Kirche zu fassen, — daß diese sich endlich besinnen und orientiren werden. Den Bruch zu verkleistern, das gesprungene Gefäß wieder zusammen zu löthen, ist nicht wohl mehr möglich. Selbst wenn man, um das fernere Bestehen des Unternehmens zu retten, in den oberen Regionen nachgeben, schlimmsten Falls die der Revolution auf weltlichem Gebiete günstigen Folgerungen in den Kauf nehmen, und Rupp als vollberechtigten Abgeordneten des ostpreußischen Hauptvereines zulassen wollte, — selbst dann würde im Gustav Adolphs-Vereine selbst eine Opposition gegen diesen Gang der Dinge erwachen, die den dermaligen Principienstreit nur in's Endlose verlängern könnte, vorausgesetzt nämlich, daß die „Gläubigen" und „Conservativen" sich nicht etwa, an Armen und Beinen gebunden, in die Hände des indifferentistischen und atheistischen Fortschritts liefern wollen. Aber auch selbst jedes dieser Ergebnisse würde für viele redliche Seelen, die außerhalb der katholischen Erkenntniß stehend, doch die Wahrheit suchen, nicht ohne großen Segen bleiben. Hiervon abgesehen, muß nach dem wahrscheinlichen Laufe der Welt von zweien Dingen eins geschehen. Entweder die radikale Strömung siegt, die conservativen, pietistischen, quasi-positiven

Elemente werden überflügelt und ausgestoßen. Dann wird der Gustav Adolphs-Verein in Jahresfrist von Regierungswegen verboten und verfolgt, wie weiland die Burschenschaft. Oder die theils pietistischen, theils servilen Elemente werden des Widerspruchs Herr. Dann wird der Gustav Adolphs-Verein, wenn er anders in solchen Gränzen noch fortbestehen kann, Sache einer winzigen, mit Spott und Hohn bedeckten Cotterie von frommen und loyalen Beamten, und seine Popularität, sein Einfluß, seine Geldmittel sind für immer dahin. Vorläufig scheint es sich jedoch zu einer solchen Niederlage der Radikalen nicht anzulassen. Diese haben vielmehr den ganz gescheuten Gedanken gefaßt, nicht nur nicht aus — sondern gerade umgekehrt in Masse in den Gustav Adolphs-Bund einzutreten, um dadurch die Wahlen und Repräsentation der Gesellschaft in ihre Hand zu bekommen. Dann werden sie, dieß ist ihr Plan, auf der nächsten Generalversammlung den Regierungsmännern und Dunkelfreunden zeigen, wer Herr im Hause ist. Wir Katholiken können dabei die Arme kreuzen, und das Eine oder das Andere ruhig erwarten.

LVII.

Die Reformation in Straßburg.

Je zäher man an der Tradition von einem, in der kirchlichen Umwälzung wundersam heraufgestiegenen Himmelslichte und einem plötzlich eingetretenen Geisteswehen festhalten will; je unermüdlicher man uns einreden möchte, es sei bei derselben alles so geordnet, friedlich und folgerichtig hergegangen; je mehr man sich anstrengt, ihre ungestümsten Werkzeuge nach der einen Beziehung zu wahren Gottesboten, nach der andern zu Menschen umzureden, welche fleckenfrei über die verdorbene Masse der Zeitgenossen emporgeragt hätten, desto nothwendiger wird es, von Zeit zu Zeit durch

Aufstellung eines wahrheitsgetreuen Bildes den richtigen Maßstab zu geben, nach welchem derartige Schutzreden und Geschichtsappreturen sich bemessen lassen. Daß wir hiebei die Materialien zu dergleichen lokalen Bildern größtentheils bei der siegenden Partei und bei denjenigen suchen müssen, die durch sie in das Leben gerufen wurden, dürfen wir als eine höchst erwünschte Fügung beglückwünschen, indem dieß gegen jeden Vorwurf trüber oder verfälschter Quellen, wie unser Zweck sie fordert, vollkommen sicher stellt.

Gewöhnlich liefern uns diese Materialien, ohne es eben zu wollen, genugsame Züge zu treuer Skizzirung der handelnden Personen, zu gerechter Würdigung der angewendeten Mittel und zur Auffindung der vorzüglich wirksamen Factoren dieser Umwälzung nämlich: der stürmischen Unbotmäßigkeit, und der selbst die Geister darniederzwingenden Gewalt, die beide für eine zeitlang in ein naturwidriges Verbündniß getreten.

Straßburg war unter den süddeutschen Städten die erste, welche auf diese Bahn sich warf, und mit allem Ungestüm wühlerischer Leidenschaft dieselbe verfolgte. Mußte zwar der 30. Sept. 1681 mit Recht Sympathien durch ganz Deutschland zu einem Schrei des Unwillens über die friedensbrüchige Abreißung eines Gliedes des Reichskörpers wecken; so durfte doch nicht vergessen werden, daß eben dieses Glied, um seine Losreißung von einem noch älteren und größeren Verband zu sichern, anderthalb Jahrhunderte früher seine Verpflichtung gegen jenen Körper so leichtfertig aus den Augen setzte, um zur Förderung seines damaligen Beginnens an den Vorfahr desjenigen sich anzulehnen, der nachher gleichsam spielend, dasselbe zur Beute nahm. Als nämlich auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 der Straßburger Abgeordnete, Jakob Sturm von Sturmeck, in wahrhaft stürmischem Trotz gegen die Ausschließung seines Collegen, Daniel Mieg, aus dem Reichskammergericht gesprochen und gedroht: wenn die Stadt deßwegen, „weil sie die Ehre Gottes sich angelegen seyn lassen", ihrer Rechte verlustig gehen sollte, so dürfte auch das Reich in nichts mehr auf sie zählen, wurde er von einigen Fürsten gefragt: wo denn dieselbe in Zukunft Schutz und Hülfe suchen wollte? Da antwortete er höchst vergnüglich: „seit langem schon wirbt der König von Frankreich um einen Bund mit uns, er bietet uns selbst eine monatliche Unterstützung von mehreren

tausend Sonnenkronen an; auch die Schweiz würde uns in ihre Eidgenossenschaft aufnehmen, wie es mit Basel geschehen ist.“ — In der That läßt sich aus Acten in dem Straßburger Archiv der Beweis führen, daß um eben diese Zeit die Stadt ihr Möglichstes that, der Gunst Franz des Ersten sich zu versichern. Im Jahre 1681 war nur ein Tausch der Rollen eingetreten.

In allen bischöflichen Städten am Rhein, von Constanz bis hinunter nach Cöln, hatte der Conflict zwischen der landesherrlichen Gewalt der Bischöfe und den Befugnissen der Städtebewohner seit Jahrhunderten mancherlei Reibungen hervorgerufen, aus denen theils aus Nachgiebigkeit, theils unter gegenseitigem Einverständniß, auch wohl durch glückhafte Widersetzlichkeit allmählig ein geregeltes Verhältniß sich herausbildete. Je größere Befreiungen aber die Städte sich erwarben, und je unabhängiger von jener Gewalt ihre Stellung wurde, desto mehr entfremdete sie Eifersucht, Argwohn, in ihren Rechten leicht wieder beschränkt werden zu können, und Mißgunst den Bischöfen, in denen sie mehr die weltliche Macht fürchteten als das geistliche Amt ehrten. Liegt es doch in der Natur städtischer Corporationen, eine, bloß räumlich in ihrer Mitte stehende Autonomie, auf welche jeder Einfluß ihnen entzogen ist, mit scheelen Augen anzusehen. Darin glauben wir den Schlüssel zu finden, warum gerade die Städte, in denen seit uralter Zeit Bischofssitze sich befanden, wie Straßburg, Worms, Speyer, Lübeck, Magdeburg die ersten waren, welche einer Lehre beipflichteten, die alle kirchliche Autorität, ja die Kirche selbst verwarf, wovon einzig Cöln, „die heilige Stadt“, eine beachtenswerthe Ausnahme macht.

Straßburg war gleich andern Städten, die seit der Christianisirung des Landes zu Bischofssitzen ausersehen worden, reich ausgestattet mit kirchlichen Stiftungen und klösterlichen Anstalten. Außer dem zahlreichen Domcapitel, welches um den Oberhirten sich schaarte, gab es noch verschiedene andere Collegiatkirchen mit zahlreichen Stiftsherren, wie diejenigen zum alten und zum jungen St. Peter und St. Thomas; sodann waren Klöster für Männer und Jungfrauen aller Orden mit ihren verschiedenartigen und in den wesentlichen Grundzügen doch übereinstimmenden Einrichtungen durch die ganze Stadt vertheilt. In reicher Fülle wurden die Heilsmittel gespendet, und durch den Jahreslauf zog sich der Lichtglanz

der kirchlichen Feste, deren mehr als eines in hellerem Schimmer aus dem wiederkehrenden Reigen hervortrat.

Wie von dem Sittenverderbniß, welches damals gleich ansteckender Pestluft über Europa lagerte, kein Land, daher auch keine einzige Stadt unberührt bleiben konnte, so mochte demselben eben so wenig auch ein einzelner Stand, dieweil in Individualitäten der nämlichen Gattung sich darstellend, und dieß um so weniger entgehen, je zahlreicher dessen Glieder waren. In dunstschwangerer Luft brennen selbst die reinsten Lichter trüber, mehr oder minder, je nach des Stoffes Verschiedenheit. Hatten etwa diejenigen, welche die kirchliche Umwälzung begannen und so unaufhaltsam betrieben, von jener hohen Bestimmung, die das Haupt der Kirche seinen Dienern gegeben: „Lichter der Welt" zu seyn, ein helleres Bewußtseyn, treuern Eifer zu deren Erfüllung bewahrt? — war dieses Bewußtseyn in jenen Vielen, welche dem Umsturz Widerstand leisteten, erloschen? Welchen hat das parteilose Urtheil die höhere sittlicher Würde zuzuerkennen: jenen Neuerern, zum Theil ehemaligen Mönchen, welche sich nicht scheuten, zu Straßburg in einer, an die Kirchenthüren gehefteten Appellationsschrift gegen den Bischof zu bekennen: „Tage und Nächte hätten sie vormals in den lüderlichsten Ausschweifungen zugebracht, jetzt Freudenmädchen besucht, dann solche in ihren Häusern gehalten, inzwischen aber dennoch den Altar betreten", oder den vielen Capitelsherren, welche trotz des Anerbietens ungestörten Bezuges ihrer Einkünfte, lieber von dannen ziehen, als ihren kirchlichen Verpflichtungen entsagen wollten? Wird es den Verunglimpfungen oder Lobpreisungen eingenommener Zeitgenossen zu lieb den Stab brechen wollen über jene Ordensgeistlichen, die in Gelübdes- und Standestreue heimlich nach anderen Klöstern entwichen; über jene fünfundachtzig Mönche, die mit dem Augustiner-Prior Freger sich lieber einsperren ließen, als die Vernichtung des Dogmas und des Cultus zu billigen; über jene Nonnen von St. Margaretha, die, um durch Zwangspredigten des sogenannten lauteren Gotteswortes nicht irre geführt zu werden, Puppen hinter das Chorgitter stellten, und, als dieses entdeckt und ihre sichtbare Gegenwart anbefohlen wurde, die Ohren mit Baumwolle verstopften? Müssen wir jene für die Würdigern erklären, die, im Bewußtseyn das Gelübde heimlich gebrochen zu haben, jenes durch dessen öffentlichen Bruch beruhigen, die Schuld, den Altar geschändet zu haben, durch dessen Zertrümmerung sühnen zu können wähnten, oder diese, welche weder durch Verlockungen, noch durch Drohungen, weder durch den Fallstrick vorgespiegelter Freiheit, noch durch die Mittel widerrechtlichen Zwanges zur Untreue an ihren in dem Glauben wurzelnden Verpflichtungen sich bewegen ließen?

Man hat es nicht übersehen, daß in allen Ländern die Be-

merklichsten und Rüstigsten unter den Neuerern aus dem Ordensstande hervorgegangen sind, und geglaubt, hieraus eine Schutz- und Trutzwaffe zugleich schmieden zu können. Einmal, hieß es, konnte Niemand in die Gebrechen der Kirche klarer und tiefer hineinblicken, Niemand deren Schaden richtiger beurtheilen, Niemand alle die Schwächen, die aus Ueberwucherung entstehen mußten, schmerzlicher empfinden, als diese redlichen Leute, daher auch sie die Geeignetsten waren, um eine durchgreifende Abhülfe zu unternehmen. Sodann meinte man, zum Theil herabwirkend bis auf unsere Zeiten, an eben diese Individualitäten den Beweis für die Zwecklosigkeit, wo nicht gar Verderblichkeit der klösterlichen Institutionen, dieser so frühzeitig aus dem Baume der Kirche hervorgetriebenen Zweige, mit vollem Recht knüpfen zu dürfen. Darauf, daß die kräftigsten Gegner der Neuerung, und, was nicht zu übersehen, insgemein von Seite ihres Lebens so wenig, als von Seite ihres Glaubens antastbare Gegner auf dem kirchlichen wie auf dem sittlichen Gebiete diesem Stand ebenfalls angehörten, ist noch immer viel zu wenig Rücksicht genommen worden. Da finden wir in Sachsen den Augustiner Staupitz, in Hessen den Franciskaner-Guardian Nicolaus Ferber, auch (von seinem Geburtsorte) genannt Herborn, am Unterrhein den Carmeliten Billick, in Straßburg den Augustiner Conrad Freger, in der Schweiz den Franciskaner Thomas Murner, in Regensburg der Augustiner Johann Hofmeister.

Die Ursachen darzulegen, weßwegen Männer so entgegengesetzter Richtung auf einem und demselben Boden erwachsen konnten, ja unter den gegebenen Umständen erwachsen mußten, wäre keine so schwierige Aufgabe; allein diese Erörterung würde hier zu weit führen, wir müssen uns dem Hauptgegenstand unserer Darstellung nähern.

Schon seit langer Zeit wurde das Domcapitel zu Straßburg, wie dasjenige von Cöln das reichste, das adelichste genannt. Bereits im dreizehnten Jahrhundert war Nichtadelichen die Aufnahme in dasselbe versagt, wogegen Papst Gregor IX. entschiedene Mißbilligung aussprach, ohne daß der eingetretene Gebrauch unterblieb. Aber die Capitel hatten kirchliche Obliegenheiten, welchen die Sprößlinge hoher Geschlechter nicht immer gerne sich unterzogen; aber es waren zu der geistlichen Verwaltung des Sprengels Geschäfte an dasselbe geknüpft, welche nicht bloß eine gute Stimme zum Chorgesang, sondern Kenntniß der kirchlichen Rechte erforderten. So kam es, daß frühzeitig von den sechsunddreißig Capitelsstellen siebenunddzwanzig für den Adel ausgeschieden wurden, neun für Doctoren übrig blieben, welchen vorzugsweise der Chorgesang und die Geschäfte zufielen. Das Collegium dieser letztern wurde „der hohe Chor“ genannt; seine Glieder waren, was in andern Capiteln die Vicarien, nur mit einem höhern

Rang. Diese durch ihren täglichen Dienst an die Kirche gekettetten, und vermöge ihrer sonstigen Wirksamkeit doch schwerlich durchaus kenntnißlose und unbedeutende Männer traten dem zerstörenden Treiben von Anbeginn an mit so viel Entschiedenheit als Beharrlichkeit entgegen, und wichen am Ende nur der Gewalt. Sollte der Umstand, daß von ihnen Allen auch nicht ein Einziger der Neuerung sich anschloß, so ganz ohne Bedeutung seyn?

Unter den adelichen Domherren befanden sich bloß vier, welche minder fest auftraten, jedoch ohne für die Neuerer sich zu erklären. Den größten Vorschub leistete ihr einzig der Dompropst, Graf Sigmund von Hohenlohe; seine Versuche aber, auch die Herren vom hohen Chor für dieselbe zu gewinnen, blieben völlig erfolglos. Drei Ermahnungen, „der Wahrheit und dem Worte Gottes Gehör zu geben", in lateinischer Sprache verfaßt, wirkten so wenig, als eine deutschgeschriebene Unterweisung, die er unter dem Titel „Kreuzbüchlein", im Jahre 1525 gedruckt, unter sie und die Geistlichen vertheilen ließ. Das Büchlein könnte als bloßer Widerhall der neuen Lehren gelten. Die Herren vom hohen Chor hatten daher gegründete Ursache, den Dompropst des Lutherthums zu bezüchtigen, worauf dieser, ganz nach der Weise seiner Vorbilder, erwiederte: „wahre Frömmigkeit sei zu jeder Zeit als Ketzerei bezeichnet worden; Christus selbst und den Aposteln wäre es nicht anders ergangen." Da er im Verfolg immer zudringlicher wurde, gaben die Herren des hohen Chors beim Domcapitel eine Klage gegen ihn ein: wie er dann selbst bei den freundlichsten Ermahnungen seines Bischofs taub blieb, wurde er entsetzt. Im Jahre 1527 ging er nach Frankreich, und gewann dort durch Vermittlung Margarethens, Franzens des Ersten Schwester, dessen Gunst und den Oberbefehl über ein Regiment. Später zog er sich nach Augsburg zurück, wo er am 8. August 1534 starb, ohne seine Gesinnungen geändert zu haben.

Seit dem Jahre 1506 saß Wilhelm, aus dem thüringischen Geschlechte der Grafen von Hohnstein, auf dem bischöflichen Stuhl von Straßburg. Er war ein Herr von untadelhaftem Wandel, so daß in dieser Beziehung selbst die protestantischen Annalisten ihm nichts vorzuwerfen wußten. An Thätigkeit und Ernst dem reißenden Strom der Neuerung entgegenzutreten, fehlte es im eben so wenig. Anfangs hoffte er noch durch Ermahnungen die Abtrünnigen zur Pflicht zurückzuführen, durch Maßregeln der Milde dem Einbruch neuer Lehren einen Damm setzen zu können. Aber auf Leute, welche von Luther gelernt hatten, die Autorität des Papstes in Spott zu ziehen, und diejenige der Bischöfe gering zu achten, nebenbei unter Allem, was sie zu unternehmen oder zu verkünden für gut fanden, auf das „lautere Wort Gottes" zu pochen, konnte dergleichen keinen Eindruck machen; seinen Vorla

bungen leisteten sie nicht Folge, seiner Aussprüche spotteten sie, und sahen in solchem Benehmen Vorbilder, oder gewannen Theilnehmer an dem Stadtrath, welcher bisweilen Zuschriften des Bischofs nicht einmal einer Antwort würdigte. Das alles jedoch konnte diesen nicht entmuthigen, durch Vorschriften und Erlasse der Geistlichkeit die Pflicht eines würdigen, ihrer Bestimmung angemessenen Wandels einzuschärfen.

Das Bild eines wahren Kirchenverbesserers, im Gegensatze zu dem eines Kirchenstürmers, hätte in Straßburg selbst sehr nahe gestanden. Noch war bei dem Beginn der Neuerungen kein Jahrzehent verflossen, seitdem der auch literar-geschichtlich bekannte Johann Geyler, genannt Kaisersberger, durch lange Zeit als Domprediger gewirkt, und in seinen letzten Jahren bei Bischof Wilhelm Gunst und Hülfe zu jeder wahren Verbesserung gefunden hatte. Während zweiunddreißigjähriger Amtsführung war er gegen Ausschweifungen und lüderliche Verirrung aller Stände, wenn nicht in derjenigen würdevollen Form und Sprache, die wir von dem Geistlichen und Sittenprediger unserer Tage fordern, so doch nicht ohne Eindruck und Wirksamkeit aufgetreten. Daß er dabei der Geistlichen und Ordensleute am wenigsten schonte, rührt nicht daher, daß sie es, wie wohl vorgegeben werden möchte, in Sittenlosigkeit Andern zuvorgethan hätten, sondern weil jede Leichtfertigkeit mit ihrem Stand und dessen Bedeutung in grelleren Widerspruch trat. Die Zeitgenossen wissen davon zu erzählen, wie oftmals die Zuhörer bei seinen Predigten in Thränen und lautes Schluchzen ausgebrochen wären; wie junge Leute und lockere Dirnen ihrer Lebensweise entsagt und zu geregelterem Wandel sich gewendet hätten. Griff er einerseits bei den Individuen die sittlichen Verirrungen an, ohne den Glauben zu erschüttern, so trug er andererseits dazu bei, Uebelstände von der Kirche zu entfernen, ohne deßwegen deren Bau anzugreifen, oder die Heilung durch deren Umsturz zu bedingen. Auf sein Betreiben wurde das Narrenfest, welches seit uralten Zeiten an dasjenige des heiligen Stephanus sich anschloß, abgeschafft. Ihm verdankte man die Beseitigung unwürdiger Possen, die mit dem Pfingstfeste sich verbunden hatten. Er brachte es dahin, daß der nächtliche Gottesdienst am Vorabend des Kirchweihfestes, das in förmliche Gelage ausgeartet war, unterblieb. Zu dergleichen wahren Verbesserungen fand er immer bei dem Bischof, dem Capitel und dem Stadtmagistrat einträchtiges Zusammenwirken. Im Uebrigen wurden die kirchlichen Feste in Straßburg stets mit würdigem Glanz und unter lebendiger Theilnahme der Bevölkerung gefeiert. Noch im Jahre 1519 fand man die Summe von zehntausend Gulden nicht zu hoch, um für die Ehre „Mariens, der Himmelskönigin und Beschirmerin der Stadt“, eine Riesenglocke (11 Fuß hoch, 13 Fuß im Durchmes-

ser und 420 Centner schwer) gießen zu lassen, und die Bürger warfen eine Menge Gold- und Silbermünzen, die Frauen Fingerringe und Ohrgehänge in die schmelzende Masse, „damit unserer lieben Frauen Glocke einen lieblichen und rein klingenden Ton gewinne." Zu der Vesper von Mariens Geburt im Jahre 1521 erschallte sie das Erstemal, da bereits Mißtöne durch Straßburgs kirchliches Lebens zu klingen begannen. Am folgenden Weihnachtstag zersprang sie, gleich als sollte Straßburg fortan für die Verherrlichung der heiligen Jungfrau ertauben.

Denn schon ein Jahr zuvor hatte ein gewisser Peter Philippi, genannt Rumsperger, in der Kirche zum alten St. Peter für Luthers Wagnisse das Wort genommen. Eine Lehre, die von allen Verpflichtungen, welche die Kirche ihren Gliedern bisher auferlegte, frei sprach und den Menschen, ohne höhere Dazwischenkunft, im Grunde auf sich selbst verwies; welche dem Sinnlichen das Fasten, dem Sündenlustigen das Beichten, dem Kargen das Almosengeben, dem Stolzen die Demüthigung nicht allein als überflüssig, sondern als schlau berechnete und unbefugt auferlegte Last darstellte, mußte um so freudiger gehört werden, je weiter bei Vielen die ungezähmten menschlichen Neigungen und die Anforderungen der Kirche auseinandergerückt waren, je weniger diesen in freiem Gehorsam, als bloß noch aus irgend welchem Zwang Genüge geleistet wurde, und je tiefer eine geheime Lust, jeglicher Autorität sich zu entziehen, verborgen durch alle Gliederungen der Gesellschaft wühlte. Sprachen bei Philipps Versuchen Viele von Aergerniß und Ketzerei, so fehlte es auch nicht an Solchen, die eine Uebereinstimmung mit dem Evangelium priesen. Jene waren für den Augenblick noch die Mehrzahl, das Capitel von St. Peter erhob Klage, und der Bischof entfernte den Friedensstörer von seiner Stelle.

Aber doch war jetzt der in den Gemüthern schlummernde Zündstoff geweckt. Seit langer Zeit schon erwies sich, wie in allen Städten, so auch in Straßburg, der Magistrat eifersüchtig auf das Ansehen und die damit verknüpfte Macht der Bischöfe. Angriffen auf jenes, der Möglichkeit, diese zu schwächen, lächelte er insgeheim zu. Die reiche Ausstattung der höhern, das sorgenfreiere Bestehen vieler Glieder der übrigen Geistlichkeit hatten den Neid von Manchen gestachelt, die Ausfälle auf die „Bauchpfaffen" kitzelten nicht bloß die Ohren, die dreiste Behauptung: dieselben besäßen ihre Einkünfte mit Unrecht, ganz eine andere Bestimmung könnte, sollte ihnen gegeben werden, mußte einen tiefen Stachel zurücklassen. — Es hing davon ab, alle diese Elemente in Bewegung zu setzen, um dasjenige hervorzurufen, wovon wir einen gedrängten Abriß in den nächsten Heften geben werden.

(Fortsetzung folgt.)

LVIII.

Zur Geschichte der protestantischen Missionen.

Wer sich ein richtiges Urtheil über die gegenwärtige Stimmung und Lage des Protestantismus bilden will, muß, um gerecht zu seyn, auch die Bewegungen im Kreise des gläubigen Pietismus berücksichtigen, dem unstreitig ein großer Antheil an der Erhaltung der akatholischen Gemeinschaften zuzuschreiben ist. Leider sind aber die Wahrnehmungen nicht erfreulich, welche man bei einer Umschau in diesem Gebiete zu machen Gelegenheit hat. [illegible] schaften [illegible] sen Lebens [illegible] neren [illegible] keinem [illegible] nem [illegible] an der [illegible] könne; [illegible] der [illegible] des [illegible] des [illegible]

[illegible] leg [illegible]

sein im Jahre 1841 herausgegebenes Buch über die Nestorianer *) schon früher Veranlassung zu dem Urtheil gegeben, daß die Methodisten-Missionäre auf heuchlerische Weise die große Differenz verheimlichen, welche zwischen ihren protestantischen Ansichten und dem Glauben und Cultus der Nestorianer obwaltet, um so im Dunkel Genossen ihres Hasses gegen die katholische Kirche zu finden **). Dieses Urtheil wird vollkommen durch den ausführlichen Bericht ***) bestätigt, welchen der Methodisten-Prediger Perkins über seine achtjährige Missionsthätigkeit unter den Nestorianern veröffentlicht hat.

Es geht aus diesem Berichte zunächst hervor, daß jene Mission eigens zu dem Zwecke unternommen wurde, um den katholischen Missionären entgegenzuwirken.

Die amerikanische Gesellschaft für die Beförderung auswärtiger Missionen †) beschloß durch ihr Prudential Committee (1833) auf die Berichte von Eli Smith und Dwight hin, sich der Nestorianer am Urumiasee anzunehmen, da sich dieselben „in der unmittelbarsten und drohendsten Gefahr befänden, durch die stets wachsamen, listigen und thätigen Emissäre des römischen Papstes verführt zu werden." (S. 27.) Wie diese Mission von vorn herein ganz offen als eine gegen die Fortschritte der katholischen Glaubensverkünder feindselige sich darstellt, so gibt sich auch ihr vorzüglicher Vollstrecker Perkins als einen Mann zu erkennen, der von Haß gegen die katholische Kirche erfüllt ist.

Kaum ist er bei Gibraltar nach der langen Fahrt über den Ocean in die alte Welt eingetreten, so seufzt er, daß wie in den finstern Ländern zur rechten Hand der falsche Prophet Muhammed, so in denen zur linken der Papst sein blutiges und Cor-

*) The Nestorians. By As. *Grant* 1841.

**) Theol. Archiv. Regensburg 1843. S. 352.

***) A Residence of eight years in Persia. By Rev. Iust. *Perkins*. Andover. 1843. 8.

†) The American Board of Commissioners for Foreign Missions, abgekürzt: A. B. C. F. M.

ruption verbreitendes Scepter schwinge. (S. 46.) In Malta angekommen, hört er zu verschiedenen Stunden Kirchenglocken läuten; diese Klänge, die sonst auch ein ungläubiges Herz wenigstens auf Augenblicke zu einem Waffenstillstand mit der Kirche veranlaßten, machten den Missionär Perkins „krank am Herzen, denn sie gaben ihm die peinliche Gewißheit, daß er sich bereits im Herzen jenes Gebietes befinde, über welches „„der Mensch der Sünde““ herrscht.“ (S. 48.) Mit diesem Namen, den bekanntlich der Apostel als Bezeichnung des Antichrists gebraucht (2. Theff. 2, 3.), pflegt unser Missionär das Oberhaupt der katholischen Kirche zu charakterisiren, wenn er es nicht angemessen findet, zur Vermeidung der Monotonie, geradezu statt „Papst“ das Wort: „Antichrist“ zu setzen. Die schöne alte Johanneskirche in Malta ist ihm „ein sehr imposantes Denkmal des abgöttischen Cultus von Rom“; und die Bettler, welche zum Troste der armen Seelen Almosen erflehen, erscheinen ihm als ein lebendes Denkmal des Papismus; denn er zweifelt nicht daran, daß die listigen Pfaffen die Armen abgerichtet haben, den einträglichen Irrthum hinsichtlich des Fegfeuers zu unterstützen, was natürlich zur Folge hatte, daß sie aus religiösen Gründen von unserm Missionär leer abgewiesen werden. Es ist ihm ja ohnehin schwer genug gefallen, so vielen katholischen Geistlichen in ihrer clerikalischen Tracht zu begegnen und zu sehen, wie dieselben, Heuschreckenschwärmen vergleichbar, die Früchte dieses armen Landes verzehren. (S. 48 u. 51.) Auf dem weitern Wege kommt Perkins auf die bekanntlich von katholisch-unirten Griechen bewohnte Insel Syra, wo ihm Alles recht gut gefällt, wenn nur der katholische Götzendienst nicht wäre. „Mein Geist ward aufgeregt in mir“, sagt er, wie es dem heil. Paulus zu Athen geschah, da ich die ganze Stadt also dem Götzendienst ergeben sah. Und hätte sich meine Zunge gelöst, um ihre Sprache zu reden, ich würde ihnen Den, den sie so unwissend verehren, mit Freuden kennen gelehrt haben.“ (S. 63.) Die Heiligenverehrung steht ihm also auf gleicher Linie mit der Götterverehrung,

welche einst der heil. Paulus in Athen fand. Hiemit ist der Haß unsers Missionärs gegen den Cultus der katholischen Kirche und ihr Oberhaupt deutlich genug ausgesprochen. So krankhaft dieser Haß an und für sich ist, so kann er doch möglicherweise eben nur die Folge krankhafter, tiefgewurzelter Vorstellungen, z. B. über die götzendienerische Sündhaftigkeit der katholischen Heiligenverehrung seyn, die nun einmal überall geübt wird, wo die Autorität des Papstes gilt. Wer für Gottes Ehre aufrichtig eifert und der Ueberzeugung ist, daß die Verehrung der Heiligen, die Lehre von der Gewalt des Priesterthums u. dgl. mit der Ehre Gottes unvereinbar sei, kann sich nicht gleichgültig oder freundlich gegen die Vertheidiger der katholischen Lehre stellen. Sein Haß ist aufrichtig und ohne Heuchelei.

Für so aufrichtig können wir aber den Haß von Perkins nach dem, was er uns über sein Verhalten gegen die Nestorianer *) mittheilt, nicht halten.

Er nimmt ganz ohne Bedenken bei jeder Gelegenheit an dem Gottesdienste der Nestorianer Theil; er bleibt bei der stundenlangen Feier der Messe zugegen; sein Gefährte, Dr. Grant, empfängt die Communion mit den nestorianischen Laien aus der Hand des celebrirenden Priesters. Perkins wohnt der Reconciliation eines Renegaten, dem priesterlichen Chorgebete, der Einsetzung von Brautpaaren bei und hält die Fasten mit.

Wer die vielseitige Uebereinstimmung der Lehre und des Cultus der Nestorianer, namentlich in Beziehung auf Priester-

*) Perkins reiste am 21. September 1833 von Boston in Nordamerika ab, kam am 19. Mai 1834 über Constantinopel in Trapezunt, und nach Mitte August 1834 in Tebris an, wo ihm seine Frau ein Mädchen gebar. Noch im nämlichen Jahre knüpfte er Verbindungen mit den Nestorianern namentlich durch Vermittlung eines jungen, lernbegierigen Bischofs an; später hielt er sich viel in Orumiah, westlich von Tebris auf. Das beständige Unwohlseyn seiner Frau veranlaßte ihn, im Sommer 1841 nach Nordamerika zurückzukehren.

gewalt, Messe und Heiligenverehrung, mit der Lehre und Uebung der katholischen Kirche kennt, muß sich natürlich über diesen Eifer für Gottes Ehre wundern, der diesseits des schwarzen Meeres in Messe, Priesterthum und Heiligenverehrung greuelhaften Götzendienst und die Gewalt des Antichrists sieht, jenseits aber sich friedlich und freundlich daran anschließt.

Allerdings behauptet Perkins, die Nestorianer seien „die Protestanten des Orients"; sie besäßen ein noch so wenig getrübtes Urchristenthum, daß gläubige Protestanten sich im Ganzen an sie als Brüder anschließen könnten. (S. 21 u. a.)

Da aber die Lehren und der Cultus der Nestorianer namentlich durch Assemani's, zwei Foliobände umfassende Darstellung den Gelehrten längst bekannt ist, so kann unser Missionär mit der Berufung auf Urchristenthum, das er im protestantischen Sinne des Wortes bei den Nestorianern finde, nur seine Unredlichkeit an den Tag legen, und sein freiwilliger Haß gegen die katholische Kirche und seine Inconsequenz wird hiemit offenbar.

Dagegen mag es ihm gelingen, unter solchen, die keine Gelegenheit hatten, sich von den Lehren und Gebräuchen der Nestorianer Kenntniß zu verschaffen, wirklich die Ansicht zu verbreiten, als weiche die älteste von den noch bestehenden Secten des christlichen Orients in Hauptpunkten der religiösen Uebung und Lehre ungefähr gerade so von der katholischen Kirche ab, wie die Protestanten, und namentlich wie die Methodisten. Damit wäre nicht nur die bittere Feindseligkeit des Missionärs gegen die katholische Kirche gerechtfertigt, sondern es würde uns auch eines der ältesten und unverdächtigsten Zeugnisse über den ursprünglichen Charakter ihrer Lehren und Gebräuche entzogen. Indessen hat Perkins selbst da und dort in seinem Tagebuche solche Angaben mitgetheilt, daß man zum Theil durch ihn selbst belehrt wird, die Nestorianer, welche er Protestanten des Orients nennt, besitzen das Meßopfer, halten die Kirchengewalt und bestimmte Kirchenge-

setze fest. Wir ersehen nämlich aus ihm, daß die Bischöfe und Priester im Sanctuarium die Messe nach altsyrischer Liturgie feiern; daß sie nüchtern celebriren (S. 237), daß die Materie der Eucharistie Korbána, d. h. Opfer genannt werde (S. 445), eine Benennung, die Perkins (S. 167 im Gruße korban olam) mit sacrifice übersetzt. Zwar zeigt er sich in der nähern Bestimmung des Glaubens der Nestorianer als der „Protestanten des Orients" hinsichtlich der Eucharistie etwas verlegen, tadelt auch die Aengstlichkeit, mit der sie die Hostien zubereiten, berichtet uns aber, ohne etwas Götzendienerisches darin zu finden, daß die Nestorianer der Eucharistie eine übernatürliche Zauberkraft (magic charm) zuschreiben (S. 455), und derselben eine höchst unterwürfige Verehrung (homage) bezeugen. Doch hätte er auch hievon ganz geschwiegen, so würden die von Renaudot übersetzten, auch von den Nestorianern gebrauchten Liturgien, wovon ein Exemplar in syrischer Sprache in der Staatsbibliothek zu München (Cod. or. 146) aufbewahrt wird, hinlänglich bezeugt haben, daß die Nestorianer hinsichtlich des Meßopfers und der Eucharistie so gut mit der katholischen Kirche übereinstimmen, wie die katholischen Maroniten am Libanon und die unirten Griechen.

Doch nicht bloß in diesem Punkte, sondern auch hinsichtlich der Priestergewalt gibt das Buch von Perkins selbst Zeugniß wider seine Darstellung der Nestorianer als der „Protestanten des Orients." Er berichtet, daß sie häufig das Kreuzzeichen anwenden (S. 182 u. a.), daß den Priestern die Hände ehrfurchtsvoll geküßt werden u. dgl. Wie sehr die Nestorianer an eine Nothwendigkeit der Priesterweihe und des Ausganges gültiger clerikalischer Wirksamkeit von einem rechtmäßigen Bischofe glauben, zeigte sich in dem Benehmen des gutmüthigen kindlich naiven Bischofs Mar Johanan, der nicht begreifen konnte, wie man in Amerika ohne Bischöfe ordiniren könne, weßhalb er sich erbot, englisch zu lernen, nach Amerika zu gehen und dort sich an die Spitze des Clerus zu stellen (S. 174).

Ueberdieß ist die Uebereinstimmung der Nestorianer mit den Katholiken hinsichtlich der bischöflichen und priesterlichen Weihe und Gewalt von Assemani durch eine große Anzahl von Zeugnissen und Urkunden (z. B. durch das Ritual für die verschiedenen Weihen) gegen jeden Zweifel sicher gestellt.

Weniger ausführlich und namentlich ohne Mittheilung von Zeugnissen aus den Kirchenbüchern der Nestorianer behandelt Assemani den Punkt der Heiligenverehrung, gerade denjenigen, in welchem Perkins am zuversichtlichsten gemeinsame Sache mit den Nestorianern macht. Er rühmt ihre Scheu vor heiligen Bildern — (bekanntlich haben sie aber wenigstens das Bild des Kreuzes und verehren es außerordentlich, wie denn der Missionär Grant, der Genosse Perkins, das Kreuz mit einer nestorianischen Gemeinde küßte), — alles übrige, was auf Heiligenverehrung Bezug hat, übergeht er mit Stillschweigen. Daraus muß sich natürlich die Vorstellung bilden, als wenn die Nestorianer von Anrufung und Verehrung der Heiligen, von Verehrung der Reliquien nichts wissen. Da nun dieser Punkt bei Assemani nicht umfassend genug bedandelt ist, und Wenige selbst von dem bei Assemani Mitgetheilten Gebrauch machen können, so benützen wir ein nestorianisches Kirchenbuch, welches die Hofbibliothek zu München bewahrt, um diesen Gegenstand näher zu beleuchten.

Nämlich Cod. orient. nr. 147 bietet zuerst das Psalterium, dann verschiedene Hymnen, Antiphonen und Lectionen, nach Jahres- und Tageszeiten und Festen charakterisirt in altsyrischer Sprache dar. Es ist, wie aus dieser Bezeichnung des Inhalts hervorgeht, ein syrisches Brevier. — Da es erst im Jahre der Seleuciden 1919, d. h. 1608 nach Christ. Geb. geschrieben und doch so abgenützt ist, daß es an vielen Stellen durch aufgeklebte Papierstreifen ausgebessert werden mußte—weßhalb es im Cataloge der Bibliothek als uraltes Manuskript bezeichnet ist, — so sieht man, daß es wirklich gebraucht würde. — Daß es aber auch gerade ein nestorianisches

Kirchenbuch ist, erhellt aus Folgendem: 1) Es ist mit der eigenthümlichen, dem Estrangelo sich annähernden Schrift geschrieben, deren sich die Nestorianer ausschließlich bedienen, und die deßhalb die nestorianische heißt. (S. Hoffmanni gramm. syr. S. 68.) 2) Die dem Psalterium beigefügten Noten werden in der Aufschrifft dem Theodor von Mopsveste zugeschrieben. 3) Mehrere der im zweiten Theile vorkommenden Hymnen sind von nestorianischen Verfassern, z. B. Narses, Simeon Bar Zabe, Babai. 4) Blatt 138 wird das Jahr der Vollendung des Buches durch Nennung des nestorianischen Patriarchen jener Zeit — Elia (s. Assemani B. O. III. S. 622) bezeichnet. Vielleicht kann man noch beifügen, 5) daß Blatt 94 das Symbolum der 118 Väter, d. h. das nicänische ohne den Zusatz filioque dargeboten wird.

Ziehen wir nun dieses nestorianische Kirchenbuch, dessen Inhalt dem Missionär Perkins nicht unbekannt seyn kann, da er öfters der Abbetung der priesterlichen Tagzeiten beiwohnte, zu Rathe, um zu sehen, ob denn wirklich die „Protestanten des Orients" in ihrem Officium von den Heiligen nichts wissen, und von dem götzendienerischen Gräuel des Antichrists, über den sich Perkins auf dem Mittelmeere so sehr erzürnte, so rein gehalten haben, daß sie wirklich mit Recht als Geistesverwandte der Methodisten angesehen werden können, so kommen wir auf das überraschende Resultat, daß sich hier die Heiligen- und Reliquienverehrung nachdrücklicher und auffallender kund gibt, als es je unter Katholiken der Fall ist.

I. Die Heiligen haben durch ihr Verdienst in Vereinigung mit Christus den Himmel verdient. „Sie blickten auf den Gottessohn, der am Kreuze hing und neigten ihr Haupt dem Schwerte und wurden gekrönt. Durch das Blut, das von eurem Rumpfe strömte, habet ihr das Himmelreich erkauft" (Bl. 114). „Ihr erhöhten Martyrer, angelangt im himmlischen Jerusalem, das ihr er-

kauft habt mit dem Blute, das von eurem Rumpfe floß 2c." (Bl. 118 b.)

„Das Kreuz Christi war den Martyrern die Brücke, auf der sie hinüberzogen als Gerechte zum schreckenlosen Orte." (Bl. 115 b.)

„Lobpreis der Stimme (Christi), die zu den Martyrern sprach: vermischet euer Blut mit dem meinigen, mein Leben ist mit euerm Leben vereint." (Das.)

II. Im Himmel sind die Heiligen mit großer Macht ausgerüstet. Man ruft sie nicht umsonst um Hülfe an.

Sie haben Macht, 1) vor äußeren Gefahren zu schützen, 2) die Versuchungen zu vernichten, 3) Gottes strafende Gerechtigkeit zu besänftigen.

„Ihr heiligen Martyrer betet um Frieden, daß wir in Freude eure Feste feiern." (Bl. 114 b.)

„Ihr seid starke Bollwerke wider die Verfolger in der Zeit der Bedrängniß, ihr Martyrer, die ihr Opfer geworden seid für den Hohenpriester, euer Gebet möge zur Mauer werden unserer Seele." (Das.)

„Ihr Martyrer, Mauern, die nicht fallen, Quellen, die nicht versiegen, erflehet durch euer Gebet Gnade von dem Erbarmer über die Welt. (Bl. 118 a.)

„Kommet, wir wollen uns segnen lassen von den Martyrern und Priestern. Das Gebet der Martyrer und Priester sei eine Schutzwehr unserer Seele. — Laßt uns unsere Zuflucht nehmen zum heil. Georg, durch die Kraft seines Gebetes möge unser Herr reinigen unsere Wege und erleichtern die Schwere unserer Glieder." (Bl. 118 a.)

„Ihr Seligen, öffnet eure Schätze, und gebet Hülfe den Bedrängten." (Bl. 119 a.)

„O du, die erfüllt ist von Gnade, berede durch deine Fürbitte den Sohn, der wie ein Morgenschein aus deinem Schooße

hervorging, (berede ihn), daß er Ruhe und Frieden gewähre in seiner Kirche, die erkauft ist mit seinem Blute.“ (Bl. 120.) „Oeffnet eure Schätze ihr Seligen und gewähret Hülfe den Bedrängten, die blicken und harren nach eurem Gebete, durch das sie vom Uebel beschützt seyn mögen.“ (121 a.)

„Die Heiligen sind die Advokaten s'nigere (wie sie nach dem aus dem Griechischen in's Syrische hinübergenommenen Worte συνήγοροι genannt werden) Bl. 123 a., besonders am Tage des Gerichtes Bl. 122 a. — Sie werden auch angerufen, um die Gnade der Standhaftigkeit im Bekenntniß des Glaubens zu erhalten.“ (Bl. 122 a.) — Ferner: Erflehe uns von deinem Herrn Gnade und Erbarmen und Nachlassung der Sünden o Martyrer Georg!“ (114.)

III. Die Leiber und Gebeine der Heiligen und die Orte ihrer Marter werden nicht bloß als historische Erinnerungen geehrt, sondern im eigentlichen Sinne verehrt, ja adorirt, und es wird ihnen, vermöge ihres Zusammenhanges mit den Heiligen im Himmel, ja an und für sich, eine übernatürliche Kraft zugeschrieben.

„Ihr Martyrer, bittet um Erbarmen für die Welt, die zu euern Gebeinen Zuflucht nimmt, daß wir vermittelst euers Flehens und Gebetes Erbarmen finden mögen am Tage des Gerichts.“ (Bl. 120 b.)

„Ueber dem Orte, da eure Gebeine liegen, wohnet Friede und Ruhe, und ein Heer von Wächtern aus der Höhe behütet denselben sammt seinen Bewohnern.“ (Bl. 119 a.) „Eure Gebeine sind Perlen, eure Leiber sind Wohlgerüche, das Blut, das von eurem Rumpfe floß, wird zur Gnade für die ganze Schöpfung.“ (119 b.) „In Mitte der Kirche sind eure Leiber, ihr besitzt die Schlüssel der Höhe.“ (119 a.) „Wo Martyrer getödtet wurden, da kommt der heil. Geist herab und wirket Frieden (auch) an verödeter Stätte.“ (119 b.) „Wir beten an vor euern Gräbern die Kraft, welche verborgen ist in euern Gebeinen.“ (Das.)

„Wie die Bänder an einem Gebäude, sind die Marty-
r in die Schöpfung hineingeschlungen; und wenn die Erde
stürzen droht, so müßt ihr (o Martyrer) sie stützen durch
e Kraft euerer Reliquien. Das Meer findet keinen Riß in
ıer Mauer, welche eure Leiber befestigen, und der Satan
ıt keine Gewalt über einen Ort, wo eure Reliquien aufbe-
ahrt sind.“ (119 a.)

„Wie die Bäume mitten in dem Garten,
sind die Martyrer gesetzt mitten in den Tempel,
und über ihnen steht der Altar,
und der heilige Geist dienet ihnen *).
Engel steigen von ihrer Stätte hernieder
und psalliren Loblieder mit Saiten und Gesang,
über den Gebeinen der Glaubensvollen, die
den Willen ihres Schöpfers erfüllt haben.“ (Bl. 117.)

„Die Martyrer sind Cedern, deren Wuchs sich nicht beugt
r dem Gerichte. — Auf ihren Gräbern haben Könige sich
ıbetend niedergeworfen, um durch ihre Gebeine Hülfe zu er-
ngen.“ (Bl. 118.)

Diese Belege für die Ansicht der Nestorianer hinsichtlich
r Heiligenverehrung mögen hinreichen, um zu zeigen, wie weit
:selben in diesem Punkte mit einem protestantischen Pietismus
rmoniren, dem die katholische Art, die Heiligen zu verehren,
ı lästerlicher, gottesräuberischer Götzendienst ist.

Nur in einem Punkte zeigt sich dem Berichte von Perkins
d andern Mittheilungen gemäß eine aufrichtige Uebereinstim-
ıng zwischen Nestorianern und zwischen den eifernden Prote-
:nten: im Haß gegen den Papst. So lange Mar Elias, der
gesehenste und unterrichtetste Mann des nestorianischen Cle-
s, den Argwohn hegte, Perkins möchte Katholik seyn, war
sehr schroff und zurückhaltend, und auch bei andern Gele-

*) Werucho dekudscho mescham'scho lehun. Der syrische Text von diesen und andern Gesängen dieses Kirchenbuches wird hoffentlich bei einer andern Gelegenheit mitgetheilt werden können.

genheiten bemerkte unser Missionär eine große Abneigung gegen Rom. Das sind die Sympathien, die nach dem Ausdrucke von Perkins aus dem fernen Osten weit nach Westen hin zu den protestantischen Brüdern in Christo rufen.

Perkins versichert uns übrigens, wäre nicht er sammt den mit ihm wirkenden Missionären zu den Nestorianern gekommen, so wären sie unfehlbar eine Beute der schlauen Emissäre des Papstes geworden. „Wären wir ihnen nicht zu Hülfe gekommen, so dürfen wir wohl als wahrscheinlich annehmen, daß die unaufhörliche Thätigkeit der intriganten Kunst der Jesuiten-Emissäre (bekanntlich ist die katholische Mission unter den Nestorianern in den Händen der Lazaristen), durch ihre Versprechungen von großen Geldsummen, von Begünstigungen für den Fall des Uebertritts, andererseits durch ihre Drohungen und ihre wirklichen Gewaltthätigkeiten für den Fall der Weigerung, allmählig den letzten Mann von den Nestorianern zur römischen Fahne hinübergebracht hätten." (S. 22.)

Wer die Armuth der katholischen Mission gerade in dieser Gegend aus den Annalen der Verbreitung des Glaubens und die Schwäche ihres äußerlichen Schutzes kennt, muß diese Anklagen lächerlich finden, zumal wenn er die Lage der amerikanisch englisch redenden Missionäre berücksichtigt, welche schon an den zahlreichen englisch-protestantischen Familien, dann an ihren Gesandtschaften die unmittelbarste Hülfe haben. Perkins konnte in Tebris drei englische Aerzte für die Krankheit seiner Frau zu Hülfe nehmen, und englische Officiersfamilien, der englische Gesandte in Teheran und andere einflußreiche Engländer kamen ihm mit freundlicher Theilnahme entgegen. Was die Intriguen der katholischen Missionäre betrifft, so kann darunter kaum etwas anderes verstanden werden, als die Abmahnung, sich den protestantischen Missionären hinzugeben. Daß Perkins seiner Seits alles aufgeboten habe, die Trennung von von Rom zu fördern, ist schon durch die erste Absicht seiner Mission ausgesprochen und durch mehrere von ihm angeführte

Thatsachen im Einzelnen bestätigt. Mit ihm vereinigten sich in diesem Eifer die deutschen Missionäre Haas und Andere, wie es scheint aus der Schule zu Basel. Von Haas hat uns Perkins ein sehr nachdrückliches Schreiben mitgetheilt, worin der nestorianische Patriarch beim Heile seiner Seele auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird, die ihm von Seiten der katholischen Missionäre drohe. (S. 163.)

Die bitter feindselige Gesinnung gegen Rom, die den Reisebericht anfängt, schließt ihn auch. Am Ende bemerkt nämlich Perkins, man habe ihm geschrieben, die katholischen Missionäre seien durch den Schah von Persien ausgewiesen worden. (S. 508.) Hiezu macht er die eigenthümliche Reflexion: „Es ist wunderbar, wie diese Agenten des „Menschen der Sünde" (those agents of the „man of sin", d. h. des Antichristen) in ihrer Arbeit, Lolch auszusäen, gerade durch eine mohammedanische Regierung gehindert wurden. Es ist, als hätten wir einen Fall vor uns, wie Satan gegen Satan entzweit ist; wenigstens deutet es uns die freudige Gewißheit an, daß sein Reich nicht ewig dauere." (S. 508.)

Diese metaphysische Erklärung der Unbilden, welche die katholischen Missionäre erfahren haben, erleidet freilich einige Modification durch das Schreiben des Vorstandes der katholischen Mission, wonach die Thatsache ohne Zauberei und Teufelsspuk, sondern einfach durch den englischen Einfluß am persischen Hofe hervorgerufen wurde *).

*) P. Daruis in: Annales de la Propagation de la Foi. t. XVI. Lyon 1844. S. 407.

LIX.

Tirol und seine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche.

Seit drei Jahren ergeht über Tirol ein so unausgesetztes und lautes Scharfgericht in Sachen der katholischen Religion und Kirche, daß auch der zäheste Faden der Geduld reißen muß. Ein literarisches Erzeugniß schlägt das andere, um die katholischen Tiroler auf die morschen Zustände ihres Glaubens und Kirchenwesens aufmerksam zu machen, in einem Tone, der an Leichtfertigkeit und Verachtung des Volkes gränzt, das man so übermüthig in die Schule nimmt. Nicht bloß der Schreiber dieser Zeilen, sondern die Ueberzeugung von Tausenden hat unter diesen Umständen das Recht der Nothwehr, das die Redaction der historisch-politischen Blätter um so geneigter anerkennen und achten wird, je fester sich seit neun Jahren das Wechselverhältniß zwischen ihr und den zahlreichen tirolischen Lesern geschlungen hat. Längeres Stillschweigen könnte den Angegriffenen nur als Eingeständniß ihrer Niederlage oder als Feigheit vor ihren Gegnern ausgelegt werden. Von der Güte unserer Sache und dem Unmaße auf der Gegenseite lebhaft überzeugt, denken wir nicht daran, vom verwerflichen Mittel persönlicher Anfeindung Gebrauch zu machen, wie dieß leider nur zu oft gegen uns ohne Scheu geübt worden ist. Selbst die Allgemeine Zeitung, welche in dieser Angelegenheit eine so bedeutsame Rolle übernommen zu haben scheint,

darf von uns gerechte Anerkennung ihres Standpunktes erwarten, der vom tirolischen wesentlich verschieden ist. Nirgends setzen wir von vorne herein böse Absicht oder die Anlage eines geordneten Plans voraus, ungeachtet die gegnerischen Bemühungen für uns einen solchen Anschein haben. Wir glauben sogar, der Allgemeinen Zeitung einen Dienst zu erweisen, wenn wir unsere Klage offen und mannhaft aussprechen, da es ja in ihrem eigenen Interesse liegen muß, für die katholischen Tiroler kein Parteiblatt zu bleiben, wie sie es bisher in Bezug auf den Katholicismus Tirols mit geringen Ausnahmen gewesen, da die katholische Vertretung unsers Landes entweder ganz ausgeschlossen, oder unausgefüllt geblieben ist. Man hat im maßlosen Uebermuth Tirol als „schlummernden Barbarossa im Kyffhäuser" dargestellt, und seinen Geist mit einer „getrockneten Blume im abgestorbenen Herbarium" verglichen. Unter solchen Umständen muß es Jeder natürlich finden, daß sich die Schlummerleiche rührt, und das Recht der Lebendigen in Anspruch nimmt. Selbst ein Auflodern von Indignation wird verzeihlich seyn im Gefühl erlittener Kränkung, die durch nichts herausgefordert oder gerechtfertigt erscheint. Erlauben Sie mir daher, daß ich etwas weiter aushole, und die Klage der Tiroler gegen ihre zügellosen literarischen Gegner näher begründe.

Tirol legte von jeher ein großes Gewicht auf die ungetheilte Einhelligkeit im Bekenntnisse des römisch-katholischen Glaubens. Als sich daher gegen das Jahr 1570 die Frage erhob, ob man zu Gunsten des tirolischen Geldmarktes den Bergwerksgenossenschaften die freie Uebung der evangelischen Religion gestatten sollte, so stand Jakob von Boimont und Payrsberg als Haupt der Landstände auf, und erklärte eine solche Gewährung im Widerspruch mit den bisherigen Gewohnheiten und Rechten des Landes. „Es gibt kein festeres Band, die Herzen der Menschen zusammenzuhalten, als die Einheit in der Religion", fügte er mit Nachdruck hinzu, „und schon der bloße Name von „„zwei Religionen"" macht die Neuerung verwerflich. Wie der allmächtige Herr des Himmels einig und

ein Gott des Friedens ist, so mißfällt ihm auch nichts mehr, als alle Uneinigkeit, besonders in Sachen, welche die Grundfeste unserer Seligkeit, den katholischen Glauben betreffen. Aus der Mißhelligkeit im Glauben entsteht babylonische Verwirrung, wobei man für den Frieden und die Ruhe im Lande nicht mehr stehen kann (Urkunde vom Jahre 1570). Diese Meinung des Landeshauptmanns, von allen Landständen getheilt und unterstützt, behielt die Oberhand, ungeachtet die Fugger und Hochstetter von Augsburg, im Verein mit den kurzsichtigen Kapitalisten des Landes, alle ihre Geldkräfte dagegen anstrengten, und selbst der Hof des Erzherzogs Ferdinand, bei den damaligen Geldgeschäften betheiligt, eine Milderung zu wünschen schien. So mächtig war die Ueberzeugung aller einflußreichen Vaterlandsfreunde in dieser tirolischen Lebensfrage. Die Reinigung des Landes von fremdartigen Elementen in Sachen des Glaubens ging mit der lobenswürdigsten Maßhaltung vor sich, und bewies die Stärke der Volksgesinnung, welche im Gefühle ihrer Kraft alle unnothwendige Beschwerung der Andersgläubigen ablehnte. Ein Zeitraum von fast fünfzig Jahren ward der Bewegung eingeräumt, damit sie ihre Angelegenheiten ordnen und ihre Anhänger sich gleichgesinnten Gemeinden im Auslande anschließen konnte, von welchen ein großer Theil Protestanten in die tirolischen Berge gekommen war. Erst ein Jahrhundert später konnte man in Wahrheit sagen, daß alles Nachzucken einzelner protestantischer Regungen aufgehört habe, und vollständige Einheit des religiösen Bekenntnisses zurückgekehrt sei. Weil man tirolerischerseits fremde Gewissen nicht bedrücken, aber auch die Kraft der Glaubenseinheit für die Zukunft zum Wohle des Landes erhalten wollte, war so viel Nachsicht auf der einen, so viel Standhaftigkeit auf der andern Seite zu finden. Diese Staatsweisheit schlichter tirolischer Männer verdient um so größere Anerkennung, da ihre Gültigkeit noch nicht belegt werden konnte durch die unglücklichen Wirrsale der confessionell in zwei feindselige Heerlager getheilten Schweiz.

Für Tirol blieb nur ein Fleck im Nordosten des Landes zurück, wo sich äußere Einflüsse mit einigem Glücke zu Gunsten des kirchlichen Separatismus versuchen konnten, wir meinen das Zillerthal. Die nach Salzburgs Thälern vorgedrungenen Reformationsideen, selbst nach der bekannten Auswanderung der Salzburger im Jahre 1732 nicht ganz erloschen, wirkten mit einzelnen Nachklängen in's genannte tirolische Thal herüber, und erhielten Nahrung durch die alljährlichen Auswanderungen der Zillerthaler in protestantische Länder Deutschlands und anderer Nachbarreiche. Da der dadurch bekannt gewordene Zillerthaler dem höheren deutschen Norden für ein Musterbild tirolischer Volksart, und dessen Heimath als kurzer Inbegriff aller Schönheiten des Tirolerlandes galt, so fing das Touristenwesen mit protestantischer Zuthat dahin viel früher an, als es im übrigen Tirol der Fall war. So wanderten akatholische Schriften und mündliche Lehren leicht und wirksam in die einsamen Berge, und die zerstreuten Funken separatistischer Gesinnung sammelten sich allmählig in der künstlichen Pflanzschule, die vom Auslande mit Emsigkeit belebt und unterhalten wurde. Protestantische Schriftsteller gestehen diesen Verkehr der Zillerthaler mit den Meistern des ganzen Zettels außerhalb Tirol auch unverholen ein, wie man bei Schulze: Auswanderung der Zillerthaler Seite 204 bis 230, das Weitere nachlesen kann. So geschah es, daß sich am Ende des vorigen Jahrhunderts separatistische Regungen in größerer Ausdehnung bemerken ließen. Gleichwohl zeigten diese Inklinanten, wie man sie nannte, nichts weniger als ein klares Bewußtseyn dessen, was sie glaubten und erstreben wollten. „Die meisten derselben“, erzählt Staffler in seiner Statistik, „kannten den protestantischen Glauben nicht einmal dem Namen nach. Der sittliche Wandel Vieler aus ihnen war keineswegs tadelfrei. Mehrere trübten den Frieden in der Gemeinde, und machten sich sogar des Verbrechens der Religionsstörung schuldig.“ (1. Th. S. 130.) Selbst zur Forderung freier Religionsübung erhoben sie sich nur nach langer und nicht sehr auferbaulicher

Vorschule durch Organe, die keine Wurzeln im tirolischen Volksleben hatten. Erst, nachdem alle gütliche Vermittlung fehlgeschlagen hatte, dachten die Landstände 1837 an eine Ausscheidung des ruhelos gährenden, dem übrigen Tirol fremdartig gewordenen Stoffes. Der Beschluß wurde nicht nur im Ständesaal einstimmig gefaßt, sondern von der einmüthigen Volksstimmung im Lande unterstützt. Widerstand zeigte sich tirolerischerseits nur bei Schriftgelehrten und Advokaten, welche die Sache der Zillerthaler als Rechtssache zu vertreten hatten, und nicht jedesmal ließ sich vom Wortlaute ihrer Schriften auf die unumwundene Ueberzeugung der Schriftsteller zurückschließen.

Man hat bei dieser Gelegenheit ein großes Aufheben mit der Einrede des Bürgermeisters Maurer zu Gunsten der Zillerthalischen Inklinanten gemacht, und noch in der neuesten Schrift von Steub wird seiner deßhalb mit besonderem Lobe gedacht. Damit ist freilich nur bewiesen, daß die Acten des betreffenden Landtages, trotz eifriger Studien, durch drei Sommer nicht ganz erschöpfend ausgebeutet worden sind. Maurer, ein Mann von ehrenhaftem Charakter, war bekanntlich in diesem Falle gleichwohl zu weich, um fremden Einflüsterungen zu widerstehen. So ließ er sich in einer unglücklichen Stunde bewegen, das Elaborat des Advokaten vorzulesen, welchen die Zillerthaler zu ihrem Anwalt erkoren hatten. Unvermögend, auf den fertigen Grundsätzen seines Hintermannes im gleichen Geiste fortzubauen, und der freien Rede minder mächtig, als es für die verlorne Sache nothwendig gewesen wäre, erlitt er die peinliche Verlegenheit, mit seiner Papierrolle allein im Ständesaal dazustehen, verstummt und entmuthigt durch die Macht der Umstände. Um ihn zu schonen, beschloß der Landtag die Entscheidung der vorliegenden Frage lediglich dem Kaiser zu überlassen. So entging er der Beschämung, welche das Werkzeug durch eine Abstimmung getroffen haben würde. Nach einem mit den Wünschen der Stände im Einklang stehenden Hoferlasse wanderten Ende Augusts 1837 die zillerthalischen

Inklinanten, 423 Köpfe stark, in's preußische Schlesien aus, und protestantische Schriftsteller konnten nicht umhin, die Erleichterungen zu rühmen, welche den Abziehenden sowohl von den Tirolern, als der österreichischen Regierung zu Theil geworden sind. Seit dieser Zeit ist in's Zillerthal nicht nur die durch neun Jahre schmerzlich vermißte Ruhe zurückgekehrt, sondern jede Spur des Separatismus verschwunden. Selbst solche, die desselben einigermaßen verdächtig schienen, haben durch aufrichtigen Anschluß an die katholische Kirche allen Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit beseitigt.

Diejenigen, welche sich in neuester Zeit die schwere Aufgabe stellten, im katholischen Tirol protestantische Elemente nachzuweisen, erkennen die confessionelle Ruhe im Zillerthal selbst an, deuten aber mit sichtbarem Wohlgefallen auf die Separatisten im Pusterthal und Vintschgau, von denen im Laufe der Zeit vielleicht einiger Umschwung in der Landesgesinnung zu erwarten stünde. Sie sind aber, trotz ihrer scharfsinnigen Entdeckung noch unbekannter Tirolerzustände in diesem Punkte schlecht berichtet. Allerdings lebten im Thale Ahrn hinter Taufers einige Separatisten, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von sich reden machten. Da sie aber die Ruhe und Ordnung des Thales nicht im mindesten trübten, so ließ man sie auch tirolerischerseits im tiefsten Frieden. Der letzte derselben, Joseph Rainer, kehrte in den Schooß der katholischen Kirche zurück, und starb im Jahre 1838 mit allen Zeichen aufrichtiger Reue über sein früheres Beharren im Irrthum, worüber er selbst keinen klaren Begriff zu geben vermochte. Somit erlosch im Pusterthal die letzte Spur unkirchlicher Absonderung. Was man im Vintschgau als protestantische Reliquie zu bezeichnen pflegt, ist das gerade Gegentheil von dem, wozu man es gerne machen möchte. Vor ungefähr zwanzig Jahren stand daselbst Joseph Gorfer auf, aus dem Thale Martell gebürtig, und als Schuster in Schnals angesiedelt. In seiner Jugend ein strenger Katholik, schlug er später in schwärmerisches Wesen über, und predigte seine Wunderlehren in den

Nebenthälern vom Vintschgau, ohne daß sie besondern Anklang gefunden hätten. Seine Ansicht ruhte auf dem Satze, daß der katholische Priester nicht recht geweiht und die katholische Kirche zu wenig strenge sei, daher beide ihren unfehlbaren Charakter verloren hätten. Insbesonders verwarf er die Aufhebung des strengen Fastens an Samstagen, und forderte die Wiedereinsetzung der abgebrachten Feiertage. Den Papst und die Fürsten beschuldigte er gewissenswidriger Nachläßigkeit in Aufrechthaltung der ursprünglichen Kirchenstrenge, und suchte seine Anklagen mit schlechtverdauten Sprüchen aus den Propheten des alten Bundes zu beweisen. Mit dieser Ueberzeugung starb er im Spitale zu Meran vor ungefähr drei Jahren. Eine einzige Familie im Gebirge ob Schlanders nahm seine wunderliche Lehre an. Sie zog sich unter ihrem Familienhaupte, Christian Spieler, im Jahre 1822 vom katholischen Gottesdienste zurück, und als der letztere 1823 starb, beharrte sie, sieben Köpfe stark, in ihrer Isolirung. Sie meiden alle katholischen Priester, beten viel und haben ihre Wohnung mit Bildern bis an die Decke der Gemächer überklebt. Angestellte Untersuchung der weltlichen und geistlichen Behörde bewies, daß sie außer der Monomanie ihres Stifters mit dem Protestantismus nichts gemein haben. Sie sind übrigens rechtschaffen, sehr friedlich, barmherzig gegen die Armen, und deßhalb von den Nachbarn wohl gelitten. Kein Mensch denkt daran, sie in ihrem stillen Leben zu stören. Sie gehen übrigens mit starken Schritten dem Aussterben entgegen, da sie es nicht für rathsam halten, mit der verderbten Welt sich in Ehebündnisse einzulassen. Wie der Leser bemerken wird, haben diese gutmüthigen aber verführten Leute den nämlichen Irrwahn, der einst bei den Mannhardtisten im Brixenthale gespukt hat. So wie die Letztern schon längst zur Kirche zurückgekehrt sind, darf man auch bei der Spieler'schen Familie bei Schlanders Sinnesänderung hoffen.

Unter diesen Umständen ist das Aufsuchen protestantischer Ueberzeugungen im Tirolerlande jedenfalls ein verunglücktes

Unternehmen. Um so schmerzlicher muß man es bedauern, daß selbst geachtete Journale und andere literarische Werke über Tirol von ihrem indifferenten Standpunkt aus in neuester Zeit einen wenig versteckten, und in den Mitteln zum Zwecke oft kaum ehrenhaften Krieg gegen die tirolische Einmüthigkeit im Bekenntnisse des katholischen Glaubens eröffneten, und ihn mit einer standhaften Taktik fortführen, die einer besseren Sache würdig wäre. An den ersten Vorpostengefechten konnte man kaum abnehmen, wie die Sache gemeint war. Aber allmählig entwickelte sich das Gefecht vor unseren Augen immer deutlicher, Ursprung, Folge und Zusammenhang des Gespinnstes lassen sich jetzt unschwer erkennen, und die Animosität der Sieger in spe rechtfertigt unser lange zurückgehaltenes Gegenwort, das von jenem Maße begleitet seyn soll, welches dem Gefühle der Wahrheit und der Gerechtigkeit der tirolischen Sache angemessen ist.

Jedermann begreift das Gewicht, das die Allgemeine Zeitung in solchen literarischen Feldzügen durch Correspondenzen gegen das katholische Tirol in die Wagschale legen kann. Sie genießt fast allein, von allen größeren Zeitblättern, das Recht des ungehinderten Umlaufs in den österreichischen Staaten, freilich unter der Bedingung, die religiösen Verhältnisse derselben nach Gebühr zu schonen. Leider schien sie nicht in der Lage, dieselbe in Bezug auf Tirol einzuhalten, und die Tiroler klagen mit Recht, wo nicht über den Mißbrauch der ihr eingeräumten Freiheit, doch über die Einseitigkeit ihrer Correspondenten. So stand unter anderem am 6. Dec. 1843 (Beilage 340) in ihren Spalten eine Klage gegen die Jesuiten in Innsbruck, fast gleichzeitig mit den ersten Vorzeichen des Jesuitensturms in der Schweiz. Da eine größtentheils protestantische Redaction unter Jesuiten leicht römisch-katholische Katholiken verstehen konnte, wie es in deutschen Landen nur gar zu oft geschieht, so wurden die Tiroler auf das an sich nichtige Zeitungsgeplänkel über Tirolerpoeten aufmerksamer, als es unter anderen Umständen wohl geschehen seyn würde. Die Ein-

leitung in's rechte Verständniß sollte bald nachkommen durch einen persönlichen Angriff auf einen Landtagsdeputirten in Botzen, den alle Tiroler wegen seiner katholischen Ueberzeugungen achteten, und als entschiedenen Gegner jeder unkatholischen Neuerung vorauszustellen gewohnt waren. Die Allgemeine Zeitung nannte ihn in einer Correspondenz von Botzen aus „den conservativen Herodes, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande stand.“ Dieser „Stern der Zukunft“ fand seine weitere Auslegung durch den trefflichen Witz über die katholischen Priester des Tirolerlandes, welche im Gefolge des Herodes als „Astrologen, Wunderdoctoren und Derbische“ dem Gelächter des Lesepöbels preisgegeben wurden. Mitunter fiel auch ein vorbereitendes Wort über die „hölzernen Botznertugenden“, um später desto leichter auf die Verhöhnung des praktischen Kirchenthums in Tirol überzugehen. (Beilage 220 im J. 1844.) Aus leicht begreiflichen Gründen, die man vorzugsweise österreichische nennen kann, trat einiger Waffenstillstand ein nach diesem ersten Handstreich auf das Herz der Gegner. Und in der That mit vollem Recht! Denn war der beredteste Mund des Landtags stumm gemacht und die tirolische Geistlichkeit als verlorne Schildwache in der Meinung befangener Zeitgenossen herabgewürdigt, so konnte man mit desto größerer Ruhe weiter schreiten, damit der vielgerühmte „Nordwind“ gegen Rom in die verdumpften Berge blasen konnte. Und die Gelegenheit schien bald wider Erwarten günstig.

Botzen feierte im September 1845 eines jener harmlosen Marienfeste, wie sie in der katholischen Kirche so lange leben werden, als die Kirche und ihre heilige Lehre selbst. Jeder redliche Protestant hätte sich bei solcher Gelegenheit der andächtigen Volksstimmung mitgefreut, und alles Haders im allgemeinen Jubel vergessen. Die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung waren einer anderen Meinung, und stellten „das Erwachen des nationalen Bewußtseyns am Rhein“ dem Festhalten am alten Tirolerglauben gegenüber, und bezeichneten die

religiöse Bewegung als „einen Katholicismus, der Gefühl und Phantasie überwiegend ansprach“, wobei der Mangel an Verstand und Nüchternheit der Gesinnung sich von selbst verstehen sollte. Mit schlechtverhüllter Ironie wurde die ganze Feierlichkeit als äußerlicher Prunk und Wiegenlied des der Sinnlichkeit verfallenen Volkes auf wenig versteckte Weise parodirt, und die Andeutung hingeworfen, man hätte statt dieses Kirchendienstes die Volkskraft besser auf die Eindämmung der Etsch abgeleitet. (Allg. Zeit. 281, 8. Oct. 1845.) Der allgemeine Unwille über den Cynismus dieser Entstellung fand keine Berücksichtigung. Man glaubte am besten zu thun, den scheinbar gewonnenen Vortheil mit allem Nachdrucke zu verfolgen. Dazu bot die Jubelfeier des Concils zu Trient die erwünschte Veranlassung. Auch hier fand ein Berichterstatter des Großblattes der deutschen Presse nichts als „kirchlichen Pomp und äußere Pracht, dem Aug und Ohr des Italieners zu schmeicheln“, als hätte kein deutsches Herz am Feste Antheil gehabt, als wäre jede universelle Idee der Errungenschaft katholischer Glaubenseinheit im Volke todt gewesen. Mit unzweideutiger Naivität war beigefügt, daß das katholische Volk Unrecht thue, die Kluft zu feiern, welche seit drei Jahrhunderten in's deutsche Leben gerissen war. So wurde durch journalistische Finte das Concil, auf welchem der gegenwärtige Bestand der katholischen Kirche ruht, für die Wirkungen der Reformation verantwortlich gemacht, und den erstern angemuthet, durch Aufgebung ihres katholischen Standpunktes die Lehre der Reformatoren schwesterlich zu umarmen. Diese schlaue Unterstellung hat nur im demagogischen Treiben der heutigen Schweiz eine Parallele, wo vermittelnde Köpfe im Gefühl des unheilbaren Durcheinander behaupten, es liege am Ende nichts daran, ob man unter dem Radikalismus von Bern, oder unter dem Sonderbunde von Luzern stehe, Sigwart Müller und Ochsenbein seien gleich gute Halsherren für ein Gemüth, das es mit seinen Grundsätzen nicht zu ernstlich nehme. Und diese indifferente Stimmung sei „der Stern der Zukunft“, der über Tirol

zu stehen habe, um das Glück des Volkes zu begründen. (Allg. Zeit. 354, am 20. Dec. 1845.) Bei einer andern Gelegenheit, wo sich die Allgemeine Zeitung beeiferte, den musterhaften Styl in Stafflers Statistik anzuerkennen, ermangelte sie nicht, ergänzende Fäden an den Zettel zu spinnen, und ließ die unschuldige Bemerkung fallen, daß es an der Zeit wäre, wenn die Reformation in Tirol ihren Geschichtschreiber fände, aber freilich müsse es auf eine andere Weise geschehen, als es bisher von Tirolern angestrebt worden, mit leisem Anspiel auf das Buch: Tirol und die Reformation. Darin war freilich mit gänzlicher Mißachtung des „Sterns der Zukunft", der über dem Lande steht, die Reformation als deutsches Nationalunglück beklagt, und die Lehre Luthers Irrsal genannt worden, mit zu viel Emphase vielleicht, die wir nicht in Schutz nehmen wollen, aber mit redlicher Offenheit, und im Sinne, wie es die katholische Kirche nehmen wird bis an das Ende der Zeiten. Die Reformation in Tirol sollte dagegen im protestantischen Sinne behandelt werden als Fortschritt und Heil der Völker. Deßhalb klagt noch ein Bericht über das Buch: „Briefe aus und über Tirol", die Macht der tirolischen Landstände, welche die Zillerthaler in die Fremde genöthigt hätte.

Und wie das in praktischer Anwendung zu verstehen sei, zeigt ein Ereigniß der jüngsten Zeit. Im Sommer 1845 kamen zwei preußische Fräulein, Eveline und Agnes von Angern, aus Söllsdorf bei Magdeburg gebürtig, in's Zillerthal, und ließen sich für mehrere Monate in einem Privathause des Dorfes Schlitters nieder, beide bereits vorgerückten Alters und protestantischer Confession. Sie kauften das ehemals salzburgische Schloß Kropfsberg zwischen Straß und Brixlegg, das nicht bloß das Innthal auf und ab, sondern namentlich den Eingang in's Zillerthal beherrscht, daher, wie von selbst gemacht, als Mittelpunkt für die pietistische Aussaat, die im Hauche des „belebenden Nordwinds" in's Land einfahren sollte. Das Schloß sollte neu aufgebaut werden, eine zierliche Hauskapelle war den frommen Bewohnerinnen natürlich zu gönnen;

und eine andächtige Mission dahin, an der vielleicht selbst Steub, der eben kein Freund von Missionen ist, nichts würde auszusetzen haben. Kurz es handelte sich um eine Restauration des tirolischen Volksthums ohne „katholische Litaneien und Gebete." Bereits war der Kauf beim Landgerichte Rattenberg in's Grundbuch eingetragen, und ein Theil des Kaufschillings daselbst hinterlegt. Da wehrte sich das Decanat Reith gegen diese fromme Colonie Andersgläubiger im Lande. Die genannten Fräuleins, von den Landesbehörden nach den festen Normen Tirols in ihrem andächtigen Vorhaben zu wenig unterstützt, reisten im Sommer 1846 nach Wien, um bei den höchsten Stellen das Spiel zu gewinnen. Aber umsonst. Der Kaiser achtet das alte Recht der Tiroler, nach welchem eine derartige Propaganda unzulässig ist, und weist die uneigennützigen Vorschläge der Sachwalter zurück. Was war zu thun? Bürgermeister Maurer konnte nicht mehr aushelfen; man wandte sich an die Allgemeine Zeitung, in der Hoffnung milder Pietät für Bestrebungen dieser Art. So erschien erst unlängst ein Artikel aus dem Innthale, worin die Sorge der Tiroler für Einigkeit und Frieden in religiösen Dingen belächelt wurde, mit der unverkennbaren Absicht, der Sache in Wien eine günstige Wendung zu geben. In so weit hätte man gegen die Journalistik in dieser Angelegenheit Rücksicht haben können, weil ja natürlicherweise ein vorherrschend protestantisches Blatt sich der Glaubensbrüder annehmen mußte. Aber sie überstürzte, bewußt oder unbewußt, in ihrem Eifer, und druckte einen Erlaß des Guberniums in Innsbruck ab, welcher den Mann compromittiren mußte, aus dessen Feder er geflossen war, ohne Rücksicht auf seine amtliche Stellung, die ihm das darin bezeichnete Verfahren zur Pflicht machte. So sehr bisher die gewandteste Journalistik über diese confessionellen Gegenstände Tirols in Halbtönen und wunderlich verschlungenen Sätzen durch Ironie, Doppelsinn und Bauchrednerei ihre wahre Absicht zu verbergen gesucht hatte, bei dieser neuesten Zillerthalergeschichte wurde selbst der Befangenste klar über die Innein

gungen, welche in gewissen Regionen zu Gunsten der tirolischen Landesfreiheiten herrschten.

Ein Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, das tausend Rücksichten zu beobachten hat, mochte selbst zuerst, und besser als die Tiroler, begriffen haben, wie dringend ihre tirolischen und nichttirolischen Correspondenten und sie in Benützung derselben zur äußersten Vorsicht in diesem Punkte verpflichtet seien, und wie äußerst willkommen gewandte Schützenhülfe außer ihrer nächsten Verantwortlichkeit seyn müsse. Und in der That, auch hierin lächelte das Glück unerwartet günstig. Schon vor einem Jahre ließ die Allgemeine Zeitung in einzelnen Flüsterlauten bekannt werden, ein Buch über Tirol sei im Anzuge, das alle ihre Herzenswünsche über Tirol enthalten würde, eine Art Summa, worin Alles gesammelt sei, was den Rechtgläubigen in tirolischen Sachen zu denken und zu glauben obliege, und die Andersgläubigen wurden nicht undeutlich als Schüten gebrandmarkt, mit der Milderung jedoch, daß für den arabischen Ausdruck Hogenstrat und Pfefferkorn gesetzt war, wie denn oft ein mitleidiger Herr seinen verrätherischen Diener gelinde mit vierzig Streichen minder einen durchschlüpfen läßt. Der Inhalt des Buches wurde als „Feuer der Wahrheit" bezeichnet, das alle „freiern Geister und weiteren Gemüther" entzünde, und allenthalben „Entzücken und Furore" mache. Schrieb man einen Theil dieses Ueberschwangs auch gnädig auf die unwiderstehliche Röthigung der Kameradschaft, so blieb doch noch immer sehr viel übrig, die Erwartung unmäßig zu spannen. Und das Buch kam noch immer nicht nach Tirol, Schneefall mußte es in den Gebirgen aufgehalten haben, oder ein ähnliches Hinderniß in den tirolischen Alpenpässen. Da stieg der zweite Schwärmer auf, und ungemessener Jubel über die Jugendfrische und Wahrheit des Buches fuhr in eine Zeitungsspalte. Es wurde als Kunstwerk neben Kaulbachs Reineke Fuchs hingestellt, und der ganze deutsche Norden herausgefordert, seine tiefe Nichtigkeit dem süddeutschen Aufschwung gegenüber zu empfinden. Ob sich der hochberühmte Meister des

Bildes „Jerusalems Fall“ durch diese Zusammenstellung geschmeichelt fand, wissen wir nicht; Steub mußte sich jedenfalls geehrt fühlen, auf einmal in solche Höhe, bei anerkannter Meisterschaft, sich gehoben zu sehen. Die klügern Tiroler merkten indeß schon, wo das Lied hinaus wolle, und der geistreiche Reineke kam den Worten der Allgemeinen Zeitung als Deuter zu Hülfe, und gab ihnen in einigen seiner Partbien den nöthigen Commentar, wie es eigentlich um diese Parallele gemeint sei. Man kann sich denken, mit welcher Neugierde das kleinländische Alpenvolk auf solche Lobpreisungen der Allgemeinen Zeitung seines endlichen Schicksals harrte. Und nun liegt das Buch auf, und kann mit den Präludien der Freunde des Verfassers verglichen werden. Wir sind keineswegs so ungerecht, zu mißkennen, daß das Buch mit Geist und großer Sprachgewandtheit geschrieben ist. Scheint dieser Vorzug in unseren Tagen auch geringer, weil er sich unter viele Sprachmächtige vertheilt; so kann sich doch Steub über sein eigen Herz trösten, das noch nicht gelernt hat, mit seinem Verstande immer gleichen Schritt zu halten. Wo der Verfasser seinen natürlichen Sinn unbefangen walten läßt, ist er fast durchaus gutmüthig und gerecht in seinen Urtheilen, und selbst die Ader seines Witzes springt mit der unbefangensten Liebenswürdigkeit in's Leben. Es offenbart sich ein feines Gefühl für die tausenderlei Reize der Landschaft, wie des Landlebens, und für's frohe, genügsame Volk der tirolischen Berge. Es ist anziehend, den Verfasser zu sehen im Kreise der Naturmenschen, wie er den Städter ganz vergißt, und mit den Kindlichen jugendlich froh ist. Mehr als fast die meisten Nichttiroler hat er sich in die Tirolergeschichte und in die Schriften über dieselbe einzuleben gewußt, und bringt er in dieser Beziehung auch nicht viel Neues, so bewundern wir doch die kunstreiche Mosaik seiner Lesefrüchte, die einem Kritiker seines Buches so imponirt hat, daß er keinen Anstand nahm, dieselbe für nagelneue Erfindung des früher nie Dagewesenen zu erklären (Beilage Allg. Zeit. 312). Diesem derben Naturkinde aus der Vorstadt Au geht aber ein

trüber Doppelgänger zur Seite, welcher mit dem Zucken des Weltschmerzes und mit den Dornen liberaler Tendenzen zum Wunderdoctor am Glauben, an der Landesverfassung und am Volke Tirols werden will. Der gutmüthige Mutterwitz wird in diesem Mephistofeles zum sauern Hasse gegen Alles, was nicht in seine fertige Ansicht paßt, und er verschmäht es nicht, zum unehrlichsten Mittel, der Zote und dem Pasquille, herabzusteigen, um Dinge lächerlich zu machen, die durch ehrliche Beweise nicht entkräftet werden können. Er haßt die Jesuiten in seinem, d. h. schlechtesten Sinne, und möchte doch so gern einen Jesuiten, wie ihn seine Feder zeichnet, spielen, dem alle Mittel zum Zwecke gleichgültig sind. Die Wehmuth über den „pietistischen Rigorismus in Tirol", welche seinen Lobredner (Allg. Zeit. 312, 1846) so entzückt hat, ist jene indifferente Seelenstimmung, die, religiöser Gefühle entwöhnt, überall nur das Abbild eigener Leerheit aufstellen will, und sogar über den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! spotten kann; es ist die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Bemühungen gegen die tirolischen Güter und Ueberzeugungen, für die nach seinem eigenen Urtheile (Ergänzungsblätter z. Allg. Zeit. Jan. 1846, S. 58) die Tiroler freudigen Muthes sterben. Und gewiß; nur dieser tiefe Mißmuth, den jede fruchtlose Unternehmung begleitet, konnte den feingebildeten Zögling der Alt- und Neugriechen, zu jener „mänadischen Eloquenz" fortreißen, die er Gegnern schuld gibt, welche nicht zu seiner Fahne schwören, zu jenen Uebertreibungen schlimmster Art, welche in den Jahren 1806 bis 1808 in Tirol von Hofstetter und seinen Helfershelfern rücksichtslos geübt, die beiden Nachbarvölker erbitterten und zu verzweifelten Schritten verleiteten; Uebertreibungen und Verwirrungen, welche Bayern und Tiroler gleichmäßig beklagen. Jene bayerischen Männer konnten die leidenschaftliche Stimmung der Zeit für ihren Ueberdrang anführen, es lag etwas Großes und Erregendes selbst im Unmaße des damaligen Welteroberers, der die Bayern mit sich fortriß. Wo alle alten Verhältnisse zusammenbrachen, wo der Irrthum vergeiß

lich, zu glauben, daß es auch in Tirol leicht und glücklich brechen müsse. Tirol hat alte Unbild vergessen, und Bayern nicht minder: warum vermeidet Steub nicht wenigstens den Anschein, die alte Wechselfeindschaft literarisch heraufzubeschwören? Warum scheint sein Buch in diesem Theile nur die zweite Auflage jener Schmähschriften vom Jahre 1808 bis 1810 auf die tirolische Priesterschaft und die Patrioten des Landes, welche man nicht mehr thätlich beim Bart nehmen kann, aber durch Pamphlete kränken will? Hat er doch selbst, wenn wir nicht irren, bei Gelegenheit des Marienfestes auf Georgenberg 1845 in einem Berichte der Allgemeinen Zeitung aufrichtig gejubelt, als sich Bayern und Tiroler vor dem Bilde der Gottesmutter umarmten, vergessen alten Grolles und Mißgeschickes! Doch selbst hier tritt der Doppelgänger Mephistofeles mit emsiger Hast auf diesen Kranz der Versöhnung, welchen der frische Alpensohn in heiliger Begeisterung geflochten, und zieht die bergende Hülle vom tirolischen Leichnam, sage vom „verdorrten und ausgetrockneten" Volke Tirols, das durch Priester und Beamten um „seine Sagen und Mährchen, seine Lieder, seine Musik und seinen Tanz, seine Feste und seine Freuden, seine Rechte und seine Freiheiten, seine politische Wirksamkeit gekommen, dessen Anlagen man die Entwickelung, dessen Geiste man alle Anregung versagt", und den armen Lazarus mit lauter „Religion" füttern und verkrüppeln will. (Siehe drei Sommer in Tirol 1846, S. 645.) Das Tirolervolk kann sich über dieses hochnothpeinliche Urtheil kaum beklagen, da nach Steubs Aussprüche der Bauer im benachbarten Bayern, noch viel jämmerlicher bestellt, nur mehr „ein ödes Menschenbild ist, das in die Kirche geht und Steuern zahlt (S. 658)." Uns wundert nur, daß dieser berühmten Doppeleiche in den schönsten deutschen Alpen ein so frischer Buchsteller entsprossen konnte, in seinen guten Stunden Blut von unserm Blute, Geist von unserem Geiste, dem selbst „das fahle Nordlicht" die Wangenblüthe nicht ganz vergilben konnte! Aber solcher Widersprüche hat das Buch noch mehr. Selbst die advokatische Gewandtheit

des Meisters konnte sie nicht ganz ausglätten und versöhnen; Faust und Mephistofeles bewegen sich vor unsern Augen trotz der Verschreibung in ewiger Feindschaft. Kaum sitzt der Verfasser im Olivenhain „eines gar lieben Herrn“ in Botzen, in begeisterter Seligkeit über alle die Berge und frommen Hügelkirchen des Tirolerlandes (S. 370), oder in der hesperischen Landschaft von Obermais im Ausblick auf diese Reste frommer Andacht (S. 298), so tanzt gleich wieder die schöne Helena vor seinen Augen, und alle angeborne Herzensgüte, alle ernstlichen Vorsätze sind verflogen in die Winde (Simrocks Faust). In solchen dionysischen Stunden schreibt er fort über die Religion Tirols, wie folgt: „Freilich alles schön bestellt, an allen Hälsen hängen Amulette, auf allen Pfaden schallt es: Gelobt sei Jesus Christus, auf allen Straßen ziehen betende Wallfahrter und glanzreiche Prozessionen, auf jeder Flur steht ein Feldkreuz, auf jedem Bühel eine Kapelle. Ueberall schöne Kirchen, deren Glocken erbauend durch das Land hallen, Gotteshäuser voll bußfertigen Volkes, überall Klöster und Stiften, überall Weltpriester und Mönche, überall Andachten, Litaneien und Gebete, von Zeit zu Zeit auch eine „„Heilige““, durch die der Himmel sein Wohlgefallen am Lande zeigt. Aber ein solches Ensemble von Kirchendienst, Andacht und Frömmigkeit kann das wahre Volksleben nicht ersetzen.“ So eifert der gelehrte Anwalt gegen Uebertreibungen, die kein Verständiger in Schutz nimmt, wo sie wirklich vorkommen, und begeht selbst die ärgste Uebertreibung, die man sich denken kann, im Widerspruch mit seinen eigenen Erfahrungen, indem er so frohherzig und seelenvergnügt durch die Tirolerberge zieht, auch einen anständigen „Affen“ von Löwenberg nicht verschmäht, und im Grunde nur ein einzigesmal Verdruß hatte mit der Sennin in Stubai, die ihm für sein galantes Wesen kein gutes Wort gab. Wäre ein so inniges Herzensvergnügen des Verfassers denkbar mitten im Gesumse von Sterbeliedern und Missionspredigten, beim beständigen Anblicke von Feldkreuzen und Prozessionen, bei diesem ewigen Anbringen und Ansingen der Tiroler: Alle gute Geister loben

Gott den Herrn? Dürften wir uns einen wunderlichen Gedanken über ihn erlauben, so wäre es der: Steub spielt hier seine moderne Jesuitenrolle zum Entsetzen natürlich; gebe Gott, daß sein Herz weniger weiß von der Maske, und daß von Allem, was er über Religion und Kirchenwesen sprudelt, nichts wahr ist als die Schriftstellereitelkeit: dem Buche die rechte Beitze zu geben! Die Consequenz des dreisommerlichen Touristen vergißt vor Allem nicht, den tirolischen Clerus in's rechte Licht des Jahrhunderts zu stellen. Daß die tirolischen Seelsorger „alle ihre Hoffnungen auf ein besseres Jenseits setzen", kommt ihm schauderlich und sticklich vor, wie vielen Lebendigen der Name Tod und Grab. „Vom Daseyn einer deutschen Literatur findet man bei diesen Priestern kaum eine Ahnung. Die klassischen Studien werden durch das Brevier ersetzt, das ja auch lateinisch ist. Aus Lotterstudenten aufgewachsen, zeigen sie von philosophischer, historischer, staatswissenschaftlicher Bildung, von Zurechtstellung in Zeit und Zeitgeschichte, in ihren Beziehungen zum Ewigen (?) keine Spur." Das will wohl nur so viel sagen: daß Steub bei tirolischen Priestern seine irreligiöse Bildung nicht gefunden hat. In der That mochte die Weisheit derselben gar nicht so schlecht bestellt seyn, da ja aus seinem Buche unwiderleglich hervorgeht, daß er wenigstens von zwei tirolischen Priestern, derer klassische Studien sich auf's Bevier beschränkten, Merkliches gelernt hat, wenn er es auch nicht immer über sich bringt, die Quelle zu nennen.

Um keinen Zweifel zu lassen, wie dieser Unglimpf eigentlich gemeint sei, mißhandelt er vor dem deutschen Publikum mehrere Priester namentlich, und übergiebt sie der Verachtung der gebildeten Welt. Dechant Duile und Johann Santner zum Beispiel sind im ganzen Tirolerlande als Ehrenmänner bekannt, denen Niemand Geist, Wissen und Berufstreue abspricht. Vor so gefährlichen Feinden tirolischen Volkslebens und guter Sitte mußte mit der nämlichen Vorschnelligkeit gewarnt werden, als unlängst die Allgemeine Zeitung Veranlassung nahm, die Professoren Beda Weber und Pius Zingerle

bei Gelegenheit des Hammer'schen Begräbnisses anzufeinden, wobei sie freilich selbst genöthigt war, den Fehlgriff zu verbessern. Leute von indifferenter Gesinnung kennen die Mittel zum Zwecke gut, das muß man eingestehen. So lange die tirolischen Priester allgemeine Achtung verdienen und treu ihrem Berufe leben, ist für gedeihliches Aufwuchern der Steub'schen Lehren in Tirol nichts zu besorgen. Der Mann steuert zu auffallend mit der schlechten Zeitrichtung, und legt, obgleich katholisch, eine Vorliebe für den Protestantismus in Tirol zu Tage, die selbst für seine Zwecke zu klar heraustritt.

In dem Nachtrag von Steubs Buche, worin dieser Nachtschatten, erwachsen in der Waldeinsamkeit, und mit Bozener Klatsch begossen, am fröhlichsten aufgewuchert, wird insbesondere der Freiherr Joseph von Giovanelli arg mißhandelt. Das Alpenhafte und Grobkörnige seines Wesens habe ihn als Mittler zwischen dem ungelehrten, nicht repräsentationsfähigen Bauern und der Regierung eingeschoben; als ein civiler Held sei er als Universalerbe von Anno Neun geworden, und in seiner ständischen Wirksamkeit habe er zwar seinen Tiroler Patriotismus nie verläugnet, aber auch jenen andächtigen Strömungen, die das Land überfluthen, sich hingegeben, und einem compacten Bigotismus verfallen, seinem Hasse gegen Alles, was protestantisch ist, freien Lauf gelassen. So wird es ihm als Verbrechen angerechnet, daß er, wie damals die Boimont und die Payrsberg, der allmähligen Protestantisirung des Landes mit Entschiedenheit und der ganzen Macht seiner Beredsamkeit bei Gelegenheit des Zillerthaler Handels entgegengetreten. Nicht zufrieden mit solcher Unthat, hat er auch das Panner der Jesuiten, wie Leu in Luzern, so er in Tirol zuerst aufgepflanzt, und dadurch die Verwünschung aller Freischaarenmänner sich zugezogen; zuletzt sogar Schiller und Matthison als unnütz und verwerflich bei Erziehung der katholischen Jugend zu erklären sich erkühnt. Das alles sind freilich todeswürdige Schandthaten bei der Partei, die gern in den tirolischen Bräuchen und Mißbräuchen rein aufräumen möchte, und sie findet sich nun ermuthigt, die Ge-

nannten, ohne Maß, Würde und Gerechtigkeit zu mißhandeln. Sie bedenkt dabei nicht, daß nur ihr Lob verletzt, ihr Tadel aber ehrt, um so mehr, je tiefer er in Einem wie im Anderen sich in Ungemessenheit verliert, weil das Schmähen nur dem unerschrockenen Zeugnisse für die Wahrheit, und dem Kampfe für die katholische Landesgesinnung zu Theile wird, während der Preis dem Verrathe, der Feigheit, der Gottlosigkeit zum Lohne fällt. Was der Freiherr für die Reinerhaltung Tirols in den Tagen seines Lebens gethan, das findet jetzt nach seinem Tode schlagend, durch den furchtbaren Zustand des unglücklich-gemischten Deutschlands, sich gerechtfertigt, wo die Furien mit brennender Fackel auf allen Landstraßen und Märkten umziehen, und ein Abgrund dem andern ruft. Was aber die Misere dieser schmutzigen Persönlichkeiten vollends an's Tagslicht bringt, so ist es nicht so fast Steub, der hier aus eigener Fülle redet, sondern man kann aus seinen duftigen Redesätzen deutlich die Tirolerstimmen schallen hören, die ihn zur Befriedigung niederer Rache als Organ weitester Verbreitung gewählt haben. Einer derselben trug kein Bedenken, ein ekelhaftes Innsbrucker Pasquille gegen Giovanelli in die Steub'sche Sommerluft einrücken zu lassen, um so sicherer, da der Todte nicht mehr sprechen kann. So lange unter den Tirolern solche Mistblumen Rafel'schen Verraths auftauchen dürfen, ist kein Grund vorhanden, in der Anklage gegen den Geschäftsführer in der Vorstadt Au allzu empfindlich vorzugehen. Steub's größtes Verdienst ist die unzweifältige Aufrichtigkeit, mit welcher er die Grundsätze jener Partei ausläutet, und dadurch den gehofften Eindruck selbst vernichtet hat. Sein Buch ist ein Manifest seiner Meinungsgenossen, die durch Styleinförmigkeit und Gedankenwahlverwandtschaft in ihren Correspondenzen nicht allzu zahlreich inner- und außerhalb der tirolischen Berge sind. Durch alle Correspondenzen, Pamphlete, Pasquille und Rodomontaden gegen Tirol zieht sich ein rother Faden, den man bei jeder einzelnen Stylübung leicht erkennen kann. Viele Aufsätze der Allgemeinen Zeitung kehren in Steub's Buche wörtlich wieder, und

verrathen die Quelle und den Zusammenhang des ganzen Gespinnstes. Und damit am Ende selbst der blödeste Kopf zur Einsicht genöthigt werde, kommt die Allgemeine Zeitung mit einer unbedingten Lobrede des Steub'schen Buches, und übernimmt die Verantwortung selbst für die Irreligiösität und Politik desselben mit einer, wir müssen es offen aussprechen, beispiellosen Sicherheit. Denn Mebold, so scheint es wenigstens nach der übrigens trefflich geschriebenen Kritik, spricht es unumwunden aus, daß Tirol das „Votum des Doctor Steub's" beherzigen, und gegen diejenigen sich wehren möge, welche „das Volk seines Antheils an der geistigen Errungenschaft der Nation (?) berauben wollen." (Beilage Allg. Zeit. 312, 8. Nov.) Wir fragen nicht, wer diese Räuber tirolischer Nationalgüter sind, das Buch Steub's gibt von seinem Parteistandpunkte aus Aufschluß genug über den geistlichen und weltlichen Factor dieser Volksplünderung, und nimmer können wir gemeint seyn, politische Glossen zu machen, ungeachtet sie sich mit Erfolg gegen unsere Gegner kehren ließen. Wir wehren uns gegen die maßlosen Angriffe auf das religiöse Leben Tirols, und gegen eine Umgestaltung desselben im Sinne dieser einseitigen Volksfreunde.

Gleichzeitig mit Steub hat ein Preuße „Briefe aus und über Tirol" geschrieben, der zwar auf einem ganz andern Standpunkte steht, als Steub, aber in der Anfeindung katholischen Lebens eben so entschieden zu Werke geht. Er ist ein protestantischer Pietist, wie sie in einem gewissen Kreise zu Berlin und Vorpommern gang und gäbe sind, mit Grundsätzen, wie sie die literarische Zeitung unter höherem Schutze verficht, und Hengstenberg im Namen dünngesäeter Collegen handhabt. Zwei Dinge stechen aus Hartwigs Buche hervor, wie aus allen Schriften dieser preußischen Zeitrichtung, der anglicanische Wunsch einer äußeren Kirche, und der saure Haß gegen die katholische Religion. Ein Mann, wie Hartwig, ist an sich himmelweit von Steub verschieden, er kann weder dessen Bildung noch Jugendfrische, noch die Meisterschaft des

Styls und den Glanz phantasiereicher Darstellung in die Schale legen, die im Buche des Südländers selbst den auf kurze Zeit festhält, der mit den darin entwickelten Grundsätzen nicht einverstanden ist. Hier ist ein nüchterner Verstand im Kirchenregiment thätig, der sich in ruhiger Zurückgezogenheit zu Greenwich ganz erträglich ausgenommen haben würde. Der jugendliche Uebermuth des Auvorstädters nimmt sich fast liebenswürdig aus neben der vielleicht unwillkührlichen preußischen Hoffart, die in Tirol allen Ernstes mit Siebenmeilenstiefeln als Kirchenreformatorin einherschreitet. Hartwig scheint an der Thalsohle auf Weinlaub gesessen, im bequemen Reisewagen durchs Land gerollt, und aus angeborner Gustav Adolphs-Missions-Lust auf den drolligen Einfall gekommen zu seyn, zu schreiben, was er nie begriffen hat. Daher so viel klapperdürre Compilation, so viel Unklarheit über katholisches Wesen und so lächerliche Klatschereien. Auch Steub klatscht, aber nur selten ohne griechische Bosheit, die man an den Grazien und Dämonen zu dulden gewohnt oder genöthigt ist. Bei Hartwig wird der Klatsch unabsichtlich ohne Zweifel, doch oft ernsthaft genug. So bringt er ein Kirchengebet, das in Marling soll gebetet worden seyn, einen Unsinn, der nur an der Spree als ächt gelesen und geglaubt werden mag. Ein Spaßvogel erfand es eigens für Hartwig, dem die Prüfung des Windeies auf seinem Wege überflüssig schien. Der katholische Priester in Tirol ist nach seiner preußischen Unschuld weit ungebildeter, als ein Küster in Pommern, und die kindliche Sicherheit dieser Ueberzeugung kann wohl auch nur in Pommern zu Hause seyn. Denn die Weisheit des Hartwig'schen Buches giebt keineswegs das Recht, über Höhe und Tiefe fremder Bildung abzuurtheilen, sonst müßten wir fortschließen und behaupten, die preußischen Küster seien klüger als der Verfasser. Der Kirchengebräuche sind ihm in Tirol eher zu viel, als zu wenig, und er ist naiv genug, zu lehren, wie die katholischen Priester Messe lesen sollen. Das ist wahrhaft unerhört in Israel, Tirol und Königsberg, ein preußischer Exadjutant und Schiffs-

Director, welcher das osculum pacis beim Hochamt überwacht! Und am Ende des Buches das evangelische, mitbrüderliche Geständniß: wer fest bleiben wolle im protestantischen Glauben, könne sich im katholischen Alpenlande Tirol am besten für sein Bekenntniß stärken, beim Anblick der vielen tirolischen Mißstände und Sünden, die im protestantischen Berlin einen ganz andern, freilich kaum evangelischen Verlauf genommen haben würden. Unlängst ist ein Buch über die Prostitution in Berlin erschienen, das wir nicht des nähern anführen wollen. Darin ist freilich nicht die Rede von tirolischer Werkheiligkeit, die den zarten Nerven des guten Hartwigs so anstößig ist, aber wir glauben, daß das Bewußtseyn der Facta desselben, und beim Schicksale des preußischen Ehescheidungsgesetzes jedem Touristen aus Berlin oder Pommern die Lust vergehen sollte, über tirolische Tugenden und Glaubensmängel ein Buch von sechshundert Seiten um sechs Gulden achtzehn Kreuzer zu schreiben! Können wir uns nun bei der Betrachtung dieser exorbitanten Preußenfahrt keiner sonderlichen Geduld rühmen, so sind wir weit entfernt, den ehrenwerthen Charakter des Herrn von Hartwig anzufeinden. Man kann ein Ehrenmann seyn, will es auch nicht gelingen, aus angelebter Denk- und Empfindungsweise frei und unbefangen in den Kreis Andersgläubiger herauszutreten, und fremde Confessionsverhältnisse mit gehöriger Schonung zu erörtern. Ein Verdienst bleibt ihm, das wir freudig anerkennen, sein Buch ist frei von den nach Effect haschenden Absichtlichkeiten und Frivolitäten des Doctors Steub, und selbst da, wo er uns bekämpft, verletzt er nie die Würde und den Anstand des ehrlichen Mannes.

Dem Tiroler bleibt jedenfalls ein unberechenbarer Nachtheil aus solchen Aufregungen, die weit schmerzlicher und tiefer in's Leben gehen, als die im engen Kreise Gleichgesinnter, einseitig beharrenden Buchsteller zu glauben vermögen. Das Volk von Tirol, mit fester Anhänglichkeit an die katholische Kirche, verstand vor wenigen Jahren noch kaum, wie zwischen verschiedenen Confessionen ein Hader oder Streit seyn könne. Mit

harmloser Theilnahme betete es hinter den protestantischen Leichenzügen einher, und war nicht wenig verwundert, als man es belehrte, daß dieses katholische Gebet für die Todten die Andersgläubigen, die darauf nichts hielten, verletzen könne. Redliche Protestanten haben als Gäste in Tirol mit lobenswürdiger Unparteilichkeit anerkannt, daß im streng-katholischen Lande auch Duldung und freundlicher Verkehr für Akatholiken zu finden sei. Dieses friedfertige Gewährenlassen ist durch die ungeschickten Erzeugnisse literarischer Parteigänger gestört, und es fehlt nicht an leidenschaftlichen Wanderseelen, welche die dießfälligen Schriften durch ihre That zu bewähren suchen, und dadurch das gegenseitige Mißtrauen mehren. So kam unlängst ein Künstler reformirter Confession in ein katholisches Dorf, und ließ sich dort miethweise in einem Bauernhause nieder. Wegen seiner Geselligkeit wurde er bald bei jung und alt beliebt, und keine Seele dachte daran, seine religiöse Ueberzeugung anzufeinden. Da verfiel er plötzlich auf den Gedanken, eine reformirte Kapelle für sich zu bauen, und beantragte selbst unter Katholiken Geldsammlungen zu diesem Zwecke. Früher als er es auch nur im Traume geahndet hatte, stand er mit seinem Vorhaben allein, und klagte bitter über Religionshaß und Bigotterie. So war in kurzen Wochen das freundlichste Verhältniß vernichtet. Ein anderes Fremdenpaar von zartem Geschlechte, evangelischer Confession, betrieb in einer katholischen Stadt Tirols, mit allem Aufwande von Bildung und Scharfsinn, die Stiftung von Ehebündnissen zwischen protestantischen Touristen und katholischen Fräulein. Es entstand eine Werbeanstalt in ihrem Hause und offene Begünstigung geheimer Zusammenkünfte. Selbst den katholischen Bräuten in's eigene Haus nachzugehen und alle Kunst der Ueberredung aufzubieten, wurde nicht verschmäht. So kam das Verdienst einer Mischehe zu Stande. Als endlich nach vielen Monaten katholische Seelsorger und ehrenhafte Stadtbewohner gegen solche Freiung Einrede thaten, so war auf ihrer Seite nur ein Schrei des Entsetzens über Intoleranz, und zugleich das em-

sigste Bemühen, die Gegenredner im Vertrauen der Betheiligten herabzusetzen. Eine protestantische Pietistin aus Rußland besuchte in einer Landstadt Tirols Kranke, gab ihnen Geld und Trostworte, aber stets mit ruchlosen Reden gegen die selige Jungfrau Maria und die Heiligen der katholischen Kirche. Sie seufzte tief über die Unwissenheit der Leute, als ihr selbst die ärmsten Kranken das Sündengeld zurückwarfen. Bei einem akatholischen Begräbniß in einem tirolischen Dorfe wollte ein anwesender lutherischer Pastor eine Grabrede halten. Da aber in Tirol nach weltlichen und geistlichen Verordnungen weder bei Katholiken noch Protestanten eine solche Rede gehalten werden darf, so lehnten die competenten Seelsorger den angebotenen Dienst ab. Protestantische Freunde erhoben darüber größere Klage, als man unter den gegebenen Umständen hätte erwarten sollen. Solcher Fälle könnten wir noch ein Dutzend anführen, und wir brachten bloß einige davon zur Sprache, weil man sich ausdrücklich auf Steub's und Hartwig's Buch berief, um das Unrecht auf tirolischer Seite nachzuweisen. Nähme sich ein katholischer Tiroler in einem ganz protestantischen Lande solches gegen fremde Religionsüberzeugungen heraus, so würde man ihm mit Recht entschiedenen Widerspruch entgegensetzen. Was also die Protestanten für ihr Bekenntniß im eigenen Lande ansprechen, dürfen auch tirolische Landleute für ihr katholisches Glaubensbekenntniß fordern. Denn nicht im Indifferentismus, sondern im wechselseitigen Anerkennen confessioneller Rechte innerhalb bestimmter Verhältnisse besteht nach katholischen Grundsätzen die christliche Duldung. Die katholischen Tiroler können aus diesen Vorkommnissen manche zeitgemäße Belehrung schöpfen. Die Wanderungen durch ihr schönes Alpenland werden nicht aufhören, wenn es auch mancher Kurzsichtige wünschen oder hoffen mag, und eben so wenig der Anflug akatholischer Wünsche und Begierden. Große Vorsicht und Klugheit ist nöthig, um einerseits keine Rücksicht zu verletzen, die man jedem religiösen Bekenntnisse schuldig ist, andererseits die katholische Ueberzeugung unversehrt aufrecht zu

erhalten. Der tiefe Zug von Gutmüthigkeit und Wohlwollen, der nach Steub durch das ganze tirolische Volk geht, lehrt am besten die rechten Wege, nach keiner Seite zu verstoßen. Nur lasse sich Niemand träumen, daß er ohne Entschiedenheit Andersdenkenden gegenüber Achtung oder Schonung zu erwarten habe. Nie soll die Herzensgüte so weit gehen, in diesem Punkte irgend eine, wenn auch nur scheinbare Concession zu machen. Bisher hat Tirol Haus, Stube und Tisch gern mit jedem Fremdlinge getheilt, und wir hoffen, daß diese schöne deutsche Herzlichkeit nicht aufhören werde, wenn auch viele Reisende dafür eben nicht danken sollten. Aber die Lehre soll unvergessen bleiben, die wandernde Schriftsteller dem Tirolervolke zu geben nicht ermüden: Hüte deinen Glauben, dein Herz und deine stille Häuslichkeit, wenn du nicht ein Opfer ungläubiger, indifferenter Pamphletisten werden willst, wie die revolutionäre Schweiz in ihrer größten Zerrissenheit von erbitterten Parteien, die sich wechselseitig zerfleischen. Sammle dich mit klarem Bewußtseyn und mit dem Muth, der dich in keinem Kampfe verlassen hat, gegen Angriffe auf deine heiligsten Güter, die mit jedem Jahre wiederkehren werden, und sei bereit, Rechenschaft zu geben vom Grunde deines Glaubens. Zeige deinen Feinden zum Trotz, daß du wach, lebendig und bewaffnet bist, und noch jugendlich grünst im Garten der katholischen Kirche, damit das Ergebniß wiederkehrt, das wir unlängst an den Katholiken der Rheinlande erlebt, wo formlose Willkühr mit katholischem Wesen eben so leicht fertig zu werden meinte, als gelehrte und ungelehrte Touristen mit dem katholischen Tirol.

LX.

Zeitläufte.

Das Ende der Republik Krakaus, als nothwendige Folge des jüngsten Revolutionsversuches. — Allgemeine Betrachtungen über den, mit der Nationalität getriebenen Mißbrauch. — Unterschied zwischen Staat und Volksthum. — Ueber die Versuche, das letztere mit dem Staate zu verwechseln. — Anwendung dieser Grundsätze auf die Lage Polens. — Schonung der polnischen Nationalität aber Unmöglichkeit der Wiederherstellung eines polnischen Staates. — Gänzliche Zweckwidrigkeit der dazu gewählten Mittel. — Zweifel an der naturwüchsigen Aechtheit des polnischen Nationalfanatismus. — Widersprüche, in die derselbe mit sich selbst gerathen. — Große Selbsttäuschung, in der die polnischen Auswanderer lebten. — Rückblicke auf die Geschichte Polens seit 1830. — Aristokratisch-russische, französisch-democratische Partei in Polen. — Sieg der letztern. — Gründung der Revolution auf das Princip der Nationalität. — Reaction hiergegen in Rußland. — Russenthum gegen Polenthum und weitere Folgen dieses Kampfes und seines unvermeidlichen Ausganges.

Den 25. November 1846.

Das Schicksal Krakau's ist ein neuer Beweis, daß mit wunderseltenen Ausnahmen Revolutionen gerade das Gegentheil dessen herbeiführen, was deren Anstifter und Führer in's Leben rufen wollten. So wie die Warschauer Insurrection vom Jahre 1830 das Königreich Polen in eine Lage versetzt hat, welcher gegenüber der frühere Zustand während des Zeitraums von 1815 bis 1830 den polnischen Patrioten beneidenswerth erscheinen muß, so ist auch das Ergebniß der Verschwö-

rung, die im Februar 1846 in offenen Aufstand auslief, für eben jenes national-polnische Interesse das möglichst verderbliche gewesen. Das große Geheimniß: daß die unermeßliche Mehrheit des polnischen Volkes eben keine Wiederherstellung der alten Republik Polen will, daß sich der Bauer mit der äußersten Gewalt jeder neuen Adelsherrschaft erwehren würde, und daß er eben jene Species von Vaterlandsliebe, welche seine Herren belebt, mit dem tiefsten Grimme haßt, dessen er fähig ist, — dieß Geheimniß hat sich in den Schreckenstagen zu Tarnow mit unwiderstehlicher Gewalt durch die künstlichen Hüllen und Decken Bahn gebrochen, in welche eine theils überzeugungslose, theils unwissende und irregeleitete Presse die kindischgewordene, öffentliche Meinung eines großen Theils der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts eingewickelt hielt. Eben so begreiflich ist es, daß die drei Schutzmächte, welche den immer wieder erneuerten Revolutionsversuchen der Emigration, und dem über alles Maß hinaus unverschämten Lügensysteme der französischen Presse gegenüber nicht zum Gespött werden wollten, endlich über Krakaus politische Selbstständigkeit den Stab brechen mußten. Natürlich schließt dieß nicht aus, daß Jene Himmel und Erde zur Rache aufrufen werden, welche bisher nicht ohne Erfolg den Grundsatz zur Basis des Völkerrechts zu machen suchten: gegen bestehende Regierungen sei, bloß weil sie bestehen, jeder, auch der mit den treulosesten- und unwürdigsten Waffen geführte Streich von vornherein gerechtfertigt, jedweder Versuch der Nothwehr aber verboten und himmelschreiendes Unrecht. Die weiteren Folgen dieses Ereignisses auf dem Gebiete der europäischen Politik und den endlichen Ausgang des Processes wollen und müssen wir, als sehr unparteiische Beobachter! in Geduld und Langmuth, abwarten.

Natürlich wird es in den französischen und, — nicht gerade zur Ehre Deutschlands! auch in den deutschen Journalen nicht an wortreichen Wehklagen fehlen über das Unrecht und Unglück, welches durch die Einverleibung Krakaus in die öster-

reichische Monarchie der polnischen **Nationalität** widerfahren sei. Bloß über dieses Kapitel wollen wir uns hier vorläufig einige Bemerkungen erlauben.

Darf die Nationalität, wie es täglich mehr geschieht, zu einer Gottheit erhoben werden, in deren Namen Absolution von jedwedem, auch dem empörendsten Frevel, von jeder Lüge, Heuchelei und Schlechtigkeit ertheilt, zu jedem auch dem verderblichsten und gewaltsamsten Angriffe auf die Grundlagen der bestehenden politischen Gesellschaft ermuntert wird? Darf der Begriff des Volksthums als tauglicher Hebel beim Umsturze, insbesondere jedweder monarchischen Regierung angelegt werden? Darf die Nationalität ein Deckmantel seyn, unter welchem, außer allen schlechten Leidenschaften des Hasses und der Rache, auch der schmählichste Egoismus einzelner Stände, Familien und Individuen eine unantastbare, sichere Zufluchtsstätte findet, sobald er sie dort sucht und in Anspruch nimmt.

Gegen diese häufig von kurzsichtigen Regierungen selbst zu Hülfe gerufene Theorie, welche die Nationalität zur Grundlage und zum herrschenden Princip jedes Staates erheben möchte, müssen wir uns, als gegen eine durch und durch heidnische, und noch dazu im neuern Europa lügenhafte, naturwidrige, künstlich erzeugte Irrlehre mit dem entschiedensten Ernste erklären. Nationalität und Staat sind mit nichten gleichbedeutend; — das **Volk**, in sofern es die Gesammtheit aller Einwohner eines Staates begreift, ist keineswegs mit der Race oder dem **Volksstamm** zu verwechseln. Nachdem es den Verfälschern der öffentlichen Meinung gelungen, diesem Irrthum in einem weiten Kreise Geltung zu verschaffen, ist auf dem Boden solcher Anschauungsweise das Unkraut des Panslavismus, des (burschenschaftlichen) Deutschthums, des jungen Italiens hervorgewachsen. Will, um uns, nach der Analogie des „Weltschmerzes“ der jungdeutschen Phraseologie zu bedienen, das allgemeine Slaventhum aus allen Zweigen dieses Stammes eine große, revolutionär-slavische **Weltruthe** binden, so glaubt die Pseudodeutschheit alle Staaten germanischen Geprä-

[illegible] zu einem [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu können, und der Particularismus möchte sich zu-nächst an einer neuen, wechselnden und mannigfachen Gestaltung der italienischen Halbinsel versuchen. Aber aus tiefster Ueber-zeugung erklären wir, als drei Großmächte können nur zum Verderben der Völker ausschlagen, und denen sie gemacht wer-den. Sie würden, wäre es möglich, daß sie gelingen könn-ten, zuerst in die alte Zeit des Feudalthums zurück, dann aber in gränzenlose Gewaltherrschaft schlimmer Demagogen über Leib und Seele führen. Da sie aber, dem Gange der euro-päischen Gesittung gemäß, nicht gelingen können, da sie ein thörichter, von Beschränkten [illegible], von Verwegenen ge-wagter Versuch sind, gegen den Strom der Geschichte zu schwimmen, so kann der Anachronismus solcher Bestrebungen, der That und Sache nach, auch nur zu gränzenloser, allge-meiner Verwirrung führen.

Daß es verschiedene Volksstämme gibt, und daß es zweckloser Unsinn und dumme Barbarei wäre, die Sprache, die Sitte, die Eigenthümlichkeit des einen oder andern von Regie-rungswegen auszurotten und vernichten zu wollen, bedarf keines Beweises. Das Gegentheil ist nie von uns behauptet, aber, wo es geschehen, beschönigt worden. Aber die Volksthümlich-keit einer Race ist kein Staat, und sie hat kein Recht, sich durch Zerstörung und Auflösung des bestimmten Staates, dem sie angehört, politisch geltend zu machen. Das ist es, was wir behaupten.

Wir erkennen daher auch eine Eigenthümlichkeit der pol-nischen Race an. Aber sie ist kein politisches Recht, sondern ein natürliches Factum, wie der Unterschied von Mann und Weib, von Alter und Jugend. Der polnische Stamm besteht, und, weil er besteht, muß er als bestehend anerkannt werden. Was wir aber nicht anerkennen, ist ein polnischer Staat. Dieser ist durch die schwere und große Schuld vieler Geschlechts-folgen rettungslos zu Grunde gegangen. Ob er jemals wieder hergestellt werden wird? — Wir kennen die Wege der Vorse-

hung nicht, und glauben, daß kein Sterblicher so vermessen seyn darf, den Schleier lüften zu wollen, der die Zukunft deckt. Was wir aber wissen, ist: daß der Wille der Menschen, sei es der von Einzelnen oder von ganzen Conspirationen, nicht genügt, Todte wieder lebendig zu machen. Die Existenz jeder politisch unabhängigen Gesellschaft setzt ein Zusammentreffen moralischer und factischer Bedingungen voraus, von denen im heutigen polnischen Volke auch nicht mehr die leiseste Spur anzutreffen ist. Die Republik Polen hat aufgehört zu seyn, weil sie, auch abgesehen von den Plänen und Attentaten der Nachbarn (die wir zu vertreten uns so wenig berufen fühlen, wie den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der sie geboren), nicht mehr lebensfähig war, und weil sie, als sie unterging, keine einzige jener Bedingungen mehr erfüllte, auf welcher das Bestehen der Reiche beruht. Dieß sind Thatsachen, die, wir wissen es! — die deutsche Kaffeehauspolitik in's Angesicht schlagen; aber es ist, so scheint es uns, Zeit, daß die politische öffentliche Meinung unserer lieben Landsleute endlich aus den Kinderschuhen trete, und das von böswilligen Intriganten so schmählich benutzte Gängelband eines unruhigen, kindischen, aber unglaublich schnell und leicht verfliegenden Enthusiasmus abwerfend, sich daran gewöhne, die Wirklichkeit anzuerkennen. Möge sie sich daher auch mit der Wahrheit befreunden: daß jeder politischen Wiederherstellung Polens eine sittliche vorausgehen müßte, und daß, um diese in's Leben zu rufen, Gift und Dolch, Drahtschlingen, Verschwörungen und sicilianische Vespern zuverläßig nicht die geeigneten Mittel sind. Ein nationaler Fanatismus, ein sich mit Absicht und Bewußtseyn schroff sondernder Volksgeist genügt noch nicht zur Wiederherstellung eines sebstständigen Staates. Beweis dessen die Juden, mit deren scharf ausgeprägter Nationalität an intensiver Gewalt keine andere verglichen werden kann, und die bis auf den heutigen Tag, wie kein zweites Volk des Erdbodens, ein einiger, reiner, unvermischter Stamm geblieben sind, ein Stamm, der seinen gemeinschaftlichen Vater und Ahnherrn mit histori-

scher Gewißheit nennen, seinen Adel bis auf zwei Tausend Jahre vor Christi Geburt zurückführen kann. Und dennoch, wem ist es seit jenem Tage des Zorns über Jerusalem gelungen, die Zerstreuten zu sammeln und in das Land der Verheißung zurückzuführen.

Dieser Vergleich der Polen mit dem nationalsten aller Völker darf jedoch, wir geben es zu! — nicht weiter geführt werden. Den Juden ist es mit der Sache ihres Volkes zu allen Zeiten tiefer Ernst gewesen; in den polnischen Fanatismus mischt sich, neben dem durchgehenden Charakterzuge des Verraths an der eigenen Sache, nur all zu oft Grimasse und heuchlerische Komödie. Wie kann man uns zumuthen, an die naturwüchsige Aechtheit schwärmerischer Vaterlandsgefühle zu glauben, die nach dem Unterliegen der Adelsinsurrection in Galizien so urplötzlich einer bacchantischen Begeisterung für Rußland wichen? Vom Aufkaufen russischer Sprachlehren und Wörterbücher steigerte sich der Schwindel in wenigen Wochen durch alle Stufen der Demonstration, bis zu jener bekannten Scene in Krakau, wo die Uniform eines ganz gewöhnlichen, russischen Officiers, der dort natürlichen Todes gestorben, als Reliquie zu kleinen Lappen und Fetzen zerrissen wurde! Als dann aber eine Deputation dem Selbstherrscher aller Reußen die absolute Herrschaft über alle Polenherzen zu Füßen legte, und Kaiser Nikolai Pawlowitsch (der seine Leute kennen gelernt!) diesen neugebackenen Enthusiasmus wie ein unsauberes Insect von sich schnellte, da fiel das Patriotenthum also gleich wieder auf seine alten Füße, und die Wehklage um das zerstörte Volksthum begann von neuem, wie wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre!

Wenn wir auch von diesem desperaten Intermezzo absehen, wenn wir auch einräumen, daß bei einem großen Theile der um Polens Schicksal Trauernden, hinter all den künstlichen Gefühlen und dem gemachten Herzenleid, wirklicher, natürlicher Ernst und hochtragische Wahrheit steckt, wenn wir unbedingt zugeben: daß die Sehnsucht des gesammten Adels

Axiom aus, ganz Polen wolle, fühle, denke wie sie, während die unermeßliche Mehrheit der Nation, — Galizien hat es bewiesen! — alle diese Parteien und Factionen miteinander verabscheute. Wie konnte unter solchen Umständen das Ergebniß aller jener Umtriebe der Ausgewanderten ein anderes seyn, als das, welches heute der Welt offen vor Augen liegt.

Polens Wiederherstellung hat an derselben Klippe der innern Getheiltheit und Zerrissenheit Schiffbruch gelitten, an welcher die politische Existenz dieses Landes im vorigen Jahrhundert scheiterte. Unmittelbar nach dem Wiener Congresse begann wiederum das alte Spiel der polnischen Leidenschaften und Interessen. Damals träumte eine starke Fraction, besonders des litthauischen Adels, an deren Spitze die Fürsten Czartoryski und Oginski standen, von einem, alle ehemaligen Theile wieder vereinigenden Königreiche Polen, dessen Haupt der Beherrscher von Rußland seyn sollte. Und in der That war diese Partei die einzige, die nicht auf Sand gebaut hatte. Ihr nämlich war es gelungen, das Ohr des Kaisers Alexander zu gewinnen; durch ihren Einfluß kam die Bestimmung in den ersten Artikel der Wiener Congreßakte, „Seine Majestät behält sich vor, diesem Staate (Polen), der eine abgesonderte Verwaltung genießen soll, jene innere Ausdehnung zu geben, welche Ihr angemessen scheinen wird.“ Polen bildete in Folge dessen wirklich einen von Rußland völlig getrennten Staatskörper, und Kaiser Alexander führte den Titel: „Wiederhersteller von Polen“, nicht ganz mit Unrecht. Wenigstens verdankte ihm Polen das, was es früher nie besessen hatte, ein gut organisirtes Heer auf eigenem Grunde und Boden, und eine regelmäßige, wohlgeordnete Verwaltung. Die erwähnte Partei aber rechnete mit Zuversicht darauf, die angränzenden Theile von Preußen und Oesterreich bei der ersten großen europäischen Bewegung mit dem, unter russischer Oberhoheit stehenden polnischen Hauptkörper zu vereinigen. Daß in jenen Gebieten deutsche Bildung seit siebenzig Jahren schon in weitem Umfange Wurzel gefaßt, daß sie zum Theile deutsch geworden, zum

Theil (wie der größte Theil von Westpreußen!) ursprünglich deutsch gewesen waren, wie konnte dieß bei dem Calcul dieser polnischen Patrioten in Anschlag kommen!

Dieser russisch = czartoryskischen Partei gegenüber hatte sich jedoch, nach uralt sarmatischer Sitte, eine andere gebildet, die sich an die französisch=revolutionäre Bewegung lehnte, von dieser allein das Heil und die Wiederherstellung Polens hoffte, und die Anhänger, welche Rußland unter dem hohen Adel hatte, polnischem Herkommen gemäß auf den Tod haßte und befehdete. Diese liberale Partei vergötterte Napoleon, obgleich gerade gegen ihn im Interesse Polens die schwersten Anklagen erhoben werden mußten, fühlte sich dem Carbonarismus verwandt, und lebte und webte in den Ideen des Liberalismus, wie er sich während der Restauration in Frankreich gestaltete.

Man hat den Wiener Congreß häufig wegen der unterlassenen Wiederherstellung eines einigen Polens getadelt. Und in der That! die Unterlassungssünde, wenn es eine ist, liegt offen vor. Aber wer nicht bloß mit der Phantasie und dem Gefühle des Moments Politik macht, versetze sich einen Augenblick in die Mitte der damaligen Conjuncturen. Außerhalb den eben bezeichneten Parteien und den ihnen entsprechenden Eventualitäten gab es keine dritte, und ein politisches Gebäude, aus andern als den eben vorhandenen Elementen aufzuführen, ist noch keinem Sterblichen je gelungen. Jede vollständige Wiederherstellung konnte entweder nur eine russische Filiale schaffen, ähnlich dem Polen, welches vor der ersten Theilung bestand, oder ein bonapartistisch=französisch=revolutionäres. Daß von irgend einem hierauf zielenden Versuche in dem Augenblicke, wo Europa sich zum letzten großen Kampfe gegen Napoleon anschickte, nicht die Rede seyn konnte, wird auch der Befangenste zugeben. Ob aber mit einem Polen der erstgedachten Art, welches z. B. jedwede Spur von deutscher Bildung an der Ostseeküste mit Absicht und Bewußtseyn vernichtet hätte, ob mit einem solchen unsern deutschen Interessen gedient, ob es weise und gerathen gewesen wäre, Oesterreich

und Preußen um dessentwillen zur Herausgabe seiner ehemals polnischen Provinzen zu vermögen, — diese Frage möge Jeder, der den Wiener Congreß wegen der Nichtwiederherstellung Polens tadelt, sich in der Ruhe und Sammlung seines Gemüthes selbst beantworten. Es ist traurig und beschämend, aber es ist wahr, — wir Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts haben ein eigenthümliches Talent, Nationalität für fremde Rechnung zu machen, und darüber unsere eigenen, nächsten, auf flacher Hand liegenden Interessen zu opfern. Wenn wir wüßten, wie unglaublich lächerlich uns dieser Enthusiasmus für unsere natürlichen Gegner vor unsern Nachbarn macht, würden wir in uns gehen, und anfangen uns zu schämen.

Kehren wir von dieser, leider! nicht weit hergeholten Beobachtung zur neuern Geschichte Polens zurück. Die große Menge der Krieger, welche unter französischen Fahnen gedient und dann, zum Theil im höchsten Range, einen Platz im neugebildeten Heere des Großfürsten Constantin gefunden hatte, arbeitete dem Eindrucke der repräsentativen Formen der Warschauer Regierung in die Hand, und die auf einem Punkte zusammentreffende Wirkung beider war ein vollständiger Sieg des demokratisch-französischen Elements über das aristokratisch-russische. Daher die ungeheure Rückwirkung der Julirevolution auf Polen, und der Ausbruch einer längst bestehenden, sich an die revolutionären Bestrebungen in Frankreich anlehnenden Verschwörung am 29. November 1830. Als ein glücklicher Handstreich dieser Cotterie die Herrschaft über Polen zugeworfen, verließ auch der Fürst Czartoryski die Fahne, der er bisher gefolgt war, und warf sich, freilich nicht ohne aristokratischen Vorbehalt, der siegreichen Revolution in die Arme. Fortan wurde die, im Geiste dieser Richtung auf die Spitze getriebene und mit allen Elementen der revolutionären Doctrin geschwängerte, polnische Nationalität das Feldgeschrei.

Wir können uns des peinlichen Geschäfts entschlagen, den weitern Verlauf dieses Trauerspiels zu berichten. Was kommen mußte, kam, nicht bloß wegen der notorischen Unfä-

higkeit Vieler, welche an die Spitze der Insurrection von 1831 traten, sondern aus Gründen einer innern Nothwendigkeit, die in der Sache lag. Hier wollen wir nur zwei Gesichtspunkte hervorheben, die von den Meisten, die über polnische Angelegenheiten urtheilen, übersehen werden. Der Intriguenkampf der französischen und der russischen Strömung dauerte auch im insurgirten Polen fort, nur hatten sich diese, mehrfacher Unterabtheilungen und Schattirungen zu geschweigen, zu einer aristokratischen und einer demokratischen Partei umgestaltet, die bekanntlich, nachdem sie beide im Jahre 1831 den russischen Waffen unterlegen waren, ihren wüthenden Parteikampf auch in der Verbannung fortsetzen, und dessen bis auf den heutigen Tag noch nicht müde geworden sind. Daher die absolute Unmöglichkeit, daß irgend ein Anschlag zur Wiederherstellung von Polen jemals gelingen kann. Der erste Act der Restauration eines wieder frei und selbstständig gewordenen Reiches der Piasten wäre der Bürgerkrieg, der zweite die Intervention der Nachbarn, der dritte eine neue Theilung.

Ein zweiter Gesichtspunkt ist folgender: Das Ueberreizen des polnischen Nationalgefühls, die Steigerung desselben bis zur Karikatur und Unwahrheit, hat ein ganz ähnliches Gegenbild in Rußland hervorgerufen. Die Russomanie, und mit ihr der Kampf gegen das deutsche Element in den Ostseeprovinzen, wie in der russischen Militär- und Civilhierarchie, die Verfolgung der katholischen Kirche, der protestantischen Confessionen und der Juden, die Sucht: das ungeheure weite Reich in eine und dieselbe geistige und leibliche Uniform zu stecken; endlich der Gedanke eines russisch-slavischen Weltreichs selbst, — alle diese Erscheinungen sind nichts, als der einfache und unvermeidliche Rückschlag gegen die sich immer höher steigernden Ansprüche einer fanatisch-polnischen Volksthümlichkeit. Diese ist es hauptsächlich, die als Reaction ein eben so einseitiges Russenthum in's Leben gerufen hat.

Traten aber diese zwei Nationalitäten auf den Kampfplatz, so konnte der Sieg keinen Augenblick zweifelhaft seyn.

Polen appellirte an den Geist der Race, und Rußland folgte seinem Beispiel. So stand hier Stamm gegen Stamm, Volksthum gegen Volksthum. Aber die polnische Nationalität hatte keine politische Existenz mehr, und konnte keine haben; die russische dagegen, abgesehen von dem ungeheuern Uebergewicht der Volkszahl, konnte der polnischen Zerrissenheit selbstherrisch-streng geordnete Einheit, ein unumschränktes Oberhaupt, und außerdem noch einen Militärstaat gegenüberstellen, wie es keinen zweiten gibt. Das nationale Russenthum hatte nur auf diese Gelegenheit gewartet, um mit unglaublicher Heftigkeit hervorzubrechen, und alle jene Elemente wegzuschwemmen, die ihm längst schon ein Dorn im Auge gewesen waren. Dieß ging so weit, daß jede glückliche Waffenthat der polnischen Insurgenten ein wahrer Triumph war für die fanatisch-altrussische Partei. Hatte sie es nicht längst gesagt: das komme davon, wenn man den „Fremden", den „Lateinern" Vorrechte gäbe vor dem rechtgläubigen Moskowitervolke! Als endlich das kleine Kapital von Zucht und Ordnung im Lager der polnischen Patrioten, welches die Restaurationsperiode ihnen zugebracht hatte, aufgezehrt war, da brach der Tag der Rache für die Moskowiter an, die nun ihrerseits aus der Idee der Nationalität, die der Gegner aufgestellt, folgerten, was des Siegers Macht mit sich bringt. Bekanntlich hat das katholische Volk in Rußland die Kosten dieses Krieges zweier Racen entweder mit der Ruhe seines Gewissens, oder mit dem Martyrium bezahlen müssen.

Vergessen wir es nicht: der Kampf war im Namen der polnischen Nationalität eröffnet, die keine Herrschaft der Fremden dulden könne. Aber wie wenig innerer Halt und Wahrheit lag in dieser Nationalbegeisterung! Die Leiter der Bewegung, die wohl wußten, was sie davon zu halten hatten, boten in ihrer höchsten Angst und Noth im Jahre 1830 einem Prinzen des Hauses Oesterreich die Krone Polens, trachteten 1846 den König von Preußen für den Gedanken einer Wiederherstellung unter seinem Scepter zu gewinnen, und wollten bald

darauf sich dem Czar in die Arme werfen; alles dieß unter fortwährenden Wuth- und Rachepredigten der beleidigten Nationalität gegen die Fremden, die es wagen würden, das freie Polen zu beherrschen! Hätte ein, auf solche Versalität des Charakters gegründetes Volksthum, und ein aus solchem moralischen Stoffe wieder hergestelltes Polen jemals in der Wirklichkeit jener eherne Schild gegen Rußlands Uebermacht seyn können, zu welchem es der, bis auf die neuesten Zeiten festgehaltene, fromme Wunsch so Vieler von uns machen wollte? Und ist, wenn jeder Denkende nach den jüngsten Ereignissen in Posen und Galizien von dieser Aussicht für immer scheiden mußte, es nicht als eine glückliche Fügung des Geschickes zu preisen, daß wenigstens der wichtige Gränzstein Krakau — schon heute eine größtentheils deutsche Stadt! — Deutschland gerettet und erhalten ist?

Wir haben in den bisherigen, Polen betreffenden Erörterungen dieses unglückliche Land und Volk weder anklagen, noch vertheidigen wollen. Von Völkern, wie von Individuen gilt die Drohung Jehova's: daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Unsere Absicht war nur, die geneigten Leser auf einige Thatsachen aufmerksam zu machen, von welchen sich unsere, leider noch in den Windeln liegende, an politischem Geiste schwache, aber an großen Worten überreiche, deutsch-nationale, publicistische Schulphilosophie nichts träumen läßt. Hätten wir einige, wie es scheint tief eingewurzelte, und von Manchen mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit festgehaltene Illusionen zerstören helfen, so wäre unser Zweck erreicht. In einem unserer nächsten Artikel werden wir die bedrohliche und falsche Stellung schildern, die der hier geschilderte Nationalismus zur Religion und Kirche genommen hat.

LXI.

Die Reformation in Straßburg.

(Fortsetzung.)

Die Straßburgischen Abgeordneten an dem Reichstag zu Worms machten Luthers persönliche Bekanntschaft. Hans von Stock fand sich durch die Keckheit und den entschiedenen Ton seiner Behauptungen dergestalt betroffen, daß er zu ihm sagte: „Lieber Doctor überlegt das wohl, ob Ihr Verwirrung in der Welt stiften, und Eurer und anderer Christen Gewissen mit unerträglichen Lasten beschweren möget"; worauf dieser alsbald erwiederte: „hieran denke ich gar nicht; es ist der Papst, welcher mein und anderer Christen Gewissen mit Lasten beschwert; bitte Euch daher, Ihr wollet das reine Wort Gottes, welches Euch redlich geboten wird, nicht verschmähen und nicht übel davon reden. Ich bin nur ein Werkzeug, darum mögt Ihr von mir, als von einem Menschen, übel reden, wie's Euch gefällt, nicht aber von dem, was ich Euch lehre." Eine seltsame Distinction; aber doch klar genug, um zu zeigen, daß an die Stelle der bisherigen Autorität eine andere treten wolle.

Inzwischen waren Peter Wickgram, Geilers Nachfolger, als Domprediger, und Matthäus Zell, Pfarrer von St. Laurenz, in Philippis Fußstapfen getreten. Der hohe Chor setzte Jenen augenblicklich ab, traf aber in seinem Nachfolger keine glücklichere

Wahl. Da derselbe bei dem Magistrat und dem Dompropst alsbald Schutz fand, donnerte er von seiner Kanzel nur um so lauter gegen Papst und Geistlichkeit, und Alles, wogegen Luther bereits losgezogen war. Die protestantischen Berichterstatter selbst geben zu, Ungestüm, Wortfülle und ungeschliffener Ausdruck hätten seinen Mangel an theologischen Kenntnissen verhüllen müssen. Dafür machte er um so größeren Eindruck. Gleich seinen Vorbildern legte er die Verirrungen des Einzelnen der Kirche selbst zur Last; nicht die Menschen, die Institution griff er an. Die Priester, sagte er ganz ungescheut, fürchten entlarvt zu werden, Ablaß und Fegfeuer möchten in Mißcredit kommen, deßwegen schreien sie Jeden, der ihren Betrug enthüllen will, als Ketzer aus. Sie nehmen alle Gräuel und Laster unter ihren Schutz aus bloßer Besorgniß, man möchte endlich ihren Schändlichkeiten, ihren Betrügereien, ihrer Verruchtheit zu Leibe gehen.

Darf man darüber erstaunen, daß dergleichen Ausfälle begierig gehört wurden, daß immer dichtere Haufen zu denselben sich hinzudrängten, daß sie, Tag für Tag wiederholt, nicht ohne Wirkung blieben? Je ärger Zell tobte, desto zahlreicher wurde seine Kirche besucht, und je eine größere Menge er vor sich sah, desto kecker behauptete er, einzig dem Evangelium gemäß zu predigen. Schon hatte er es dahin gebracht, daß das bloße geistliche Gewand genügte, um denjenigen, der es trug, den Angriffen des Pöbels preis zu geben. Die Wüthendsten liefen durch die Straßen, wiederholten die Worte, welche sie so eben von der Kanzel gehört hatten, und suchten den Pöbel aufzustiften, daß er die Priester überfalle und sie haufenweise niedermache, wenigstens zur Stadt hinausjage. Ein gewisser Hans Karst zeigte sich hierbei so unermüdlich, und geberdete sich so unsinnig, daß der Stadtrath im Jahre 1522 sich genöthigt sah, denselben zu verbannen. Dafür erwarb sich der Edle einen solchen Namen, daß der bernerische Maler und Dichter, Niklas Manuel, denselben, in der verwandten Neigung, durch die Ueberschrift über ein Spottgedicht gegen die Geistlichkeit verewigte.

Das waren die beginnenden Geburtswehen, unter welchen das „lautere Wort“, das „reine Evangelium“, die Herstellung „des wahren Glaubens“ zu Straßburg in das Daseyn sich rangen. Der hohe Chor aber, um solchen Unfug darniederzuhalten, ertheilte

Zell die Weisung, über den Gegenstand seiner Predigten immer zuvor mit ihm übereinzukommen. Daß der „eifrige Diener des Worts“ ihrer nicht achtete, werden wir kaum beifügen müssen; gegentheils, als das Gedränge um ihn immer dichter wurde, und die Kirche von St. Laurenz dasselbe nicht mehr faßte, verlegte er, ohne deßhalb Jemand um Erlaubniß zu fragen, seine Predigtstätte geradezu in die Domkirche; war dieß doch nur ein Act der hergestellten evangelischen Freiheit. Hier nahm die Menge noch mehr zu, denn „ganz luter und rein“, sagt der Chronist, predigte er Gottes Wort, und erklärte: „wenn er aus diesem durch Jemand eines Irrthums könnte überführt werden, so wollte er sich lebendig verbrennen lassen.“

Da möchte wohl die Frage sich aufwerfen lassen: ob nicht aus dieser und so mancher ähnlichen Erscheinung ein dämonischer Zug hervortrete? Unter jenen, alles Maß bei Seite setzenden Anschwärzungen, unter der gesteigerten Wuth, mit der diese Leute wider Alles losbrachen, was bisher hoch und heilig geachtet worden, was ordnend durch das allgemeine, wie durch das besondere Leben sich geflochten, bei der brutalen Lust, womit die Menge so keckem Toben entgegenwieherte, war es nicht mehr die ruhige Besinnung, oder der überlegende Verstand, oder die ihrer selbst und eines höhern Zweckes bewußte Folgerichtigkeit, sondern eine berückende Macht, welche die Worte eingab, zum Handeln antrieb, und die freie Stellung zwischen Redenden und Hörenden dergestalt aufhob, daß eigentlich beide ihr gleichmäßig dienstbar wurden.

Dies zeigte sich kurz, nachdem Zell eigenmächtig die Kanzel der Domkirche als Tummelplatz seiner Ausfälle an sich gerissen. Um den Unfug zu hindern, ließ der hohe Chor dieselbe durch ein Schloß sperren. Aber die Tischler der nahen Kurbengasse wußten die Vorsichtsmaßregel zu vereiteln. Schnell fertigten sie eine hölzerne tragbare Kanzel, und so oft es den neuen Apostel gelüstete, sein Wort erschallen zu lassen, trugen sie dieselbe in die Kirche hinein und stellten sie zum Hohn an einen Pfeiler, der wahren Kanzel gegenüber, auf. Hatte ihr Mann seinem Geistestrieb Genüge gethan, so geleitete die Menge die Kanzel wieder hinaus. Jene Vorsichtsmaßregel diente daher nur zur Verschlimmerung des Uebels, so daß sie als nutzlos mußte aufgehoben werden.

Durch Zell's unerwartete Erfolge fanden auch Andere sich ermuthigt, die gleiche Bahn zu betreten. Welchen Antheil die Hinneigung zu so kühnen Lehren, welchen daneben die bereits gewonnene Zuversicht auf Straflosigkeit, welchen endlich das Verlangen, sich ebenfalls in die Gunst des Volkes zu setzen, hiebei möge gehabt haben, das läßt sich nicht untersuchen, noch weniger ermitmeln, daß es mitgewirkt habe, leichter in Abrede stellen, als urkundlich nachweisen. Die Zahl der von diesem Geist getriebenen Wortverkündiger wurde bald durch einige entsprungene Mönche vermehrt, unter denen der Dominicaner, Martin Bucer, in jeder Hinsicht der Bedeutendste war.

Bereits im Jahre 1522 hatte unter allen Städten, in welchen Hinneigung zu der bedenklichen Neuerung zum Vorschein kam, Straßburg so sehr sich bemerklich gemacht, daß Papst Hadrian VI. ein Schreiben an den dortigen Magistrat erließ, und seinen Nuntius zum Reichstag in Nürnberg beauftragte, persönlich dasselbe zu übergeben. Cheregati erschien in der Rathssitzung zu Straßburg und äußerte sein Erstaunen darüber, daß die verurtheilten Schriften Luthers dort freien Umlauf fänden, daß man ungescheut dem kirchlichen Ansehen Trotz biete. Der Rath konnte leicht ahnen, weßhalb der Nuntius gekommen sei, daher vorher schon zur Antwort sich rüsten. Sie lautete in verstellter Einfalt: „Wir sind schlichte Bürgersleute, wenig gelehrt, müssen es den Gelehrten überlassen, zu beurtheilen, was die heilige Schrift sage, was Ketzerei sei; von Dergleichen verstehen wir nichts, sind auch bis anhin bei unserer alten Religion verblieben. Klagen gegen die Geistlichkeit aber, wie diejenigen sie vorbringen, die man jetzt Ketzer nennt, haben wir wohl vor zwanzig Jahren, somit lange bevor es einen Luther gab, vernommen. Damals predigte unser ehrwürdiger Geiler in der Domkirche selbst gegen die Habsucht, die Lüderlichkeit und den abscheulichen Wandel der Priester, Mönche, Nonnen, selbst der Päpste, und oft pflegte er den Spruch anzuführen: einst waren die Kelche von Holz und die Priester von Gold, heutzutage ist's umgekehrt. Wie manche lange und nutzlose Unterredung hierüber hat er nicht mit dem vorigen und dem jetzigen Bischof und dem Rath gepflogen. Auch unser hochgelehrter Jakob Wimpfeling hat häufig mit uns von der unersättlichen Habgier der Geistlichkeit gesprochen, und selbst einen ununterbrochenen

Briefwechsel mit unserem allergnädigsten Kaiser Maximilian deßhalb geführt."

Cheregati hörte diese sonderbare Rechtfertigung mit aller Geduld an, bemerkte aber: „die Unsittlichkeit vieler deutscher Priester beweise nichts gegen die Lehre und den Glauben der Kirche; diesen aber, obgleich wir ihn durch Christus selbst empfangen hätten, wolle man jetzt umändern. Der Papst sei Willens, in einer deutschen Stadt ein Concilium zu versammeln, um Mißbräuche und Unordnungen abzustellen, nicht aber um Luthers Irrlehren zu prüfen, denn diese wären durch alle frühern Kirchenversammlungen längst verworfen. Ist das, was Ihr von Geiler vorbringt, wahr, so hat er seine Befugnisse überschritten, und sein Beispiel kann nicht als Beweis gelten. Ich fordere Euch daher Namens unseres heiligen Vaters auf, Euere Untergebenen, welche verurtheilte Bücher oder verderbliche Lehren verbreiten, ernstlich zu bestrafen." In weitere Erörterungen wollte der Legat sich nicht einlassen: „denn", sagte er, „nicht hiezu, sondern um Euch die Willensmeinung des Oberhauptes der Kirche kund zu thun, bin ich gekommen."

Hatte die Anwesenheit des Nuntius Zell einen Zaum angelegt, so brannte er vor Begierde, diesen alsbald mit Cheregatis Entfernung von sich zu werfen. Kaum als derselbe Straßburg verlassen hatte, trat er mit größerer Heftigkeit auf, als je zuvor; er beeiferte sich, seiner Verachtung gegen den Nuntius und denjenigen, in dessen Namen er gekommen war, freien Lauf zu lassen, und ja er nahm sogar den Stoff zu den wüthendsten Declamationen aus den eigenen Worten des Erstern. „Der Legat selbst, schrie er von der Kanzel schon am Tage seiner Abreise, der Legat selbst hat unsere Klagen gegen die deutsche Geistlichkeit begründet erfunden. Warum aber hat er diejenigen gegen den Papst und die italienische Geistlichkeit nicht ebenfalls anerkannt? Meint er etwa, wir wüßten nicht, wie es in Rom zugeht; wüßten nichts von der Ungebundenheit, der Habsucht dieser angeblichen Diener der Kirche? Glaubt er, uns wie eine Heerde Hornvieh behandeln zu können? Sollen wir mit offenen Augen blind bleiben und nicht sehen, wie die Kirchenwürden an Auswürflinge und gefräßige Wölfe gegeben werden. Wahrlich, Rom ist, wie es Tacitus in seinen Jahrbüchern beschreibt, die Stadt, in welcher alles Schlechte,

Niederträchtige, Verworfene sich sammelt, wo die widernatürlichsten Verbrechen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben." — Meint man hier nicht einen Pariser Volksredner der duftigsten Zeit wider Aristokraten und Oligarchen, oder einen rabiaten Communisten unserer Tage gegen allen und jeden Besitz wüthen zu hören.

Daß diese tagtäglichen Lästerungen andererseits bei dem in innerer Ueberzeugung, oder etwa auch nur aus äußeren Beweggründen der Kirche treu gebliebenen Geistlichen, in natürlicher und unvermeidlicher Gegenwirkung, Erwiderungen hervorriefen, ist leicht begreiflich. Jenen hatte der Magistrat mit der unerschütterlichsten Ruhe zugehört; sobald aber die Angegriffenen die Abwehr sich erlaubten, erging die Verordnung: sämmtliche Geistliche sollten das „Wort Gottes" (vergleiche das oben mitgetheilte Fragment aus einer Predigt Zells) verkünden, und „des Schreiens, Scheltens und Lästerns" sich entmüßigen. Natürlich konnten Zell und seine Genossen es nicht dulden, daß ihrem „Worte Gottes" so unleidlicher Zwang angelegt werde. Sie übergaben am Herbstquatember des Jahres 1523 dem Stadtrath eine Klage: „Wie gewisse Geistliche dem ergangenen Verbot zuwider, nicht abließen, sie der Ketzerei zu beschuldigen. Sie verlangten, ihren Gegnern öffentlich Rede zu stehen, und wären erbötig, ihre Habe, selbst das Leben einzusetzen, dafern ihnen könnte erweislich gemacht werden, daß ihre Lehre irgend etwas der heiligen Schrift Widersprechendes enthalte."

Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, wendete sich der Rath an den Bischof mit dem Vorschlag, derselbe möchte gemeinschaftlich mit ihm eine Commission zu diesem Zwecke niedersetzen allein in dem von vornherein gestellten Begehren: „Diejenigen welche zu der göttlichen Wahrheit sich gewendet hätten, müßten für alle Zukunft gegen die schreiende Anklage der Ketzerei gesichert bleiben", lag eine deutliche Hinweisung, wie seiner Erwartung gemäß, und um seiner Zustimmung sicher zu seyn, die Commission zu entscheiden habe. Wäre nicht das Begehren an sich schon gegen alle Vorschriften der Kirche in Widerspruch getreten, so hätte doch jene vorgreifliche Bedingung den Bischof veranlassen müssen, demselben nicht zu willfahren.

Standen die Neuerer und die Bekenner des bisherigen Glaubens jetzt schon als Parteien sich gegenüber, so wurde der Bruch wenn nicht sichtbarer, doch unheilbarer im Juni 1523, als Bucer

durch seine Heirath mit einer Nonne aus dem Kloster Landstuhl den Beweis gab, daß er durch nichts mehr, woran die Kirche seit Jahrhunderten gehalten, sich gebunden erachte, sondern in Lehre und Praxis ihr sich entgegenstelle. Am 9. November folgte ihm der Pfarrer von St. Thomas, Anton Firn. Als Zell bei dieser Gelegenheit eine anpreisende Predigt hielt, erschallten aus der Zuhörerschaft mit Donnerstimme die Worte: „Firn hat weislich gehandelt, Zell spricht vortrefflich, Gott gebe ihnen Wohlseyn durch zweitausend Jahre!“ Allgemeines Gemurmel drückte Beifall an dieser Unterbrechung aus, denen aber, welche bei der Handlung die vornehmsten Rollen durchführten, schwoll dabei der Muth. Niklaus Gerbel schrieb darüber einem Freund: „Firn hat eine gesunde, schmucke, ungemein schöne Dirne, mit der er schon seit Jahren hauste, jüngst geheirathet, die Papisten knirschen, die Christen jauchzen.“

Ein Schreiben des Bischofs an den Magistrat, er soll die verheiratheten Geistlichen ihm zuweisen, wurde keiner Antwort gewürdigt, so wenig als Firn die Absetzung von seiner Stelle durch das Capitel von St. Thomas achtete. Es handelte sich nicht mehr um Prüfung, Erhaltung oder Abänderung lange bestandener Vorschriften und Einrichtungen auf geordnetem Wege, sondern Jeder, welchem von denselben Etwas nicht zusagte, handelte nach vollem Gutdünken, als wären sie niemals vorhanden gewesen. So bald daher an Firn's Statt ein neuernannter Prediger auf der Kanzel erschien, stürmte Jener (im Bewußtseyn seiner evangelischen Freiheit) hinauf, faßte denselben beim Kragen, und zwang ihn hinabzusteigen. Bei erhobener Klage des Capitels wagte es der Stadtrath doch nicht, dessen Rechtsame unberücksichtigt zu lassen, aber eben so wenig den Volksmann in seine Schranken zu weisen, vielmehr bat er ihn, dem Frieden zu lieb und um Ruhestörung zu vermeiden, sein Predigen einzustellen. So haben wir unlängst in den öffentlichen Blättern gelesen, daß der Rath zu Zürch einen Menschen, der durch ein communistisches Blatt die Köpfe verwirrte, eingeladen habe, dasselbe nicht ferner erscheinen zu lassen. Firn jedoch erzeigte sich nicht so gefügig, wie dieser, vielmehr machte er dem Rath ernste Vorwürfe über Schwäche und Furchtsamkeit, in welcher er „pflichtvergessen dulde, daß ein Diener der Wahrheit und des heiligen Evangeliums mit Schmach be-

laden werde." Das that vollkommene Wirkung; die Mehrzahl des Raths erklärte sich für Firn; der Handel blieb unausgetragen, und Jener fuhr fort zu predigen und für seine Wahrheit zu entflammen.

Der Bischof machte dem Rath neuerdings bemerklich: wegen seiner ärgerlichen Aufführung mit einer Nonne habe der Erzbischof von Trier über Bucer den Bann gesprochen; der Rath werde doch die Unsittlichkeit nicht in Schutz nehmen und verlangen wollen, daß des Spruches nicht Acht getragen werde. Statt zu entsprechen, theilte der Rath Bucern die Zuschrift mit und verlangte selbst, daß er sich unter seinen Schutz stelle. Dieser entsprach mit größter Bereitwilligkeit, erklärte anbei, er habe nur befolgt, was im Wort Gottes ohne Ausnahme gestattet sei. Diese Schrift ließ der Rath dem Bischof als Antwort zufertigen, mit dem Beisatz: „er würde wider seine vornehmste Pflicht handeln, wenn er dem Sohn eines Bürgers seinen Beistand versagen oder zugeben wollte, daß demselben Gewalt geschähe." Um dann recht einleuchtend darzuthun, daß er dem Bischof nichts nachfrage, begann Bucer erst im Zell's Hause, hierauf in der Domkirche zu predigen, und bei dem Zulaufe des Volkes des Widerspruches der Geistlichen zu lachen. Der hohe Chor ließ zwar abermals die Kanzel schließen, doch abermals waren die Tischler der Kurbengasse mit ihrer Aushülfe zur Hand.

Indeß ein paar andere abtrünnige Mönche dem gegebenen Beispiel nachahmten, stachelten sich Bucer und Zell wechselsweise in ihrem Toben gegen die Kirche. „Die Priester" brüllte Ersterer eines Tages von seiner Kanzel, „denken auf nichts, als wie sie fressen und saufen mögen; sie berücken ehrbarer Bürger Frauen und Töchter, um sie öffentlich zu ihren Huren zu machen; sie wissen nichts von Gottesfurcht; während Messe gelesen wird, schlafen die Einen, die Andern lungern in der Kirche herum, und wandeln in Kreuz und Quer durch dieselbe; die Domherrn sind noch schlimmer; ihrer maßlosen Habgier und ihrer tollen Verschwendung würde der Besitz der ganzen Welt nicht genügen." Es ist dann später nicht ermangelt worden, für dergleichen Ausfälle wilder Parteiwuth geschichtliche Glaubwürdigkeit in Anspruch zu nehmen, und sie als vollgültige Zeugnisse über die damaligen heillosen Zustände aufzurufen.

Daß der Rath den Predigern Angriffe und Persönlichkeiten untersagte, haben wir erwähnt. Dabei verblieb es aber, besonders in denjenigen Fällen, in welchen das Verbot gegen die Neuerer sollte geltend gemacht werden. Es hatte für Zell keine Bedeutung, daß ihn der Bischof vor sein Gericht lud, und in vierundzwanzig Sätzen ihm nachgewiesen wurde, wie er wider die kirchlichen Lehren Irrthümer, wider die Aussprüche des Oberhauptes der Kirche Verachtung, wider die Person desselben Schmähung sich erlaube. Er selbst fand sich dadurch nicht im mindesten berührt, sondern verstärkte Irrthümer, Verachtung und Schmähungen in einer sogenannten Schutzrede, die er sowohl dem Bischof, als dem Rath zusandte, und worin er das Würzigste aus seinen Predigten noch beißender machte. Auch daß der hohe Chor ihm Kapelle und Pfarrei entzog, fruchtete nicht, denn sein Nachfolger übertraf ihn noch an Ungestüm und Zorneswuth. Dafür ward er auch der Erbe der Pöbelgunst, die er vorher schon durch freche Wagestücke, wie z. B. auf dem Geländer der Platteforme des Münsterthurmes herumzuwandeln, und von dieser schwindlichen Höhe auf die Leute in den Fronhof hinabzuschauen, sich erworben.

Nach seiner Absetzung fuhr Zell fort, in dem eigenen Hause zu predigen, wozu nicht allein Bürger, sondern selbst Magistratspersonen sich einfanden. Bucer fand es aber für „Verbreitung des Lichts und der Wahrheit" nachtheilig, daß derselbe dem Verbot des Bischofs Folge leiste, und bewog ihn, ohne weiters in der Domkirche aufzutreten. Und wieder standen die Tischler in der Kurbengasse zur Aushülfe bereit. Während er so mit Bucer und Köpflin wetteiferte, folgte er am 1. December Firn's Beispiel, und heirathete eine gewisse Katharina Schütz. Luther, der seine Augen überall hin gewendet hatte, wo Vorgänge in seinem Sinne wahrzunehmen waren, beglückwünschte diese Heirath in einem noch vorhandenen Brief an die Schütz, an dessen Schluß es heißt: „bete für mich." Die Kritiker jener Zeit säumten nicht, die Bemerkung zu machen, wie sonderbar es sei, daß eben dieser Luther, welcher gegen die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen bei jeder Gelegenheit so gewaltig fulminire, nun die Fürbitte dieser Katharina in Anspruch nehme.

Der Sieg der Neuerung war innerlich entschieden; bald sollte durch jede Art von Gewaltthätigkeiten, welche man sich gegen die

Bekenner des alten Glaubens, und vornemlich gegen die geistlichen Personen desselben erlaubte, der Triumph folgen. Mit dem Jahreswechsel pflegte sich die Wahl der alten Magistratspersonen zu verbinden. Dießmal fiel dieselbe ausschließlich auf Solche, die als Gönner der kirchlichen Umwälzung bekannt waren. Besonders hatte sich Eginolf Röderer durch wilden Haß gegen die Geistlichkeit und durch regelmäßigen Besuch von Zell's und Firn's Predigten zu der ansehnlichen Stelle eines Stättenmeisters empfohlen.

Bald nach dem Wahltag machte die Sache der Neuerung einen bedeutenden Schritt vorwärts zu entschiedener Losreißung von der Kirche. Der Bischof hatte die verheiratheten Priester auf den 20. Januar 1524 vor sich nach Zabern geladen, um über ihre Widersetzlichkeit gegen die Kirche, die heiligen Väter, den Papst, den Kaiser und das Reich Rede zu stehen. Entschlossen, der kirchlichen Autorität in allen Stücken und aus jeder Veranlassung Trotz zu bieten, fühlten sie die dringliche Nothwendigkeit, unter den Schutz eines Andern sich zu flüchten. So verfaßten sie ein Bittschreiben an den Rath, worin sie, unter Bezeugung der tiefsten Ehrfurcht, erklärten: daß sie ihn nur als ihren einzigen rechtmäßigen Obern erkennten, ihm sich ganz zur Verfügung stellten, seinem Urtheil sich unbedingt unterwürfen, ja selbst dann, wenn er finden sollte, daß sie den Tod verdient hätten. — Wenn aber irgend Etwas in dem ferne stehenden Beobachter Ekel erregen muß, so sind es dergleichen Phrasen, deren Würdigung in Gemäßheit der obwaltenden Umstände ihm unmöglich entgehen kann.

Dieser Schritt selbst aber hatte eine höchst gewichtige, in ferne Zeiten hinabreichende Bedeutung. Mit demselben übertrugen eidbrüchige Priester und ausgesprungene Mönche im Augenblicke persönlicher Noth die bischöfliche Gewalt auf den Rath, und dieser erhob nicht das mindeste Bedenken, eine Befugniß, die von solcher Seite ihm zugesprochen wurde, in ihrem weitesten Umfange anzunehmen, und sofort in einer Weise in Ausübung zu bringen, welche bald nachher die Mandatare selbst in jeweilige Verlegenheit setzen konnte. Wir werden bald sehen, wie die „schlichten, wenig gelehrten Bürgersleute, welche von Theologie nichts wußten“, fortan als ungezweifelt mit bischöflicher Machtvollkommenheit und geistlicher Einsicht ausgestattet, sich gebahrten.

Die erste Ausübung des übertragenen Rechts erfolgte aller-

dings zu Gunsten der Mandatare, indem der Rath dem Bischof erwiedern ließ: demselben stehe das Recht nicht zu, Jemand vor Gericht außerhalb der Stadt zu fordern; womit zugleich die geistlichen Angelegenheiten auf gleiche Linie mit den weltlichen gestellt wurden. Daß der bischöfliche Sprengel ein geschlossenes Ganzes bilde, und jeder Ort in demselben, an welchem der Bischof sich befinde, zur Beurtheilung geistlicher Angelegenheit die vollkommen gültige Stätte sei, das durfte natürlich nicht in Betracht kommen. Mit dieser Abfertigung aber begnügte sich der Rath nicht, sondern um in der so eben gewonnenen Rüstung zu stolziren, stellte er sich dem Bischof allermindestens gleich, denn er schrieb ihm: „Wollt ihr aber bessern, so macht den Anfang mit Eurer eigenen Geistlichkeit, dann erst mögt Ihr gegen die Genannten einschreiten." Um dann sich und seine Schützlinge noch sicherer zu stellen, nahm der Rath die Beklagten in das Bürgerrecht auf, und stellte dieses somit höher, als den Sprengelverband, und die geistliche Unterordnung zerriß dieselbe völlig. Dieser erste Schritt ermuthigte zu dem zweiten: auch von den übrigen Geistlichen (mit Ausnahme der Mönche) einen Eid der Treue gegen den Rath zu fordern. Wohin dieses am Ende führen könnte, war bei der Stimmung des Magistrats leicht vorauszusehen, daher die Geistlichkeit laut gegen eine so beschwerende Zumuthung, als gegen Etwas, was gegen ihre Ehre, ihrer Pflicht und der geistlichen Autorität zuwider liefe, sich sträubte. So versunken müssen demnach Männer nicht gewesen seyn, welche einen dargebotenen bequemen Schild gegen jedes Vergehen von der Hand weisen, und ihre Unterordnung unter höheres Ansehen nicht an freudig eingeräumte Ungebundenheit vertauschen wollten.

Daß der Rath die Neuerer gegen den Bischof in seinen Schutz genommen hatte, war des Gegendienstes, dessen Begehren an die berufstreuen Geistlichen anzupreisen, wohl werth. Köpflin ließ es sich angelegen seyn, in einer kleinen Schrift zu beweisen, daß: wenn es des Christen Pflicht sei: einer schlechten Obrigkeit zu gehorchen, wie vielmehr einer guten? d. h. einer solchen, die den Abfall von der Kirche begünstige. Wirklich hatte das Auftreten des Raths gegen den Bischof die Folge, daß Priester und Mönche verschiedener Orden sich verheiratheten. Damals war es, als der kaustische Murner in einem Spottgedichte auf diese Hochzeiten

sagte: er hoffe, Luther werde, um die Lehre mit dem Beispiel zu verbinden, jetzt ebenfalls heirathen, und sogleich eine Tochter zeugen, die dann er (Murner) ihm „abbuhlen“ wolle. Murner ließ diese Schrift in der Druckerei des Franciskaner-Klosters drucken, und da dieses die zweite Klosterdruckerei ist, der wir in Straßburg begegnen, werden wir zu der Vermuthung veranlaßt, daß durchweg so stockdumm, unwissend und Feinde aller literarischen Beschäftigung, wie uns gewöhnlich gesagt werden will, die Mönche doch nicht gewesen seyn dürften, da sie die neue Erfindung, die mit der menschlichen Geistesthätigkeit in so engen Zusammenhang getreten ist, in ihre Mauern aufnahmen.

Hatte sich der wider die Kirche angefachte Groll bisher auf Gesinnungen und Worte beschränkt, so sollte er nun auch in Thätigkeit übergehen. Veranlassung zu der allerersten war Folgendes: Ein Bürger wollte eine Pflichtigkeit gegen das Dominikanerkloster ablösen. Da die Mönche zu seinem Angebot sich nicht verstehen konnten, und der Bürger grob und unverschämt wurde, ließ einer derselben sich hinreißen, ihm einen Streich zu versetzen. Brüllend stürzte der Geschlagene zum Kloster hinaus und rief um Hülfe. In wenigen Minuten rückte ein Haufe von zweihundert, mit Spießen und Stöcken bewaffnet, gegen das Kloster heran, um in dasselbe hineinzubrechen. Nur mit großer Mühe gelang es dem Ammeister Mieg zum Abzug zu bewegen.

Das war bloß das Vorspiel zu ähnlichen Auftritten. Am 13. Februar 1524 des Abends predigte Bucer in der Domkirche (wozu er kein Recht hatte) vor zahlreicher Versammlung. Es war eben Zeit des Complet. Mehrere Priester und Franciskaner traten in den Chor, und in eben dem Augenblick, in welchem die Zuhörer den Verwünschungen, die er gewöhnlich gegen die Bekenner der Kirche ausstieß, am aufmerksamsten lauschten, begannen jene ihren Gesang, und zwar mit verdoppelter Anstrengung, so daß sie der Prediger nicht zu überschreien vermochte. Ueber diese Unterbrechung in seiner andächtigen Gottseligkeit gerieth einer der Kurbengäßler dergestalt in Wuth, daß er in den Chor hinaufrief: sie möchten mit ihrem stiermäßigen und eselhaften Brüllen Andere im Anhören „des reinen Gotteswortes“ nicht stören. Als Antwort schleuderte ihm ein Franciskaner einen beweglichen Sitz an den Kopf. Kaum als der Getroffene blutend zur Kirche hinausrannte, hatten sich fünfhundert bewaffnete Bürger auf dem Fronhof versammelt, um an den „Pfaffen“ Rache zu nehmen. Schon liefen sie gegen das Chorgitter an, schon flogen Stühle und Bänke als Wurfwaffen in der Kirche herum, als glücklicherweise Mieg abermals herbeikam, und die Menge endlich beschwichtigen konnte.

(Fortsetzung folgt.)











